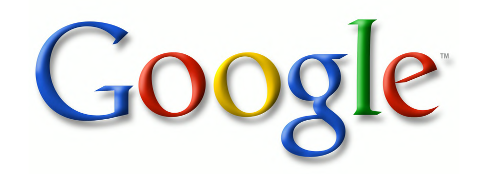
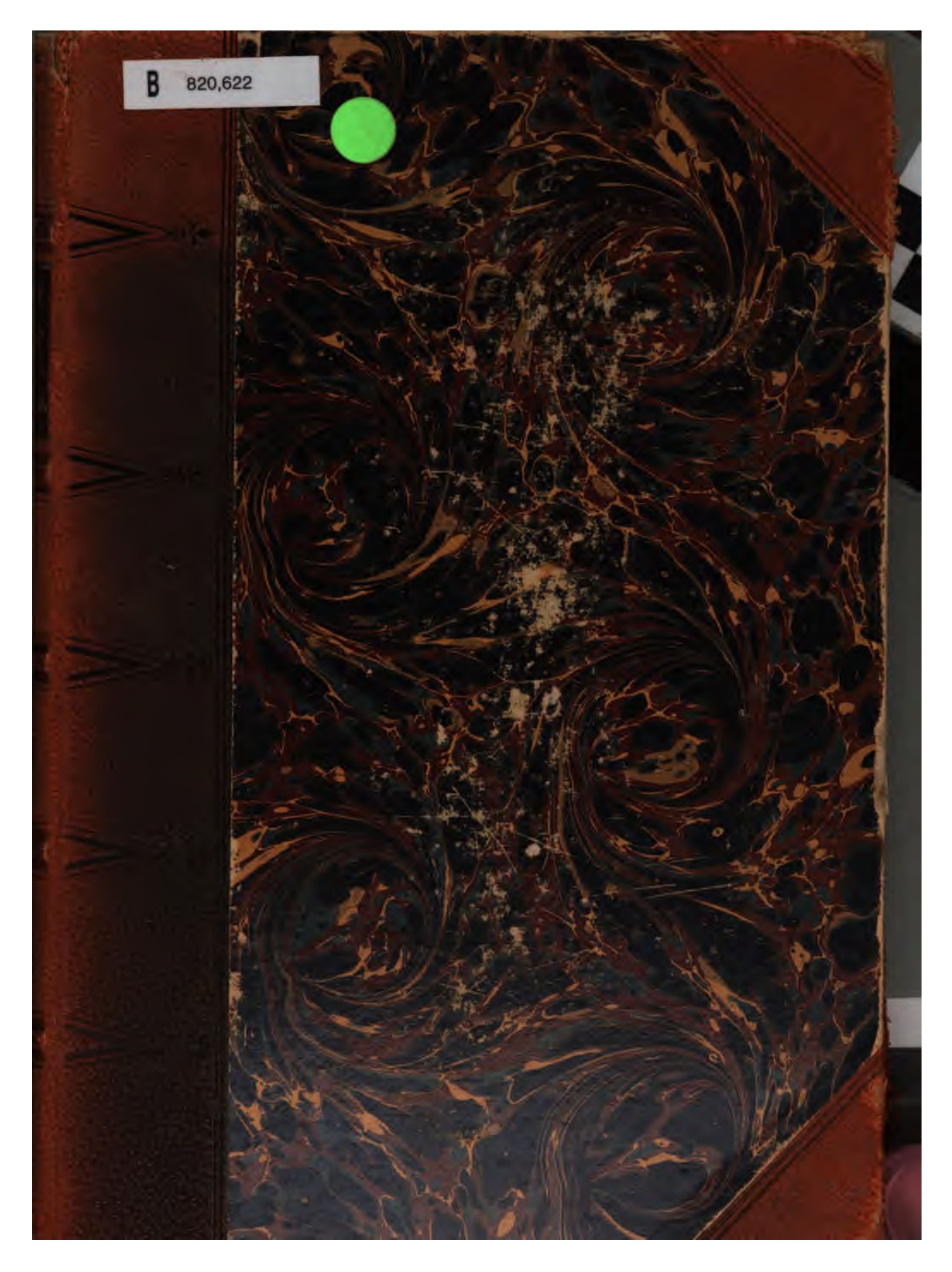
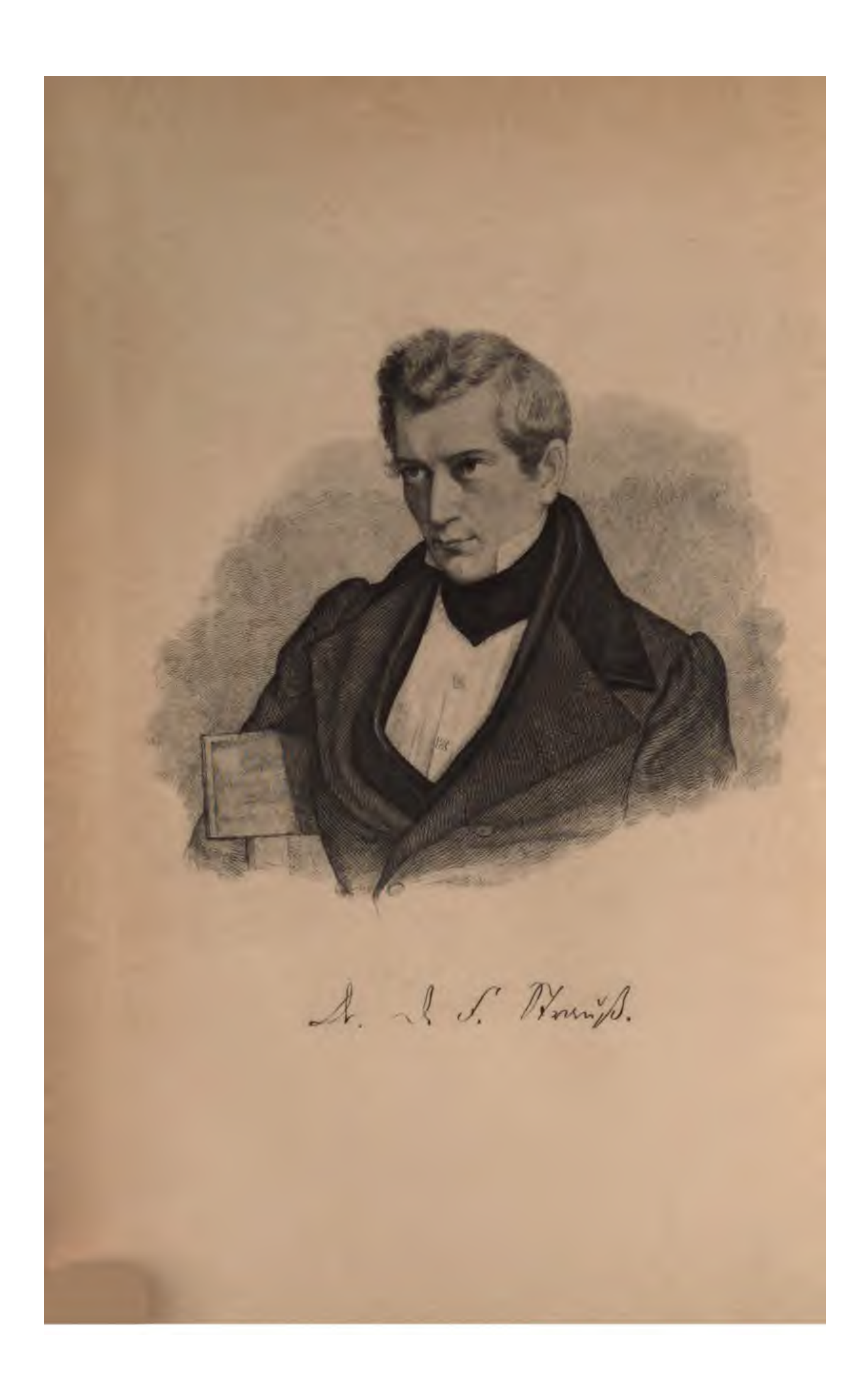





B 820,622





Ausgewählte Briefe

von

David Friedrich Strauß.

Herausgegeben und erläutert

von

Eduard Zeller.



Mit einem Porträt in Lichtdruck.

Bonn.
Verlag von Emil Strauß.
1895.

Vorwort.

Briefe sind ihrer Natur nach nicht für die Oeffentlichkeit, sondern nur für diejenigen bestimmt, an die sie gerichtet sind: Schriftstücke, die mit der Absicht ihrer späteren oder sofortigen Veröffentlichung verfaßt werden, sind auch dann, wenn sie die Form von Briefen haben, doch der Sache nach keine; wirkliche Briefe sind nur diejenigen, deren Abzweckung in der Mittheilung der Verfasser an die Empfänger aufgeht. Werden daher solche nach dem Tode, oder ausnahmsweise auch noch bei Lebzeiten ihrer Verfasser der Oeffentlichkeit übergeben, so ist dieß immer eine Ueberschreitung der Absicht, aus der sie hervorgegangen sind; und diese Ueberschreitung ist nur dann berechtigt, wenn es besondere Gründe als wünschenswerth erscheinen lassen, das, was nur Einem oder Wenigen vor Augen kommen sollte, zum Gemeingut für weitere Kreise zu machen. Wenn einem Briefe das Bedeutende seines Inhalts oder die Schönheit und Anmuth seiner Form einen selbständigen litterarischen Werth verleiht; wenn er uns über den Lebensgang, die geistige Entwicklung, die Denk- und Empfindungsweise einer merkwürdigen, vielleicht hervorragenden Persönlichkeit Aufschluß gibt; wenn er unsere Kenntniß der Zeit, in der er entstanden ist, berichtigt oder vervollständigt; wenn er mit einem Wort ein allgemeineres, über die persönlichen Beziehungen, aus denen er zunächst hervorgegangen ist, hinausgehendes Interesse hat, so verdient er auch jedem zugänglich gemacht zu werden, welcher sich an ihm zu erfreuen oder durch ihn belehren zu lassen geneigt ist.

Alle diese Vorzüge in D. F. Strauß' Briefen vereinigt zu finden, mußte jeder zum voraus erwarten, der ihn in seinen Schriften

als den geistvollen, vielseitig gebildeten, ebenso feinfühligen als scharf denkenden Mann, als den kühnen, epochemachenden Kritiker, als den Meister in der Kunst anziehender und lichtvoller Darstellung bewundern gelernt hatte. Die eigene Kenntniß derselben stellte für uns vollends ihre Druckwürdigkeit außer Zweifel. Schwieriger war es, sich darüber zu entscheiden, was und wie viel von ihnen veröffentlicht werden solle. Die Briefe und Briefauszüge, welche in dem vorliegenden Bande zusammengefaßt sind, stellen nicht den vierten Theil des Materials dar, welches uns zu Gebote stand, und welches sich theils aus ungedruckten Quellen, theils auch aus einzelnen Publikationen, die ohne Vorwissen der Straußischen Erben erfolgt waren, noch erheblich hätte vermehren lassen. War nun ein Abdruck dieser ganzen Schriftenmasse schon durch ihren Umfang ausgeschlossen, so konnten für die hiernach vorzunehmende Auswahl einzelner Stücke nur die gleichen Gesichtspunkte maßgebend sein, wie für die Frage, ob die gegenwärtige Veröffentlichung überhaupt stattfinden solle. Das Interesse einer Briefsammlung, wie die vorliegende, ist zunächst ein biographisches: sie gibt uns das unmittelbarste, und wenn die Briefe von einem so wahrheitsliebenden und über sich selbst so klaren Manne, wie Strauß, herrühren, das treueste Bild von dem Leben ihres Verfassers, und sie leistet dieß in unserem Fall mehr noch für den innern als für den äußern Verlauf dieses Lebens. Unsere Sammlung erfreut uns ferner durch einen Reichthum von Gedanken und Bemerkungen, welche bald den Schriften des Briefstellers zur Erläuterung und Ergänzung dienen, bald auf weitere, in diesen nicht besprochene Gegenstände sich beziehen. Sie erfreut uns aber auch durch die ungemeine Leichtigkeit, Ungezwungenheit und Anmuth, mit der Strauß, als geborener Stilist, die Form der brieflichen Darstellung handhabt, und uns in jeder rasch hingeworfenen Zeile die Hand des Meisters erkennen läßt; und nicht minder durch jenes liebevolle und sinnige Eingehen in das scheinbar Kleine, worin der Dichter in ihm sich nicht weniger bethätigt als in den Gedichten, die er auch in seine Briefe nicht selten eingestreut hat. Ein eigenthümliches Interesse gewinnen endlich diese Briefe dadurch, daß sie während des ganzen Zeitraums, über den sie sich erstrecken, die litterarischen, künstlerischen, politischen Erscheinungen, welche die Aufmerksamkeit ihres Verfassers auf sich ziehen, bald in größerem, bald in ge-

ringerem Umfang mit Bemerkungen und Urtheilen begleiten, von denen es sich auch heute noch verlohnt Kenntniß zu nehmen. Je erheblicher der Beitrag erschien, den uns ein Brief oder eine Briefstelle nach der einen oder der anderen Seite hin für die Ausführung des Gesammtbildes versprach, auf das es bei einer Sammlung wie die unsrige, abgesehen sein muß, um so mehr mußten sie sich uns zur Aufnahme empfehlen.

Eine Schranke war hiebei freilich nicht unbeachtet zu lassen. Es wäre nicht im Sinn unseres Freundes gewesen, wenn wir in seinen Briefen die Spuren der inneren Kämpfe, unter denen die Entwicklung seines Geistes und Charakters sich vollzog, hätten verwischen, wenn wir alle Annahmen, welche sich nicht bestätigt haben, alle Aeußerungen, welche Anstoß geben, alle Urtheile, welche verletzen könnten, hätten unterdrücken wollen. Er hat sich immer zu dem Wahlspruch seines Lieblingsdichters bekannt: „Sagt, ich sei ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein.“ Er hat auch für sich selbst jede Schönfärberei abgelehnt, und was er in Betreff seiner Gedichte verordnet, das wird auch für seine Briefe gelten: „Aber meine Menschenschwächen — Suchet ja nicht zu verstecken: — Auch im Grabe noch will euer — Alter Freund kein Heuchler sein.“ Zu dem Lebensbilde, das sich in unseren Briefen entrollt, gehören mit den äußeren Kämpfen auch die inneren Hemmungen, Störungen und Schwankungen, durch welche dieses Leben sich hindurcharbeiten mußte; zu dem Bilde der Zeit, welche sich in den Aeußerungen des Briefstellers unter individueller Beleuchtung abspiegelt, gehören auch die Stimmungen, die Erwartungen, die Befürchtungen, und die Hoffnungen, die er ausspricht oder über die er berichtet; zur Geschichte einer wissenschaftlichen oder künstlerischen Erscheinung gehört auch der Eindruck, den sie auf bedeutende und urtheilsfähige Zeitgenossen gemacht hat. Nichts, was in einer von diesen Beziehungen unsere Kenntniß des geschichtlichen Thatbestandes zu bereichern geeignet ist, soll der Oeffentlichkeit vorenthalten bleiben. Aber wenn es sich um Menschen und um die Erlebnisse von Menschen handelt, die erst theilweise der Vergangenheit angehören, die nicht blos in ihren Werken und Leistungen, sondern bis zu einem gewissen Grade noch persönlich, in ihren Freunden und Angehörigen fortleben, so ist man ihnen auch noch einen Theil der Rücksicht schuldig, welche man sich den Lebenden gegenüber zur

Pflicht machen würde. Nicht alles, was Jemand einem Freunde über sich selbst mittheilt oder über Andere gegen ihn äußert, ist für die Oeffentlichkeit geeignet, so lange noch Leute da sind, die dem einen oder dem andern persönlich nahe standen. Mit seiner öffentlichen Thätigkeit und mit den Werken, welche er selbst der Oeffentlichkeit übergeben hat, stellt sich Jeder schon bei seinen Lebzeiten der Kritik zur freien Erörterung; was sich dagegen während seines Lebens der öffentlichen Besprechung entzieht, gehört ihr auch nach seinem Tode erst dann unbedingt an, wenn er dem Kreise der Lebenden vollständig entrückt und in das Schattenreich der Geschichte eingegangen ist. Wer daher die Briefe eines Verstorbenen herausgibt, der wird sich immer die Frage vorlegen müssen, ob das, was er veröffentlicht, wenn es auch an sich hiefür geeignet sein mag, dieß auch in dem gegebenen Zeitpunkt und unter den gegebenen Verhältnissen sei, und es wird dadurch denen, welche aus einer Masse von Briefen eine Auswahl für den Druck veranstalten sollen, ihre Aufgabe noch erheblich erschwert. Wir haben uns bemüht, derselben nach Kräften gerecht zu werden; über das Einzelne wird man freilich immer verschiedener Meinung sein können, und es wird sich nicht vermeiden lassen, daß vielleicht einmal dasselbe dem Einen zu viel ist und dem Andern zu wenig.

Eines aber möchten wir bei dieser Gelegenheit der Beachtung unserer Leser empfehlen. Vertrauliche Briefe, wie die hier mitgetheilten, sind ebenso, wie das persönliche Gespräch, dessen Stelle sie vertreten, ein Ausdruck derjenigen Gedanken, Empfindungen, Pläne, Hoffnungen und Befürchtungen, welche den Schreibenden zur Zeit des Schreibens, unter dem Einfluß bestimmter Verhältnisse, Erfahrungen und Stimmungen bewegen: Augenblicksbilder, bei denen immer erst untersucht werden muß, was an ihnen die bleibenden Grundzüge des Originals wiedergibt, was nur dem jeweiligen Moment angehört. Dieß darf man nie vergessen, wenn man briefliche Aeußerungen, mögen sie nun den Schreibenden selbst oder Andere angehen, richtig auffassen und würdigen will. Den klaren und scharf ausgeprägten Gedanken gehen in der Regel als ihre Keime unfertige Versuche voran, den klaren und dauernden Gefühlen unbestimmte, der Läuterung und Fixirung bedürftige Empfindungen, den festen Entschlüssen schwankende und wechselnde Pläne; und je länger diese inneren Vorgänge dauern, um so leichter werden

sie auch in der brieflichen Zwiesprache mit Freunden zum Ausdruck kommen. Es hat einen eigenthümlichen Reiz, das innere Leben bedeutender Menschen und die einzelnen Phasen desselben an der Hand solcher Selbstzeugnisse zu beobachten, das, was uns in ihrem Wirken und ihren Werken als reife Frucht vorliegt, durch sein Werden und Wachsen zu verfolgen. Nur darf man das eine nicht mit dem andern verwechseln und nicht erwarten, das, was sich erst im Laufe der Zeit und durch anhaltende innere Arbeit herausbilden konnte, von Anfang an fertig zu finden.

Die Briefe, welche für die vorliegende Sammlung benützt wurden, befanden sich theils schon seit längerer Zeit im Besitze von D. F. Strauß' Sohn, theils wurden sie uns von ihren Besitzern mit einer Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt, für die wir denselben unsern lebhaftesten Dank öffentlich auszusprechen uns gedrungen fühlen. Als ich es auf den Wunsch von Strauß' Tochter und Sohn übernahm, einen Theil dieses Materials herauszugeben, konnte ich dieß nur im Vertrauen auf die Unterstützung thun, die mir der letztere hiefür in Aussicht stellte; und so hat er mir denn auch wirklich bei der Sichtung der Briefe, der Sammlung der Notizen, deren ich für die Anmerkungen bedurfte, bei der Correctur, und durch die Anfertigung des Personenverzeichnisses am Schlusse des Bandes eine so werthvolle Hülfe geleistet, daß die Arbeit der Herausgabe fast zu gleichen Theilen von uns beiden getragen wurde. Die Einleitungen, durch welche die Briefe in den Lebensgang ihres Verfassers eingereiht werden, und die Anmerkungen, die ihrem Texte beigefügt sind, rühren von mir her. Mit beiden glaubte ich mich auf das nöthigste beschränken zu sollen; zu diesem rechnete ich aber, die Anmerkungen betreffend, — in der Hoffnung, daß diese Briefe nicht blos Leser sondern auch Leserinnen finden werden — unter anderem die Uebersetzung der lateinischen und griechischen Reminiscenzen, die Strauß in Briefen an klassisch gebildete Freunde anzubringen liebte. Die Nachweisungen über die in den Briefen erwähnten, nicht allgemein bekannten Personen, Journalartikel und Schriften hätte ich theils zur Erläuterung des Textes, theils den Lesern zu liebe, die sich für solche Dinge interessiren, gerne noch vollständiger gegeben; ich war aber dazu leider nicht immer im Stande, meine Erkundigungen bei Andern führten nur theilweise zum Ziele,

und allzulange durften sie sich auch nicht hinziehen, um den Druck nicht aufzuhalten. Notizen, welche den von mir beigebrachten zur Ergänzung oder zur Berichtigung dienen, würde ich dankbar in Empfang nehmen.

Stuttgart, 2. November 1895.

E. Zeller.

Verzeichniß der Personen,
an welche die in dieser Sammlung enthaltenen Briefe gerichtet sind.

Baur, Ferdinand Christian, 1792—1860; 1817 Professor an dem evangelischen Seminar in Blaubeuren, seit 1826 Professor der Theologie in Tübingen, und in beiden Stellungen derjenige von Strauß' Lehrern, welcher auf seine wissenschaftliche Entwicklung den größten Einfluß hatte. (Vgl. Strauß Märklin, Ges. Schr. X, 189 ff. 208. 211 ff.) Brief 9.

Fischer, Kuno; geb. 1824; 1850 Privatdocent der Philosophie in Heidelberg; 1853 in Folge theologischer Denunciation removirt; 1856 Professor in Jena; 1872 Professor in Heidelberg. (Vgl. Strauß Ges. Schr. I, 32 und Brief 317. 339.) Brief 332. 341. 353. 359. 371. 382. 385. 390. 392. 400. 401. 409. 424. 426. 435. 442. 463. 481. 488. 525. 531. 555. 559. 566. 580. 595. 605.

Gervinus, Georg, 1805—1871; seit 1830 Privatdocent der Geschichte in Heidelberg; 1836 Professor in Göttingen; 1837 als einer der Göttinger Sieben abgesetzt; seit 1840 wieder in Heidelberg, wo er 1844 Honorarprofessor wurde, aber nur bis 1848 gelesen hat. (Ueber sein Verhältniß zu Strauß vgl. auch Strauß Ges. Schr. I, 32 f.) Brief 393. 415. 419. 436. 439.

Häckel, Ernst, geb. 1834, Professor in Jena seit 1862. Brief 577.

Käferle, Christian, 1805 in Ludwigsburg geboren, 1835 Pfarrer in Perouse, 1844 in Dobel, 1864 in Mössingen, 1875 pensionirt, 1885 gestorben, war mit Strauß schon von der Schule und der Universität her befreundet. (Näheres über ihn Brief 102. 285.) Brief 6. 127. 141. 202. 222. 230. 244. 266. 285. 325. 329. 363. 411. 433. 444. 465. 472. 503. 509. 545. 554. 560.

Kauffmann, E. F., 1803 in Ludwigsburg geboren, wurde 1827 in seiner Vaterstadt, 1842 in Heilbronn als Reallehrer angestellt, 1852 Gymnasialprofessor in Stuttgart. Er starb 1856. (Ueber ihn und sein Verhältniß zu Strauß handelt Brief 328.) Brief 59. 72. 99. 235. 242. 249. 254. 263. 267. 272. 297. 299. 300. 316.

Märklin, Christian, 1807 geboren, lebte mit Strauß 1821—1825 in dem Seminar in Blaubeuren, 1825—1830 im Stift in Tübingen zusammen, war hier 1833 f. sein College als Repetent, wurde 1834 Diakonus in Calw, 1840 Professor am Gymnasium in Heilbronn, und starb 1849. (Vgl.

Strauß, Christian Märklin Ges. Schr. X, 175—359.) Brief 1. 2. 3. 4. 5. 44. 46. 50. 62. 66. 69. 96. 103. 110. 117. 171. 173. 208. 210. 214. 215. 217. 219. 220. 221. 223. 229.

Meyer, Julius, 1830 in Aachen geboren, lebte einige Jahre mit Strauß in Heidelberg, gieng 1858 nach München, wo ihn die Redaktion des Künstlerlexikons und andere kunstgeschichtliche Arbeiten beschäftigten, war 1873 bis 1890 Direktor der Gemäldegallerie des Berliner Museums, und starb 1893 in München. Brief 397. 407. 413. 417. 427. 432. 440. 441. 446. 450. 451. 455. 469. 477. 482. 502. 534. 535. 537. 571. 574. 607.

Rapp, Ernst, geb. 1806, studirte in Tübingen als Zögling des theologischen Seminars 1824—1829, wurde 1835 Pfarrer in Enslingen, 1853 in Untermünkheim (beide Dekanats Hall), 1860 in Schömberg, Dek. Freudenstadt; seit 1867 als Pensionär in Stuttgart starb er hier 1879. (Weiteres Brief 326.) Brief 8. 10. 14. 15. 17. 18. 20. 22. 24. 25. 26. 27. 28. 30. 32. 34. 35. 36. 38. 41. 43. 45. 47. 55. 58. 65. 67. 68. 70. 71. 73. 74. 75 76. 81. 82. 83. 84. 87. 90. 91. 92. 93. 95. 100. 102. 106. 108. 111. 112. 115. 116. 119. 122. 125. 126. 128. 130. 133. 135. 137. 138. 140. 142. 143. 144. 146. 149. 150. 153. 156. 163. 181. 187. 188. 191. 193. 196. 197. 200. 206. 209. 210. 212. 216. 218. 225. 228. 233. 234. 236. 240. 252. 257. 281. 284. 286. 287. 290. 291. 293. 294. 296. 298. 301. 303. 304. 309. 311. 314. 318. 321. 322. 324. 326. 327. 328. 330. 331. 333. 334. 336. 337. 338. 339. 342. 345. 347. 348. 350. 352. 354. 356. 361. 364. 368. 369. 370. 372. 373. 375. 376. 379. 381. 386. 387. 388. 389. 391. 396. 399. 402. 403. 406. 408. 410. 421. 422. 423. 425. 428. 429. 431. 434. 437. 447. 462. 466. 468. 480. 484. 485. 490. 491. 495. 496. 498. 499. 500. 501. 504. 505. 506. 508. 510. 512. 513. 514. 515. 517. 520. 521. 522. 523. 524. 526. 527. 532. 540. 544. 546. 548. 550. 551. 552. 557. 558. 561. 562. 563. 564. 565. 567. 568. 569. 570. 572. 573. 575. 576. 578. 579. 582. 583. 584. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 593. 594. 596. 597. 598. 599. 600. 602. 603. 604. 606. 608.

Schöll, Adolf, württembergischen Eltern 1805 in Brünn geboren, begann seine Studien 1823—1826 in Tübingen, habilitirte sich 1833 in Berlin für Philologie und Archäologie, wurde 1842 a. o. Professor in Halle, 1843 Direktor der Kunstsammlungen in Weimar, 1861 ebendaselbst Bibliothekar und starb 1882. Brief 213. 245. 246. 250. 367. 448. 453.

Sigel, Emilie, geb. 1808 in Freudenstadt, lebte in der Folge in Stuttgart, wo sie 1861 gestorben ist. Sie ist die Freundin, deren Erinnerungen an Möhler Strauß seinen Kleinen Schriften (Ges. Schr. II, 219 ff.) einverleibt hat. Brief 205. 258. 260. 261. 262. 269. 277. 279.

Strauß, Amalie, geb. Herber, geb. 1819 in Langenschwalbach, Gattin von Wilhelm Strauß. Brief 445. 585. 592.

Strauß, Wilhelm, geb. 1810 in Ludwigsburg, einziger Bruder von David Friedr. Strauß, lebte als Fabrikant in Köln, zog im Jahre 1857 nach Frankfurt, von da im Jahre 1860 nach Darmstadt, wo er 1863 starb.

Brief 49. 64. 78. 85. 89. 94. 98. 107. 118. 120. 121. 123. 131. 145. 154. 166. 168. 190. 199. 203. 204. 207. 211. 271. 274 307. 344. 394. 404. 418.

Vischer, Friedrich, 1807 in Ludwigsburg geboren, dann nach Stuttgart verpflanzt, war mit Strauß 1821—1830 Zögling der theol. Seminarien in Blaubeuren und Tübingen, kehrte in das letztere 1833, ein Jahr nach Strauß, als Repetent zurück, habilitirte sich 1836 in Tübingen für Aesthetik, besuchte 1839 f. Italien und Griechenland, wurde 1837 außerordentlicher, 1844 ordentlicher Professor. 1845 für zwei Jahre suspendirt (vgl. Br. 157 ff.), 1848 in die Paulskirche gewählt, gieng er 1855 an das Polytechnikum in Zürich, kehrte 1866 nach Tübingen zurück, vertauschte seine dortige Lehrstelle 1869 mit einer solchen am Stuttgarter Polytechnikum, und starb 1887. Brief 12. 16. 19. 21. 23. 31. 37. 39. 40. 42. 48. 51. 52. 53. 54. 57. 60. 61. 63. 77. 79. 80. 86. 97. 101. 104. 105. 109. 113. 114. 129. 136. 139. 151. 152. 155. 157. 158. 159. 160. 161. 164. 167. 169. 170. 172. 174. 177. 178. 179. 180. 182. 184. 185. 186. 189. 192. 194. 195. 198. 201. 224. 226. 231. 237. 238. 239. 241. 243. 247. 248. 251. 253. 255. 259. 264. 265. 268. 270. 273. 275. 276. 278. 280. 282. 292. 306. 308. 312. 315. 319. 320. 335. 343. 346. 349. 355. 358. 360. 362. 366. 374. 378. 380. 398. 414. 416. 452. 454. 456. 464. 470. 476. 479. 483. 486. 489. 493. 494. 507. 511. 516. 518. 519. 528. 530. 533. 536. 549.

Zeller, Eduard, geb. 1814, lernte Strauß noch als Studenten kennen, hatte ihn 1831 in Maulbronn (vgl. S. 1) zum Lehrer, und hatte sich 1832—35 in Tübingen seines Unterrichts und Umgangs zu erfreuen. 1839 wurde Z. Repetent, 1840 Privatdozent in Tübingen, 1847 Professor der Theologie in Bern, 1849 Professor der Philosophie in Marburg, 1862 in Heidelberg, 1872 in Berlin. Brief 7. 11. 13. 29. 33. 56. 88. 124. 132. 134. 147. 148. 162. 165. 175. 176. 183. 227. 232. 256. 283. 288. 289. 295. 302. 305. 310. 313. 317. 323. 340. 351. 357. 365. 377. 383. 384. 395. 405. 412. 420. 430. 438. 443. 449. 457. 458. 459. 460. 461. 467. 471. 473. 474. 475. 478. 487. 492. 497. 529. 538. 539. 541. 542. 543. 547. 553. 556. 581. 601.



Inhalts-Verzeichniß.

Erste Abtheilung.

1830—1842.

Am 27. Januar 1808 in Ludwigsburg geboren, hatte Strauß im Oktober 1821 sein elterliches Haus verlassen, um in dem Seminar Blaubeuren durch den herkömmlichen Gymnasialunterricht auf das Universitätsstudium vorbereitet zu werden. Im Herbst 1825 hatte er als Zögling des evangelisch-theologischen Seminars (des sog. „Stifts") die Universität Tübingen bezogen und sich auf dieser während fünf Jahren dem Studium der Philosophie und Theologie gewidmet. Nachdem er dieses im Herbst 1830 mit einer glänzenden Prüfung beschlossen hatte, wurde er dem Pfarrer Zahn in Klein-Ingersheim, einem nur zwei Stunden von seiner Vaterstadt entfernten Dorfe, als Hülfsprediger (Vikar) zugetheilt. Um die Mitte des folgenden Jahres wurde ihm für ein Vierteljahr die Vertretung einer erledigten Professur an dem evangelischen Seminar in Maulbronn übertragen. Den Sommer des Jahres 1832 hatte er mit Christian Märklin und einem oder zwei anderen Freunden in Berlin zuzubringen gedacht, wohin ihn mehr als alles andere der Wunsch zog, sich von Hegel, dessen Schriften er in seinen letzten Tübinger Semestern mit begeisterter Zustimmung studirt hatte, persönlich in sein System einführen zu lassen. Er entschloß sich jedoch aus den Gründen, die er selbst in unserem 3. Brief angibt, die Reise schon im Herbst 1831, wenn auch allein, anzutreten. (Vergl. Strauß, Märklin, Ges. Schr. X, 240). Den Winter 1831/32 brachte er in Berlin zu und kehrte erst im Frühjahr in die Heimath zurück.

Seit seinem Abgang von der Universität stand er nun in lebhaftem brieflichem Verkehr mit demjenigen von seinen Jugendfreunden, welcher in jenem Zeitpunkt am innigsten mit ihm verbunden war, dem schon erwähnten Märklin; demselben, welchem er später ein so schönes Freundschaftsdenkmal gesetzt hat. Aus der Reihe der an ihn gerichteten Schreiben sollen hier die fünf nachstehenden ganz oder theilweise mitgetheilt werden. Einen eingehenden Bericht über die theologischen Verhandlungen zwischen den beiden Freunden, von denen ein Theil in Br. 2 enthalten ist, gibt Strauß in „Chr. Märklin" Ges. Schr. X, 229 ff.

---

1. **An Märklin.** Klein-Ingersheim, den 12./22. November 1830.

Liebster Märklin!

Der Paradebrief ist richtig anmarschirt; brave Bursche die Buchstaben, wie sie im stolzen Bewußtsein ihrer nagelneuen Trefflichkeit daherzogen, und sich doch nichts merken ließen, warum sie eigentlich kämen. Gemerkt aber habe ichs doch und — schöner Zufall! zu gleicher Zeit bekam ich einen Brief von Neuffer [1]) aus Tübingen, in welchem steht: „Märklin hat einen ganz stereotypen Brief hierhergeschickt." Gewiß ist die Haltung des Körpers bei Deinen neuen Truppen ohne Tadel, aber in Beziehung auf das Gewehr, ich meine die Feder, — habe ich sie doch ein wenig angeschrieen. Zu weich! commandirte ich, Spalt länger! Feder dicker gelassen! — In der That, daran könnte die ganze Wiedergeburt, so auffallend gelungen sie auch ist, wieder scheitern!

Unsere erste Predigt haben wir mit einander am gleichen Tage gehalten. Ich sitze nun also auch hier und zwar bis jetzt recht gern. Meine Pfarrleute sind gebildet, und beweisen mir alle Achtung und Freundlichkeit; der Schulmeister ist gut, und die liebe Jugend geht auch nicht mehr auf allen Vieren; die Gemeinde endlich ist leicht zu behandeln, da sie keine Pietisten noch Secten hat. Zeit zum Privatstudium habe ich, trotzdem, daß ich alles Kirchliche und auch den Religionsunterricht in der Schule besorge, genug, und arbeite schon frisch in der Hegel'schen Logik, verwandle als flinker Alchymist Nichts in Sein und dieses wiederum in Nichts, und denke ordentlich damit fortzukommen. Neben und zwischen diese trockene Kost genieße ich dann zur Anfeuchtung etwas Kirchenhistorie nach Gieseler. In der Vakanz habe Rosenkranz über Spinoza mir übersetzt und Hegels „Religion" [2]) ausgezogen, wovon ich Dir einen 2. Auszug, der sich etwas freier hält, zusende, und um Dein Urtheil über diese Sache, besonders in Hinsicht auf die so verschiedene Schleiermacher'sche Eintheilung der Religionen bitte. Bei beiden kommt das Judenthum zu kurz, bei Schleiermacher ist es nur auf empirische Weise, nicht durch einen Begriff, vom Christenthum unterschieden, oder nur auf einzelne, nicht auf allgemeine Weise: bei Hegel fällt es ganz an den Anfang unter die Religion des

1) Ein Universitätsfreund der beiden. — 2) Phänomenologie S. 509 ff.

Lichtwesens, da es doch gewiß nicht vor, sondern wesentlich nach und gegen die (ägyptische) Thierreligion steht. Aber vortrefflich gewiß ist das im Abschnitt von der Kunstreligion über das geistige Kunstwerk, als Epos, Tragödie und Komödie Gesagte.

Schon die Dinte verräth mich, daß der Brief längere Zeit liegen geblieben ist, und ich dieses erst am 22. November dazu schreibe. Theils hatte ich damals den Auszug noch nicht ganz vollendet, theils kam Anderes dazwischen. Bemerkenswerth ist auch in dem Abschnitt von der offenbaren Religion, daß demnach Hegel seine Dogmatik nicht ganz so getheilt hätte, wie Marheineke, und wirklich scheint mir Hegels Anordnung klarer zu sein. — —

— — — In meine Praxis komme ich immer mehr hinein und glaube, daß sie mir so geschwind nicht entleiden wird. Die Abwechslung zwischen diesen Geschäften und dem Studium hat etwas Angenehmes. — —

— — Wenn man an einem Brief so lange Zeit schreibt, und öfters absetzt, so ist kein Segen darin, daher ich hier schließe, und Dich um baldige Antwort bitte, die besser sey als mein Brief.

Ich bin wie immer

Dein

D. F. Strauß.

2. **An Märklin.**

Klein-Ingersheim, den 26. Dezember 1830.

— — Du bist ziemlich gerne an Deiner Stelle, das freut mich; nur hast Du Gewissensscrupel, das sieht Dir gleich. Du kommst in ein Mißverhältnis zwischen der philosophischen Überzeugung und Deinem geistlichen Vortrag. Du scheinst den eigentlichen Stein des Anstoßes darein zu setzen, daß Du, während Du selbst nur das Allgemeinste von einer religiösen Vorstellung annehmest, der Gemeinde alles Einzelnste als wesentlich vortragen sollest. Allein die Form der Vorstellung und des Begriffes stehen nicht bloß in dem Verhältnis des Einzelnen und Allgemeinen: sondern, wie die Vorstellung wesentlich einzelne Momente hat, so ist auch der Begriff nicht bloß ein abstract Allgemeines, sondern begreift auch seine relativ-einzelnen, d. h. besonderen Momente unter sich, welche den einzelnen Momenten der Vorstellung entsprechen, welche letzteren somit nicht unwesentlich sind.

Bloß das Allgemeinste der Vorstellung geben, hieße gewiß auch den Begriff verkürzen, entweder extensiv, indem in den weggelassenen

Theilen der Vorstellung noch Momente des Begriffs stecken könnten, — oder doch intensiv, indem die Ausführung ins Einzelne die Lebendigkeit der Vorstellung erhöht, welche Lebendigkeit und Concretheit allein die Klarheit des Begriffes ersetzen kann. Sagst Du aber: eben dieses ganze Spiel mit Vorstellung statt Begriff rc. ist unehrlich, in sich widersprechend und muß zu Grunde gehen, — so magst Du da nicht Unrecht haben, nur möchte ich Dir mit Hegel zurufen, daß Du damit Prädicate ausgesprochen, die nicht besonders brandmarkende, sondern allgemeine aller Dinge sind. Offenbar ist es eine historische Nothwendigkeit, daß wir in diesem Zwiespalte sind, das ist nicht zu leugnen. Du sagst: allerdings, daß wir im Allgemeinen, d. h. unsere Zeit, darein gekommen ist, das war nothwendig, aber wer kann den Einzelnen zwingen, darin zu bleiben? Sich aus diesem Widerspruch zu ziehen, gibt es, so viel ich sehe, drei Wege. Erstlich: sich zurück zum Glauben zwingen, — das ist unmöglich; zweitens: den Glauben in seiner Mittheilung an's Volk rationalistisch beschneiden, — das wäre schädlich und pflichtwidrig, oder, wenn eine Annäherung an den Begriff gemeint wäre, gleichfalls unmöglich; drittens: aus dem Klerus treten, — das wäre feuerreiterisch [1]). Es wäre, wie wenn ein Gutsherr oder König die Regierung seines Landes nicht antreten wollte, weil noch Leibeigenschaft darin sey, die er nicht für rechtmäßig hielte, aber doch auch nicht abschaffen könnte. Kurz es wäre das ideale Verlangen, auf einem reinen Standpunkte zu stehen, nicht auf einem empirischen und geschichtlichen; hier, statt eines geltenden Staatsrechts, das in manchen Punkten drückt, das Naturrecht, dort statt einer Religion der Vorstellung die Religion des Begriffes haben zu wollen. Die Geschichte hat uns jenen Zwiespalt hingeworfen: zu seiner Lösung bietet sich uns nichts als eben das, uns der Einheit in diesem Zwiespalte, der Identität von Begriff und Vorstellung, so weit es angeht, bewußt zu bleiben. Jeder andere Ausweg, nach dem wir greifen würden, Reformiren der Vorstellung, oder gar daß wir uns der Kirche entzögen, wäre ein subjectiv ausgeheckter, nicht von der Natur der Sache, dem Gang der Dinge, dem Geist der Zeit uns an die Hand gegebener Schritt. Du sagst, daß Du die Stufe der

1) „Feuerreiter" nannte man in Tübingen um jene Zeit und früher die radikale Fraktion der Burschenschaft.

Religion (obwohl gleichsam nur mit Einem Auge, während Du das andere zuhältst) phänomenologisch betrachtest: Ei, so geh doch noch den Schritt weiter, und betrachte auch Dich selber mit Deinem phänomenologischen und Deinem religiösen Auge, mit Deinem philosophischen Denken und religiösen Sprechen phänomenologisch. Unter die Gestalten der Religion gehören ja nicht bloß Judenthum, Heidenthum und Christenthum, sondern auch im Christenthum selbst wieder alle seine verschiedenen Entwicklungsstufen von der Vorstellung bis zum Begriff, wovon nun eben wir gerade auf diejenige zu stehen gekommen sind, wo wir, wie wer über ein Wasser geht, über welches 2 Balken gelegt sind, halb auf dem Balken der Vorstellung, halb auf dem des Begriffs laufen müssen. — Ein philosophischer Richter ist sich des Naturrechts bewußt; jeder Urtheilsspruch aber, den er gibt, ist nach dem positiven Rechte; jeder also jenem, und somit des Richters Ueberzeugung unangemessen; jeder gegen die Ueberzeugung gethane Spruch aber wäre gewiß dem Richter Sünde. Aber der Richter ist sich auch bewußt, daß das Naturrecht historisch nur in der sich fortbildenden Reihe des positiven zur Erscheinung kommt, und insofern ist er nicht allein von der Gültigkeit des Naturrechts, sondern auch von der relativen Gültigkeit des positiven überzeugt, nur so, daß dieses nach jenem sich fortbilden müsse. Aber diese Fortbildung darf nicht durch die Willkür des einzelnen Rechtsdieners geschehen, sondern er muß dazu eine Bewegung der Gesammtheit, in welcher er das Recht verwaltet, erwarten, und indessen muß er nach dem positiven Rechte sprechen, — gerade wie der einzelne Kirchendiener die Fortbildung der Vorstellungsform in der Religion zum Begriffe nicht eigenwillig vornehmen, sondern von der Kirche erwarten soll und indessen nach der Form ihrer Vorstellung lehren. Freilich wird aber eine solche, unmittelbar von der Kirche ausgehende Reinigung des Glaubens mittelbar wieder von den Geistlichen herrühren, welche sich also zu bemühen haben, den Begriff durch die Vorstellung möglichst durchleuchten zu lassen. Wie nun dies anzugreifen sei, dies muß durch die Ansicht über den Punkt entschieden werden, ob die Form des Begriffs je Eigenthum der Gemeinde werden könne? Glaubte einer dies, so müßte er allerdings einzelne Theile der Vorstellung ganz abbrechen und statt dieser die Begriffs-Momente setzen, und dieses Geschäft immer weiter ausdehnen. Bei denen aber, welche, wie glaub' ich wir zwei, dieser Mei-

nung nicht sind, käme es nur darauf an, ob es wirklich in unseren christlichen Religionsvorstellungen Momente gibt, die nichts vom Begriff enthalten, — diese wären dann wegzulassen; ferner noch, ob es nicht Momente dieser Vorstellungen gibt, welche nicht die dem Begriffe nächsten sind, sondern sich durch gleichsam feinere und durchsichtigere ersetzen lassen, wo dann natürlich diese zu wählen wären, wie z. B. statt der Vorstellung des Teufels die des Bösen. — Kurz, mein Freund, wenn wir glauben, das Volk ist des Begriffs in der Religion nicht fähig: so müssen wir entweder in der Vorstellung mit ihm reden, oder die religiöse Gemeinschaft mit ihm aufgeben — und so zeigt sich jener, von einer Seite als ein Act der Selbstverleugnung erscheinende Rücktritt von dem geistlichen Amte aus solchen Scrupeln — als stolzer Act der Excommunication. Wie auch der selige Käferle [1]) spricht: „Die beiden Gebiete (Religion und Philosophie) fressen sich nicht." — Dieser hat mir nämlich geschrieben — er muß sich selber kochen in Sulzbach, und tröstete sich, als ich ihm von meiner menschlicheren Lage schrieb, durch Lesung des 23. Psalms! Aber eine treffliche Stelle aus seinem Briefe will ich Dir nicht vorenthalten; sondern noch auf ein besonderes Blatt schreiben, wie sie's verdient [2]).

Ich habe dem Käferle nur das noch hinzugesetzt, daß eine Ahnung des Zweifels an den Vorstellungen des gesunden Menschenverstandes auch in dem Gebiete der sinnlichen Gewißheit und der Natur überhaupt — für den Gläubigen in dem Begriff des Wunders vorhanden sei.

---

1) Ueber den unser Brief-Register (s. vorn) zu vergleichen ist.

2) „Ist die Religion ein Denken, so ist es dieses nicht in der Form des gesunden Menschenverstandes, darüber sind wir einig, sondern sie ist eben jenes Denken, dem die Verzweiflung des gesunden Menschenverstandes vorangehen muß, das darum diesem Narrheit und Thorheit ist. Diese Umstellung des gesunden Menschenverstandes finden wir bei allen religiösen Menschen, aber — nur in Beziehung auf ihr religiöses Leben, nicht ebenso z. B. in Bezug auf die sinnliche Gewißheit. Der Weißgerber Weigle (Weigle ist einer der Pietisten-Obern in Ludwigsburg) weiß, daß wenn er schwach ist, so ist er nicht schwach, sondern mächtig, und dies so gewiß als Hegel „Jzt ist Tag, Jzt ist nicht Tag sondern Nacht", an dies letzte hat Weigle nie gedacht, in diesem Feld hat er nie gezweifelt, woher also kommt dem Weigle sein Wissen? Nicht von der Wissenschaft, sondern vom Glauben, der sich in der Erfahrung bewährt hat. Genug davon. Käferle."

Noch einmal, in Beziehung auf Deinen Scrupel. Denke nur: ist's von mir, daß ich in diesen Zwiespalt gerathen bin? — Nein, der Lauf der menschlichen Dinge führte mich nothwendig hinein. — Ferner: welch einen Ausweg bietet mir die Natur der Sache dar, um des Zwiespalts los zu werden? Antwort: Daß Du Dir der Einheit in diesem Gegensatz recht bewußt bleibest. — Frage: Gibts denn keinen anderen Ausweg? Dieser scheint mir nicht genügend. — Antwort: Alle anderen sind halsbrechend; glatt ist zwar auch dieser nicht. Vorderhand mußt Du warten, bis der Geist der Menschheit einen besseren öffnet. Hier hast Du einen kleinen Katechismus. — —

3. **An Märklin.** Ludwigsburg, den 31. Mai 1831.

Soeben erfahre ich von Klett, der in Berlin 1 Jahr lang war, folgende verfluchte aber unbezweifelbare Notizen: Wer nach Berlin geht, sagt er, soll's nur nicht im Sommer thun, erstlich in Rücksicht auf die Gesundheit, denn von dem Staub bekomme man böse Augen, die Tage seien in dem sandigen Lande glühend heiß, die Nächte empfindlich kalt. Zweitens in wissenschaftlicher Hinsicht, denn wegen der Kürze des Sommerhalbjahrs verlegen die Professoren und namentlich Hegel ihre Hauptvorlesungen auf den Winter und lesen im Sommer nur Nebensachen. Drittens in gesellschaftlicher Hinsicht sei bloß im Winter in Berlin etwas zu profitiren, vom Theater und in Privatcirkeln. — Ich gestehe, daß mir diese Gründe, besonders der erste und zweite völlig einleuchten, und ich deswegen daran denke, ob wir nicht nächsten Winter schon nach Berlin sollten. Denn von diesem Winter über ein Jahr ists zu spät, nicht bloß in Rücksicht auf Tübingen, sondern für unser Leben, Freund! von welchem nicht noch 1½ Jahre vergehen dürfen, ohne daß wir in die Mysterien der Wissenschaft eingeweiht werden. Kommen wir an Ostern zurück, so stehts vielleicht noch ½ Jahr an bis Tübingen, allein da privatisire ich gerne — Du vielleicht auch — oder behältst Du Dir den Rücktritt zum Dekan vor, bei welchem über den Winter der Präzeptor die Stelle versehen kann. — — —

4 **An Märklin.** Berlin, den 15. November 1831.

An wen, geliebtester Freund! soll ich es schreiben, daß Hegel todt ist, als an Dich, dessen ich auch am meisten gedachte, so lange ich den

Lebenden hören und sehen konnte? Zwar die Zeitungen melden es Dir wohl, ehe Dich mein Brief erreicht; aber auch von mir sollst und mußt Du es hören. Ich hoffte, Dir Erfreulicheres von Berlin aus schreiben zu können! Denke Dir, wie ich es erfuhr. Ich hatte Schleiermachern nicht treffen können, bis diesen Morgen. Da fragte er natürlich, ob mich die Cholera nicht abgeschreckt habe, zu kommen, worauf ich erwiderte, daß ja die Nachrichten immer beruhigender geworden, und sie jetzt wirklich auch fast zu Ende sey. Ja, sagte er, aber sie hat noch ein großes Opfer gefordert — Professor Hegel ist gestern Abend an der Cholera gestorben. Denke Dir diesen Eindruck! Der große Schleiermacher, er war mir in diesem Augenblick unbedeutend, wenn ich ihn an diesem Verluste maß. Unsere Unterhaltung war zu Ende, und ich entfernte mich eilig[1]). Mein erster Gedanke war: nun reisest du ab, was thust du ohne Hegel in Berlin? Bald aber besann ich mich und bleibe nun. Hergereist bin ich einmal, — auf eine weitere Reise komme ich nicht mehr, und hier ist Hegel zwar gestorben, aber nicht ausgestorben. Ich freue mich, daß ich den großen Meister noch gehört und gesehen habe vor seinem Ende. Ich hörte beide Vorlesungen bei ihm: über Geschichte der Philosophie und Rechtsphilosophie. Sein Vortrag gab, wenn man von allen Äußerlichkeiten absieht, den Eindruck des reinen Fürsichseyns, das sich des Seyns für Andere nicht bewußt war, d. h. er war weit mehr ein lautes Sinnen, als eine an Zuhörer gerichtete Rede. Daher die nur halblaute Stimme, die unvollendeten Sätze, wie sie so augenblicklich in Gedanken aufsteigen mögen. Zugleich aber war es ein Nachdenken, wie man wohl an einem nicht ganz ungestörten Orte dazu kommen mag, es bewegte sich in den bequemsten, concretesten Formen und Beispielen, die nur durch die Verbindung und den Zusammenhang, in welchem sie standen, höhere Bedeutung erhielten. Am Freitag hatte er beide Vorlesungen noch gehalten; Samstag und Sonntag fielen sie ohnehin weg; am Montag war angeschlagen, daß Hegel wegen plötzlicher Krankheit seine Vorlesungen aussetzen müsse, aber am Donnerstag ihre Fortsetzung anzeigen zu können hoffe, aber noch an eben dem Montag war ihm das Ziel

---

1) Noch etwas drastischer wurde diese Scene unter Strauß' Freunden erzählt; vgl. Zeller, D. F. Strauß S. 26. Die obige Darstellung wird aber die genauere sein.

gesetzt. Vorigen Donnerstag besuchte ich ihn. Wie ich ihm Namen und Geburtsort nannte, sagte er gleich: ah, ein Württemberger! und bezeugte eine herzliche Freude. Er fragte mich nach allerlei Württembergischen Verhältnissen, in welchen er noch mit ehrlicher Anhänglichkeit lebte, z. B. nach Klöstern, nach dem Verhältniß von Alt- und Neu-Württembergern und dergl. Über Tübingen sagte er, er höre, daß daselbst üble und zum Theil gehässige Vorstellungen über seine Philosophie herrschen; es treffe auch hier zu, sagte er lächelnd, daß ein Prophet nichts gilt in seinem Vaterlande. Von dem wissenschaftlichen Geiste in Tübingen hatte er die eigene Vorstellung, es werde da zusammengetragen, was dieser und was jener von einer Sache halte, da habe der das darüber gesagt, ein anderer jenes, auch lasse sich das noch sagen u. s. f. Es ist dies wohl für unsere Zeit nicht mehr ganz richtig über Tübingen — der gesunde Menschenverstand und das orthodoxe System sind positivere Mittelpunkte seiner Theologie und Philosophie. Nach Deinem Vater erkundigte sich Hegel mit vieler Theilnahme, die Erwähnung Maulbronns brachte ihn darauf, er sagte, daß er mit ihm durch's Gymnasium und die Universität gegangen. Er wußte ihn noch in Neuenstadt; als ich sagte, daß er nun Prälat in Heilbronn sei, sagte der alte Württemberger: so, jetzt ist auch in Heilbronn ein Prälat? Wenn man Hegeln auf dem Katheder sah und hörte, so gab er sich so unendlich alt, gebückt, hustend u. s. w., daß ich ihn 10 Jahre jünger fand, als ich auf's Zimmer zu ihm kam. Graue Haare allerdings, bedeckt von jener Mütze, wie sie das Bild bei Binder zeigte, bleiches aber nicht verfallenes Gesicht, helle blaue Augen und besonders zeigten sich beim Lächeln noch die schönsten weißen Zähne, was einen sehr angenehmen Eindruck machte. Er gab sich ganz als einen guten alten Hern, wie ich bei ihm war, und sagte am Ende, ich solle öfters bei ihm einsprechen, er wolle mich dann auch mit seiner Frau bekannt machen. — Nun Morgen Mittag um 3 Uhr wird er begraben. Die Bestürzung ist ungemein auf der Universität; Henning, Marheineke, selbst Ritter lesen gar nicht, Michelet kam fast weinend auf den Katheder. Mein Stundenplan ist nun ganz zerrissen; ich weiß nicht, ob nicht vielleicht jemand die Hefte der zwei angefangenen Collegien abzulesen unternehmen wird. Sonst höre ich bei Schleiermacher die Encyklopädie, bei Marheineke den Einfluß der neueren Philosophie auf die Theologie, und jetzt, da Hegels Vorlesung wegfällt, kann ich auch noch die

Geschichte des kirchlichen Dogma bei ihm hören, welche er zu gleicher Stunde mit Hegel las. Bei Henning höre ich Logik, bei Michelet Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften. Schleiermacher ist, weil er extemporirt, nicht leicht nachzuschreiben — er hat mich überhaupt bis jetzt — auch das Predigen miteingeschlossen, noch nicht besonders angezogen, — ich muß ihn zuvor mehr persönlich kennen lernen. Marheineke's Vortrag stellt man falsch dar, wenn man ihn stolz und affektirt nennt, er ist sehr würdig und mit unverkennbaren Spuren von Gefühl. Auch beim Besuch hat er mich ganz befriedigt, und ich denke wohl in nähere Verbindung mit ihm zu kommen. Henning ist der aufgelegte Taffel-Taffel[1]), er spricht ebenso hastig und hat auch äußerlich dieselbe überspannte kahle Stirne. Doch versteht er seine „Lochik", und ist mir besonders auch durch ein Conversatorium schätzenswerth. Michelet spricht äußerst pathetisch und gefühlvoll bis zur Fistel hinauf, ist aber, bis auf ein gewisses poetisches Bestreben, das wir ihm gerne schenkten, recht wacker. Ich habe auch nicht verfehlt, bei Ritter ein einstündiges Colleg zu hören, über Geographie des alten Palästina. Sein Vortrag ist, so lang er im Allgemeinen versirt, aus Mangel an Begriffsvermögen etwas verworren; er kann sein System nicht weiter treiben, als zu dem Satz, daß die äußere Natur unter göttlicher Leitung auf den Menschen wirke. Bei Neander habe ich auch schon hospitirt und seiner Darstellung vollen Beifall schenken müssen. Diese liebliche concrete Fülle und doch dabei die logische Ordnung und kritische Auffassung sind eine herrliche Mischung. Wie ich ihn aber (vielleicht mit einem Urias-Brief vom Oheim[2])) besuchte, war er wie ein Stock. Der freundlichste Mann hier ist aber Hitzig[3]), der mir schon unzählige Gefälligkeiten erwiesen hat. Gestern führte er mich in eine Gesellschaft ein, in welcher namentlich Chamisso zu treffen war. Man liest Fichte's Leben vor. Chamisso, ein ältlicher, langer, hagerer Mann, mit einem grauen altdeutschen Haar, aber kohlschwarzen

---

1) Die studentische Bezeichnung des Tübinger Philologen L. Tafel, die durch seine hastige Sprechweise veranlaßt war.

2) Märklins Oheim, der Tübinger Theolog Dr. Steudel; über ihn: Strauß, Märklin Ges. Schr. X, 209, und den Verdacht eines Uriasbriefs betreffend ebd. S. 247.

3) Der bekannte, in den Berliner literarischen Kreisen hochangesehene Criminaldirektor.

Augenbrauen. Im Gespräch ist er nicht viel, zerstreut, das Gesicht greulich verziehend, aber freundlich und zuvorkommend. So hätte ich also Alles, — nur Dich, mein Bester, nicht und keinen der mir Dich irgend ersetzen könnte. Warum bist Du so eigensinnig fortgerannt, ohne auf uns zu warten? wirst Du sagen. Um Hegel noch zu sehen und ihm mit der Leiche zu gehen, antworte ich. Sende diesen Brief Bührern, damit er meinen Eltern sagt — worauf sie begierig sein werden, —, was ich jetzt nach Hegel's Tode zu thun gedenke. Oder kürzer kannst Du ihn an meinen Vater und durch den an Bührer senden, der ihn in jedem Fall bekommen soll und bald einen eigenen. Leb wohl! Schreibe bald Deinem treuen Freund D. F. Strauß.

P. S. Hegel hat die zweite Auflage seiner objectiven Logik noch vollendet, und diese ist in Kurzem vollends gedruckt. Von der subjectiven ist die erste Ausgabe noch nicht vergriffen.

Den 17. Gestern haben wir ihn begraben. Um 3 Uhr hielt Marheineke als Rektor im Universitäts-Saale eine Rede, einfach und innig, mich ganz befriedigend. Er stellte ihn nicht nur als König im Reich des Gedankens, sondern auch als ächten Jünger Christi im Leben dar. Er sagte auch, was er bei einer kirchlichen Feier nicht würde gesagt haben, daß er wie Jesus Christus durch den leiblichen Tod zur Auferstehung im Geiste, den er den Seinigen gelassen, hindurchgedrungen sei. Hierauf ging der ziemlich tumultarische Zug vor's Trauerhaus und von da zum Gottesacker. Dieser war mit Schnee bedeckt, rechts stand die Abendröthe, links der aufgehende Mond. Neben Fichte, wie er gewünscht hatte, wurde Hegel beigesetzt. Ein Hofrath Fr. Förster, ein Poet und Anhänger Hegel's, hielt eine Rede voll leerer Phrasen, wie das Gewitter, das lange über unseren Häuptern gestanden, und sich schon verziehen zu wollen schien, noch mit einem zündenden Strahl und harten Donnerschlag ein hohes Haupt getroffen; und dies mit einem Ton, wie wenn man dem Kerl einen Sechser gegeben hätte, um das Ding geschwind abzulesen. Nachdem dies beendigt war, trat man näher zum Grab und eine von Thränen gedämpfte aber hochfeierliche Stimme sprach: Der Herr segne Dich ꝛc. Es war Marheineke. Dieser Eindruck befriedigte mich wieder ganz. Beim Austritt aus dem Gottesacker sah ich einen jungen Mann weinen und hörte ihn von Hegel sprechen. Ich schloß mich an ihn an; es war ein Jurist, vieljähriger Schüler Hegel's. Damit Gott befohlen!

5. **An Märklin.** Berlin, den 6. Februar 1832.

— — Was nun meine eigentlich wissenschaftliche Thätigkeit betrifft, so höre ich wohl nur zu viele Collegien, bald mit mehr, bald mit weniger Befriedigung; daneben habe ich von mehreren Hegel'schen Vorlesungen als von Logik, Geschichte der Philosophie, Philosophie der Weltgeschichte und Religionsphilosophie, gute Hefte durchgearbeitet und ausgezogen, da sie doch nicht so plötzlich im Druck erscheinen werden und endlich beschäftigen mich auch Pläne zu eigenen künftigen Vorlesungen — —

— — Am allerlebhaftesten beschäftigt mich (Alles das einstweilen nur innerlich, zur Ausarbeitung habe ich hier keine Zeit) der Plan zu einer Vorlesung über das Leben Jesu. Du wunderst Dich vielleicht über diese Wahl, aber Du wirst einsehen, daß dies eigentlich die beste Vorarbeit ist, zu dem größeren dogmatischen Plane, welcher mir einstweilen dadurch ganz in den Hintergrund gekommen ist. Der Entwurf jener Vorlesung über das Leben Jesu liegt schon ziemlich bestimmt vor mir. Eine Einleitung müßte in religionsphilosophischer Weise untersuchen, was es für eine Bedeutung habe, wenn in einer Religion die Anschauung des Göttlichen als eines Lebensverlaufs eintrete; dann müßten Lebensverläufe wie der eines Adonis, Osiris, Herakles mit dem christlichen nach ihrer wesentlichen Differenz verglichen werden. Die Abhandlung selbst zerfiele, wie billig, in 3 Theile, in einen traditionellen, kritischen und dogmatischen, oder in einen unmittelbar positiven, in einen negativen, und einen solchen, der das Positive wahrhaft wiederherstellte. Der traditionelle Theil enthielte das Leben Jesu, wie es im Bewußtsein der Kirche herkömmlich lebt und sich fortsetzt, erstlich in objectiver Gestalt, in den Evangelien, aus welchen ein kurzer Auszug mit Hervorhebung alles Wunderbaren &c. zu geben wäre; zweitens das Leben Jesu, wie es subjectiv in den Einzelnen lebt, wo nach Stimmung und Umständen der Eine dies, der Andere jenes mehr hervorhebt, — hieher gehörten nun Mittheilungen aus den Schriften frommer Christen, eines Luther, Arndt &c. Drittens wäre die Identität zu betrachten, welche die Kirche zwischen der objectiven Darstellung der Evangelien und dem subjectiven Bewußtsein hervorbringt, indem sie die für das subjective Bewußtsein wesentlichen Züge der objectiven Darstellung hervorhebt im 2. Artikel des apostolischen Symbolums. — Nun ginge aber erst der Tanz los im zweiten,

kritischen Theile. Da wäre zuvörderst in einem allgemeinen Artikel über die Evangelien das auszumachen, daß die äußeren Zeugnisse nicht bis zur Versicherung der Abfassung von Augenzeugen hinaufreichen, daß sich also ihr historischer Werth aus der Würdigung ihrer Berichte ergeben müßte. Nun würden diese vorgenommen. In der Geschichte Jesu vor seinem öffentlichen Auftritt, in den Erzählungen von Verkündigung, Empfängniß würde das Mythische erwiesen. In der Geschichte seines öffentlichen Lebens würde zuerst die Lehre betrachtet, dann die Wunder, und hier in manchen das Widersprechende, sowie auch Spuren von der Art, wie sich auf traditionellem Wege ohne geschichtliche Grundlage solche Erzählungen bilden konnten, aufgezeigt; endlich würden die Weissagungen Christi beleuchtet und besonders gezeigt, daß er seine Auferstehung nicht vorhergesagt. Was den dritten Theil, die Geschichte des Todes und der Auferstehung betrifft, so würde von den 2 Möglichkeiten, daß Christus entweder nicht gestorben oder nicht leiblich auferstanden sei, die letztere wahrscheinlicher gemacht, da er wohl auch den übrigen nur so erschien, wie dem Paulus, und diesem doch gewiß nur innerlich, und weil die Erzählungen von der Erscheinung des Auferstandenen ganz widersprechend sind: er hat σάρκα καὶ ὀστᾶ [1]) sich betasten lassen, also einen materiellen Körper, der die Eigenschaft aller Materie, die Repulsion, die Undurchdringlichkeit hat — dann geht er wieder durch verschlossene Thüren, verhält sich also durchdringlich. — Auf diese Weise würde ich den unendlichen Inhalt, welchen der Glaube an diesem Leben hat, theils vernichten, theils wankend machen, — freilich nur um ihn in höherer Weise wieder herzustellen.

Ich könnte deswegen auch sogleich im Einzelnen, so wie etwas kritisch vernichtet ist, es dogmatisch wieder herstellen, wodurch die Sache viel von ihrer Härte und Anstößigkeit verlöre; allein ich will das nicht, sondern die Gegensätze in aller Schärfe und Reinheit hinstellen. So entstände also am Schlusse dieses zweiten Theiles der nothwendige Schmerz über den Verlust dieses Reichthums, ja der Unwille über die Verwüstung des Heiligthums. Daraus entstünde das Bestreben, das Vermißte wieder herzustellen, und dieß wäre der Uebergang in den dritten dogmatischen Theil. Diese Wiederherstellung ist eine dreifache,

---

1) „Fleisch und Knochen".

erstlich die rohe des Supernaturalismus, zweitens die leere des Rationalismus und drittens die wahre der Wissenschaft. Nämlich der Supernaturalismus in seiner groben Form stellt jener negativen Arbeit der Kritik die nackte Behauptung entgegen: ihr mögt reden wie ihr wollt, es ist doch so gewesen, wie es in den Evangelien steht und da darf kein Jota fallen. Dieser grobe Supernaturalismus aber wird bald zu dem feineren Schleiermachers, welcher die Kritik in sich zuläßt, ihr vieles Einzelne preis gibt, aber Einen heiligen Kreis sich in der Vollmacht des Glaubens absteckt, über welchen sie keine Gewalt haben soll, nämlich, daß dieses historische Individuum das absolut vollkommene gewesen. Gegen diesen gedoppelten Supernaturalismus tritt nun zweitens der Rationalismus, ebenso in sich gedoppelt, auf. Der gemeine Paulus'sche nämlich behauptet, wenn auch alle jene Facta als wunderbare, göttliche negirt werden, so bleibe doch noch genug positiver Gehalt in dem moralischen Werthe Jesu. Zwischen diesen groben Rationalismus und jenen groben Supernaturalismus fällt nun die Disceptation mit gleicher Berechtigung beider Streitenden, da der Rationalismus in der (kritischen) Form, der Supernaturalismus in dem (dogmatischen) Inhalte, welchen er festhält, Recht hat. Aus diesem groben Rationalismus aber entwickelt sich nun der feine de Wette'sche, der das Factum, und alles Factum, schwinden zu lassen bereit ist, es aber als Symbol einer dogmatischen Idee faßt. Sein Mangel ist nur eben dieser laxe Begriff des Symbols; der Tod Jesu — Symbol der Resignation, ja das ist eine elende, arme Auslegung; er kann aber keine bessere geben, weil er, wie aller Rationalismus, den Begriff des Geistes nicht hat, der erst der Wissenschaft eigen ist. Diese nun, und dieß ist der 3. Punkt dieses 3. Theils, sieht im Leben Jesu das Bewußtsein der Kirche von dem menschlichen Geist als göttlichem objectivirt, in der Lebensgeschichte Jesu bis zur Leidensgeschichte ist dies in einzelnen Zügen auseinandergeworfen in Wundern, deren Bedeutung anzugeben ist; in der Geschichte vom Tod und der Auferstehung aber faßt sich jene Idee in ihrem ganzen Prozeß gleichsam systematisch zusammen und zeigt, daß der Geist nur durch die Negation seiner Negation, welche die Natürlichkeit ist, zur wahren Positivität, zum göttlichen Leben, ja zum Sitzen zur rechten Hand Gottes gelangt[1]).

1) Zu dem obigen vergleiche man Strauß' Darstellung Streitschriften III, 57 ff.

Ich denke, lieber Freund, Du solltest mit den Hauptpunkten dieser Darstellung einverstanden sein; der erste Theil könnte, als nur Bekanntes wiederholend, überflüssig scheinen, allein man kann doch nicht vom Negativen anfangen, er ist die schlechthin nothwendige Grundlage. Der zweite Theil ist der schwierigste, aber bietet auch die meisten Hilfsmittel, vom alten Celsus an durch die englischen und französischen Schriften (nach welchen ich eine wahre Sehnsucht empfinde, wie man gern mit einem wilden Thier spielt, von dem man weiß, daß es einem nichts thun kann) bis zu Dr. Paulus herab. Der letzte Theil bietet am wenigsten Hilfsmittel, ist aber mir der leichteste. Aber sagst Du, dieß willst Du in Tübingen lesen? und Du glaubst nicht, daß Dir der Hörsaal geschlossen wird? Ja, es ist wohl so etwas möglich, und ich bin oft recht traurig, daß Alles, was ich in der Theologie thun möchte, nur solche halsbrechende Arbeit ist. Aber ich kann es nicht ändern; auf irgend eine Weise muß dieser Stoff aus mir herausgestaltet werden und ich will vorher lesen und dann erst schreiben. Wir wollen es einstweilen Gott befehlen, der uns doch irgendwie eine Thür für so etwas öffnen wird. Marheineke scheint in Beziehung auf solches Historische sich nicht klar zu sein, oder nicht recht mit der Sprache heraus zu wollen. Gewiß ist, daß er es mehr als billig ist, festhält.

Nach Strauß' Zurückkunft aus Berlin zeigt seine uns vorliegende Correspondenz eine Lücke, welche sich über einen Zeitraum von 3½ Jahren erstreckt, und welche auch durch einen Brief an Vatke vom 18. August 1832, der bei Benecke „W. Vatke" S. 77—80 abgedruckt ist — einen anziehenden Bericht über seine Rückreise von Berlin und die Gelehrten, die er auf derselben kennen lernte — nur um weniges verringert wird. Es erklärt sich dies daraus, daß Strauß während dieser Zeit in Tübingen, wo er im Mai 1832 als Repetent im evangelischen Seminar eingetreten war, mit seinen liebsten Universitätsfreunden, und so namentlich auch mit Märklin und Vischer, wieder vereinigt war; während andererseits erst seine Vorlesungen und dann sein Leben Jesu seine Zeit vollauf in Anspruch nahmen. Als er aber im Sommer 1835, wegen dieser Schrift, seiner Repetentenstelle enthoben und als Professoratsverweser in seine Vaterstadt Ludwigsburg versetzt worden war, fühlte er sofort auch das Bedürfniß,

für das persönliche Zusammenleben mit seinen Freunden durch schriftliche Mittheilung einen Ersatz zu suchen. Von den Briefen, die er von Ludwigsburg aus an sie geschrieben hat, folgen einige unter Nr. 6—12. Zwei weitere, d. 17. Jan. u. 19. Sept. 1836 an Vatke gerichtete, hat Benecke a. a. O. S. 182—186. 260—263 mitgetheilt. Der erste derselben spricht über Vatke's „Religion des A. Test." mit hoher Anerkennung, und über Bruno Bauer's damalige speculative Orthodoxie mit tiefer Geringschätzung. Die Aufforderung, an einer von Bauer herausgegebenen Zeitschrift theilzunehmen, weist Strauß mit der Erklärung ab: der Himmel solle ihn vor dem Frevel bewahren, zu dem babylonischen Thurm, den diese Herren durch die sinnloseste Verwirrung von Philosophie und Orthodoxie aufzuführen gedenken, auch nur Einen Stein herbeizutragen; lieber wolle er an Hengstenberg's Kirchenzeitung oder in Röhr's kritische Bibliothek Aufsätze liefern, denn diese Männer begehen doch die Sünde nicht, den Namen des freien, speculativen Denkens vergebens zu führen. Der Brief vom 19. Sept. erwähnt unter anderem des schon damals von den Züricher Professoren Hitzig und Orelli betriebenen, aber zunächst mißlungenen Planes, Strauß einen Ruf an ihre Universität zu verschaffen. Auf denselben Gegenstand beziehen sich vier Briefe von Strauß an Hitzig vom 13. April und 10. Oktober 1836, 6. u. 31. Januar 1837, welche Hausrath D. F. Strauß I, Beil. S. 15—17 zum Abdruck gebracht hat. Weiteres über diese Angelegenheit bei Hausrath I, 341—364.

---

6. **An Käferle.**

Ludwigsburg, den 27. Januar 1836.

Wie ich letzthin in die Schule kam, fand ich einen Brief von Dir auf dem Katheder liegen. Wenn Biber, der vor mir da war, die Ueberschrift gelesen hat, so wird es ihn nicht erbaut haben, daß Du mich Rektoratsverweser nennst; denn das ist er. — Du hast eine besondere Gabe, einen dann mit einem Brief zu erfreuen, wenn man am wenigsten einen erwartet. Wie konnte ich hoffen, daß Du als junger Pfarrer und Ehemann Dich zu einem Brief an mich aufgefordert finden werdest, und wie konnte ich wissen, ob nicht meine Schrift auch Dich, wie so manchen andern meiner Freunde, von mir abgewendet habe? Um so größer war nun aber meine Freude über Deinen Brief. Daß es Dir in Deinen neuen häuslichen Verhältnissen wohl gehen werde,

habe ich nie bezweifelt und kann mich in das, was Du hierüber schreibst, vollkommen finden.

Was Deine Bemerkungen über mein Buch betrifft, so kann ich auf Dich anwenden, was ein Größerer als ich von einem seiner Freunde sagt[1]), daß er von ihm am liebsten sowohl gelobt als getadelt werde unter allen, die sich mit seinen Schriften beschäftigen. Zwar sind unsere Gaben und Richtungen in wissenschaftlicher Beziehung sehr verschieden: die Deinige geht mehr auf den concentrirten Kern des Inhalts, die meinige mehr auf die Mannigfaltigkeit der explicirten Form; doch weil sich keiner von uns beiden in seiner Richtung einseitig abschließt, so kann zwischen uns eine Gemeinschaft bestehen, welche um so lebendiger wirkt, weil sie Ergänzung ist. — Den tiefsten Grund Deiner Bedenklichkeiten gegen meine Arbeit sehe ich in der Bemerkung, „die Frage sei Dir noch nicht entschieden, ob es der ächte Geist der Wissenschaft gestattet, sich diese Aufgabe (Erforschung des Ursprungs der schriftlichen Nachrichten über das Leben Jesu — kurz die negativ kritische Aufgabe) zu stellen, ohne zugleich darüber hinaus (zur Erforschung des göttlichen Ursprungs jener Nachrichten — was die positiv-dogmatische oder philosophische Aufgabe wäre) zu gehen?" Ich erwidere: 1) Vorausgesetzt auch, ich wäre zu diesem letzteren nicht fortgegangen, so wüßte ich dennoch meine Arbeit vor dem Richterstuhl der ächten Wissenschaft zu rechtfertigen. Jedes wissenschaftliche Werk muß in die Zeit einzugreifen suchen. Nun ist aber in unserer Zeit auf den verschiedensten Seiten (bei pietistischen, speculativen und Gefühlstheologen) die Ueberzeugung von dem göttlichen Ursprung des Christenthums so stark, daß ein Werk wie das meine, sie nicht umstoßen, sondern nur läutern kann. Oder besser so: Ich sehe den ganzen Prozeß, den das theologische Wissen zu durchlaufen hat, logisch als eine doppelte Negation an, welche, wie wir Ludwigsburger noch vom seligen Rector her wissen (duplex negatio affirmat [2]) ein positives Resultat hat. Die erste Position ist mir das gegebene Christenthum als Neutestamentliche Geschichte und kirchliche Lehre. Gegen diese Bejahung als unmittelbare kehrt sich die Negation als Kritik und

---

1) Schleiermacher in seinem ersten Sendschreiben (Werke, zur Theologie II, 602) von Nitzsch.

2) „Eine doppelte Verneinung ist Bejahung".

hebt sie in ihrer Wahrheit und Wirklichkeit auf. Bei dieser ersten Negation blieb der Naturalismus und zum Theil auch der Rationalismus am Ende des letzten Jahrhunderts stehen. In jener Zeit eine Schrift zu schreiben wie die meinige, wäre Theilnahme an der allgemeinen Schuld jener Zeit gewesen. Aber eine Schrift zu schreiben, welche über die erste Negation hinaus zur zweiten als zur Bejahung führte, das wäre damals ein Verdienst gewesen, weil eben das jener Zeit fehlte. Jetzt hingegen sind die Verhältnisse ganz andere. Unsere Zeit ist durch die Speculation über die negative Stellung des Naturalismus hinaus zur positiven Einheit mit dem Glauben geführt. Nun aber hat sie vergessen, daß dieses positive Verhalten Resultat einer doppelten Verneinung ist. Man meint, weil es mit der Dogmatik des Rationalismus nichts ist, sei es auch mit seiner kritischen Seite nichts, und weil der Inhalt des Kirchenglaubens von der Philosophie bestätigt werde, so sei dies auch mit seiner Form der Fall. Man ist von einer wissenschaftlich vermittelten zu einer unmittelbaren und darum unwissenschaftlichen Einheit mit dem Glauben zurückgesunken. Unter diesen umgekehrten Verhältnissen ist nun auch das Umgekehrte von dem verdienstlich geworden, was zu Ende des vorigen Jahrhunderts und zu Anfang des jetzigen ein Verdienst gewesen wäre. Ein Nachweis der positiven Einheit von Wissenschaft und Glauben ist jetzt nicht nur überflüssig, sondern müßte, wenn er mit Zurücksetzung des negativen Moments das Positive hervorhebt, ein Beitrag zur Selbstverblendung der Zeit genannt werden. Jetzt kommt alles darauf an, daß daran erinnert werde, wie die Einheit mit dem alten Glauben, deren sich unsere Zeit erfreut, durch eine Negation desselben vermittelt ist, daß es eine große Kluft, ein tiefer Graben mit allen Drachen und Ungeheuern des Zweifels und Unglaubens gewesen ist, über welchen sie hat setzen müssen, ehe sie dahin gelangt ist, wo sie steht. Daß über dem wieder in Erinnerung gebrachten Negativen das Positive nicht vergessen werden werde, dafür bürgt der ganze Geist der Zeit — die Negation wird (wie das Schicksal meiner Schrift bereits zeigt) entweder gar nicht zugelassen, oder nur zur Läuterung des wahren Glaubens verwendet. Mit Rücksicht hierauf also glaube ich meine Schrift als aus dem ächten wissenschaftlichen Interesse hervorgegangen vertheidigen zu können, auch wenn sie rein negativ wäre. Aber das ist sie nicht. Sie ist 2) selbst in ihrem negativen Theil an

sich durchaus positiv. Nämlich der ungetrübte Glaubenshintergrund leuchtet aus der ganzen Haltung und dem Ton der Kritik hervor. So lautet nicht die Kritik eines solchen, dem mit der Geschichte das Dogma, mit der empirischen Gewißheit die absolute Wahrheit zu Grunde geht. Der objektive Geist der Gemeinde, dem ich durchaus die Gestaltung der Erzählungen zuschreibe, deutet schon auf den absoluten hin, dessen Träger er ist: Der Rationalismus wenigstens, wie er den absoluten Werth jener Geschichten aufhob, so ließ er sie auch durchaus vom subjektiven Geiste, vom Wahn Einzelner, welche Wunder zu sehen glaubten u. s. f. gebildet werden. Aber nicht bloß an sich, sondern 3) auch wirklich und ausdrücklich habe ich noch auf die Negation der negativen Kritik, auf das positive Resultat hingewiesen. Ich hoffe nun zwar keineswegs, daß Du mit dem Endresultat meiner Schlußabhandlung im 2. Theil einverstanden sein wirst, denn im Aussprechen letzter Resultate offenbart sich die Verschiedenheit unserer Anschauungsweise — eine Verschiedenheit, welche, als der natürlichen Seite von uns beiden angehörig, nicht zu überwinden ist —, aber für die Methode und den Gang, den ich genommen, wage ich doch, mir Deinen Beifall zu versprechen. Recht begierig bin ich deshalb, bis Du auch den 2. Theil gelesen haben und mir auch über ihn und das Resultat Dein Urtheil mittheilen wirst. Wie gesagt aber, sowohl Tadel als Lob von Dir ist mir willkommen, weil mir bei jenem Belehrung wie bei diesem Genuß gewiß ist. — —

7. **An Zeller**[1]).

Ludwigsburg, den 22. Februar 1836.

Laß Dich gleich Eingangs dieses als meinen vernünftigsten, gebildetsten und zartfühlendsten Correspondenten begrüßen, rücksichtlich der Briefüberschriften nämlich, in welchen die andern alle mich mit Titeln, die mir nicht gebühren — wie Rectoratsverweser — und neulich gar einer: Rector —, vexiren, oder mir doch den, der mir eigentlich gehört, Professoratsverweser, nicht schenken, d. h. erlassen, und nur Du allein Dich mit dem bloßen Doctor, den ich allein leiden mag, begnügst. Auch rücksichtlich des Weiteren, was die Adresse betrifft, hat sich bei mir jetzt erst das Gefühl so weit verfeinert, daß ich empfinde, wie jede nähere Bezeichnung des Wohnhauses „bei dem und dem",

1) Damals noch Tübinger Student im letzten Semester.

wenn es einen nicht ganz unbekannten Menschen und in einer nicht gar zu großen Stadt betrifft, eigentlich eine Grobheit enthält, und vollends, wenn Adressatus bei seinen Eltern wohnt, die noch empfindlichere Erregung des Scheins von unselbständiger Existenz. Doch das Alles sollte ich eigentlich andern sagen, nicht Dir, der Du Dich über alle dergleichen Verirrungen — wenn mir recht ist, gleich von Anfang an — erhaben gezeigt hast. Et hoc quidem sub rosa[1]).

Rücksichtlich des Verständnisses von Hegel wird es Dir ohne Zweifel von Interesse sein, zu vernehmen, daß jener Abgeordnete Gleich von Aalen, dessen „concrete Vernünftigkeit enthaltende" Reden Hegel in seiner Kritik des Landtags von 1815 und 16[2]) so lobt, gegenwärtig Cameralverwalter in Kapfenburg ist, und damals Wöllwarth'scher Rentamtmann in Rothenau (?) bei Aalen war. Diese Notiz, nach welcher ich schon mehrere Jahre getrachtet habe, verdanke ich der Betriebsamkeit meines Freundes, des Rechtskonsulenten Sautter hier[3]), mit welchem und Kauffmann ich gegenwärtig genannte Kritik gemeinschaftlich lese, und lege sie nun bei Dir in einen hoffentlich fruchtbaren Boden zum Genuß für Viele nieder. — —

— — Für Deine Nachrichten über das mein Buch Betreffende (habent sua fata libelli[4]) herzlichen Dank! Indessen haben sich ja die Katholiken dahinter gemacht. Die Pflanz'sche Zeitschrift[5]) habe ich mir zu verschaffen gewußt und in dem Recensenten einen Mann gefunden, der 1) zur Auffassung der Sache ziemlich viele Empfänglichkeit, 2) zur Reaktion dagegen den besten Willen, aber nicht ebenso viele Kräfte — wenigstens dermalen — besitzt. Diese Kräfte sollen nun, nach der Ansicht des Redacteurs, wenigstens in Bezug auf einen von mir angezweifelten Punkt, bei dem Pfarrer Gehringer[6]) zu finden sein, dessen schwachen Aufsatz ich nicht sowohl mit Bedauern mit diesem Pfarrer, für den er schon recht sein mag, als vielmehr mit Pflanz gelesen habe, von dessen Einsichten in der Theologie jenes Urtheil mir einen äußerst

1) „So viel unter uns".
2) Vermischte Schriften I, 311 ff., vgl. 273. 296. 302. 305.
3) Später Oberregierungsrath u. Direktor in Stuttgart.
4) „Ein Buch hat sein eigenes Schicksal."
5) „Freimüthige Blätter über Theologie und Kirchenthum" (Stuttg. P. Neff). Die fraglichen Aufsätze stehen Bd. VI, 306. VIII, 77.
6) Später Professor in der katholisch-theologischen Facultät in Tübingen.

schlechten Begriff beibringen mußte. Die Gießener Zeitschrift ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. — —

8. **An Rapp.**

Ludwigsburg, den 23. Mai 1836.

Ich bin froh, daß ich bei Dir der Entschuldigungen wegen langen Nichtschreibens überhoben bin; Du weißt, wie namentlich Dein vortreffliches Vorletztes zeigt, daß, wenn ich nicht schreibe, dies nicht aus meiner Freiheit, sondern Unfreiheit hervorgeht und daß mein Schreiben oder Nichtschreiben an Dich das Barometer meines Humors ist; denn wie könnte ich in trüber und trockener Stimmung es wagen, Deine an Heiterkeit und Laune so reichen Briefe zu beantworten? Daß ich aber in letzter Zeit manche Veranlassung zur Verstimmung hatte, begreifst Du wohl und ich lasse es Dir nicht gelten, wenn Du Alles auf Rechnung ungemäßigten Strebens schreiben willst. Wer A sagt, muß auch B sagen und wer ein Buch geschrieben hat, sich um dessen Aufnahme bekümmern, wie, wer ein Hühnerauge hat, nicht gleichgültig dagegen sein kann, wenn ihm darauf getreten wird. Ich erkenne Deine Ueberlegenheit in der Lebensphilosophie willig an, und beneide Dich oft genug um die Harmonie Deines Innern, aber ich fühle mich außer Stand sie mir anzueignen. Heute habe ich die ersten Bogen für die zweite Auflage meines Buchs nach Tübingen abgeschickt, weil in dieser Woche der Druck beginnen soll. Ich werde in der Hauptsache nichts ändern, im Einzelnen Manches auch mit Rücksicht auf die Gegenschriften, gegen welche ich mir jedoch verboten habe, irgendwie direkt aufzutreten, was Du billigen wirst. Ueberhaupt werde ich moderiren (formell), wo ich kann. Mit der Schweiz ist's so, daß ich durch die sehr nachdrückliche Verwendung des Züricher Professors Hitzig (Verfasser eines Commentars zum Jesaia u. a. Schriften), eines sehr aufopfernden Freundes meiner Richtung, und Einiger Andern, mit Fritzsche und Niedner vorgeschlagen bin, worüber nun die Entscheidung des Züricher Erziehungsrathes zu erwarten ist. Die hiesigen Verhältnisse gefallen mir immer weniger. Bei vielem Gemüthlichen und Ansprechenden, das in dem Verhältniß zu meiner Familie und etlichen Freunden, namentlich Kauffmann liegt, sind sie doch geistig tödtend und deswegen kann auch mein Gemüth nicht aufleben. Doch ich glaube in der That, es solle nicht zu lange mehr dauern. Vom 1. Juni an haben wir hier Vakanz und da gedenke ich Deiner freundlichen Ein-

ladung zu folgen und zu Dir zu kommen. — Das Beste wird Dein und Deiner lieben Frau lange vermißter Umgang thun.

9. **An Baur.**

Ludwigsburg, den 19. August 1836.

Verehrtester Freund! Für die Bemerkungen, welche Sie mir in Rücksicht auf den 2. Theil meines Buchs mitzutheilen die Güte hatten, sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank, und habe dieselben theils indessen bereits benützt, theils werde ich sie im Verlaufe der Arbeit noch zu benützen wissen.

Ihr Urtheil über die Kern'sche Abhandlung[1]) finde ich so treffend und erschöpfend, daß ich nichts hinzufügen kann, als nur, daß ich neben allem dem doch manches Gute darin gefunden habe. Wie ich mir die Animosität erklären soll, weiß ich nicht recht; soll ich sie durch meine frühere Recension seiner Schrift über den Matthäus verschuldet haben: so war in jener, ganz anders als jetzt bei ihm, neben der Abweichung und Mißbilligung immer auch die Billigung hervorgehoben; ich muß also nur denken, der Herr Doctor haben, wie früher auch Steudel, dem ehemaligen Subaltern gegenüber den Inspector noch gespürt.

Gleichfalls habe ich Ihnen für die gütige Zusendung Ihrer Vertheidigung gegen Hengstenberg[2]) meinen besten Dank zu sagen. Es ist ein Meisterstück von einer Streitschrift, nicht bloß durch die Klarheit der Exposition und das Schlagende der Beweisführung, sondern hauptsächlich durch die sittliche Würde, welche Sie der frommen Niederträchtigkeit dieser Leute auf eine Weise entgegenstellen, wie ich sie kaum sonst irgendwo gefunden zu haben mich erinnere. Für mich freilich (da doch auch Sie selbst der Sache neben der rein wissenschaft-

1) Kern, Die Hauptthatsachen der evangel. Geschichte. Tüb. Zeitschr. f. Theol. 1836, 2. H. Ueber K. vgl. Br. 109.

2) Abgenöthigte Erklärung u. s. w. Tübinger Zeitschr. f. Theol. 1836, 3, 179 ff. Die Aeußerungen, über welche sich Str. beklagt, stehen S. 205 ff. Zu einer sachlichen Erörterung über das wissenschaftliche Verhältniß der beiden Gelehrten und über Grund oder Ungrund der von Strauß erhobenen Beschwerde ist hier nicht der Ort. In Baur's letzter Erklärung über jenes Verhältniß (Kirchengesch. d. 19. Jahrh. S. 400 f.) begrüßt Str. selbst Br. 430 eine wohlthätige Lösung der peinlichen Stimmung, welche die früheren in ihm hervorgerufen hatten, und ebenso fand seine Zustimmung, was Zeller, Vortr. u. Abhandl. I, 310 f. u. ö. darüber gesagt hatte. Einiges weitere zu Br. 171.

lichen zugleich eine Beziehung zu mir geben) hat es sich nicht glücklich getroffen, daß Sie durch die unbefugte Vermischung, welche Hengstenberg mit unsern beiderseitigen Werken und Tendenzen vorgenommen, veranlaßt waren, Ihrerseits nun die Verschiedenheiten und das Nichtzusammengehören beider so stark als möglich hervorzukehren, und zur sichern Bürgschaft davon einen Tadel meiner Arbeit und Methode auszusprechen, von welchem ich nicht weiß, ob er für Ihre Sache nothwendig war (denn für die meinige, die schon so viele Tadler gefunden, war er es gewiß nicht), und ob er durch die nachträglich eingeschaltete, nicht ganz deutliche Bemerkung, daß zum Theil auch die Verschiedenheit des Gegenstands eine Vergleichung unserer beiderseitigen Kritik unmöglich mache, gehörig eingeschränkt wird. Ich wenigstens glaube mir bewußt zu sein, daß dasjenige, was Sie auch brieflich meine Negativität nennen, zur Hälfte zwar wohl in einer persönlichen Unzulänglichkeit seinen Grund hat, aber gewiß zur andern Hälfte darin, daß für die Zeit und die Begebenheiten des Lebens Jesu es an sonstiger geschichtlichen Controle auf ganz andere Weise fehlt, als z. B. schon für die Zeit der Pastoralbriefe. Oder wie wollten Sie denn für ein Wunder, wie die Brotverwandlung, außer dem Wunderbaren der Sache selbst und etwa noch der Abweichung der Berichte einen Beweis für den unhistorischen Charakter der Erzählung finden? und würden Sie nicht dessenungeachtet, auch ohne weitere geschichtliche Data, dieselbe für unhistorisch erklären?

Sie werden mein Gefühl nicht mißverstehen in diesen Bemerkungen. Grade weil ich mich Ihnen auf die innigste Weise durch Freundschaft und Dankbarkeit verbunden weiß, glaube ich diese Bemerkungen nicht verschweigen, und Ihnen nicht verhehlen zu dürfen, daß in dieser Hinsicht Ihre Abhandlung zu dem Betrübendsten gehört, was mir in Rücksicht auf mein Buch widerfahren ist. Durch Erlebnisse, wie die meinigen, wird man zwar gegen Unglimpf von Fremden und Gleichgültigen, zu denen ich hierin auch Dr. Kern rechne, abgehärtet, aber gegen Verletzungen von Freunden, seien sie auch noch so leicht, um so empfindlicher. Entschuldigen Sie mich mit dieser Empfindlichkeit, und entziehen Sie darum Ihre Gewogenheit nicht

Ihrem ergebensten

D. F. Strauß.

10. **An Rapp.**

Ludwigsburg, den 31. August 1836.

Nach alter freundlicher Weise von Deiner und nachlässiger von meiner Seite habe ich Dir wieder 2 werthe Briefe zu beantworten oder 3 genau genommen, sofern der letzte ein doppelter war, mit der unschätzbaren Einlage an Deine Mutter, woraus ich, was sich zur Mittheilung eignete, für meine Mutter eilig abschrieb, das Original aber sogleich weiterbeförderte. — Nach der Herbstvakanz mein hiesiges Amt wieder anzutreten, habe ich immer weniger im Sinne, sondern gedenke mich zur Ruhe setzen zu lassen, und den nächsten Winter ganz der Widerlegung meiner Gegner zu widmen.

Meine hiesige Stellung macht mir zu wenig Freude und der Studienrath glaubt am Ende, ich müßte noch froh daran sein. Was Gegner und überhaupt Litterarisches betrifft, so ist kürzlich von Baur „eine abgenöthigte Erklärung gegen Hengstenberg" in der Tübinger Zeitschrift erschienen. Von Hengstenberg — freilich in den Tag hinein — wegen seiner Pastoralbriefe beschuldigt, mit mir auf gleichem Standpunkt zu stehen, läugnet er nun jeden Zusammenhang unserer Sachen und bekräftigt dies sogar durch einen Tadel, den er gegen meine kritischen Grundsätze ausspricht. Nun, unter den gegenwärtigen Umständen, sollte mich ein Freund doch gewiß nicht öffentlich tadeln, selbst wenn der Tadel gerecht wäre. Das ist aber der von B. nicht einmal. Er tadelt, daß ich meistens bloß aus den inneren Widersprüchen der Erzählungen mit einander oder mit sich selbst und der Vernunft, ihre Unmöglichkeit erschließe, ohne, wie er, auch äußere Zeugnisse, d. h. widersprechende Data der sonst beglaubigten Geschichte zu Hülfe zu nehmen, — als ob sich für den größeren Theil der evangelischen Geschichte solche Parallelen von anderswoher finden ließen. Ich habe ihm meine Empfindlichkeit hierüber nicht verhehlt, bin aber bis jetzt ohne Antwort von ihm.

Sehr erfreulich war mir dagegen, ohnlängst einen Commentar zum Evangelium Matthäi von de Wette zu Gesicht zu bekommen, in welchem dieser alte Kritiker auf mein Buch durchaus Rücksicht nimmt, in vielen Punkten ausdrücklich, in weit mehreren ohne mich zu nennen, mit mir zusammentrifft und auch in der Vorrede sich über meine und meiner Gegner Bestrebungen sehr freisinnig erklärt.

11. **An Zeller**[1]). Ludwigsburg, den 19. September 1836.

Beifolgend das Wenige, was ich zu Deiner Ausstattung auf die Reise nach Berlin beitragen kann. Noch einen Brief habe ich beigefügt, von dem ich Dir glaub' ich nichts sagte, an Michelet[2]). Ein tüchtiger Mann und nicht ungefällig, obwohl etwas nissig[3]).

Nun reise glücklich, meine besten Segenswünsche begleiten Dich — freilich weiß ich nicht, ob diese höchsten Orts acceptirt werden und Dich also etwas helfen. Nun, es bittet ja auch manche fromme Seele für Dich, und so denke ich, soll alles gut ablaufen. Bestimmt erwarte ich von Dir aus Berlin zeitig einen Brief über den Stand des dortigen wissenschaftlichen, namentlich theologischen Barometers. — —

12. **An Vischer.** Ludwigsburg, den 28. Oktober 1836.

Herzlichen Dank für die freundliche Zusendung Deiner Schrift[4]). Ich habe sie bereits an einem Stücke durchgelesen, mit dem Vorbehalt, sie in der nächsten Zeit mit Kauffmann portionenweise, wie vor'm Jahr Hegel's Aesthetik, wieder zu lesen. Du hast den alten Herrn gewiß ganz in seinem eigenen Sinne verbessert; er konnte von der geschichts- und religions-philosophischen Betrachtung zu wenig loskommen: wogegen Deine Eintheilung mir vollkommen sachgemäß erscheint. Daß Du in der Lehre vom Schönen das sinnliche Moment so kräftig hervorhebst, hat mir sehr eingeleuchtet, besonders auch, was Du gegen Menzel sagst. In der Lehre vom Erhabenen bin ich Dir, mit Zimmermann zu reden, dankbar für die Unterscheidung dreier Stufen im Tragischen; das Hegel'sche alleinige Hervorheben der Collision war mir immer zu eng und doch konnte ich es mir nicht erweitern. Die Unbestimmtheit, in welcher Du hiebei die griechische Schicksalsidee lässest, ist gewiß das Richtige.

Das Komische hast Du mit vielem Freimuth in seinen Rechten zu wahren gewußt, und mir ganz aus der Seele Dich der Ironie gegen Hegel angenommen, auch dessen Satz, daß nur das nicht wirklich

---

1) Der im Begriff war, nach Berlin zu reisen, wo er den folgenden Winter zubrachte.

2) Der bekannte Schüler Hegels, Professor der Philosophie in Berlin, geb. 1801 gest. 1893.

3) Eine schwäbische Bezeichnung für Kleinlichkeit und Rechthaberei.

4) Ueber das Erhabene und Komische.

Erhabene komisch behandelt werden dürfe, bekämpft. In diesen Stücken ist Hegel doch ein wenig philisterhaft. Kurz, ich danke Dir für die vielfache Belehrung und den reichen Genuß, den mir die Lektüre Deiner Schrift theils schon verschafft hat, theils noch verschaffen soll. Auf den Fall, daß Dich Menzel anpacken sollte, erlaube mir irgendwo — etwa in Lewald's Europa oder wo man sonst darf — ihm hinauszugeben. Zu meinem Bedauern darf ich den schwäbischen Almanach für die Berl. Jahrbücher nicht recensiren; Henning schrieb mir, Immermann's [1]) Jahrbuch schwäbischer Dichtung habe schon ein anderer übernommen. Den Namen setzte er nicht bei.

Ich habe jetzt die nachgesuchte Entlassung von meiner hiesigen Stelle erhalten; mein Nachfolger ist Huber, den Du den Schwäbischen Merkur nanntest. Ob ich nach Stuttgart ziehe, weiß ich noch nicht gewiß; ich habe mir schon Wohnungen betrachtet, doch nur eine passend gefunden; die jungen Literaten machen eine schlechte Beschreibung von der Geselligkeit daselbst. Ohne Zweifel versuche ich's einige Zeit noch hier mit meinen Arbeiten — gehts nicht gut, wegen Bibliothek ꝛc., so ziehe ich dann beruhigter hinein, als jetzt gleich, wo mich's wahrscheinlich nachher reuen würde.

Vorige Woche war ich mit Kauffmann und Th. Ruoff [2]) in Weinsberg, Wimpfen, Heilbronn und Thalheim; Theodor kann Dir erzählen, mit welchem Geschick ich einem Kuß von Krais auszuweichen wußte [3]); ich stellte mich nämlich so aufrecht und streckte die Hand so steif vor, daß nicht beizukommen war. Bei und mit Kerner hatten wir vielen Spaß; er war sehr aufgeräumt, und ließ sich mit seinem

---

1) W. Zimmermann, den H. hier mit Immermann verwechselt, der von Strauß im Märklin (Ges. Schr. X, 194) geschilderte Jugendfreund desselben, war mit E. Mörike Herausgeber des 1836 erschienenen Jahrbuchs schwäbischer Dichter.

2) Ein Verwandter von Strauß, 10 Jahre jünger als er, den er sehr schätzte. Derselbe studirte 1835—1840 in Tübingen Theologie und lebte später als Privatgelehrter in Stuttgart, wo er 1876 gestorben ist. Sein Vater, als „Onkel Ruoff", in diesen Briefen öfters erwähnt, war ein Halbbruder von Strauß' Vater.

3) Julius Krais, ein Jugendfreund von Strauß, der seiner im Märklin S. 195 gedenkt, damals Pfarrer in Thalheim unweit Heilbronn, hatte die Gewohnheit, seine Besucher ausnahmsloser als es sonst üblich war, mit einem Kuß zu empfangen und zu verabschieden.

Aberglauben auslachen, wie er mich wegen meines Unglaubens aufzog Wir ließen uns auch ins Gefängniß führen — ein Loch, in dem man bei Tag nichts sieht, und sprachen die Gerichtsdienerin, die freilich mit gar großer Freude sich an den Geist erinnert. Ich habe bereits eine Recension der Kerner'schen Schrift in Verbindung mit der von Wirth für die Berliner Jahrbücher eingeschickt — auf ein bestimmtes Resultat ist übrigens hier nicht zu kommen. Die Beobachtungen sind, trotz aller scheinbaren Ausführlichkeit, doch mangelhaft[1]).

Nachdem Strauß im Herbst 1836 das ihm aufgedrungene Schulamt in seiner Vaterstadt aufgegeben hatte, verlegte er seinen Wohnsitz für fast sechs Jahre nach Stuttgart, wo er ohne Amt, nur mit wenigen Freunden und Freundinnen verkehrend, ein stilles Gelehrtenleben führte. Diese Stuttgarter Zeit ist von großer Bedeutung sowohl für seine litterarische Thätigkeit, als für die Gestaltung seines persönlichen Lebens. Aus ihr stammen nicht bloß die 3. und 4. Auflage des Lebens Jesu, die Streitschriften zur Vertheidigung dieses Werks und die Mehrzahl der Abhandlungen, welche 1839 in den „Charakteristiken und Kritiken" und den „Friedlichen Blättern" vereinigt wurden, sondern auch sein zweites theologisches Hauptwerk, „Die christliche Glaubenslehre" (1840 f.). In die gleichen Jahre fallen aber auch die für Strauß so aufregenden und verhängnißvollen Vorgänge, welche durch seine Berufung nach Zürich veranlaßt wurden, und der Tod seiner beiden Eltern. In Stuttgart gewann er endlich das lebhafte Interesse für Musik und Theater, an dem er zeitlebens festhielt; und hier knüpfte sich bei immer neuen Begegnungen das Band zwischen ihm und der anmuthigen Künstlerin, mit der er i. J. 1482 in einen neuen Wohnort übersiedelte. Wir geben im Folgenden eine Auswahl aus den Briefen, in denen sich Strauß' innere und äußere Erlebnisse während dieses Zeitraums abspiegeln. Einige weitere, auf die Züricher Angelegenheit bezügliche Schreiben finden sich bei Hausrath, D. F. Strauß I, Beil. S. 18—23. 27 f. 31—34.

---

1) Das Obige bezieht sich auf die von Strauß „Charakteristiken und Kritiken" S. 328 ff. ausführlich besprochenen Vorgänge, welche Kerner in einer eigenen Schrift veröffentlicht hatte.

13. **An Zeller.** Stuttgart, den 25. Januar 1837.

Dein liebes Briefchen, bester Zeller, traf mich noch in Ludwigsburg; ja ich weiß nicht einmal, ob ich bei Erhalt desselben auch nur den Entschluß gefaßt hatte, hieherzuziehen. Das Ding gieng schwer und langsam — nicht aus Patriotismus für Ludwigsburg, denn diesen habe ich jetzt in Stuttgart noch mehr als draußen — sondern aus Angewöhnung und einer gewissen Behaglichkeit, in die ich mich im elterlichen Hause versetzt hatte. Wie wenn es gilt, sich einen Zahn ausziehen zu lassen, wurde der Entschluß mehrmals gefaßt und wieder aufgegeben. Nachdem ich meine Stelle aufgegeben hatte, gieng ich zwar alsbald hieher, mich nach einer Wohnung umzusehen, war aber äußerst wählig, und als mir keine völlig zusagte, gieng ich wieder heim, mit dem Vorsatz, nun in Ludwigsburg zu privatisiren und zu versuchen, ob sich's nicht thun lasse, die nöthigen Bücher mir von der hiesigen Bibliothek hinauskommen zu lassen. So vergiengen wieder 3 Wochen — bis ich endlich klar einsah, daß ich in Ludwigsburg zu nichts käme, und daher unabänderlich mich entschloß, hieherzuziehen, wo ich nun Marienstraße Nr. 10, in der Nähe des Silber'schen Kaffeehauses, wohne.

Ich habe diese Ortsveränderung natürlich noch keinen Augenblick bereut. Zwar was das Gesellige betrifft, so habe ich nichts gewonnen, denn wenn auch hier die Anzahl der Bekannten größer ist, so habe ich doch Niemand, der mir so nahe stünde, wie in Ludwigsburg der treffliche Kauffmann; ich weiß nicht, was die mir zugänglichen Leute für einen — wie soll ich sagen — unphilosophischen, empirischen Zuschnitt haben, der mir nicht gefällt. Aber ich kann doch wieder arbeiten, habe die nöthigen Bücher, und bin, worauf ich so viel halte, wieder ganz unabhängig, ohne Familie, also auch ganz Herr über meine Zeit. Was das Litterarische betrifft, so habe ich die Gegenschrift gegen Steudel[1]) schon seit mehreren Wochen fertig; und es liegt nur an der Langsamkeit der Vorbereitungen des Buchhändlers, daß der Druck nicht schon angefangen hat. So viel ich urtheilen kann, ist mir dieser erste Streich nicht übel gelungen, — ganz nach dem Plane, den Du von früher her weißt. Jetzt bin ich dran, als 2. Heft etwas gegen die zwei Laien, Eschenmayer und Menzel zu schreiben. — —

1) Streitschriften 1. Heft. Tüb. 1837.

Nun leb wohl! Bezeuge meine Ehrfurcht dem Herrn C. R. Marheineke; meine Hochachtung dem Herrn Director Hitzig; melde alles Zarte der Madame Hegel; alles Dankbare dem Herrn D. Friedenberg[1]); drücke die Hand dem redlichen Henning; empfiehl mich an Gans; grüße mit der Miene des Vorwurfs unsern Freund Vatke, und ohne dieselbe Deinen Freund Bockshammer[2]). Schreibe bälder, als ich geantwortet habe, wieder. — —

14. An Rapp.

Stuttgart, den 1. Februar 1837.

— — Nun also bin ich seit dem 5. Dezember v. J. hier und bereue es nicht, hierhergezogen zu sein. Eigentlich aus dem einzigen Grunde nicht, weil ich jetzt arbeiten kann; denn in geselliger Hinsicht habe ich nichts gewonnen, oder vielmehr bin ich seit meinem Einsiedlerleben in L. selbst etwas ungesellig geworden. Meine Arbeiten aber gehen munter fort, seit drei Wochen ist das 1. Heft „D. Steudel oder die Selbsttäuschungen des verständigen Supranaturalismus unserer Tage" etwa zu 150 gedruckten Seiten, im Mscpt. fertig und der Druck wird nun diese Woche beginnen.

Ins 2. Heft kommen Eschenmayer und Menzel, als zwei Ignoranten. Mit Eschenmayer werde ich morgen fertig. Das Schriftchen gegen Steudel ist mir, wie ich glaube, gelungen, und wird Wirkung thun; das gegen Esch. gelingt mir auch, wird aber mehr nur humoristischen Werth haben, weil die Eschenmayer'sche Broschüre zu wenig Gehalt hat. So auch die Menzel'schen Angriffe. Aber man muß, wenn man einmal sich zu wehren anfängt, auch nach den Hunden Steine werfen. Diese Arbeit gibt mir, so lange ich gerade schreibe, ziemliche Befriedigung; doch mischt sich natürlich auch Zorn darunter, wegen des Gegen-

---

1) Ein Berliner Redakteur, an den Z. von Strauß empfohlen war. Ebenso an die übrigen hier genannten: die Wittwe Hegels, den Theologen Marheineke, Hegels Freund und Schüler; den Criminaldirektor Hitzig (s. o. S. 10); den Philosophen L. v. Henning, Herausgeber der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik; den geistvollen Juristen Eduard Gans; den Theologen Vatke, mit dem sich Strauß während seines Aufenthalts in Berlin innig befreundet hatte und bis zu seinem Tode nahe verbunden blieb (vgl. das Briefregister und Benecke, W. Vatke).

2) Zellers Reisebegleiter, der in Berlin mit ihm zusammen wohnte; jetzt Oberstudienrathspräsident a. D. in Stuttgart.

standes, und überdies vermisse ich, daß ich hier nicht rein wissenschaftlich arbeiten kann, kein selbständiges Werk, sondern nur ein beziehungsweises. Eins jener Art füllt den Menschen eher aus. — — — Mein Umgang besteht aus Mährlen[1]), Heigelin[2]) und Hofarzt Hardegg[3]), den ich sehr schätzen lerne.

15. **An Rapp.** Stuttgart, den 18. Februar 1837.

Die Nachricht von dem Tode Deiner lieben Frau hat mich tief erschüttert. Ich kann vor Allem der guten Kinder, welche in einer solchen Mutter und Erzieherin so viel verloren haben, kaum ohne Thränen gedenken. Auch in Deinen Schmerz kann ich mich lebhaft versetzen, da ich weiß, wie nothwendig zum Leben Dir die Verstorbene war und mit jedem Tag mehr wurde. Endlich empfinde ich es zugleich recht deutlich, daß auch mir eine wahre und treue Freundin in ihr gestorben ist. Am schmerzlichsten ist es mir, wenn ich mich zu Dir versetze und mir das Hauswesen ohne Deine Frau vorstellen soll.

Daß die kleine Denkschrift auf die Verstorbene für ihre Freunde gedruckt werde, finde ich ganz angemessen, zumal es Dir gelungen ist, ihr Bild für diejenigen, die ihr näher standen, deutlich erkennbar wiederzugeben.

16. **An Vischer.** Stuttgart, den 8. März 1837.

Ich habe es allzulange anstehen lassen, sowohl Dir zu Deiner Anstellung Glück zu wünschen, als Dir für Dein letztes Schreiben meinen Dank zu sagen. Dasselbe hat mich in meiner, nun Gottlob vollendeten (bis auf die leidige Reinschrift, deren Nothwendigkeit mir bei allen meinen Arbeiten so viel Zeit raubt) Arbeit gegen Menzel ermuntert und unterstützt, ebenso Deine Schrift, auf welche ich mich in mehreren Punkten habe beziehen müssen. Ich habe die Geschichte in 3 Theile getheilt: 1) Menzel als Kritiker, 2) Menzel und die Philosophie, 3) Menzel und die Theologie, und unter 1) kommt dann a)

---

1) Geb. 1804 gest. 1871, ein Studiengenosse und naher Freund von E. Mörike, auch mit Str., wie dieser, von der Universität her befreundet, seit 1832 Professor an der Gewerbeschule (später: Technischen Hochschule) in Stuttgart.

2) Geb. 1804 gest. 1874, von 1835—1865 Schulinspektor in Stuttgart.

3) Geb. in Ludwigsburg 1806; 1831 Hofarzt, 1840 Obermedicinalrath; gest. 1853.

die Persönlichkeit seiner Kritik b) seine Ungerechtigkeit gegen die Charaktere der Schriftsteller (Joh. Müller) c) sein unmittelbares Dreinfahren mit moralisch patriotischen Maßstäben (Goethe 2c.) d) die Falschheit dieser Maßstäbe an sich selbst, zur Sprache. Das Verhältniß des Guten und Schönen habe ich nicht an sich, sondern in besonderer Beziehung auf die Kritik abgehandelt, indem ich daran festhielt, daß der Beurtheiler eines Kunstwerks dessen Unmoralisches zunächst in so fern zu rügen habe, als es auch die Schönheit entstellen muß. Die Geschichte hat mich mehr gekostet, als sie wirklich werth ist, indem ich sehr vielerlei lesen mußte, nicht nur von Menzel selbst, sondern auch Anderes, z. B. von Müller, den Menzel auf eine fast noch empörendere Weise als alle Anderen behandelt. Doch denke ich, er hat sein Theil, und soll nicht viel wider den Stachel löcken können. Hier ist doch auch eine ziemliche Partei gegen ihn. Aber die Herren Pfizer, Schwab und Consorten halten so fest zusammen, daß ich den Umgang mit Pfizer [1]) ganz abgebrochen habe. Es ist traurig, in welche kleinliche Polemik gegen Goethe, so wie auch gegen die neueren französischen Dichter er sich hat hineinziehen lassen. Neulich arrangirte Schlesier, dessen Feindschaft gegen diese Partei alle Anerkennung verdient, wenn auch seine Persönlichkeit so ist, wie Du sie bezeichnest, ein Nachtessen von einer sehr gemischten Gesellschaft: Lewald, Münch, Lindner, Hardegg, Zimmermann, Moriz (der Schauspieler), Köstlin [2]), Mährlen, — die Sache fiel aber recht gut aus, und soll nächstens wiederholt werden. Ich thue es mit einer gewissen Vorliebe, daß ich mich mit anerkanten Antiliberalen einlasse, weil ich erkannt habe, daß es keine bornirtere, rohere, gegen Wissenschaft wie gegen Kunst verschlossenere und dabei egoistischere und perfidere Partei giebt, als diese Liberalen sind. Ich habe noch nie einen persönlichen Zusammenstoß mit ihnen gehabt, aber die Nähe oder nach Steudel das Umwaltetsein von ihnen, schärft die Empfindung — auch meine Menzel'schen Studien.

---

1) Gustav Pfizer, der jüngere Bruder Paul Pfizers, durch seine Gedichte und historischen Schriften bekannt. Strauß war mit ihm während der Blaubeurer und Tübinger Studienzeit und der Tübinger Repetentenjahre zusammen gewesen; auf die erste bezieht sich die Schilderung im Märklin S. 194 ff.

2) Reinhold K., später Professor der Rechte in Tübingen, damals junger Rechtsanwalt und Litterat in Stuttgart.

Heute habe ich einen Brief vom altem Rast[1]) aus Amerika gelesen; er ist Prediger (Methodistischer) bei Columbus im Ohiostaat und hat 200 Meilen zu bereisen, predigt alle Tage. Er ist mit einer jungen, verrückten Amerikanerin verheirathet, schreibt, am Hochzeitstag haben sie einen Vorschmack von dem Reich gehabt, wo man weder freit, noch sich freien läßt, ferner, er habe mit dem alten Menschen auch die Nationalität ausgezogen — kurz er ist ganz rasend (sei auch früher, wie man sagt, einige Zeit lang in einem Tollhaus gewesen).

Vor etwa 14 Tagen kam ein Pietist zu mir, und wollte mich aus innern Erfahrungen heraus bekehren (der Instrumentenmacher Schauffler); ich habe ihn sehr geduldig angehört. Heute kam ein zweiter, den habe ich aber fortgeschickt.

Hast die Zündhölzchen doch jetzt erhalten? Ich habe Camerer[2]) mahnen lassen, und hoffe sie werden angekommen sein.

17. An Rapp. Stuttgart, den 22. März 1837.

— — Ob Du im Stande sein wirst, die Last der häuslichen Geschäfte fortzutragen und wie Du in dieser Hinsicht und mit den Kindern die Einrichtung treffen wirst, bin ich begierig zu vernehmen. Daß das kleinste indessen der Mutter nachgefolgt ist, habe ich von Vischer vernommen, welchen der Aufschwung sehr freute, den Dein Gemüth sogleich in der Darstellung der Lebensumstände und Individualität Deiner verstorbenen Frau bewiesen. — —

In meinem 2. Heft habe ich mich in dem, Menzel betreffenden, 2. Abschnitt desselben sehr ins Aesthetische werfen müssen, wovon ich noch nicht weiß, wie mir diese Rolle steht. Schaden kann es nichts, wenn der auf theologischem Gebiet so sehr Angefeindete sich auswärts Freunde zu machen sucht mit dem ungerechten Mammon schönwissenschaftlicher Lektüre, die er im Leibe hat.

18. An Rapp. Stuttgart, den 10. April 1837.

— Daß Dich Unwohlsein, Inventur und Theilungswesen in eine trübe Stimmung versetzt haben, kann ich wohl begreifen; dergleichen

1) Ein Studiengenosse von Strauß und Vischer.

2) Ein Ludwigsburger, der Erfinder der damals noch neuen Streichzündhölzchen.

roh und hart — weil bloß rechtlich — in das Familienleben eingreifende Proceduren, wie eine Theilung, denke ich mir immer nach dem Tode einer geliebten Person äußerst wehethuend. — — —

Von mir könnte ich Dir diesmal etwas recht Artiges erzählen, doch ich verspare es auf mündlich und gebe hier nur eine kurze Inhaltsanzeige. Denk Dir einmal, ein blutjunges, hübsches Mädchen, nicht von hier, verliebt sich auf meine Schrift und das Gerede davon in mich, kommt, wie sie auf Besuch bei Verwandten hier ist, geradezu mehrmals zu mir und sagt mir das Alles so naiv und ist auf die unschuldigste Weise zufrieden, als ich ihre artige Liebeserklärung zur Versicherung der Freundschaft abkühle. Nun sage noch Jemand, daß wir in einem prosaischen Zeitalter leben! —[1]).

Gestern war Richard III. von Shakespeare; Seydelmann vortrefflich, die übrigen meist unzulänglich, doch fleißig. Der Eindruck des Ganzen ungeheuer, riesenmäßig. Der Geist Shakespeares schlenkerte die Kerls auf der Bühne herum, wie Lumpen. Die Weiber namentlich erstickten fast an dem Athem der Shakespeare'schen Verse und das Publikum, obwohl sehr angesprochen, war so erstaunt, daß es fast gar nicht klaschte. Lies den Richard wieder, und denke Dich hinein.

19. An Vischer.

Stuttgart, den 13. April 1837.

— — Nun muß ich die Feder feiner schneiden, um auf das Abenteuer zu kommen, das Deiner Prophezeihung gemäß indessen einen anmuthigen Fortgang und vorderhand Abschluß durch bevorstehende Abreise gewonnen hat. Man kam wieder zu mir, bedauerte nicht zu Hause gewesen zu sein; auch ich mußte wieder hinkommen, u. s. f. Die Verwandten blieben auch ferner aus dem Spiel, ich wurde einmal mitten durch sie, doch ohne vorgestellt zu sein, von N. N. auf ihr Zimmer geführt, wobei ich dann ganz die Empfindung eines horazischen Liebhabers hatte, der jeden Augenblick befürchten muß, von dem hereinstürmenden Ehemann u. s. w. zerrissen zu werden. Was mir nun aber die Sache wirklich lieb und theuer macht, ist, daß sich gezeigt hat, wie die ganze Geschichte auf rein naivem Grunde ruht; ein Mädchen, das, auf dem Lande (in einer kleinen Stadt) aufgewachsen, wie sonst

1) Auf diesen Vorfall bezieht sich das Gedicht „Ostermontag", Poët. Gedenkbuch, Ges. Werke XII S. 11.

etwa einen Romanhelden, so hier einen jungen vielangefochtenen Schriftsteller, sich als Ideal vorstellt, und nun, ohne alle Welt und Rücksicht auf Convenienz, geradezu ihm entgegengeht. So wurde dann zuletzt ein ordentlicher Liebesantrag gemacht, aber so unschuldig, daß sie, als ich die Sache zur bloßen Freundschaft mit sehr deutlichen Worten herabstimmte, herzlich vergnügt war, als ob sie eigentlich nicht weiter gewollt hätte. Bei dieser Naivetät ist es mir jetzt fast leid, die mehreren Besuche auf meinem Zimmer nicht verhindert zu haben, da dies leicht ihr Nachrede zuziehen könnte, — und es wäre mir äußerst schmerzlich, wenn diese so liebliche Geschichte im Munde der Leute profanirt würde. —

Soeben war noch eine artige, oder vielmehr die artigste Scene des ganzen Romans. Sie kam noch um Abschied zu nehmen, und im Laufe des Gespräches ließ sie etwas von einem anderweitig sich anbahnenden Verhältniß einfließen. Dies berührte mich empfindlich und ich ließ scherzhafter Weise meinem Unwillen freien Lauf, daß nach dem Gestrigen sie bereits von so etwas sprechen könne. Ich sagte, daß nach dem Ausspruch eines weisen Mannes zwischen einem jungen Mann und einer jungen Dame nie Freundschaft als solche, sondern nur entweder mehr oder weniger sein könne; auf dieses Mehr habe ich nun zwar gestern selbst Verzicht geleistet, aber man hätte es langsam absterben lassen, nicht so schnell abreißen sollen. So stritten wir lange, während sie mir den Verdacht benehmen wollte, und versicherte, daß ich die feinsten Nüancen ihres Herzens demnach doch noch nicht erkenne. Um Aufschluß darüber gebeten, sagte sie sehr hübsch gnomisch: Ein Schlüssel hat zwei Kästchen aufgeschlossen. Gut, erwiederte ich, ich habe nur auf das Eine Anspruch, aber das Andere ist mir doch nicht gleichgültig. — Du wirst mit diesem Abschluß zufrieden sein. Ich schenkte ihr das schwäbische Jahrbuch, und sagte ihr, daß ich Dir eigentlich gegen ihr Gebot gänzlichen Schweigens, die Sache mitgetheilt habe.

20. An Rapp.

Stuttgart, den 7. Mai 1837.

Den Goethe'schen Vers: Ach, wenn in unserer engen Zelle Die Lampe freundlich wieder brennt, Dann wird's in unserem Busen helle, Im Herzen, das sich selber kennt u. s. f., diesen Vers habe ich soeben wieder recht lebhaft empfunden, als ich von einem langen Abendspaziergang und Besuch nach Hause kehrte und das Licht ansteckte, mit dem

Vorsatz, das Restchen Abend mit Dir zuzubringen. Besonders im Frühjahr, wenn die Tage anfangen lang zu werden, um einen mehr als sonst und länger aus dem Zimmer zu locken, wird jener Vers in mir lebendig, nicht ohne eine Sehnsucht nach dem Winter, der einen mehr zu Hause bei der Lampe und damit auch das Gemüth stiller beisammen hält. Dabei geht dann allemal ein anderer mir lieber Vers (von K. Maier) in mir auf, wo zu den Vögeln gesagt wird: Tragt mir die Gedankenreihen, Jüngst in Winterschlaf versunken, Nicht so schnell zu Lust und Maien, Von der Arbeit frischen Funken.

Es ist doch — und ich habe das kaum je so stark empfunden — ein ungeheurer Unterschied zwischen Winter- und Sommerhumor und nach meinem Humor fragst Du ja. Es ist seit dem Frühling eine Unruhe in mich hineingefahren, die mich nirgends rasten läßt, die mich geneigt macht, die Wohnung zu wechseln, im Grunde nur, weil die gewohnten Wände mir langweilig und peinlich sind, und die mich schon mehrmals geneigt machte, geradezu zu Dir zu reisen. Eigentlich, wie ich wohl weiß, ist daran nicht der Frühling schuld, sondern es ist die Unruhe des Propheten Jonas: Das mir aufgetragene Amt gefällt mir nicht mehr recht, ist mir entleidet und ich suche ihm zu entfliehen. Weißst', was ich möchte? Schweigen dürfen, solange bis in mehreren Jahren etwa eine neue Ausgabe meines Werkes nöthig würde. Dann sollte es gewiß der Aenderungen viele und zum Theil radikale geben, aber nur jetzt in der Zeit der inneren Gährung und stillen Umgestaltung meiner Ansichten, möchte ich nicht zum Sprechen genöthigt sein. Ich habe jetzt nicht die Sicherheit und Festigkeit, die dazu erforderlich ist, und wie ich sie in einigen Jahren wieder zu erreichen hoffe. Der Widerwille überdies gegen bloß polemisches Schreiben, wie ich ihn in der Vorrede meines Steudel ausgesprochen, tritt immer stärker hervor. Oder vielleicht ist's noch mehr als dies: Manche theologischen Punkte, die mir sonst sehr am Herzen lagen, interessiren mich nicht mehr und ich wünsche mich oft aus dieser ganzen Sphäre hinaus. Es ist ähnlich, wie gegen den Schluß meiner philosophischen Vorlesungen in Tübingen das Interesse für Philosophie rein als solche in mir abzusterben begann und seitdem nicht wieder erwacht ist. Vielleicht werfe ich wieder einen Balg ab, aber was dann für einer an die Stelle treten soll, wie damals der theologische, sehe ich nicht. Eines kommt hier auch noch in Betracht. Ich habe diesen Winter und Frühling so viel Kunstanschauung gehabt,

wie noch niemals in so kurzer Zeit; ich habe namentlich von der Oper mir jetzt erst einen Begriff zu machen gelernt und bin mit Schauspielern und Dramaturgen in Umgang getreten. Meine Arbeit gegen Menzel, wobei dieser Kritikus namentlich in ästhetischen Sachen angegriffen und über Goethe u. A. ausführlich gehandelt wird, ist — ich weiß nicht — Mitursache oder bereits Wirkung jener Veränderung. Ich weiß nicht, soll ich sagen, mich gelüstet nach einem etwas weiteren Litteratur-Gebiet oder soll ich erklären, es fängt mir das rein wissenschaftliche Wesen an trocken zu werden. Zu einem eigentlichen Gelehrten bin ich nicht gemacht, ich bin zu viel von der Stimmung abhängig, habe zu viel mit mir selbst zu schaffen. Auch war an meinen bisherigen Arbeiten immer die Form das Beste, was ins Gebiet der Kunst einschlägt. Andererseits aber gehört es zu meinen klarsten und wohlerworbensten Einsichten, daß ich zur Kunst als solcher noch weit weniger begabt bin vermöge des Uebergewichts der Reflexion über die Phantasie. Es ist daher vielleicht nur ein verirrter Lebenstrieb, was mir als Neigung zum ästhetischen Fach vorkommt und mich der Wissenschaft im Herzen abtrünnig macht. Es ist auch wirklich, wie wenn neidische Götter oder schadenfrohe Dämonen mir alle möglichen Schlingen legten, um mich der Theologie wegzufangen. Den großen Büßern Indiens, welche durch Abtödtung des Fleisches nach übergöttlicher Würde strebten, stellten die bedrohten Gottheiten schöne Frauengestalten als Verführungen in den Weg. Ich habe Dir von einem Abenteuer dieser Art geschrieben, das zwar durchaus nicht in gewöhnlichem Sinn verführerisch für mich war, das aber doch mein Gemüth in große Unruhe und Empfänglichkeit für dergleichen Eindrücke versetzte. Ich hatte einen so ruhigen Winter gerade auch in dieser Hinsicht; Eindrücke von früher her waren nach und nach abgestorben, neue nicht vorhanden und ich lachte und rühmte mich oft im Stillen meiner Sicherheit nach dieser Seite, und pflegte meine Begeisterung für einsames Studienleben. Jene Geschichte — so wenig der anmuthige Gegenstand derselben mir ein nachhaltigeres persönliches Interesse einzuflößen fähig war — nämlich wohl eine bleibende Pietät und Freude über ein so wunderbares Anschließen, nicht aber individuelle Zärtlichkeit, — jenes Abenteuer, sage ich, brach das Eis und nun ist seitdem kein fester Boden mehr zu gewinnen.

Bald nach jener Geschichte kam die Sängerin Schebest hieher;

ihre Erscheinung auf dem Theater zog mich sehr an; halb geschoben, halb selbst nachschiebend, half ich letzten Sonntag ihr ein Diner in Cannstatt — in Gesellschaft mehrerer Schauspieler und Kunstfreunde — veranstalten, fuhr mit ihr in Einem Wagen und da habe ich mich denn so ziemlich angebrannt. Habe ich nicht gestern ein Sonett auf sie gedichtet, welches ich Dir als Dokument der wunderlichen Gemüthszustände Deines Freundes nicht vorenthalten will. Ich wollte es ihr heute, da sie morgen nach Straßburg reist, um erst in 14 Tagen wieder zu kommen, selbst übergeben, konnte aber nicht ankommen und schickte es ihr zu. Ich war etwas ärgerlich, daß sie sich krank sagen ließ, weil ich's nicht recht glaubte und bin eigentlich noch in großem Verdruß. Ich wünschte sie käme nicht mehr oder, ehrlicher, sie bliebe jetzt und gienge bälder, damit ich dieses Stachels der Unruhe los würde. — Ich möchte so gerne zu Dir und weiß doch so lange sie hier ist, nicht loszukommen, und auch in der Zwischenzeit ihrer Reise nach Straßburg will ich nicht, weil ich in Deinem Umgang aller dieser Unruhe los werden und sie also nicht nachher wieder hier treffen möchte. Freilich werde ich wohl, wenn sie mir auf die heutige Krankmeldung nicht bald etwas Begütigendes sagen läßt, am Ende ärgerlich auf sie werden, und dies rauft vielleicht den Samen der thörichten Neigung wieder aus. Alle diese Erschütterungen wären mir übrigens nicht hinderlich, wenn das wissenschaftliche Interesse nicht zuvor schon erlahmt gewesen wäre. — Dies ist, wie ich deutlich weiß, das prius, jenes ist das posterius. —

Nicht Klänge nur aus sanggeübter Kehle,
Nicht Tongeflechte blos, mit Kunst verschlungen,
Stets strömtest Du, wenn Du vor uns gesungen,
Im Liede aus die volle schöne Seele.

Wenn du nun von uns gehst und jene Säle,
Wo Deiner Töne Geister kühn gerungen,
Erschallen jetzt von seelenlosen Zungen,
Wie werden wir empfinden, was uns fehle?

Nicht dich allein wird unser Leid vermissen.
Nein, da auf der Gesänge weichem Flügel
Dein Herz dem unsern kosend zugeflogen,

Hat es das unsere zu sich hingezogen,
Das flieht mit Dir nun über Thal und Hügel,
Uns selbst hast Du uns, Zauberin, entrissen.

21. **An Vischer.**

Stuttgart, den 12. August 1837.

Mein Menzel ist ja nun in den Blättern für litterarische Unterhaltung auf sehr originelle Art angezeigt. Der gute Freund, der hier dem Menzel so diensteifrig hinaushilft, ist sicherem Vernehmen nach Paul Pfizer — es ist dieselbe Nummer, die Schlesiers Oberdeutsche Stämme recensirt hat.

Jedenfalls ist's einer von der Clique, welche sich dadurch hinlänglich charakterisirt hat. Die Fehler und Verbrechen werden nicht geläugnet aber durch die liberale, politische Absicht gerechtfertigt; es bleibt dabei, daß eine poetische, wissenschaftliche Arbeit vom moralischen Standpunkte aus beurtheilen sie in ihrem Mittelpunkte fassen heißt. Nun hat ja auch Menzel, in einer Anzeige an Tholuck, herausgelangt, aber mit welchem Saurüssel! — Hast Steudel's Replik gelesen — und nun kommt ja auch noch Eschenmayer. Da siehts gut aus; ich habe es mit einer Hydra zu thun und bin kein Hercules. — —

Kürzlich war ein Professor aus Baiern bei mir, dessen höchstes die Ansicht des Verfassers der natürlichen Geschichte des großen Propheten von Nazareth ist, und besonders der Punkt, daß Joseph von Arimathia der Vater Jesu gewesen. Als ich ihn fragte, worauf er die letztere Meinung stütze, sagte er, dieser Joseph komme, nachdem man vorher nichts von ihm gehört, auf einmal am Kreuz zum Vorschein; „jetzt frag' ich Sie, — setzte er in seinem bairischen Dialekt hinzu — wo kommt das Männtle her?"

Gegenwärtig muß ich einem Maler sitzen, weil Lewald mein Bildniß für die Europa wünscht — (aber vorerst unter uns). Ich werde aber aussehen wie der Teufel, da man bei dieser unprästirlichen Existenz auf dem Stuhl vor dem Maler, am Ende ein wahrhaft desperates Gesicht machen muß.

22. **An Rapp.**

Stuttgart, den 17. August 1837.

— — Ich bin nunmehr an den Vorarbeiten zur 3. Auflage des Lebens Jesu, und suche zugleich, was hiebei abfällt, als Material zu den weiteren Streitschriften bei Seite zu legen. Von Steudel ist unterdessen ja ein kurzer Bescheid erschienen, Eschenmayer hat ein Wort an mich angekündigt und Menzel im Litteratur-Blatt Rache genommen. Ersteres veranlaßt mich zu keiner Duplik, das zweite wird noch weniger sein und das Menzel'sche ist so, daß es alle Vorwürfe, die ich ihm

gemacht, auf's Schlagendste bestätigt. — Der Sängerin sollte ich von Kauffmann aus ein Heft Lieder seiner Komposition übergeben — sie war 4 Wochen lang in Berg —, aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, ohne neue Anfeuerung vom Theater aus, auf die bloße Erinnerung hin, hier wieder anzuknüpfen. Jetzt ist sie nach Breslau, wird aber im Herbst wieder hier auftreten.

23. **An Vischer.** Stuttgart, den 7. September 1837.

— — Mein Bildniß[1]) wird insofern nicht ganz ungebeugt auf die Nachwelt kommen, als der Zeichner den Kopf in etwas geneigter Stellung aufgenommen hat. Es ist die Zeichnung recht gut gerathen und befindet sich jetzt in Nürnberg, um in Stahl gestochen zu werden — sehr viel Ehre, da sie die Königin von England nur lithographirt haben. Vielleicht begegnest Du diesem meinem Schatten, wenn Du in den Ferien nach Nürnberg reisest, wozu ich viel Vergnügen wünsche. Aber sieht man Dich denn nicht vor oder doch nachher hier? Wir könnten wohl auch einmal miteinander ein paar Tage im Land herum reisen.

24. **An Rapp.** Stuttgart, den 12. Oktober 1837.

— — — — Um auf Erfreulicheres zu kommen, so ist gestern die Schebest zum erstenmal wieder hier aufgetreten und wird einen guten Theil des Winters hier zubringen. Da wäre also für Theatergenuß gesorgt. Ob ich sie sonst sprechen werde, weiß ich nicht, suchen werde ich es auf keinen Fall. — —

25. **An Rapp.** Stuttgart, den 17. Oktober 1837.

Zu Deiner Verlobung, die Dein letzter Brief meldete, wünsche ich Dir von Herzen Glück, um so mehr, da ich von allen Seiten höre, daß man Dir in jeder Beziehung Glück wünschen darf. Aus Deinem nächsten hoffe ich zu vernehmen, wie bald Ihr Euch zu verbinden gedenkt, ob Du den Winter noch allein bleiben, oder, wie ich mir denke, gleich in der nächsten Zeit die neue Gefährtin zu Dir nehmen wirst.

Der Brief, in dem Du mir von Heilbronn aus diese glückliche

1) Das Titelbild, nach dem Stahlstich von Carl Mayer in Nürnberg 1837.

Wendung Deiner Verhältnisse anzeigst, kam den Tag nach Deinem früheren Briefe an, und dieser den Tag, nachdem ich einen Brief an Dich abgeschickt hatte. Für jenen ersteren Brief bin ich Dir besonderen Dank schuldig wegen seines reichen und schönen Inhalts; insbesondere ist die Erscheinung aus der übersinnlichen Welt eine wahrhaft classische Darstellung. Du hast es dieser Vortrefflichkeit zuzuschreiben, daß ich mich nach Durchlesung dieses Briefes eine Zeitlang lebhaft in den Fall hineindachte, wenn Du gestorben wärest; dann würde ich, dachte ich mir, aus Deinen Briefen eine Sammlung machen, die zum Schönsten dieses Fachs der Literatur gehören müßte. Sieh, so läßt die Trefflichkeit der Werke den Meister vergessen; Du mußt mir keine so schönen Briefe mehr schreiben, sonst habe ich am Ende die Briefe lieber als Dich selbst. — — —

Ergötzen wird es Dich in Vergleichung mit Deinem früheren Urtheil, wenn ich Dir erzähle, daß nach der Aussage eines Heidelberger Professors, der mich heute besuchte, Ullmann [1]) meinem Sendschreiben [2]) nicht recht traut und Ironie wittert; ein Bekannter des Professors habe sich so ausgedrückt, es sei ihm bei der Lesung gewesen, als höre er ein ganzes Chor von Lachern im Nebenzimmer. Es ist dies ein Fall, wo ich selbst nicht weiß, was das Richtige ist. Der Mensch ist doch ein räthselhaftes Wesen.

26. An Rapp.

Stuttgart, 24./25. Oktober 1837.

Deine lieben Briefe durch Vischer und einen 2. durch die Post habe ich erhalten und danke Dir bestens dafür. Wenn Du Dich wegen häufigen Schreibens entschuldigst, so ist dies gerade, wie wenn ein Fürst bei einem Bürgersmann sich entschuldigen wollte, daß er ihn so oft zur Tafel ziehe. Du weißt, daß Deine reichhaltigen Mittheilungen zu meinen geistigen Lebensbedürfnissen gehören, die ich nicht mehr missen möchte. Wenn Du nicht müde wirst zu schreiben, so werde ich des Lesens gewiß nicht müde.

Ich freue mich, daß Deine Zustände sich so ordentlich wieder setzen nach der Gährung der letzten Zeiten. Die Bürgschaft, daß sie

---

1) Der bekannte Theologe, mit Umbreit Herausgeber der Studien und Kritiken.

2) Streitschriften 3. Heft S. 129 ff.

sich vollends ganz klären werden, bist Du ja so glücklich in Händen zu haben. — — — — — —

Ich hoffe, einen ruhigen Winter zu bekommen. Meine Geschäfte sind wieder mehr im Gang; das Verhältniß zur Unbekannten habe ich durch beharrliches Stillschweigen abgebrochen; und für die liebenswürdige Sängerin empfinde ich so, wie man in eine Antike verliebt sein kann. Wegen Deiner Bekanntschaft mit der Antike wünschte ich, daß Du sie mit ihrer klassischen Figur, Gesichtsbildung und Bewegung sehen könntest; besonders letzten Sonntag als Norma. Heut vor 8 Tagen besuchte ich sie, wurde sehr freundlich empfangen und eingeladen, bald wieder zu kommen. Da ich aber bis heute noch nicht wieder dort war, dagegen keine Vorstellung versäume, wo sie auftritt, siehst Du, daß die Sache ihre rechte Art hat. — — — — —

Inliegend sende ich Dir Schleiermacher's Briefe über die Lucinde, ein Büchlein, das ich sehr schätze, und das Du, so viel ich weiß, noch nicht gelesen hast. Die Vorrede von Gutzkow ist größtentheils schlecht, in keinem Falle sollte sie vor diesem Büchlein stehen. Daß Du die Lucinde selbst nicht gelesen, thut dem Verständniß der Briefe keinen Eintrag, die tausendmal mehr sind, als jener schlechte Roman Fr. Schlegels. — — —

27. An Rapp.

Stuttgart, den 30. Oktober 1837.

Gestern wurden die Montecchi und Capuleti gegeben, Schebest Romeo. Ich war natürlich darin, da ich keine Vorstellung versäume, in der sie auftritt und mit mir mein Freund Kauffmann, ein gründlicher Kenner der Musik. Der im Punkte des Gesanges strenge Mann war dennoch ganz hingerissen. Wie wir nach dem Theater in's Wirthshaus kamen, wartete Hardegg auf uns und sagte, um mich aufzuziehen, er wäre auch in die Oper gegangen, denn sie sei gut, aber er möge die Rolle des Romeo nicht durch die Schebest verhunzen hören. In diesem Humor, der Hardegg trefflich steht, gieng's fort und gelegentlich sagte er auch, daß er schon einen Konzertzettel auf Montag (heute) gesehen, wonach Schebest ein von Kauffmann componirtes Lied singen werde. Kauffmann hat nemlich mit Hetsch [1]) vorerst ein Heft schwäbischer

1) Hetsch, geb. 1806, gest. 1872, hatte erst im evangelischen Seminar in Tübingen Theologie studirt und sich schon damals mit Strauß nahe befreun-

Dichter componirt herausgegeben und dieses mußte ich vorige Woche in seinem Auftrag der Schebest übergeben. Ich fand sie noch im Speisezimmer, sie führte mich am Arm durch einen Gang in ihr Besuchzimmer, dankte mir für die bewußte Kritik und bot mir beim Abschied die Hand. Nun wollte sie also uns jene Lieder (von Kerner) singen und Kauffmann ließ sich bereden, den heutigen Konzertabend hier abzuwarten. Daher gieng der heutige Tag zerstreut hin; Vormittags konnte ein wenig gearbeitet werden, aber Nachmittags mit Kauffmann, Hardegg und Musikdirektor Lachner nach Gaisburg und Abends ins Konzert. Kauffmann, obwohl er schon einen Zopf hatte, als er in's Konzert kam, war dennoch von dem Vortrag seines Lieds sehr entzückt. — Nun bin ich wieder zu Hause und will Dir zuerst ein paar Distichа schicken, die ich vor 8 Tagen nach der Aufführung der Norma auf die Schebest gemacht und im Deutschen Kurier (ohne Namen) habe abdrucken lassen:

Eine Statue glaub ich zu sehen von parischem Marmor,
 Wie sie Praxiteles einst und Polykletos geformt.
So ragt hehr die Gestalt, so fließen die weißen Gewänder,
 Und aus dem Schleier hervor blickt das antike Profil.
Wie die Statue lebt, sie bewegt sich, wechselt die Stellung,
 Welch ein Pygmalion hat Leben dem Steine verliehn?
Von der Pallas, der ruhigen, Hoheitblickenden, wird sie
 Zur Niobide im Schmerz und zur Medea im Zorn.
Ach und die Statue singt, nicht Einen Ton nur wie Memnon,
 Von Wohllauten ein Meer schüttet sie über uns aus.
Doch wie das Steinbild erklang vom ersten Strahle des Morgens,
 Führt ihr Gesang in der Brust freundlich die Sonne herauf.

28. An Rapp.

Stuttgart, 9. Nov. 1837.

— — — In Betreff der schönen Sängerin muß ich meine im vorletzten Brief gegebene Versicherung bereits Lügen strafen, oder habe sie eigentlich schon im letzten Briefe Lügen gestraft; ich bin wieder ziemlich im Zuge der Neigung für sie. Ich habe sie dieser Tage wieder besucht, und von dem strengen classischen Styl ihrer Schönheit, sowie von dem künstlerisch Durchgearbeiteten ihrer Form und Bewegung,

---

det, dann aber sich ganz der Musik zugewendet. 1836 wurde er Musikdirektor in Heidelberg, 1846 in Mannheim. Nach seinem Tode widmete Strauß dem Freund einen Nekrolog im Schwäbischen Merkur 1872, 4. Aug.

einen gewaltigen Eindruck empfunden. Auch ihre Rede ist durchaus edel und geistreich, und mich empfängt sie immer mit einer herzlichen Freundlichkeit, die mir sagt, daß sie mich für einen verständigen, guten Menschen hält, der ihr redlich zugethan, und gerne bei Gelegenheit mit eine Posaune ihres Ruhmes ist. Sie lud mich ernstlich ein, mich bald wieder sehen zu lassen, und es soll gewiß nicht zu lange anstehen. Gestern trat sie in der Oper: Der lustige Schuster, als Schusterin auf. Vor dem Anfang des Stücks hatte ich mit meinen Freunden ausgemacht, sie gleich beim Auftritt mit Applaus zu empfangen. Nun kam sie aber im Stück ziemlich spät erst vor, und in der Zeit war ich in der That ganz beklommen vor Erwartung, und wie sie nun kam, klopfte mir das Herz so stark als die Hände klatschten. Lache nicht über diese kindischen Bekenntnisse, sonst mache ich Dir keine mehr. Wie sie spielte, darüber sage ich hier nichts; habt ihr denn in Hall nirgends den deutschen Courier? für den habe ich heute wieder eine Kritik ihrer Leistungen in Norma, Romeo und dem gestrigen Stücke geschrieben, die im Dienstagsblatt kommen wird. Ich wünschte sehr, daß Du diese Artikel lesen könntest, weil Du von Allem, was ich thue, Zeuge sein sollst. — Ja wohl macht die Lage den Menschen; so reißt mich das ganz und gar Unbestimmte der meinigen zu solchen Abenteuerlichkeiten fort, die aber am Ende, wenn es nur in der Hauptsache gut geht, auch zum Vortheil, d. h. zur Erweiterung meines eng begrenzten Wesens, dienen werden. Unter jener Hauptsache verstehe ich, daß ich wieder eine wissenschaftliche oder sonstige Beschäftigung finde, die mich interessirt; denn die jetzige ist mir ein für allemal entleidet, und kann nie mehr in mir lebendig werden.

29. An Zeller[1]).

Stuttgart, den 10. November 1837.

Nimm den herzlichsten Dank für Dein vortreffliches Drama, womit Du mir und denjenigen Freunden, denen ich's gezeigt habe, den ergötzlichsten Genuß gemacht hast. Der Humor ist der beste, die Satire treffend und die Rolle, die Du mir angewiesen, ganz charmant. Heut

1) Welcher nach seiner Rückkehr aus Berlin, während der zweiten Hälfte des Jahres 1837, Vikar in Tübingen war. Das „Drama" war eine kleine und ziemlich harmlose Satire auf die herrschende Theologie. Am Schlusse des Stückes fiel das Oberhaupt des neuen Jerusalem den Türken in die Hände und trat zum Muhammedanismus über.

Abend nehm ich's in unser Decker'sches Gesellschäftchen, um besonders Gfrörer[1]) damit zu schlagen. Du erinnerst Dich nämlich, wie ich Dir beim Abschied die ernste Ermahnung nicht ohne Argwohn mit auf den Weg gab, Du sollest kein Pietist werden. Nun war Gfrörer kürzlich in Tübingen, erzählte mir, er sei bei Baur gewesen zum Nachtessen, habe aber nicht recht frei reden können; es sei ein Stadtvicar Zeller dagewesen, der ein Pietist sein müsse. Denke Dir meinen Triumph. Nun wendet sich aber das Blatt durch Dein höchst frivoles Drama, das auf Gfrörer um so stärker wirken wird, da er selbst immer die Behauptung im Munde führt, wenn heute der König Muhammedaner würde, thätens alle Consistorialräthe nach.

Daß auch ich indeß für's Theater nicht unthätig gewesen bin, hat Dir vielleicht Vetter Ruoff gesagt — wenn auch nicht productiv wie Du, so doch als Kritiker. Was aus einem Württembergischen Magister doch nicht Alles werden kann! — —

30. An Rapp.

Stuttgart, den 12. November 1837.

In der Beilage findest Du etwas, das ich mit unseren Freunden Märklin und Vischer Dir für Deinen erneuerten Ehestand in Deine Bibliothek stiften möchte, laß Dir also den Winkelmann gefallen, Dir zu angenehmer Auffrischung eigener römischer Erinnerungen dienen.

31. An Vischer.

Stuttgart, den 20. November 1837.

Rümelin von Heilbronn[2]) erzählte mir kürzlich von Kerner, daß er über Eschenmayer's Konflikt[3]) schimpfe und sage, Eschenmayer verstehe gar nicht, was Geister seien. Ist das nicht göttlich?

---

1) Bibliothekar in Stuttgart, der bekannte Historiker, welcher später, als Professor in Freiburg, zum Katholicismus übergieng, damals aber sich an Untersuchungen über die Entstehung des Christenthums mit namhaften Werken in entschieden rationalistischem Sinn betheiligte. Strauß kannte den um 4 Jahre älteren Mann von der Universität her und mochte seine frische, wenn auch allzu derbe Natur wohl leiden.

2) Geb. 1815, gest. 1889; derselbe welcher später württembergischer Kultusminister, dann Kanzler der Universität Tübingen wurde und als geistreicher Schriftsteller bekannt ist.

3) Die von Strauß Charakt. und Krit. 355 ff. besprochene Schrift.

In der Medea hättest Du kürzlich sein sollen. Das Publikum hat sie aber nicht verstanden; bei der ersten Aufführung klatschten und riefen sie mit, bei der zweiten aber blieben wir stecken. Nun habe ich auch Kauffmann mit der Schebest in Verbindung gebracht, durch Lieder, die er ihr überreichen ließ; er besuchte sie kürzlich in einem Frack von Sautter, es war eine Hauptcomödie. Köstlin las uns kürzlich einen Brief aus Tübingen vor, ein Gespräch zwischen Schrader, Wächter, Bahnmayer [1]) und Silcher vor einem Essen bei Schrader beschreibend, worin von Köstlins und meinem Verhältniß zur Schebest auf ergötzliche Weise die Rede ist.

Silcher: Und wissen Sie auch, von wem die zwei enthusiastischen Kritiken über die Schebest im deutschen Courier waren?

Wächter: Von Köstlin?

Silcher: Nein; von Strauß.

Schrader: Ah!

Wächter: Ho ho.

Bahnmayer: Von welchem Strauß?

Silcher: Von ꝛc.

Schrader: Da sieht man doch, wohin das führt.

Bahnmayer: Dieser Mensch muß doch ganz gesunken sein, mit dem religiösen Glauben muß er auch jeden sittlichen Halt verloren haben.

32. An Rapp.

Ludwigsburg, den 1. Dezember 1837.

Gestern, als am vermuthlichen — ich habe es aus dritter Hand — Tage Deiner Hochzeit habe ich fleißig an Dich gedacht. Glück gewünscht habe ich Dir bereits in verschiedenen Schreiben und wiederhole dies daher nicht. Was braucht's auch? Kerners Glückwunsch, der weniger Wunsch als Versicherung 'war, ist doch der passendste und wahrste gewesen. — Ein artiges Experiment habe ich indessen mit Deinen Briefen angestellt. Ich verglich sie von jeher ihres Reichthums an poetischem Stoff wegen mit den Briefen Bettina's und dachte, was Goethe mit diesen vornahm [2]), viele Stellen derselben durch

---

1) Früher Tübinger Professor, damals Dekan in Kirchheim u./T. Die andern hier genannten, die Juristen Schrader und Wächter, der Liedercomponist Silcher, sind bekannt.

2) Wie man dies Bettina damals noch glaubte.

geringe Aenderungen in wirkliche Gedichte zu verwandeln, müßte auch bei den Deinigen mit leichter Mühe gelingen. Wirklich gelang mir's beim ersten Versuch mit zwei Stellen Deiner 7 letzten Briefe, davon ich das eine Stück beilege:

Frei, los, ungebunden muß man sein, dann sitzt man nicht so kümmerlich in seiner Stube und schaut betrübt zum Fenster hinaus nach Rauch und Wolken.| Thue allezeit den Kerker Deiner Seele auf und laß die unterdrückten Geister, heißen sie Begierde oder Liebe oder Fleischeslust, welchen Namen sie immer führen, laß sie hinaus. |

Dann werden sie freudig mit den Wolken am Himmel hinstreifen, sich tummeln mit den Winden, sich im Regen baden, und vom Mondschein sich heimathlich durchschauern lassen. Warum? Weil sie Natur sind und die Natur wieder finden und erkennen. | Hemme, unterdrücke sie, dann werden Wolken Wolken, der Regen Regen u. der Mondenschein der alltägliche, verdüsterte sein. |

Frei gelebt und losgebunden
Dann sitzt man nicht dumpf zu Haus.
Schaut nicht lange, trübe Stunden
Nach Gewölk und Rauch hinaus.

Schließe auf der Seele Schranken,
Laß die wilden Geister frei,
Ob's Begehren, Liebeskranken,
Oder Lust der Sinne sei.

Freudig werden sie am Himmel
Dann mit Luft und Winde ziehn,
Mit dem fröhlichen Gewimmel
Bunter Wolken weiter fliehn.

Werden sich im Regen baden,
Schwärmen in des Mondes Schein;
Selbst Natur, sind sie geladen
Mit Natur zum Lustverein.

Aber hältst Du sie gebunden,
Dann verkümmerst Du zu Haus,
Schaust die langen öden Stunden,
Nach Gewölk und Rauch hinaus.

33. An Zeller.

Stuttgart, den 8. Dezember 1837.

— — Zu Deinen platonischen Studien wünsche ich das beste Glück, und freue mich auf deren schmackhafte Früchte; ich kann Dir von gleichfalls platonischen Studien nur hier etwas blüthenartiges senden, worin Du den Schluß jener „nicht zu übermachenden" Theaterkritiken erkennen und das Du nicht publik machen mögest. Zugleich schicke ich Dein Lustspiel, das mir viele Freude gemacht hat, Deinem Verlangen gemäß zurück, mit der Bitte, es mir später ganz zu überlassen. — Oder vielmehr ich lege es nicht bei, und erwarte bis Du es mit Strenge und Unerbittlichkeit forderst.

Nun wird's Ernst mit der 3. Auflage. In nächster Woche beginnt der Druck. Bin ich einmal damit fertig, so will ich so bald keine theologische Feder mehr anrühren. — —

Wie nach des gotterfüllten Platon Lehren
Die Seele von des reinen Aethers Höhen,
Wo sie geschaut die ewigen Ideen,
Und würdig galt mit Göttern zu verkehren,

Herabgestürzt zu diesen untern Sphären,
Nun dessen, was sie dort im Licht gesehen,
Trüb sich erinnert, unter bittern Wehen,
So vieler Herrlichkeit jetzt zu entbehren:

So schwebst auch Du, seitdem Du uns verlassen,
Dem Auge vor in tausend Huldgestalten,
Klingst uns im Ohr in tausend Schmeicheltönen;

Es ringt der Sinn, die Bilder festzuhalten:
Doch schnell zerfließen sie, gleich Nebelmassen
Und lassen uns allein mit unsrem Sehnen.

34. **An Rapp.** Stuttgart, den 9. Dezember 1837.

Von Ludwigsburg bin ich bald wieder durch das Verlangen des Verlegers nach Manuscript zur 3. Auflage hieher gerufen worden. — Uebrigens erwartete mich hier sogleich Verdruß. M., der sich um die Tochter eines angesehenen hiesigen Hauses bemüht (es ist noch Geheimniß, daher verschweige ich die Namen) und übrigens seiner Sache ziemlich sicher ist, erfuhr auf einmal unerwarteten Widerstand von Seiten der Eltern, welchen zu Ohren gekommen war, daß er ein Freigeist sei, was besonders auf mein Aus- und Eingehen in seinem Haus gegründet wurde. Da der Gute nun auf einmal auch in Bezug auf das Consistorium etwas ängstlich geworden war, so sah ich mich moralisch genöthigt, meine bisherige Tischgenossenschaft mit ihm aufzuheben, und gab seiner Bitte nur soweit nach, daß ich's noch einige Wochen darauf ausgesetzt sein lasse, ob sich nicht durch eine Stelle, die seine Schwester bekommen soll, die Sache auf eine unmerkliche Art lösen läßt, indem dann M. außer dem Hause zu essen gedenkt. Da ich noch von der S — — schen Geschichte her verletzt war, so versetzte mich diese Erfahrung von dem schleichenden Gifte, durch welches der Kirchenbann allmählich alle Verhältnisse zerfrißt, in eine Art von schmerzlicher Wuth. Es ist merkwürdig, daß als ich hieher kam, man mir freundlich entgegentrat, nun aber, nachdem ich ein Jahr hier so gelebt, wie Du weißt, daß ich lebe, fängt eine Thür um die andere an sich mir zu verschließen. Andererseits, da ich gerade ein Jahr in Lud-

wigsburg ausgehalten habe, dachte ich immer selbst, nun wäre es auch mit dem hiesigen Aufenthalt genug, wenn mich nur die Geschäftsverhältnisse nicht fesselten. Du sagst wohl, ich solle dergleichen als zu meiner Stellung gehörig begreifen, allein ich bin derjenige nicht mehr, dem sie das Alles thun wollen, ich habe dasjenige Pathos nicht mehr, durch das ich sie verletzte, und welches, wenn ich's noch hätte, mir freilich Alles leicht erträglich machen würde, aber ich hab's nicht mehr. Meinetwegen mag die Welt jetzt Alles glauben, auch ich selbst wollte, wenn es sein müßte, vieles glauben, was unglaublich ist, und so muß ich ganz unschuldig und zugleich unwürdig — eben deßwegen aber auch ohne die gehörige Fassung — leiden, was ganz ein Anderer verschuldet hat. Mein Geist haust gar nicht in der Region, wo er jetzt angegriffen wird und eben daher sich auch nicht vertheidigen kann.

35. **An Rapp.** Stuttgart, den 18. Dezember 1837.

Nach dem streng tragischen Inhalt meines letzten Briefs laß Dir nun auch einmal wieder einen romantischen schreiben. Das Romantische, finde ich, hat man ihm nur einmal den Finger geboten, so läßt es einen nie mehr ganz los und selbst die Dezemberstürme werfen es einem als eine Rose unter dem Schneegestöber zum Fenster herein. So als ich letzten Dienstag Nachmittag von der Bibliothek heimkam, wo ich im Polybius und Diodor etwas nachgeschlagen, und nun, nachdem ich eben befohlen, eingefallener Kälte wegen wieder einzuheizen, es an meine Thüre zuerst so leise klopfte, daß ich's nicht deutlich hörte, dann noch einmal, etwas deutlicher —, was hätte ich da weniger erwarten können, als daß es meine Unbekannte vom vorigen Frühjahr sein würde? Anfangs, da mir die Sache innerlich in den Hintergrund getreten war, gings etwas steif zu und ich setzte mich nicht neben sie, sondern ihr gegenüber auf den Stuhl. Bald aber schmolz das Eis. Am folgenden Tag kam sie wieder, da sie eben im Haus etwas einzukaufen hatte und erzählte mir, daß ein junger Beamter sich um ihre Hand bewerbe, wobei ich ihr nun, da sie erwähnte, daß er sehr gute Zeugnisse habe, von seinem persönlichen Eindruck auf sie aber nichts gestehen wollte, zusprach, ihm ihr Jawort zu geben, eine Situation, die mir abwechselnd lustig und traurig, frivol und unschuldig vorkommt. — —

Seither hat sich die Unbekannte, die ihrem Sagen nach noch hier

sein muß, nicht mehr sehen lassen, doch wohl nicht, weil ich sie beim zweiten Besuch absichtlich nicht ausdrücklich zum Wiederkommen aufgefordert? Oder hat sie unterdessen jenes Jawort gegeben? Gewiß ist, daß ich sie seither jeden Tag um die Stunde, wo sie zweimal kam, mit steigendem Verlangen erwarte.

Nun aber bitte ich Dich, stelle Dich diesen Mittheilungen gegenüber nicht auf den absoluten Standpunkt in rebus eroticis[1]), und verachte sie mir nicht allzusehr, gewißb ekommst Du sonst nichts mehr der Art.

36. An Rapp.

Stuttgart, den 10. Januar 1838.

— — Mit dem absoluten Standpunkt ists uns recht komisch gegangen. Ich meinte den, welchen Dein Realismus sonst schon an dergleichen Mittheilungen von meiner Seite anlegte und sie als zu nichts Reellem führend verachtete und nun drohst Du mir mit dem Standpunkte des Ideals. Seither ist nichts weiter geschehen . . . . . Es ist mir selber leid genug, ich weiß wohl, daß das Dichten bei mir eine Herzkrankheit ist, aber es läßt sich nun nicht ändern. Vielleicht hört es in diesem Jahr auf; wenigstens habe ich heuer noch nichts gemacht als folgendes Epigramm über mein früheres und jetziges Verhältniß zur Kritik und Wissenschaft überhaupt:

Einst als muthiges Roß zog ich im Sturme den Wagen,
Jetzt als hinkenden Gaul schleppet der Wagen mich nach.

Das Jahr 1837 hat mir viel gegeben und genommen. Ich habe von manchen Dingen einen Begriff bekommen, der mir vorher fehlte; namentlich in Bezug auf Theater, Oper, Musik überhaupt. Dann habe ich auch in Bezug auf den Umgang mit Menschen manche Erfahrung gemacht, aber die Schlußerfahrung ist die, daß ich für diesen Umgang nichts tauge. Ich habe mich in letzter Zeit von aller Gesellschaft zurückgezogen. — — Die Abende ist es mir sehr genußreich mit erholendem Lesen zuzubringen. — Es ist jetzt gewiß, daß ich nur noch diesen Sommer hier bleibe. Aber sag mir, soll ich dann vorerst aufs Land oder gleich nach München? Uebrigens ist mir diese Ortsveränderung selbst lächerlich, es ist eine Illusion, wie sie ein Kranker sich macht, der jede Luft für gesünder hält, als die, in der er gerade athmet. Ich habe auch schon gedacht, ich wolle dann an Niemand mehr schreiben und mit aller Welt außer Verbindung treten; denn ich

1) „In Fragen der Liebe".

schreibe doch weder Anderen zur Freude, noch mir zur Heilung. Ich lese jetzt Jean Paul's Titan, das erste was ich eigentlich, d. h. ganz zusammenhängend von J. P. lese; — diesen Titan sollte man aber durchaus als 18jährig lesen und ich meine eine Lücke zu fühlen, daß ich ihn damals nicht gelesen habe. Als 30jähriger ist's zu spät, und das bin ich nun nächstens, wie Du weißt, fürchte mich aber entsetzlich vor dem Tag. Mit 30gen sollte man ein Mann sein und das ist eine Rolle, die ich durchaus nicht spielen kann bis jetzt.

Gestern Abend einen Brief von der Unbekannten erhalten, bei welcher drei Gedichte, die ich ihr vor 8 Tagen gesandt, wieder neues Feuer ins Dach geworfen. Jene Partie hat sie ausgeschlagen, was mir leid ist, sofern es mir fast Gewissensskrupel machen will. — Indessen setze ich die Correspondenz nicht fort, weil die Dame nicht die Art von Briefen schreibt, die ich gern lese.

37. An Vischer.

Stuttgart, den 28. Januar 1838.

Erfreulich war mir, einmal wieder etwas von Dir zu Gesicht zu bekommen; ich hatte wirklich angefangen, mich zu wundern. Ich säume nicht, Deine Anfragen dahin zu beantworten, daß Dein Vorsatz, meiner Familie Erwähnung zu thun, mir nur lieb sein kann, da auch hier Gottlob die Wahrheit besser lautet, als die unter dem großen Publikum, ohne Zweifel durch den Schluß vom Apfel auf den Stamm, umlaufenden Vorstellungen. In Maulbronn war ich von Juli bis September (inclusive) 1831. Anfangs November desselben Jahres reiste ich nach Berlin; im Mai 1832 trat ich in Tübingen ein, las selbigen Sommer Logik und Metaphysik, den folgenden Winter Geschichte der neuesten Philosophie von Kant an und Plato's Symposion; folgenden Sommer Geschichte der Moral. Von meinem Buch erschien der erste Band im Juni 1835, der zweite im November desselben Jahres, wo ich schon in Ludwigsburg war. Die Stelle daselbst versah ich nämlich vom Herbst 1835 bis Herbst 1836. Sich damit rc. —

Letzten Montag die Schebest auf der Durchreise gesprochen; ich sagte ihr, daß ich den König von Baiern nie habe leiden können, daß er mich aber jetzt ganz gewonnen habe durch die Art, wie er sich gegen sie benommen. Du weißt ohne Zweifel das eine, daß er zu ihr sagte: „Man hat mir gesagt, Sie wären hübsch; allein ich finde, daß Sie schön sind.“ Ferner bei der Pasquillgeschichte, als auch in seine Loge

die Nachricht davon kam, schrie er laut: „Verhaftet den Pasquillanten! Kriminaluntersuchung!“ Diese ist jetzt auch eingeleitet, ein Kammerjunker bereits entlassen, Duelle vorgefallen. Ich glaube jetzt beinahe, daß sie mit Köstlin unter der Hand versprochen ist; wenigstens sind alle anderen Gerüchte falsch.

38. **An Rapp.**

Stuttgart, den 7. Februar 1838.

— — Ueber meine eigenen Zustände, nach denen Du fragst, kann ich Dir mit großer Klarheit schreiben. Du siehst ohne Zweifel selber ein, daß ein Mensch von meinem Naturell eigentlich immer besessen sein muß, wenns ihm wohl sein soll. Das war ich nun seit einer Reihe von Jahren von einer bestimmten wissenschaftlichen Idee. Nun diese ausgefahren oder nach Durchlaufung des Raupen- und Puppenzustandes ausgeflogen ist, steht das Innere leer und draußen streiten sich nun verschiedene Geister, wer es nun sei, der hineinfahren dürfe. Aber sie sind alle zu schwach im Vergleich mit dem vorigen und so kommt keiner hinein und das Innere bleibt leer. Unter diesen Geistern haben sich zur Abwechslung, weil der vorige ein wissenschaftlicher, verständiger war, auch gemüthliche, verliebte eingefunden, aber auch sie sind zu schwach, um den Eingang zu erringen. Von ferne zeigt sich jetzt wieder ein wissenschaftlicher Dämon und auf den kommt es nun an, ob er's durchsetzen wird. Ich wünsche es sehr, denn ohne irgend einen Dämon gehe ich zu Grunde. Hiermit habe ich Dir von mir erschöpfend geschrieben. — —

Wenn Du in diesem Band der Rahel die Stelle über Schleiermacher findest, wo sie davon spricht, daß er durch die Gesellschaft herunterkomme, ich glaube mit Bezug auf seine Weihnachtsfeier, so schreib gleich die Pagina für mich auf; ich hab die Stelle verloren und will sie haben.

39. **An Vischer.**

Stuttgart, den 8. Februar 1838.

— — Mit der Chronologie der geistigen Entwickelung, aus welcher Du mich fragst, ist es eine schwierige Sache. Ganz klar sehe ich nicht mehr hinein. Nur so viel weiß ich, daß ich neben Böhme und Schelling auch noch Franz Baader las, und dessen aphoristische Gedanken, wie in Fett gebratene Schwämme in den Ratten, in mir aufquellen ließ. Eine katholische Preisaufgabe, die ich anno 28 machte,

war vielleicht der erste Wendepunkt. Ich bewies exegetisch und naturphilosophisch mit voller Ueberzeugung die Auferstehung der Todten, und als ich das letzte Punktum machte, war mir klar, daß an der ganzen Geschichte nichts sei. Gleichzeitig oder bald nachher, vielleicht auch schon vorher, wirkte Schleiermacher's Dogmatik. Denn die Reden und Monologe gingen noch auf Schellingische Rechnung. Erst die Dogmatik lehrte denken. Im Winter 29 die Kritik der Sittenlehre. In demselben Winter oder Herbst wurde Hegel, und zwar die Phänomenologie, mit Märklin und Binder[1]) gemeinschaftlich angefangen und bis zum Ende des Tübinger Aufenthaltes fortgesetzt. In dem Sommer 1830 lasen wir Marheineke's Dogmatik, über die wir uns theils wegen des Unklaren, theils wegen des Unkritischen viel ärgerten. In Betreff der Person Christi waren wir uns wohl klar, daß Marh. ein falsches Spiel treibe; von Hegel hatten wir damals nur erst die Phänomenologie, die wir in liberalem Sinne verstanden. Auf welcher Stufe der Einsicht und mit welchen Problemen wir bei dem Abgang von der Universität beschäftigt waren, ersiehst Du mit ein paar Blicken in beifolgenden Briefen, die ich mir für das dritte Heft meiner Streitschriften von Märklin kommen ließ und ordnete. Namentlich im 3. Brief von Märklin habe ich eine bezeichnende Stelle angestrichen. Du erweisest mir gar zu viele Ehre mit dieser speziellen Notiznahme; ich würde es schwerlich so geschehen lassen, wenn andererseits nicht auch in der Unehre zu viel geschehen wäre.

40. An Vischer.

Stuttgart, den 28. Februar 1838.

Beiliegend Wispel[2]), und weil's auf Einem Blatte steht, auch ein Brief von Mörike, zu dessen Verständniß ich bemerke 1) daß er mir ein Mährchen in Hexametern, den sichern Mann betreffend (aber unterm Siegel der Verschwiegenheit, bis es in der Gedichtsammlung gedruckt sein würde[3]); also ꝛc.) mitgetheilt, und ich ihm geschrieben

1) Gustav B., geb. 1804, Strauß' Mitschüler in Blaubeuren und Tübingen und sein College als Repetent, einer von seinen treusten Freunden, dessen Tüchtigkeit er Ges. Schr. X, 195 rühmt, starb 1885 als Oberstudienrathspräsident a. D. in Stuttgart.

2) Eine komische Figur aus der von E. Mörike und seinen Freunden ersonnenen Fabelwelt des Landes Orplid, welche den Lesern von Mörike's „Maler Nolten" aus Bd. I, S. 197 ff. desselben (Ausgabe von 1878) bekannt ist. Auf was die obigen Worte sich speciell beziehen, war nicht zu ermitteln.

3) In welcher es noch in demselben Jahr erschien.

hatte, der Schluß gefalle mir nicht so wie in der mündlichen Erzählung; 2) hatte ich ihm im Einverständniß mit seinen hiesigen Freunden geschrieben, ob er sich die Production nicht bisweilen durch Anschließen an gegebene historische Stoffe erleichtern könnte. Dies war aber freilich eigentlich so gemeint, er solle dies, bei seiner Hinneigung zum Subjektiven und Phantastischen, gleichsam curweise versuchen. Ich glaube nämlich in der That, daß es hiervon abhängen wird, ob Mörike noch weiter sich entwickeln kann, oder sein Talent sich verzehren muß. Bei dem entschiedenen Bewußtsein, welches er davon ausspricht, daß ihm eine solche Anschließung an Objectives unmöglich sei, fürchte ich in der That das Letztere. Die Erscheinung eines neuen Gedichts vom sichern Mann wirkte auf mich wie ein Gespenst. So artig manches an der Poësie, so originell das Ding ursprünglich als Erfindung war, so muß man sich doch für den Mann schämen, der nach 15 Jahren noch an diesen Kinderschlotzern [1]) nagt. Welche sonderbare Dürftigkeit bei größtem Reichthum! Ich hatte noch gestern ein Gespräch mit Köstlin über Mörike; wir kamen überein, daß er das specificum, was den Dichter macht, in einem Maße, wie nur wenige, z. B. in höherem, als etwa Schiller selbst, besitzt: und doch werde er nie ein großer Dichter werden. Wie nun das, was ihm hierzu fehle, zu nennen sei, darüber konnten wir uns nicht vereinigen. Da er ein leibhafter Poët ist: ist denn das, was ihm zum großen Poëten fehlt, auch etwas Poëtisches, oder etwas Anderes? Anschließung an's Objective ist jedenfalls etwas davon; denn so wirklich auch seine Gestalten sind, so bleibt ihre Wirklichkeit doch eine subjective: sie sind z. B. außerhalb aller Bedingungen der Zeit, könnten in allen Jahrhunderten gelebt haben rc. Das ist ein höchst sonderbarer Punkt, den Du uns ohne Zweifel in Deinem Aufsatz über Mörike aufklären wirst. Beiläufig bemerke ich, daß ich Deinem sichern Urtheil über Nolten, in das ich nicht gleich eingehen konnte, jetzt ganz beistimme. Am Ende muß man sagen, es fehlte am Vermögen der Idee, oder er hat mehr Seele als Geist.

41. An Rapp. Stuttgart, den 2. März 1838.

— — Was Du mir von der Wahl einer neuen Arbeit schreibst, ist aus richtiger Kenntniß meiner Natur geflossen; ich mag aber davon, ehe ich wirklich anfangen kann, nichts schreiben. Der wissenschaft-

1) = Lutschlappen für Kinder.

lichen Noth, von der ich Dir schrieb, geht eine dem Leben angehörige zur Seite. Ich fühle auf's Bestimmteste, daß die Junggesellenzeit für mich vorüber ist. Ich habe keine Freude mehr an der Art von Geselligkeit, wie sie durch Kneipen u. dgl. vermittelt wird, und bleibe zu Hause. Dies ist aber unnatürlich und führt zum Versauern. Ich sollte also eine häusliche Geselligkeit haben, für welche, wie Du mir früher einmal mit Recht schriebst, meine Natur ganz geeignet ist. Der Gründung eines solchen Verhältnisses steht aber nicht sowohl meine äußere Lage im Wege — — sondern das Hinderniß ist dieses. Ich bin von jeher und auch jetzt noch denjenigen Zirkeln — Familienzirkeln und öffentlichen — wo Mädchen gebildeter Stände kennen zu lernen sind, so fern geblieben, daß ich mich in Wirthstöchter und Schauspielerinnen verlieben mußte. Genug hiervon. — Es ist der Fluch des Gelehrtenstandes, den ich hier zu tragen habe und bei dem nur das eigen ist, daß nur meine Ungeschicklichkeit die eines Gelehrten ist, mein Gemüth aber keineswegs, sondern andere Ansprüche macht, die ich doch das Geschick nicht habe, zu befriedigen. — Daß ich heuer zu Dir kommen werde, zweifle ich; die Zeit ist vorbei, wo ich als Junggeselle die Haushaltungen meiner früh verheiratheten Freunde gerne besuchte und an fremden Tischen schmarotzte, bis ich mir selbst einen würde decken können.

Fernerhin müßte ich mir bei solchen Besuchen wie ein Hagestolz, ein alter Onkel und dergl. erscheinen. Du wirst lachen, daß ich jetzt auf einmal über Alter klage, da ich kürzlich schrieb, ich könne den Dreißigen nicht nachkommen. Allerdings kann ich dies nicht, nämlich mit der äußeren Verwirklichung meines Lebens, deren Zurückbleiben hinter dem physischen und moralischen Alter eben das Unbehagliche ist, worüber ich klage.

42. An Vischer.

Stuttgart, den 15. März 1838.

Ja, wenn man den Mörike zum Geschichtsstudium bringen könnte! Da hängts eben hinaus. Versuchs, ob Du's ihm einreden kannst; auf Dich gibt er am meisten. Aber anderseits — oder um mit Riethmüller [1]) und Dir zu reden (Dein letzter Brief enthält ein ziemlich

1) Ein Tübinger Flickschneider, der neben andern Sonderbarkeiten auch die an sich hatte, daß er seine Sätze nicht selten mit einem Sondern anfieng, wenn auch nichts vorhergegangen war, worauf es sich hätte beziehen können.

Riethmüller'sches Sondern) — sondern — wie viel Seele wieder in zwei kleinen Verschen, die vor etwa 3 Wochen im Morgenblatt standen: — Lied eines Jägers, fängt an: Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee 2c. Dieses Liedchen, wie überhaupt die Mörike'schen, ist ein wahres, kleines allerliebstes ζῶον [1]), und es ist mir dabei das apokryphische Wunder — (aber eben, ob er's wohl weiter, als zu apokryphischen Wundern bringt?) — eingefallen: Mörike nimmt nur eine Hand voll Erde, drückt sie ein wenig, und alsbald fliegt ein Vögelchen davon.

Den Nolten betreffend ist es das, worin ich Dir jetzt beistimme, daß der eigentliche Hauptpunkt, daß nämlich dem Nolten Agnes nicht mehr genügt, auf fehlerhafte Weise umgangen ist. —

Agnes Schebest schreibt aus Paris, daß der alte Cherubini unsere (Köstlins und meine) Kritiken seiner Medea im Deutschen Courier mit Vergnügen gelesen habe. Wie rührend! Ich habe aber heute im Bette dran gedacht, ich wünsche vor meinem Ende nichts mehr, als die Medea noch einmal zu hören, natürlich von der Schebest. In demselben Deutschen Courier stand — ich glaube vorigen Mittwoch vor 14 Tagen — ein Gedicht einer Dame aus Berlin, worin den schwäbischen Dichtern und Kritikern wegen ihrer Tugend gehuldigt wird, namentlich auch Pfizer wegen seiner Heine-Kritik; dasselbe war von mir, und habe ich darin meinem Aerger über diese Kritik Luft zu machen gesucht, weil ichs förmlich und öffentlich nicht darf. Trefflich, was Du hierüber schreibst. Ueber den 2. Theil des Salon, namentlich was er von Kant sagt, denke ich ebenso. Dann halte ich auch auf seine „romantische Schule" theilweise sehr viel. Man bekommt die Leute doch immer vor's Gesicht, von denen er spricht, und auch wo es ihnen fehlt, trifft er meistens. Die fixen Ideen von Christenthum 2c. sind freilich Unsinn, aber begründet im Zusammenhang, im geschichtlichen Werden dieser Richtung, was Pfizer gar nicht ahnt oder ahnen will. Er sagt: manche Lieder von Heine wären schön, wenn sie nicht so ironisch abschnappten! Gerade als wollte einer sagen, es wäre ein gutes Essen um einen Häring, wenn er nur nicht so herb wäre, oder um eine Muskatellertraube, wenn sie nicht, wie man sagt, nach Katzendreck schmeckte. Dann wie schulmeisterisch die Anmerkung: Die Scene in der Stube des †

1) „Lebewesen".

Pfarrers (oder des Försters, ich weiß nicht mehr — kurz wo die ungerathenen Kinder sind) gehöre der malenden Poësie an, diese sei aber eigentlich eine Abart, denn Poësie stelle in der Zeit dar, Malerei im Raume, — es ist gar nicht wahr, daß dieß malende Poësie ist, wie etwa bei Matthisson, sondern es ist embryonische Handlung; man sieht nicht wie dies Mädchen dasitzt, der Sohn auf und abgeht, sondern indem man dieß zwar allerdings zunächst sieht, bekommt man die Perspective darauf, was jedes in der Folge thun und was aus ihm werden wird. Jetzt hat ja Ruge[1]) einen Aufsatz über Heine angekündigt; das ist aber auch nicht der Mann, nach seinem Buch zu urtheilen, das er mir kürzlich geschenkt hat, und wo er sich ziemlich in der gewohnten Weise über Heine äußert. Ueberhaupt dies Buch — da sieht man, wie schwer die Norddeutschen über Formeln hinauskommen; er will sehr lebendig sein, ist aber nur burschikos, fahrig und neben dieser Munterkeit, oder vielmehr mit dieser reißt er die Formeln als solche herum, rüttelt sie durcheinander, und das soll dann Leben sein. Diese Norddeutschen haben aber meinen Aufsatz über Justinus sehr goûtirt; nicht nur hat mir Ruge seine opera omnia, sondern auch der Verleger eine neue Uebersetzung von Gibbon dafür zum Präsent gemacht. Hier hat der Geh. Rath Kerner in seiner Art, da er den Aufsatz zu lesen bekam, gleich an Justinus geschrieben, ich habe über ihn geschimpft; Justinus schrieb zurück, das könne er nicht glauben, man solle ihm den Aufsatz schicken, und als er ihn gelesen, schrieb er beifolgendes an seinen Bruder, was ich mir gleich zurückerbitte[2]). Der Geh. Rath schämt sich aber jetzt selbst, da der Aufsatz ihm auch von anderen Seiten (Vellnagel[3]) Mährlen 2c.) gelobt wird. Hast Du gelesen, was im Freihafen[4]) von Varnhagen über Justinus kommt? Das mußt Du lesen, es ist ausgezeichnet, man bekommt den Studenten Kerner ganz vors Auge. Am besten gefiel mir die Geschichte mit dem Octavianus. Die Badescene und fixe Idee der Mutter nicht zu vergessen.

Das Consistorium fragte bei mir an, wie ich die Fortführung

---

1) Arnold R., der bekannte Herausgeber der Hallischen Jahrbücher. Mit dem „Buch" wird die „Vorschule der Aesthetik" (Halle 1837) gemeint sein.

2) Am Schlusse des Briefes wiedergegeben.

3) Minister und Chef des Königlichen geheimen Kabinets.

4) Jetzt in Varnhagens Denkwürdigkeiten (Leipz. 1843) II, 46—80. Die Stellen, auf welche Str. hier Bezug nimmt, stehen S. 61 und 69.

einer Stelle an einer theol. Erziehungsanstalt 2c. —; was die Antwort der Fakultät[1]) enthält, weiß ich nicht; Sigwart wollte mich hineinreiten, Baur widerstand, und so fiel das Aktenstück, wie mir letzterer sagte, nichtssagend aus. Doch warum darauf eingehen? Laß die Todten ihre Todten begraben.

Die Beilage lautet:

Geliebtester Bruder!

— — — Aber dem Strauß machst du es doch zu arg! Es ist allerdings wahr, daß er von meinen Bestrebungen, den Geistererscheinungen auf den Grund zu kommen, falsche Ansichten hat, indem diese durchaus nicht vom Dichter, so wenig als von Religiosität, sondern rein von dem Naturforscher ausgehen, wie das Forschen nach dem Wurstgift[2]); aber er meint es nicht so böse und nicht so impertinent, als es Dir scheint, hat sich auch nicht so hart ausgedrückt, als Du es in deinem Briefe anführst. Ich könnte nur mündlich mit ihm darüber rechten, wenn er einmal wieder zu mir kommt. An Geister glaubt er nun einmal nicht, und seine Händel mit Eschenmayer machen schon, daß er bei diesem Gegenstande bitter wird: denn beide spielten einander gar zu unchristlich mit.

Dr. Hartmann's Geschwätz über jene Besessene ist doch viel roher als Strauß' Urtheile z. E. über die Ußin, deren Leiden sowie ihre Heilung er doch anerkennt.

Vor 20 Jahren schon waren meine Lieder nur traurige, und vergleiche ich mich in einem neueren mit einem Schmetterlinge, der auf ein Brett mit der Nadel geheftet ist, so brachte das nicht das Geisterforschen in mir hervor, sondern meine gespannte Lage, wo ich unter täglichem Elend auf einen kleinen Umkreiß gebannt bin und mich nie frei, nicht einmal zu Dir nach Stuttgart bewegen kann. Es ist bornirt, wenn Strauß an einem Lied der Art den Geistern die Schuld zuschreibt.

Das Forschen im Geisterreiche mag allerdings nicht fröhlich

---

1) Statt der theologischen Fakultät, zu der Sigwart nicht gehörte, sollte hier ohne Zweifel das Inspektorat des theologischen Seminars genannt sein, welches aus den ord. Professoren der Theologie und dem Ephorus des Seminars — damals Sigwart — besteht.

2) Worüber K. eine kleine Schrift verfaßt hatte.

machen — weil da ein schwarzer Ernst gefunden wird. Festen und bestimmten Willen und Glauben in diesem Reiche kann nur der haben, der nicht den Weg der Naturforschung (wie ich) in ihm geht, sondern den Weg blinden Glaubens. Ob mir das zum Vorwurf gereichen kann, weiß ich nicht.

Lebet wohl

Dein K.

43. An Rapp.

Stuttgart, den 17. März 1838.

— — Mit Deinem Packet zugleich kam eines von Heidelberg an, eine gedruckte Antwort Ullmann's auf mein Sendschreiben; sehr friedlich und artig; so lieb' ich's jetzt, ich mag nicht mehr polemisiren. Auch die neue Auflage des Lebens Jesu, von der der erste Band nächstens fertig ist, wird in diesem Sinn eingerichtet. Wir können nicht wissen, ob's so geschehen ist, wie's geschrieben steht, darin hat der Zweifel seine Wurzel. Gut; aber können wir denn wissen, ob's nicht so geschehen ist? Also laß die Sache dahingestellt. Ueberhaupt, ich weiß jetzt aus dreimaliger Erfahrung, daß alle sechs Jahre etwa ein alter wissenschaftlicher Mensch in mir abstirbt; so ist jetzt der ganze Boden meines Denkens nicht mehr derselbe, wie damals, da ich das Buch schrieb. Und doch soll ich noch auf diesem Boden arbeiten. Müßte ich's künftig zum 4. mal herausgeben, so würde ich's von vorn bis hinten umreißen und frisch ausarbeiten. Ich wünsche es aber nicht, wenigstens nicht, ehe ich irgend etwas Neues vorher geschaffen hätte.

Für jetzt treibe ich den Heirathsplan, in Ermangelung einer wissenschaftlichen Aufgabe, als praktisches Problem. Wirklich als Problem, indem nicht Neigung oder persönliches Verhältniß, sondern Einsicht in die Nothwendigkeit im Allgemeinen der Ausgangspunkt ist; ein Obersatz, zu welchem der Untersatz, nämlich das Individuum erst gesucht wird und nicht Hauptsache ist, weil ich aus meinem Bischen Erfahrung soviel entnommen habe, daß, einen Kreis wesentlicher Bedingungen abgerechnet, die freilich nicht fehlen dürfen, die Befriedigung in dieser Hinsicht nicht darauf beruht, daß die Leere der Stelle unsres Lebens und Wesens gerade durch dieses Individuum und kein anderes ausgefüllt wird, als vielmehr darauf, daß erstlich die Leere lebhaft empfunden und zweitens irgendwie ausgefüllt werde. Wie gesagt, eine Grenze gibt es, außerhalb welcher das Individuum nicht liegen darf, aber innerhalb dieser

Grenze können viele sein, von denen jedes gleich gut taugt. Bildung ist freilich die erste jener Bedingungen und die vergesse ich gewiß nicht; zugleich aber muß ich nach meiner Natur durchaus reichliche ökonomische Verhältnisse finden, erstens aus Unabhängigkeitslust, zweitens aus Stolz. Ich brauche nicht viel, aber ich muß das Bewußtsein haben, wenn ich einmal aufwenden will, aufwenden zu können, namentlich nicht ums Brot schreiben oder eine Anstellung suchen zu müssen; ferner, so anspruchslos ich jetzt als einzelner Mann existire, oder vielmehr nicht existire, so anständig müßte doch meine Familienexistenz sein, wenn ich einmal eine anfange. Davon gehe ich gewiß nicht ab, weil ich dann gewiß wüßte, aus dem Regen in die Traufe mich zu begeben. Und soviel gute Wirkung haben diese Gedanken wenigstens bereits gehabt, daß ich dadurch alle zweck- und ziellosen Liebesneigungen ausgetrieben habe und ihnen gewiß nicht mehr unterliegen werde. Allerdings finden bei meinem zurückgezogenen Leben Schwierigkeiten statt, doch bin ich nicht ohne Unterstützung. Soviel nur Dir; sonst weiß außer den Unterstützenden Niemand darum. Ich bin wenigstens darüber froh, daß sich diese Sache zum klaren Bewußtsein, Entschluß und Plan herausgearbeitet hat, auf welchen ich mit Ruhe und Besonnenheit losgehen kann. Ob mir freilich die Lust und der Entschluß noch bleiben wird, wenn ich einmal angelaufen bin, weiß ich nicht.

44. An Märklin.

Stuttgart, den 26. März 1838.

Den besten Dank für Deinen freundlichen Brief. Halt mir meine Gespensterseherei zu Gute. Wer in der Nacht wachen muß, dem kommen allerhand Gedanken und Bilder, von denen er bei Tag selbst nicht begreift, wie sie ihm nur kommen konnten. So ist's mit den Stimmungen, die mich jetzt oft heimsuchen. Auch habe ich wirklich schon allerhand Erfahrungen gemacht an Freunden. Genug hiervon. Ich will Dir ein paar unscheinbare Geschichtchen erzählen, aus denen ich aber mehr für Kritik gelernt habe, als aus den meisten meiner Gegner. Als ich noch in Ludwigsburg in der Verbannung war, kam einmal ein Mörike'scher Bruder dahin mit einem von Mörike unterschriebenen Blatte, worin dieser denjenigen, der ihm Geld vorstrecken wolle, auf den Gemeindeschäfer Kollmer in Cleversulzbach anweist, der Pfarrgüter von ihm gepachtet habe. Nun ist Kollmer der Name einer Hauptperson, eines Bürgers, in dem Orplidischen Zwischenspiel des Malers

Nolten und so kam — nicht ich, sondern Kauffmann, auf die Vermuthung, die ganze Geschichte möchte eine Erdichtung der Brüder und der Name Kollmer vom Amtmann[1]) aus dem Maler Nolten herübergenommen sein. Dieser Verdacht wurde bei Kauffmann so sehr zur Ueberzeugung, daß er durch Sautter, als Rechtskonsulenten, an's Schultheißenamt schreiben ließ mit der Anfrage, ob wirklich ein Kollmer existire? Und siehe da, er existirte, mit Vischer zu reden, im höchsten Grade. Ich aber mußte mir sagen: als Kritiker hättest Du ihn auch für nichtexistirend erklärt. — Zweites Geschichtchen. Wie ich vorigen Sommer am Bodensee war, sah ich im Kloster Weingarten am Sonntag Morgen ein kleines Mädchen auf einer Staffel sitzen mit einem ebenso kleinen Kätzchen im Schoß; dem hielt es ein Büschchen Gras vor, und sagte mit steigender Dringlichkeit wiederholt: Da iß! Ein paar Tage darauf kam ich zwischen Langenargen und Lindau durch ein Dorf, dessen Name mir entfallen ist; am Ende des Dorfs stand eine große Linde, mit Sitzen darunter; auf einem solchen Sitze saß ein Knabe mit einem Kätzchen vor sich, und vor dem Kätzchen ein Dutzend große Schnecken, welche krochen und ihre Hörner ausstreckten; der Knabe aber drückte den Kopf des Kätzchens gegen die Schnecken hin und sagte: iß nur! Als Kritiker — mußte ich mir abermals sagen — hättest Du dies für Variationen desselben Themas erklärt.

Dies die Geschichtchen, von welchen ich nicht weiß, ob ich sie Dir nicht schon erzählt habe; dann mußt Du mir eben verzeihen, sie nochmals hier lesen zu müssen. Mache aber nur unter Geweihten Gebrauch davon, weil Ungeweihte Alles nur mißbrauchen. — —

45. **An Rapp.**

Stuttgart, den 5. April 1838.

Auf 3 Briefe bin ich Dir Antwort schuldig. — Vom ersten muß ich, wie Du von meinem letzten sagen, daß er mir nicht gefallen hat. Nicht sowohl wegen der Anwandlungen von religiöser Aengstlichkeit; denn Deine Natur ist gleicherweise zu umfassend angelegt, um dergleichen Zustände auszuschließen, wie um sich in denselben festzurennen. Aber das war mir darin verdrießlich, daß Du mein Streben nach dem Leben hin so hartnäckig nicht anerkennen willst. Ich bitte

1) Karl Mörike, ein Bruder des Dichters, war Amtmann in Scheer in Oberschwaben.

Dich, so wahr wir Freunde bleiben wollen, mache mich zu keinem Abstractum, schneide mich nicht nach einem Begriff zu, den Du Dir einmal von mir entworfen, banne mich nicht als einen Oelgötzen auf ein Postament hinauf, ja als einen recht steifen, hölzernen Oelgötzen. Lieber Rapp, es ist die allerirrigste Vorstellung, die Du Dir von mir machen kannst, wenn Du Dir mich als eine Gelehrtennatur vorstellst. Das bin ich auch in meiner wissenschaftlichen Zeit nicht gewesen. Dazu habe ich, wie Du weißt, mit Stimmungen, Empfindungen ꝛc. zu viel zu schaffen, nicht Objektivität, Abstraction von mir selbst, Versenkungsfähigkeit in die Gegenständlichkeit genug; ich habe auch das Wissenschaftliche, was ich gearbeitet habe, immer aus Leidenschaft gearbeitet und ohne Leidenschaft, Besessensein, kann ich gar nichts. Von dieser Seite bin ich ein Poët, in der That aber bin ich dies noch weniger, als ein Gelehrter, weil mir dazu die Productivität der Phantasie und die schöpferische Kraft durchaus fehlen. Ich las in der Rahel ein Urtheil von ihr über Veit, das ich ganz auf mich anwende. Es heißt: „Er war nicht reich, seine Natur nicht ergiebig genug, nicht saftig, nicht üppig, nicht genug mit unwillkürlichen Einfällen begabt; ein Sichgehenlassen konnte bei ihm kein Schönes werden — —; er hatte aber große Gaben, Gaben des Lernens und des Sichtens, — und war sehr gebildet, wußte, was ihm abgieng, und konnte es oft fühlen; — und darum war ich (warst Du, Rapp) ihm so lieb und nothwendig." Soviel von Deinem ersten Brief.

Um so mehr freuten mich Deine heute erhaltenen 2 Briefe. Und zwar vorzüglich Nr. 1, der eigentlich fast nur Bitteres für mich enthielt. Aber hier zeigst Du nun doch einmal Einsicht und Eingehen in meine Zustände. „Ja es ist so, es ist wirklich so, man hat mir's geschrieben", heißt's einmal bei Schiller — doch freilich ist die Sache auf die Spitze gestellt. Aber das ist recht, ich sage mir selbst von mir immer das Bitterste und höre es auch von meinen Freunden nicht ungern. Nun, ärger kann's doch in der Wirklichkeit nicht sein, denkt man dann. So schlimm ist es nicht, als ob ich Alles aufgäbe, aber das ist wahr, daß mir auf manchem Punkte von langem Hinsehen die Augen zu vergehen anfangen und ich oft nicht mehr weiß, was möglich oder unmöglich, was glaublich oder unglaublich ist. Dergleichen lasse ich dann dahingestellt. Auch in der neuen Auflage; denn ich finde bei dieser Gelegenheit, daß ich sehr ehrlich bin und keinen rechten

Satz schreiben kann, wenn ich ihn nicht für wahr halte. — Daß der Standpunkt jener Schrift im Verhältniß zu meinem Wesen ein einseitiger war, solltest Du einsehen; so sehr waltet in meiner Natur der negative Verstand nicht vor. Ich habe das Vertrauen, daß sich meine Natur vielleicht künftig noch umfassender in einem concreteren wissenschaftlichen Werke darstellen werde; aber dazu ist nöthig, daß ich im Leben eine concretere Stellung gewinne. Wenn mir dies nicht bald gelingt, so bin ich gewiß verloren. Glaub's mir. Und Du Unglücksprophete, Todtenvogel, schreist mir immer in's Ohr: s' ist Alles vergeblich! gib's nur auf! im Leben gelingt Dir nie etwas!

Lieber Freund! wenn einer, wenn auch nur für den Augenblick, nicht in Europa bleiben kann und daher zu Schiff sich begibt, um nach Amerika zu fahren und es sagt ihm einer immer: bleib nur von Amerika weg, da gienge Dir's noch schlechter als in Europa! siehst Du nicht, daß der die Schuld hat, wenn sich der arme Mann in die See stürzt? Also, lieber Rapp, behandle mich nicht hart, nicht abstrakt, nicht nach vorgefaßten, wenn auch aus meiner eigenen Vergangenheit geschöpften Vorstellungen, sondern so wie ich bin und wie ich schreibe; denn ich schreibe Dir immer wahr. Nach dem Bittern Deines Briefes Nr. 1 war mir Nr. 2 ein äußerst lieblicher Geschmack. — Was ich Dir schreiben soll, damit Du mit Kerner eine Correspondenz anfangen könnest, sehe ich nicht ein. Uebrigens wirst Du nicht weit mit ihm kommen. Er schreibt immer nur ein Paar Zeilen, ist keine epistolische Natur. Jenen Aufsatz über K. schrieb ich mit sehr verwundetem Gemüthe. Ich hatte kurz vorher die Erfahrung gemacht, von der ich Dir schrieb, von M . . .'s Braut und ihrer Familie für ein Abstraktum des Unglaubens gehalten zu werden und da suchte ich mit Leidenschaft die andere Seite meiner Natur und Geschichte hervor. —

46. An Märklin.

Stuttgart, Osterdienstag 1838.

Von einem widrigen Ereigniß hart getroffen, das ich Dir nachher vielleicht näher bezeichnen werde, denke ich unstet hin und her, was anzufangen, um darüber hinauszukommen? ob Verreisen? nach München, wo ich auf den Herbst hinwollte, oder was sonst? Dann ließ ich der Reihe nach meine Freunde an mir vorübergehen, wen ich jetzt hier haben möchte, um mit ihm zu sprechen? und da blieb ich endlich bei

Dir stehen. Aber Du kommst erst in einem Monat, wie ich weiß, und darum mußt Du Dir gefallen lassen, daß ich Dir schreibe; denn ohne eine solche Hülfe bringe ich den gräßlichen, windstößigen, schneestöbernden Osterdienstag nicht herum.

Es ist eigen, lieber Märklin, daß unser Briefwechsel, ja selbst unser früherer persönlicher Umgang, sich im Grunde einzig auf das Wissenschaftliche beschränkte; in Dir war wohl immer auch die Seite des Gemüths und Lebens auf volle und ernste Weise vorhanden; auch in mir fehlte sie zwar nicht, aber sie war nicht ernst und zusammenhängend, sondern wurde nur auf rhapsodische Weise betrieben. Daher kommt es vielleicht, daß über dergleichen Punkte keine Mittheilung stattfand, ja daß wir uns hierin so wenig kannten, daß ich mich, wie ich mich noch immer lebhaft erinnere, auf den Kopf stellen wollte, als ich erfuhr, Du seiest Bräutigam.

Jetzt aber, lieber Freund, d. h. seit wenigstens einem halben Jahre, finde ich mich in meiner Entwicklung an eine Stelle gelangt, wo ich mit der bloßen Wissenschaft nicht weiter komme; ja es hat sich das Verhältniß beider Seiten dahin umgekehrt, daß in meinem Innern das Wissenschaftliche im Augenblick bloße Nebensache ist, neben der ernsten und dringenden Aufgabe, mich mit dem Leben auseinanderzusetzen, und meinem Gemüth hier eine feste Stätte zu bereiten. Ich bin dieses Lebens, wie ich es jetzt führe, und wie mir seine Mängel in meiner jetzigen Stellung ohne Amt, in keinem Corps begriffen rc. erst recht fühlbar geworden sind, seit geraumer Zeit so satt, daß die Phrasis: Es möchte kein Hund so länger leben, eigentlich mein Morgen- und Abendgebet geworden ist, und diese Stimmung steigert sich mehr und mehr so, daß sie mich auch zur Arbeit untüchtig macht, und ohnehin von aller Gesellschaft abschließt.

Als das einzige Mittel, mich von diesem vollkommenen Lebensbankrott zu retten, sehe ich — gewiß mit Recht — die Gründung einer häuslichen Existenz an, und habe dies lange eingesehen, ehe ich mich überwinden konnte, meiner Empfindung Worte zu leihen. Endlich that ich's, mit bestimmter Beziehung auf einen Gegenstand: aber es war zu spät, und daß es zu spät war, erfuhr ich leider zu spät — und daher das Verdrießliche, von dem ich Eingangs sprach. Es würde mich so etwas zu keiner andern Zeit so schwer betroffen haben, als eben jetzt, wo ich in der That meine ganze geistige Existenz, die

Rettung aus dem unvermeidlichen Untergang in Hypochondrie und Lebensüberdruß, an einen solchen Ausweg gebunden habe.

Zum Glücke nicht an ein einzelnes, bestimmtes Verhältniß, sondern daran, daß überhaupt ein Verhältniß der Art eingegangen werde. Ich hätte mir niemals träumen lassen, daß es mir in diesem Punkte so ergehen würde, nicht vom Untersatze: N. N. ist heirathenswerth, sondern vom Obersatze: Es muß geheirathet werden, ausgehen und dazu den Untersatz erst suchen zu müssen. Und dieses Suchen wird mir bei meinem Mangel an Bekanntschaft und meinem von Tag zu Tag immer einsiedlerischeren Leben so schwer, daß ich genöthigt bin, die Hülfe von Freunden in Anspruch zu nehmen. Nachdem ich dies hier bei Einem Freunde mit dem gemeldeten mißlichen Erfolg gethan habe, sollst Du nun der zweite sein.

Dabei kommt aber noch ein weiterer Punkt in Betracht. Du wirst auch sogleich daran gedacht haben, daß ich kein Amt habe, und in den nächsten Jahren auch schwerlich eins bekomme. Nun besitze ich zwar einiges erschriebene Vermögen; aber ich möchte mich, so gewiß ich auch jährlich noch eine ziemliche weitere Summe verdienen kann, doch auf keine Weise in die Nothwendigkeit versetzen, auch ohne innern Trieb, des bloßen Fortkommens wegen, schreiben zu müssen. Hätte ich ein Amt, oder nahe Aussicht auf ein solches, so würde ich diesen Punkt gar nicht herausheben; so aber muß ich's, um mich nicht in Abhängigkeit und Sklaverei zu versetzen, und so das Uebel ärger zu machen.

Nun frage ich Dich also in traurigem Ernst, leider heute ohne allen Humor, ohne den ich sonst so etwas gewiß nicht hätte sagen können, ob Dir in C. keine Gelegenheit bekannt ist, die mir aus dieser Verödung und Vereinsamung heraushelfen könnte, und ob Du die Sache, etwa bei einem Besuch, den ich Dir dann machen würde, einzuleiten wüßtest.

Wäre Dir bewußt, in welcher miserabeln Stimmung, wie ganz heruntergekommen an Lebensmuth und Lebenshoffnung, ich dies schreibe, so würdest Du mich wenigstens nicht auslachen. Wüßtest Du aber zugleich, wie lange schon diese nämliche Stimmung und die daraus hervorgehende Ansicht in mir liegen, so würdest Du nicht etwa durch die Meinung, es mit einem bloßen Anflug trüber Laune zu thun zu haben, die Sache von Dir weisen. Nein, nimm sie nur recht zu

Herzen, freue Dich, daß ich Dir das so ehrlich anvertraut habe, und sei überzeugt, daß Du an einer armen Seele ein gutes Werk thust, wenn Du meinen Wunsch zu erfüllen trachtest.

Aber natürlich außer Deiner lieben Frau, die ich bestens grüße, Niemanden ein Wort.

47. An Rapp. Stuttgart, den 27. April 1838.

An diese Osterfeiertage werde ich gedenken. Das Schicksal arbeitet rasch an meiner Zertrümmerung; wenn's noch lange so fortgeht, so kann's bald weit mit mir kommen. Ich weiß jetzt, wie ich mit dem Leben stehe; ich bin der Kranke am Bethesdateich, lahm bin ich, Jemand, der mich ins Wasser trüge, habe ich nicht und so steigt, bis ich komme, immer ein Anderer vor mir hinein. Zuerst habe ich aber diesmal mein Herz — ich gestehe Dir's — nicht gegen Dich, sondern gegen Märklin ausgeschüttet, dem dergleichen Mittheilungen von mir noch ganz neu waren. Ich brauche eine einfachere Auffassung meiner Zustände, ein unbefangeneres Eingehen in dieselben, als Du mir zu Theil werden lässest. Wenn ich nach einem Tropfen Wasser schmachte, bietest Du mir das Scheidewasser dialektischer Sophismen. So im letzten Brief darüber, was eigentlich Leben sei. Dergleichen ist jetzt für mich ganz ungenießbar.

48. An Vischer. Stuttgart, den 1. Mai 1838.

Morgen kann man doch einmal wieder ins Theater; es wird der Barbier (von Rossini) gegeben, den Hegel dem Mozart'schen Figaro vorzog und von dem ich wenigstens so viel sagen kann, daß er mir zuerst einen Begriff von komischer Oper beibrachte.

Alles Glück zum beginnenden Semester!

49. An Wilhelm Strauß. Stuttgart, den 15. Mai 1838.

— — Wenn Du in Cöln oder sonstwo die Hallischen Jahrbücher, redigirt von Dr. Ruge (März dieses Jahres), bekommen kannst, so findest Du einen Aufsatz von Fritz Vischer: Dr. Strauß und die Württemberger [1]), bis jetzt nur der erste Artikel, wo weitläufig über die Württemberger überhaupt gehandelt wird. Der zweite Artikel wird

1) 1844 in Vischers „Kritischen Gängen" I, 3—130 wieder abgedruckt.

wohl eben jetzt gedruckt werden. Es ist dies der größte und schönste Freundschaftsdienst, den mir je einer gethan hat, oder der einem überhaupt gethan werden kann, und ich bin umsomehr erfreut, oder eigentlich gerührt darüber, wenn ich an das lange Mißverhältniß zwischen uns denke, und daß ich mir seine Freundschaft rein nur durch eben das Buch, das mir so viele Feinde macht, erobert habe, und wie schön unsere von Kindheit an zusammengesponnenen Lebensfäden, nachher auseinandergerissen, jetzt wieder zusammenlaufen.

Gewiß, lieber Bruder, auch die unserigen, die sich in anderer Weise jetzt auch ferne stehen, — hoffentlich sage ich, denn gewiß wäre doch zuviel — hoffentlich laufen auch sie einmal wieder zusammen. Ich bin jetzt wie ein neuer Wein vor dem Ablaß, trüb und ungut und am wenigsten in einige Ferne zu verschicken. Hoffentlich stehe ich nicht um in dieser Gährung, sondern erhelle mich wieder, und da sollst Du die ersten hellen Flaschen, die sich meinem Gemüth und Leben wieder abzapfen lassen, zugeschickt bekommen. Du dürftest Dir gewiß etwas Genießbares davon versprechen, da ich, wenn ich wieder zur Ruhe komme, gewiß nicht mehr bloß Gelehrter, sondern auch Mensch sein würde. Doch wer weiß, ob's so weit kommt? Wir können nur um gut Wetter bitten, aber keines machen. Auch das innere nicht. Ich wenigstens nicht. Also bis auf Weiteres Gott befohlen, und bleibe mir gut.

Im August oder September will ich nach München, die Kunstsachen sehen. Aber ich denke wohl, ich sehe Dich vorher noch. Dann könnten wir vielleicht einige Tage mit einander herumreisen. Ich finde, daß Ludwigsburg nicht der Ort ist, wo wir auf die rechte Weise zusammen sein können. Man verfällt zu Haus in den alten flegeljährigen, grob-komischen, halb Knaben- halb Jünglingston, und der, weil er jetzt nicht mehr paßt, verstimmt. Wir würden uns gewiß auf einer Reise besser finden. Gewiß, dieß war der Fehler, warum uns auch mündlich keine rechte Mittheilung gelang. Und doch, wer sollte sich mittheilen, wenn nicht wir? Und was hat der Mensch außer der Mittheilung?

Verzeih, ich schreibe immer schlecht auf Postpapier. Auch ist es Nacht und meine Feder zu weich. Nun, mein Gemüth wirst Du heute auch nicht hart finden. Doch so weich ist es wenigstens nicht, daß es

nicht jetzt stante pede [1]) zum Beck Eckstein auf der Neuen Brücke gienge, um einige Schoppen 34 ger in unserer wöchentlich zweimaligen Gesellschaft (Mährlen, Hardegg ꝛc.) zu trinken. Gute Nacht also!

Dein

treuer Bruder.

P. S. am 16.

Noch eins. Ich bitte Dich, lieber Bruder, wenn Du Geld brauchen solltest, Dich doch ja an mich zu wenden. Wir zwei können so etwas ungenirt der eine vom anderen annehmen, weil jeder weiß, daß der andere nöthigenfalls dasselbe thun würde, was er von diesem annimmt. Jedenfalls zu Deiner Erleichterung verzinse mir heuer das Kapital nicht. Ich hab's nicht nöthig. Künftig wieder, wenn bessere Zeiten kommen. Mir wär's entsetzlich, wenn Du Dich einschränken müßtest. Nimm mir dies Anerbieten nicht übel und hauptsächlich nimm's an. — —

50. An Märklin.

Stuttgart, den 15. Mai 1838.

— — Dein Schreiben hat mich auf der einen Seite herzlich gefreut, auf der andern aber doch geärgert. Jenes, weil Du auf meine Zustände, die damals wirklich recht schlecht waren, und jetzt nur aus Gewohnheit besser sind, als Freund und Bruder eingingst: dieses — —. Ja also geärgert hat mich Dein Brief aus folgendem Grunde. Aber freilich im Aerger zugleich ergötzt, weil ich so ganz den leibhaften Märklin darin sah. Ein anderer Christ, weniger heißgrätig [2]) und kurz angebunden als Du, hätte gesagt: Freund, für den Augenblick weiß ich nichts; will mir's aber hinter's Ohr schreiben, vielleicht kommt mir doch noch irgend ein Wild in den Schuß. Du hingegen schreibst zurück: Sie haben sich nicht an mich zu wenden; und werden nie nichts erhalten; wird Alles vergebens bleiben. Sag selbst, war nicht dies Dein Brief? Ich gebe ja zu, mein Brief war dumm; aber um so mehr hättest Du auf meine Schwachheit Rücksicht nehmen sollen. Darin freilich hast Du ganz recht, daß es im Galopp nicht geht. Vielleicht gehts überhaupt auf diesem Wege nicht, und will Alles, was mir jetzt

---

1) „Stehenden Fußes".

2) Schwäbisch für heißblütig; wohl von einem Boden hergenommen, auf dem die Früchte zu heiß gerathen.

fehlt, auf dem wissenschaftlichen Felde ausgefochten sein, — erobert, und nicht nach dem Spruch: tu felix Austria nube[1]). Nur läßt sich zu jenem wissenschaftlichen Weiterkommen bis jetzt noch wenig Ansatz verspüren. Darin hast Du aber eine ungegründete Furcht, als ob mir von gelehrten Frauenzimmern Gefahr drohte. Ich mag sie nicht, und sage mit Gutzkow: „eine Frau, die Alles, was ich weiß, auch weiß, ist ein Hut, den ich suche und in der Hand habe". Ich habe unter meiner Bekanntschaft auch einige geistreiche Damen, die ich nach dieser Seite sehr schätze, aber mit deutlicher Unterscheidung dieses Gefühls von demjenigen, welches eine wirkliche Verbindung möglich machen würde. Auch von Vischer glaube ich nicht, daß er nach dieser Seite fehlgreifen könnte.

Vischer war auf'm Rückweg von Göttingen hier; aber ich fand keine Gelegenheit, ihm die von Dir für zweckmäßig gehaltenen Mittheilungen zu machen. Nicht weil ich ihm nicht Alles, was mich betrifft, mittheilen möchte, noch weil es uns an ungestörtem Zusammensein gefehlt hätte: sondern deßwegen. Zur vertraulichen Mittheilung gehört Stätigkeit. Man theilt einem heute dies, morgen noch etwas, dann wieder etwas von einer Sache mit, dann hat man sie ihm nach und nach ganz mitgetheilt, ohne daß es einen besonderen Entschluß gekostet hätte. Dies ist aber fast nur möglich im täglichen Zusammenleben; mit einem Abwesenden aber thut sichs eher einmal durch einen desperaten Brief, wo weniger Scheue zu überwinden ist, als bei einem kurzen persönlichen Zusammensein. Im Brief nun aber wiederum wendet man sich mit einem Anliegen, wie das meine war, mit mehr Hoffnung an denjenigen, der über den bewußten Graben schon hinüber ist, als an denjenigen, der nicht. Der sollte sich erst selbst helfen, denkt man; wie will er's mir? Das Allgemeine indeß habe ich ihm wohl mitgetheilt, und es gibt sich wohl noch Gelegenheit zum Näheren.

51. An Vischer.

Stuttgart, den 16. Mai 1838.

Mit dem Danke für den großartigen Freundschaftsbeweis, den Du mir durch den Aufsatz in den Hallischen Jahrbüchern[2]) gegeben, laß mich kurz sein. Wie wohlthuend mir eine solche Anerkennung ge-

1) „Du heirathe, glückliches Oesterreich."
2) Vgl. S. 65[1]).

rade in den jetzigen Umständen ist, kannst Du selbst ermessen. Nur daß ich die bedeutende Stellung, welche Du mir einzuräumen geneigt bist, mir anzueignen nicht recht das Herz habe; wir wollen sehen, ob nur in Folge vorübergehender Schwäche, oder richtiger Einsicht. Indessen so erfreulich mir an sich schon Deine Arbeit ist, so würde sie es doch nicht in dem Maße sein, wenn sie nicht gerade von Dir käme. Daß unsere früh verflochtenen, später so empfindlich gespaltenen Lebens-, Gemüths- und Entwicklungsfäden jetzt auf diese Weise wieder zusammenlaufen — die Empfindung, welche dies in mir erregt, zu bezeichnen, habe ich kein anderes Wort, als Rührung, und ich könnte von „Führungen“ sprechen, wenn es nicht erbaulich wäre. — Von dieser speziellen Beziehung auf mich nun abgesehen, habe ich und wem ich bis jetzt den Aufsatz mittheilte (da jetzt die H. Jahrbücher auch aufs hiesige Museum angeschafft werden, so wird derselbe bald einem größeren Publikum hier zugänglich sein) denselben durchaus vortrefflich gefunden. Was ich, wie schon in Deinem Erhabenen und Komischen, so auch hier besonders bewundere, ist Deine Gabe, bei aller Objectivität des Inhalts doch zugleich so individuell zu schreiben, daß man bei jedem nur etwas hervortretenden Satze Deine ganze Persönlichkeit vor sich zu sehen bekommt. Da hast Du dann freilich ein Recht, Gutzkow und anderen Schriftstellern dieser Schule ihren Stil zu tadeln, von dem ich Dir gestehe, daß er mich in manchen Partien geblendet hat. Deine Auffassung des schwäbischen Wesens geht gewiß der Sache auf den Grund, und Deine Zusammenfassung der widersprechenden Seiten ist das einzige Mittel, einseitigem Hin- und Herreden ein Ende zu machen. Deine eigenthümliche Art, den Zorn herauszulassen, wie gegen Menzel, die Pietisten u. A., hat mich sehr ergötzt und über manche Witze, wie z. B. das Christoterpentinöl, habe ich laut lachen müssen. Unter hiesigen Leuten wird es Dich freuen, daß namentlich Hardegg der Aufsatz sehr gefallen hat; nur, meinte er, hättest Du Schlesier's Buch nicht loben sollen[1]); es zeigte sich aber, daß ers nur aus den Auszügen im Beobachter kannte, und wahrscheinlich hatte er die ganze Bemerkung nur gemacht, um mich in der Gesellschaft gegen die Liberalen in Harnisch zu bringen.

---

1) A. a. O. (Krit. Gänge I) S. 32.

52. **An Vischer.**

Stuttgart, den 29. Juli 1838.

Zur Ausarbeitung eines Schleiermacher werde ich nicht kommen; ich müßte in Lektüren und Standpunkte zurückgehen, die mir jetzt fern liegen und von deren Wiederdurchgehen ich mir keine Förderung versprechen kann. Noch unsinniger ist es freilich, daß ich mir von der Redaction des Panorama de l'Allemagne in Paris die Fertigung eines Aufsatzes über Bettina habe anhängen lassen. Gott gebe, ob da etwas draus wird, zumal ich die Bücher immer nicht zusammen bringen kann. Dagegen ist die Recension Deiner Schrift bereits vor einigen Tagen abgegangen; ich habe mich bemüht, dem Leser eine Vorstellung zuerst von dem Organismus, dann auch von den einzelnen Theilen Deines Werkes und seinem Verhältniß namentlich zu Hegel zu geben, und mich hiebei, weil einverstanden, fast nur referirend oder excerpirend verhalten; blos da, wo Du meinst die Eintheilung des Komischen gehöre eigentlich nicht in den ersten Theil, habe ich Dir widersprochen, und gezeigt, wenn, worauf dein ganzes Buch ruht, das Erhabene und das Komische zwei sich parallel gegenüberstehende Momente des Schönen seien, so müssen entweder beide, oder keines von beiden seinem Inhalte nach in den allgemeinen Theil fallen, wovon ich das Erstere glaube. Daß es Dir einen Augenblick anders erscheinen konnte, daran glaube ich, ist nur die Benennung schuldig, die Du den Gliedern der Eintheilung des Komischen gibst, sofern sie eine subjectiv-psychologische Farbe trägt; ich schlug daher eine andere Eintheilung vor, durch welche ich namentlich auch den Humor etwas genauer zu bestimmen glaubte; — doch Du wirsts ja seinerzeit finden, und mir sagen, was Du von den improvisirten Vorschlägen hältst.

Deine Nachschrift betreffend so bin ich der Meinung: Mach vorerst, daß Du nach Italien kommst, und dann ebenso, daß Du heirathest; allerdings versauert man sonst; Du mußt aber neben andern Dingen auch aufs Zeitliche bei einer Partie sehen; denn ein Mann von unsrer Art muß durchaus Geld haben, man kann sonst die Welt nicht gehörig über die Achsel ansehen. Was mich betrifft, so kann bei mir, wie ich jetzt deutlich weiß, von Heirathsprojecten vor der Hand nicht die Rede sein, da nur als Erfrischung angestrengter Thätigkeit, nicht als Ersatz einer solchen, die Ehe zweckmäßig ist. Ich werde gegenwärtig zwar in Ludwigsburg mit einer Ludwigsburgerin und hier mit

einer hiesigen Dame herumgetragen (beides auch ökonomisch anständige Partien), aber wie mir M. kürzlich sagte, ich hätte hier bereits Hoffnungen rege gemacht, so schauderte mich's und ich sah die ganze Kluft vor mir, die mein zwischen Sein und Nichtsein schwebendes Wesen vom Erhoffen solcher festen Wirklichkeit trennt.

53. **An Vischer.** Ludwigsburg, den 24. September 1838.

Deinen Aufsatz in den Hallischen Jahrbüchern [1]) habe ich bei meiner Rückkehr hier vorgefunden, und ich habe Dir nun auch den besondern Dank meiner Eltern für diesen absoluten Freundschaftsdienst auszudrücken. Ich habe mich auf meiner Reise aller Orten, wo ich Bekanntschaften machte, durch diese Arbeit ungemein gefördert gefunden, kann Dir aber zugleich versichern, daß auch die Arbeit als solche allenthalben bewundert wurde, und namentlich auch die glänzendste Vorstellung von Deinem academischen Lehrtalent erweckte.

Auf meiner Reise habe ich, namentlich in Heidelberg und Bonn mehr Achtung und Freundlichkeit erfahren, als ich glaubte, daß noch für mich auf der Welt wäre, und ich wurde durch die sich drängenden Bekanntschaften von dem eigentlichen Zweck meiner Reise, unbefangenem Naturgenuß und Selbstvergessen zum Theil zu sehr abgezogen. In Heidelberg befreundete ich mich mit allen Theologen, war zwei Nacht hintereinander in Abendgesellschaften, von denen ich mit ihnen erst gegen 1 Uhr nach Hause ging, und speiste an Großherzogs Geburtstag nach Umbreits Ausdruck sitzend zwischen den Studien und Kritiken [2]). Was ich am wenigsten vermuthet hätte, so war mir Umbreit die werthvollste Bekanntschaft, die ich auf der ganzen Reise machte. Er ist ein Mensch voll Geist und Gemüth, zu dem man sogleich Vertrauen faßt, und durch seine ästhetische Bildung über alle Engherzigkeit emporgehoben. Auch die Bekanntschaft des alten Creuzer war mir sehr genußreich zu machen. Von andern Heidelbergern erwähne ich nur noch den Stadtpfarrer Züllig, der über die Apokalypse geschrieben [3]), und die seltene Vereinigung zwischen Phantasterei und Epicuräismus auf eine Weise vollzogen hat, die mich viel ergötzte.

---

1) Vgl. Br. 38. 51.

2) Vgl. S. 40 [1]).

3) Von seiner Erklärung dieser Schrift erschien der erste Theil Stuttgart 1834, der zweite ebenda 1840.

Meine Reise den Rhein hinab hatte zwar helles aber kaltes Wetter, war daher in Köln einige Tage heiser und unwohl, traf meinen Bruder in recht bequemen Verhältnissen, sah was zu sehen war, hauptsächlich die Kirchen, und von Gemälden u. A. die trauernden Juden von Bendemann, reiste hierauf nach Düsseldorf, wo meine Empfehlung von Dietrich sehr honorirt und mir alles gezeigt wurde, was von Malereien zu sehen war; von Poëten lernte ich Immermann (unerfreulich, ohne Humor) und Uechtriz (dumm) kennen, dann einige junge Geistliche, die mir besser gefielen. Hierauf nach Bonn, wo ich von Rehfues[1]) sehr gut aufgenommen und zu Schlegel geführt wurde, der aber sehr altersschwach und geckenhaft ist, und nur noch Augen hat, in denen sich die ganze Leichtfertigkeit der Romantik spiegelt[2]). Der alte Delbrück, wenn er spazieren reitet, und Complimente macht, daß der Gaul fast scheu wird, ist ein Original, wie wenige; Bleek ein gutmüthiger kleiner Knopf; Nitzsch etwas zerknirscht und gesalbt, aber mild.

Hierauf Siebengebirge, Drachenfels, Rolandseck; auf Marienwerth Schnaase kennen gelernt; in Rüdesheim 3 Tage geblieben, und Rheinstein, den Niederwald, Johannisberg, die Rochuskapelle besucht, mit ungemeiner Begeisterung für die Bettinaschen Erinnerungen, auch den Ort des Todes der Gründerode bei Geisenheim. Endlich retour über Mainz und Mannheim, Schwetzinger Garten und Vaihingen, wo ich Spengler[3]) besuchte.

Doch von Allem besser mündlich. Können wir uns noch einmal sprechen, ehe du deine Reise antrittst? Ich bleibe noch etwas hier; können wir vielleicht irgendwo zusammenkommen?

54. An Vischer.

Stuttgart, den 26. November 1838.

Auf Kerners Anliegen bin ich nun auch mit seinem hiesigen Bruder bekannt geworden; der erzählte mir von besessenen Pferden, die er schon gehabt, und die ihm ein Bauer aus Aldingen curirt habe.

---

1) Der bekannte Schriftsteller und Staatsmann, damals Curator der Universität Bonn. Vgl. Br. 172.

2) Auf diesen Besuch bezieht sich Strauß in dem Essay über A. W. Schlegel Ges. Schr. II, 121. — Die im folgenden genannten Bonner Professoren, der Germanist Delbrück u. die Theologen Bleek u. Nitzsch, sind bekannt.

3) Ein Studienfreund von Strauß u. Vischer.

Justinus schrieb kürzlich an mich und Mährlen einen köstlichen Brief, worin er uns gläsern schimpft, daß wir eine hier verheirathete Frau von Suckow, die wir bei ihm getroffen, noch nicht besucht haben. Er schließt: „Seid ordentlich und gesittet, liebe Söhne! Euer um Euch immer sehr bekümmerter Vater J. K.“

Zu dem über Mörike Geschriebenen gehört noch: seine Regenbrüder sind jetzt componirt, recht gut, wie die sagen, die's gesehen und Proben gehört haben; sie sollen den Winter noch zur Aufführung kommen. Kürzlich sah ich den Hassel als Hampelmann und amüsirte mich ungemein. Weniger vorher am Lear, den ich aber doch einmal auf den Brettern sehen wollte. Maurer als Lear war übrigens weniger schlecht als die Stubenrauch als Cordelia.

In einem Briefe der Fräulein von Klettenberg (Bekenntnisse einer schönen Seele) vom Jahre 1774, den ich eben in Autographo vor mir habe, steht folgende Stelle: „Haben Sie Herdern kennen lernen, wie er in Darmstadt war? Der größte Satan im Priesterrock, den man sich denken kann — den seine sogenannten Freunde selbst vor so was halten — denn sie geben ihm den Ehrentitel eines Erzlügners“.

55. **An Rapp.** Stuttgart, den 20. Dezember 1838.

— — Wollte ich mich mit Mangel an Zeit entschuldigen, so wäre dies, wie immer, so insbesondere bei mir, erlogen; vielmehr sei Dir gleich gestanden, daß ich in der Zwischenzeit an allerhand Leute nicht nur, sondern auch an Freunde geschrieben habe. Warum nur an Dich nicht, das kann ich Dir durch folgendes Gleichniß anschaulich machen. Denk Dir einen Mann, etwa in Amerika oder Ostindien, der sich ein Vermögen gesammelt hat. Jetzt kommt er auf einmal darum, die vergnügten Briefe, die er vorher an die Seinigen nach Europa geschrieben, verwandeln sich in klägliche; er liegt namentlich seinem Bruder wohl auch mit Unterstützungsansinnen unaufhörlich in den Ohren. Der Bruder thut, was er kann, aber helfen kann er natürlich nicht. Endlich denkt der Amerikaner oder Indier genauer nach und geht in sich. Er macht Pläne, selbstthätig seine Vermögensumstände wieder emporzubringen; es zeigen sich ihm Aussichten hiezu; er legt Hand ans Werk, und nun nimmt er sich fest vor, dem Bruder nicht eher wieder zu schreiben, als bis er sein voriges Vermögen bei

Heller und Pfennig wieder gewonnen hätte. — Läge nun wirklich der Ocean zwischen Enslingen und mir, so wäre ich diesem Vorsatz treu geblieben. Da aber die Posten von hier zu Dir schnell gehen, gut Ding dagegen, wie Wiedergewinnung eines verlorenen Vermögens, Weile haben will: so muß ich den Vorsatz brechen. Und dies so früh, daß ich noch nicht einmal angefangen habe an die Arbeiten zu jener Wiedergewinnung — worunter ich eine größere wissenschaftliche Arbeit verstehe — zu kommen. Vielmehr stecke ich eben in einer jener unglückseligen kleineren Arbeiten, die mir keine Befriedigung geben und doch Zeit kosten. Doch verspüre ich eben an dieser Arbeit günstige Vorzeichen für Größeres. Ich bin nämlich an einem Aufsatz über Schleiermacher und Daub in ihrer Bedeutung für die jetzige Theologie, für die Hallischen Jahrbücher[1]), wovon ich die Schleiermacher betreffende Hälfte, schon abgeschickt habe. Da sehe ich nun doch, daß ich noch ein Theologe bin und daß mir nicht Alles dahin Einschlagende gleichgültig geworden ist. Aber Daub'sche Sachen lesen! Es ist die schwierigste Lektüre, die mir jemals vorgekommen ist, aber bedeutend und wohl der Mühe werth, daß der Mann Schleiermacher gegenüber gestellt wird. Sie sind die Pole der neueren wissenschaftlichen Theologie — Subjektivität und Substantialität — sich abstoßend und doch anziehend.

Du hast Recht gehabt, Alter! Mich kann nichts kuriren als Arbeit! Alles andere ist Verirrung, wenn ich's anders als blos nebenher mitnehme.

56. An Zeller.

Stuttgart, den 8. Januar 1839.

— — Von Vatke bekam ich bald nachdem Du in Ludwigsburg bei mir gewesen, einen Brief, worin er Dich grüßt und bemerkt, die nach Dir gekommenen Schwaben seien alle so unentschieden, wo nicht gar Pietisten gewesen; weßwegen er Dir den Ehrentitel des letzten Römers zuerkennt.

Den Ruge mußt Du ja nicht zurückweisen. Es wäre auch eine Grobheit gegen mich. Ich habe in gleichem Interesse für den Flor der Zeitschrift und für Dich, ihm Dich, wie noch einige andre Freunde, z. B. Georgii, als Mitarbeiter vorgeschlagen (Georgii[2]) hat schon die

1) Der in den „Charakteristiken u. Kritiken" (Leipzig 1839) S. 3—212 abgedruckte. — 2) Geb. 1810, damals Prediger, jetzt Prälat a. D.

Recension von Neander und Weiße, über das Leben Jesu und die evangelische Geschichte, übernommen); die Zeitschrift ist wirklich ihrer Richtung nach die einzige, an der man Wohlgefallen haben kann — freie, ebensowohl von roher Empirie, wie von philosophischem Fanatismus oder engherzigem Pietismus entfernte Forschung im Geiste einer fortschreitenden Zeit; daß diese Idee immer mehr verwirklicht werde, dazu muß die Zeitschrift immer mehr Mitarbeiter bekommen, wie z. B. Du bist. Ruge's Antrag, und die Plumpheit, mit der er Dir gleich das Todtschlagen seines Halle'schen Rivalen (in Betreff des Auditoriums) empfiehlt, mußt Du nur richtig, nämlich komisch, nehmen. Ich kenne den Mann persönlich, und ich und Vischer sind unabhängig von einander auf die Vergleichung mit Rüpel[1]) gefallen. Er ist der vollkommene norddeutsche Rüpel, auf der Insel Rügen geboren, wie der unserige in Ebingen. Daher natürlich mit einer großen Dosis preußischer Windbeutelei, die aber bei ihm ganz naiv ist. Ich rathe also, ja ich verlange: schreib ihm nicht ablehnend. — —

— — Was den Antheil an Journalen betrifft, so glaube mir, daß die ungehinderte Möglichkeit, ein Urtheil über ein Buch oder sonst eine Idee, an einem solchen Orte zu veröffentlichen, zur Freiheit und Frische der litterarischen Existenz gehört. Man geht dabei ganz egoistisch zu Werke: hat man keine Zeit oder Lust, so schreibt man ihnen zu gefallen nichts. — —

57. An Vischer.

Stuttgart, den 19. Januar 1839.

Qui fit, Mäcenas, ut nemo, quam sibi sortem[2]) etc. dachte ich bei Durchlesung Deines letzten Briefes. Denn ich meinerseits wollte Dich und Deinesgleichen um eure Stellung beneiden. Bedenke nur, daß für den Mangel verschiedener Anregung der Empfänglichkeit die mögliche Selbstthätigkeit (die blos schriftstellerische ist keine) Dich entschädigt; wogegen es sich sehr fragt, ob ich durch Theater, Konzerte, für die mangelnde unmittelbare Selbstthätigkeit entschädigt bin. Das

1) Der studentische Name eines gemeinsamen Freundes, den Strauß 1831 in Maulbronn zum Collegen u. Zeller zum Lehrer gehabt hatte, und dessen frische Natur beide sehr schätzten.

2) „Wie doch kommt es, Mäcen, daß Niemand mit seinem Lose,
Mag er's eigener Wahl verdanken oder dem Zufall,
Sich im Leben begnügt?" Horaz. Sat. I, 1, 1.

Theater ist auch so schlecht gegenwärtig, daß man selten drein kann; wenn es um Eins wäre, warum ich mich selbst beneiden möchte, so wäre es, daß ich erst seit ich hier bin, zu einer Vorstellung davon gelange, was Musik ist, und nun von dergleichen Genüssen wenigstens so weit angezogen bin, daß sie mir wirklichen Genuß gewähren. Zu theoretischen Aufklärungen sind sodann musikalische Freunde, wie namentlich Hardegg, erbötig. Nächstens wird hoffentlich auch Kauffmann wieder frei[1]), da der Vorgang des Darmstädters wohl nicht wirkungslos bleiben kann.

Aber, was ich eigentlich schreiben wollte: heut erhielt ich einen Brief von Henning, aus dem ich Dir wörtlich Folgendes abschreibe:

„Mit der Abtretung der Anzeige von Mörike's Gedichten an Herrn Prof. Vischer ist die Societät f. w. K. sehr wohl einverstanden, und wird es derselben erwünscht sein, von demselben auf diese Weise einen Beitrag zu den Jahrbüchern zu erhalten."

Du siehst hieraus eine freundliche Gesinnung, die Du durch Einsendung Deiner Recension erwidern solltest. Ist sie nicht von der schweren Kavallerie, so ist's zur Abwechslung für die Jahrbücher um so besser. Ich habe kürzlich den Georgii zum Mitarbeiter der Berliner und der Hallischen Jahrbücher vorgeschlagen, und er hat von beiden jetzt Aufträge; dem Ruge habe ich Ed. Zeller vorgeschlagen, an den er sich auch gewendet hat. Man muß die süddeutsche und antiformalistische Partei zu verstärken suchen.

Jetzt erst bin ich — schmählich genug — mit einer gar nicht geheimen Arbeit, dem Aufsatz über Schleiermacher und Daub[2]), fertig geworden; er ist zu 3 Artikeln von ziemlichem Umfang angewachsen, so daß ich, wenn ich den Anfang nicht schon dem Ruge geschickt hätte, und derselbe wahrscheinlich schon gedruckt wäre, ihm der Größe des Aufsatzes wegen die Wahl lassen würde, ob er ihn wolle oder nicht, und im letzteren Falle ihn als eignes Schriftchen drucken ließe. Es würde immer 12—15 Bogen geben. Der Daub hat mich soviel Zeit und Raum gekostet. Kein Teufel weiß ja von seinen Sachen was, und der Teufel stelle sie in der Kürze dar.

Ich schließe mit dem Abendvers eines Genügsamen, der hoffentlich auch dir einige Beruhigung gewährt:

---

1) Von einer Festungsstrafe wegen politischen Vergehens. — 2) Vgl. S. 74.

Naturgenuß und Abendröthe
Weh'n meiner Seele Frieden zu;
Im Thale tönt des Hirten Flöte; —
Gott! welch' ein Menschenfreund bist Du!

58. **An Rapp.** Stuttgart, den 3. Februar 1839.

Eigentlich hasse ich Erörterungen zwischen Freunden. Man ist selten in ihnen wahr und selten machen sie die Sache klarer. Doch gibt es Fälle, wo sie nicht zu umgehen sind. Wenn eine Brunnenröhre sich verstopft hat, muß man sie aufgraben und wenn man noch so ungern im Schlamm wühlt. So aber steht es mit unserer Correspondenz, unserem gegenseitigen Verständniß — unserer Freundschaft sage ich nicht, denn die steht über allem zeitlichen Wechsel. Ich habe mich Dir in letzter Zeit schwach gezeigt. Eigentlich kanntest Du mich immer so, warst in Tübingen schon der Vertraute dieser Seite an mir; aber damals hatte dies ein starkes Gegengewicht an meiner wissenschaftlichen Thätigkeit, so daß sie mein Wesen als solches nicht in's Schwanken brachte. Ich darf sagen, daß Du mich in dieser Zeit achtetest und daß ich diese Achtung verdiente. Wie ich in derselben Zeit von Deinem Wesen angezogen wurde, Dich auf Gebieten bewunderte, die mir verschlossen waren, Deine eigenthümliche und in sich vollendete Natur glücklich pries, weißt Du. Du machtest seitdem verschiedene Kämpfe und Umwandlungen durch und machtest mich fortwährend zu Deinem Vertrauten. Auch diese Zustände störten meine Freude an Dir und mein Vertrauen auf Deine schöne Natur nicht, welche sie mich vielmehr von neuen Seiten kennen lehrten. Eine ernste Zusprache von meiner Seite brachte Dir das auch von Außen entgegen, was Du dir längst selbst gesagt hattest.

Kurz nachher ereignete es sich, daß in meiner wissenschaftlichen Thätigkeit eine Periode der Erschöpfung eintrat, welche sich alsbald das Gemüth zu Nutze machte und gleichfalls rebellisch wurde, so daß nun eine Zeit des Unglücks für mich eintrat, wie ich sie, obgleich an inneres Leiden in allen Maaßen gewöhnt, doch noch nicht erlebt hatte. Ich machte Dich gleichfalls zum Vertrauten — und da bist Du ja selbst geständig, daß ich mich zu beklagen hatte. Statt ernsten Theil an mir zu nehmen, verhöhntest du mich; da ich keine wissenschaftliche Thätigkeit mehr äußerte, glaubtest Du keinen Grund ferner zu haben, mich zu achten — und jetzt bist Du sogar gegen die Art überhaupt,

wie ich wissenschaftlich auf Dich gewirkt, als gegen eine solche argwöhnisch, die zum Hochmuth und zur Irreligiosität verführe. — Was bleibt mir bei dieser Wendung übrig, daß ich Dir zu sagen hätte? Nur eines will ich noch berühren, was Du in deinem letzten Briefe schriebst. Du erwähnst eine Correspondenz mit Deiner liebenswürdigen Schwägerin, worin Du dir von ihr Deine Fehler, namentlich Hochmuth, vorhalten lässest. Ich urtheile: Dir wird dieser Briefwechsel den Hochmuth nicht nehmen und ihr wird er einen geben. Das brauchen die Weiber unserer Zeit vollends, daß die Männer sie zu Kritikerinnen über sich machen. Sie bringen uns schon ohnedies durch ihr reflectirtes Wesen zur Verzweiflung und geben uns vermehrten Durst, statt frischen Wassers. Und dieses Brüten über sich selbst macht auch die Männer nur untüchtig und führt sie dem Pietismus und was sonst noch in die Arme.

Thue übrigens was Du willst; nur so lange Du der Wissenschaft und mir in der Wissenschaft mißtraust, sprich mir nicht davon, daß ich Dich ergänzen soll.

59. **An Kauffmann.** Stuttgart, den 4. Februar 1839.

— — Gestern war ich mit Mährlen und seiner Braut zu Schlitten in Wolfschlugen bei ihrem Onkel, dem Pfarrer Feuerlein. Ich beneide Mährlen um solchen Onkel, den er zwar schätzt, aber sich keine Zeit nimmt ihn, wie ich's mit meinen Oheimen mache, ganz durchzuempfinden. Er ist das Ideal von einem Oheim, und ich habe in seinem Haus ein ähnliches Wohlgefühl, wie sonst nur bei Kerner.

Scene in der Abendgesellschaft bei Decker:

H.: Der Justizrath N.. hat auch nicht geruht, bis er nach E... kam. Verbessert nicht, 's war ihm nur um die Gegend.

Hardegg: So; darum hab' ich das narrete Weib neulich hier herumlaufen sehen.

H.: Welches Weib?

Hardegg: Das des N..

H.: Ha das ist ja meine Schwester. —

Daß man über diesen Bock dem Schützen nicht die mindeste Verlegenheit anmerkte, sondern er unvermerkt durch Herbeiführung der Entdeckung, daß es nur eine Halbschwester sei, sowie durch die Be-

merkung, sie müsse einmal sehr schön gewesen sein, alles in's Geleise zu bringen wußte, versteht sich von selbst.

Vischer spricht mit den Verfassern der Schriften über Faust zum Theil per: Sauerkrautmensch! Bratwurstseele! — nämlich mit einem Wiener Autor, der behauptet hatte, die Sehnsucht nach absoluter Erkenntnis sei eigentlich eine erlogene, im Hintergrund sei's dem Menschen um ganz andere, reellere Sachen zu thun.

Von Mörike weiß Niemand eine Silbe.

Hardegg meint Du sollst deine Goethe-Compositionen zusammen besonders herausgeben. Als 2. Heft (setze ich hinzu) könntest Du dann die Mörike'schen nachfolgen lassen. Oder schick deine Mignon nach Wien. Warum hast Du Mörike's: „Im Frühling" S. 46 und „Ein Stündlein wohl vor Tag", S. 22 noch nicht componirt?

60. **An Vischer.** Stuttgart, den 9. Februar 1839.

Freilich gehe ich nach Zürich. Aber wann, das weiß ich noch nicht, weil meine Freunde, und selbst im Berufungsdecret, den Termin zu bestimmen vergessen haben. Sie schreiben nur: je bälder, je lieber; ich denke Ostern wird die rechte Zeit sein. Da sehen wir uns vorher noch hier; jedenfalls in Tübingen, da mein Weg über dort geht. Die Parteiwuth schreckt mich nicht; ich verlasse mich auf meine redlichen Freunde drin, die mir aus Ueberzeugung rathen zu kommen. Ich bin's ebenso mir und der Sache, wie ihnen schuldig. Ich habe ganz abgesehen von allem Andern, schon an der Vortrefflichkeit, welche vor allem Hitzig, dann auch der Bürgermeister Hirzel, in der Sache entwickelt haben, eine reine Freude. Das einfache, unverrückte, kurz angebundene, oder wie Hardegg es nannte, reelle Wesen des ersteren wirst Du aus seinen Briefen, wenn Du erst hierherkommst, mit Genuß sehen. Und dann bei Hirzel diese ehrliche Begeisterung für den Fortschritt, mit aller demagogischen Betriebsamkeit verbunden. So kam's bekanntlich im Erziehungsrath auf Eine Stimme (des Lehrers Ruegg, außerhalb Zürich wohnhaft) an, die bis zum Tag der Verhandlung unentschieden war. Was thut der Bürgermeister? Pflanzt sich an der Post auf um die Stunde, als R. ankommen muß; wie er aussteigt, nimmt er ihn nach Haus, behält ihn beim Essen, und läßt ihn nicht aufstehen, bis er mir die Stimme gegeben. Die Gegner schimpfen hierüber ihrerseits mit Recht; mir meinerseits aber macht

gleichfalls mit Recht diese Geschichte besonders Vergnügen. Auch von Hirzel habe ich einen sehr netten Brief. Weiter schrieb mir Orelli, der Herausgeber des Cicero, und gestern sogar Schott, was ich nicht erwartet hätte. Auch Schneckenburger[1]) schrieb, ich solle es doch annehmen, und Elsner[2]), in der Nähe von Constanz den Leuchtthurm redigirend, schrieb einen frankirten Glückwunschbrief. Dagegen senden mir die Züricher Pietisten unfrankirte Abschreckungsschreiben; einmal gewitzigt schicke ich dergleichen jetzt uneröffnet zurück. Doch ich darf nicht mehr sagen: jetzt; die Stürme haben sich bereits zu legen angefangen.

Nicht wahr, Du warst noch nicht in der Schweiz? So sehen wir uns wohl einmal dort!

An Deiner Faustliteratur, so weit sie erschienen ist, erfreue ich mich innig; die Grundsätze der ästhetischen Kritik, die Du aufstellst, haben mich über manches belehrt, was mir noch nicht so deutlich war; die Art, wie Du mit Schubarth[3]) umgehst, hat noch zufällig dadurch einen besonderen Werth, daß der Tropf neuestens den politischen Ankläger gegen die Hegelianer gemacht hat; mit Deiner scharfen Censur des alten Goethe hast Du einigen trefflichen Leuten, wie Hardegg, ins Herz gelangt. Ich begreife wohl, wie Du, den Vergötterern gegenüber, einen Augenblick Menzel und Consorten vergessen konntest, welchen Du gewiß auf keine Weise eine Freude gönnst.

Schrieb ich Dir schon von Kerners vor etwa 3 Wochen erhaltenen Brief, worin er gegen Heine's Reden von einer schwäbischen Dichterschule bemerkt, er wisse nichts von einer Schule; höchstens sei das Wunderhorn die seinige gewesen, und zwar vorzüglich der Vers: Zimmermänntle, Zimmermänntle, leih mir Deine Hosen.

61. An Vischer.

Stuttgart, den 19. Februar 1839.

— — In Zürich stehts so schlecht wie möglich, und ich halte Alles für verloren. Das Haupt meiner Freunde, der Bürgermeister,

1) Professor der Theologie in Bern, gest. 1848, älterer Studiengenosse von Strauß.

2) Strauß' einstiger Compromotionale, dessen er im „Märklin“ (Ges. Schr. X) S. 195 gedenkt.

3) K. E. Schubarth, dessen Schrift über den Faust Vischer in den Hallischen Jahrbüchern (jetzt Krit. Gänge I, 69—76) ebenso unbarmherzig zerpflückte, wie früher Hegel (Verm. Schriften II, 197—228) ein gegen diesen Philosophen gerichtetes Buch desselben.

ließ allzu offen seine kirchlichen Reformpläne blicken, und hat dadurch den Fanatismus geweckt. Nur allein Hitzig hat den Kopf noch nicht verloren und erhält mich immer auf dem Laufenden. Die Nachrichten im Merkur von heute stellen die Sache noch zu gelinde dar.

62. **An Märklin.** Stuttgart, den 22. Februar 1839.

Ich habe lange mit der Antwort auf Dein letztes freundschaftliches Schreiben gezögert; indeß Du hast ja, wie es officiell um mich steht, jederzeit aus dem Merkur erfahren, dem ich das Zeugniß geben muß, die Sache durchaus richtig und unparteiisch dargestellt zu haben; er erscheint in sehr günstigem Lichte, wenn man ihn mit der Allgemeinen Zeitung vergleicht, die ihrer angeblichen Stellung ganz ungetreu, fast nur fanatische und mir ungünstige Stimmen aufnahm. Mährlen hat heute aus eigenem Antrieb — denn ich bin theils zu hartschlägig, theils zu stolz, um in solchen Dingen einen Finger zu rühren, — einen Artikel an die Allgemeine Zeitung geschickt (angeblich aus Zürich datirt), von dem ich aber sehr zweifle, ob er wird aufgenommen werden. Das aber wurde mir bei der ganzen Sache mit Schrecken klar, wie wir noch gar kein öffentliches Organ besitzen, das sich unserer Sache annimmt.

Doch Du willst ohne Zweifel etwas Genaueres über den Eindruck wissen, den die Züricher Verhältnisse in ihrer neusten Wendung auf mich gemacht. Im Ganzen keinen besonders großen, wie ich auch über die anfängliche unerwartet günstige Wendung mich nicht übermäßig gefreut habe. So viel aber glaube ich einzusehen, daß auch im günstigsten Falle, d. h. wenn die Züricher ihren Ruf nicht zurücknehmen, es wohl nicht rathsam für mich sein wird, hinzugehen. Eine Aufregung wie die jetzige, versengt den Boden so, daß auf lange kein Kraut mehr darin gedeihen kann. Und setzen sie, was jedenfalls die einzige Bedingung wäre, unter welcher meine Gegner mich dulden würden, einen zweiten Professor der Dogmatik mir an die Seite: — was bliebe mir, da die Universität den Deutschen versperrt ist, unter den wenigen Schweizern, deren größerem Theil von Hause aus meine Kollegien verboten werden würden, für ein Auditorium? Daher sehe ich zwar einstweilen dem Verlaufe der Sache ruhig zu, doch sehe ich keinen andern Ausgang als möglich, als einen entweder aufgeforderten oder freiwilligen Rücktritt. Wir müssen uns, scheint's, noch einige

Jahre gedulden, bis wir so officiell auftreten dürfen; nur schade, daß, bis es möglich wird, wir wahrscheinlich zu alt sein werden. Du erlaubst mir das Wir.

Und dies ist leider nicht einmal die einzige Unruhe, die ich in dieser Zeit habe; meine Mutter ist so übel auf, daß ich vorige Woche 6 Tage in Ludwigsburg war, und sie nicht einmal besser verließ. Schnell eingetretene Abnahme der Kräfte, Athmungsbeschwerden u. dgl. bedrohen mich mit einem Verluste, den Du kennst, weil Du meine Mutter kennst und weißt, wie ich mit ihr stand. Ist sie todt, so habe ich eigentlich gar keinen Familienboden mehr.

63. An Vischer.

Stuttgart, den 16. März 1839.

Meine Sendungen ohne Briefe durch Baur und Theodor wirst Du richtig erhalten haben. Und mir auch zu Gute halten, daß ich nicht dazu geschrieben. Anderweitiges ewiges Briefschreiben, und dann hauptsächlich die Ungewißheit und Hoffnung, bald etwas Entscheidendes schreiben zu können. Jetzt weiß man doch so viel, daß hoffentlich Alles aus ist. Ich sage hoffentlich; denn ein entscheidender Rücktritt von Seiten der Züricher Regierung muß mir lieber sein, als eine nochmalige verschiebende Maßregel. Ich selbst gebe um keinen Preis nach. Ich bestehe, wie der Jude im Kaufmann von Venedig, auf meinem Schein, oder wie Schubarth auf dem Goethe'schen Brief [1]). Wie bin ich bestürmt worden! wie viele Briefe habe ich erhalten, zuletzt einen von Follen, der in Z. lebt, und meinte, nur durch meine Resignation könne ich die Universität 2c. retten; — wie noch viel mehrere Briefe habe ich, weil unfrankirt, zurückgewiesen! so daß die Kerle zuletzt die Auskunft ergriffen, ein Zeitungen- und Schmähschriften-Packet, das 1 fl. 21 kr. kostete, an einen unschuldigen hiesigen Konditor zu adressiren, und als er's öffnete, war kein Brief da, sondern ein zweites Kouvert an mich. Ich nahm's nicht an, und versprach dem Mann, mich beim Postamt zu verwenden, daß ihm der Schaden ersetzt würde. Ich schlug dies wirklich beim alten Hoffmann leicht heraus; aber, wie ich's dem Konditor ankündige, so hat den der Teufel bereits geritten,

---

1) Am Schluß seiner S. 80, 3 besprochenen Anzeige stellt Vischer Schubarth dar, wie er seinen Kritikern mit einem Belobungsschreiben, das er von Goethe erhalten hatte, und den Worten: „Hab' ich doch meinen Brief" entgegentritt.

das zweite Kouvert aufzubrechen, und so ist ihm nicht mehr zu helfen. Hübsche Aktenstücke, wenn Du kommst (wann geschieht dies?) kann ich Dir zeigen.

Doch es scheint dafür gesorgt, daß es mir nie an Abenteuern fehle. Nun dies aus ist, fängt ein anderes an. Gestern erhielt ich einen Brief von Leopold Schefer, des Inhalts, der Fürst Pückler habe im heiligen Grab mein Leben Jesu gelesen (mythisch) und wünsche mich an seinen Hof zu ziehen, d. h. mir „eine Prytanenstelle im Schloß Muskau zu geben"; wobei Schefer nicht allein die Bibliothek, sondern auch die Tafel des Fürsten und seinen Marstall rühmt, der sich immer mehr mit arabischen Pferden fülle. Ich soll schleunig dem Schefer Antwort geben und meine Wünsche äußern, damit er's dem Fürsten nach Konstantinopel berichten kann. Ich bitte, erzähle dies doch Baur, ich stelle mir den Eindruck, den es auf ihn machen wird, besonders komisch vor. Auch mir selbst ist die Sache noch ganz hyperboreisch, und ich kann noch nichts Weiteres darüber sagen. Daß die Sache aber keine Mystifikation ist, beweist der Poststempel Muskau, und Schefer's Hand, die ich aus einem Facsimile kenne.

64. An Wilhelm Strauß. Ludwigsburg, den 18. März 1839.

Ich bin seit heute Morgen hier, und finde unsere gute Mutter sehr schwach und leidend. Kannst Du daher abkommen, so reise hieher, da Dein Besuch, wie wir hoffen, gut auf sie einwirken wird.

Um die Post nicht zu versäumen schließe ich

herzlich grüßend

Dein treuer Bruder.

65. An Rapp. Ludwigsburg, den 20. März 1839.

. . . . Bald darauf rief mich die Nachricht von dem verschlimmerten Befinden meiner Mutter hierher und 24 Stunden nach meiner Ankunft, gestern Morgen 10 Uhr, starb sie. Nachdem sie den ganzen Winter, wie ich Dir auch schrieb, gekränkelt hatte, doch immer von Zeit zu Zeit wieder auf sein konnte, und namentlich in voriger Woche wieder recht munter geworden war, wurde sie letzten Donnerstag Abend von heftigem Fieber und beengenden Athmungsbeschwerden überfallen, die ihr noch einige recht leidensvolle Tage bereiteten. Bei meiner

Hieherkunft traf ich sie zwar noch bei voller Besinnung, die sie bis zur letzten Viertelstunde nicht verließ; doch war sie so schwach, daß sie keinen zusammenhängenden Antheil an der Außenwelt mehr nehmen konnte und am liebsten ungestört vor sich hinschlummerte. Eine ihrer letzten Reden zu mir war: „Wenn ich jetzt sterbe, werden die Leute gewiß meinen, ich sei aus Gram wegen Deiner gestorben.“ Meine Züricher Angelegenheiten waren freilich ihre täglich erste Angelegenheit, wenn die Zeitung in's Haus kam. Doch trug sie dieselbe mit der Seelenstärke und dem Gleichmuth, den Du an ihr kanntest. Eine freundliche Einladung, die Fürst Pückler mir aus Kleinasien zugeschickt, eine „Prytanenstelle“ auf Schloß Muskau bei ihm anzunehmen, erfreute sie noch in ihren letzten Tagen.

Ihr Ende, das sowohl der hiesige Arzt, als Hardegg, den ich mehrmals hieher bat, als unvermeidlich darstellten, wurde doch durch einen besonderen Umstand noch unerwartet beschleunigt. Im Sommer 35 mußte für meinen hiesigen Aufenthalt als Professoratsverweser ein hinteres Zimmer frisch hergerichtet werden, ein Geschäft, welches sie mit gewohnter Thätigkeit selbst leitete. Schon damals sagte sie einer vertrauten Person, das gebe einmal ein recht ruhiges Sterbezimmer für sie, und seitdem behielt sie für dasselbe eine besondere Vorliebe. Wie sie nun ihr Ende herannahen fühlte und jeder Laut ihr wehzuthun anfieng, verlangte sie aus dem Wohnzimmer, wo sie bisher gelegen, in jenes hintere gebracht zu werden. Wir ließen dieses schon am Montag Abend heizen und wollten sie Dienstag Nachmittag dahin bringen; aber sie verlangte schon Morgens immer dringender dahin. Wir gaben nach, und, sei es nun, daß das Bett, in das sie gelegt wurde, noch nicht ganz durchwärmt oder die Wände des Zimmers noch kalt waren: kurz, sie fühlte sich erkältet, es traten Beengungen und bald darauf eine Lungenlähmung ein, kaum $^1/_2$ Stunde, nachdem sie in ihr erwähltes Sterbezimmer gebracht worden war. Morgen Nachmittag wird sie beerdigt werden und ich habe dem Dekan Offenbarung 14, 13 als Text vorgeschrieben. Auch eine Todtenmaske von Gyps habe ich von ihr nehmen lassen.

66. An Märklin.

Stuttgart, den 6. April 1839.

— — Ja, also diese gute Mutter habe ich verloren. Das will nicht wenig heißen. Wenn Du sie nur auch näher gekannt hättest.

Sie war ein nach Sinn und Charakter durch und durch geläutertes Wesen, vor dem ich mich in dieser Hinsicht tief beuge. Ihr Geist war hell genug für das Größte, und ihr Fleiß demüthig genug für das Kleinste. Die Arbeitsamkeit, Sorge, Entsagung dieser Frau, ihre Härte gegen sich selbst und Weichheit gegen Andere hat wenig ihres Gleichen.

Ich habe nach ihrem Tode gedacht: Wahrhaftig, wenn es keine Unsterblichkeit gibt, so sollte man für diese Frau eine veranstalten. Sie glaubte sehr bestimmt daran. Und unter den Paragraphen meines Unglaubens war ihr der hieher gehörige am bedenklichsten. Und von dieser Seite bist Du gewiß zu hart gegen das moderne Festhalten an der Unsterblichkeit; wenigstens in meiner Mutter war es nicht Egoismus, von welchem Niemand weiter entfernt war, sondern das drückte ganz ihren Sinn aus, was ich in einem alten Brief von ihr gefunden, wo sie schreibt: „Ich weiß, ich nehme etwas mit mir hinüber, es ist die Liebe." Ich sagte ihr oft, daß sie bei allen Fehlschlagungen von außen doch in ihrer Thätigkeit ꝛc. schon hier glücklich und selig sei: aber sie konnte sich dies nie ganz zum positiven Resultate zusammenbringen und meinte, so glücklich sie sich auch jetzt schon in unserer Liebe ꝛc. fühle, so käme sie doch zu kurz, wenn es kein anderes Leben gäbe. Indessen hat ihr Tod diesen Glauben in mir keineswegs gestärkt. Ehrlich gesagt, wenn ein mir so nahe gestandener Geist wirklich fortdauert, so begreife ich nicht, wie er mir so gar kein Zeichen seines fortwährenden Lebens geben kann. Eine Erscheinung ihres Geistes würde mich nicht im Mindesten Wunder nehmen, sondern wenn sie fortlebt, nimmt es mich Wunder, was sie abhalten soll, mir ein Zeichen zu geben. Es ist ganz dumm, an Unsterblichkeit glauben und die Geistererscheinungen läugnen.

67. An Rapp.

Stuttgart, den 9. April 1839.

Herzlichen Dank für das, was Du mir über den Tod meiner Mutter geschrieben! Durch das Zusammentreffen dieses Todes mit den Schweizergeschichten bin ich über denselben auf eine Weise hinübergekommen, die einerseits Erleichterung heißen kann, sofern die eine Gemüthsbewegung die andere theilweise aufhob; die ich aber dennoch bedauere, sofern ich nun verhindert war, den Verlust meiner Mutter rein und für sich selbst zu empfinden. So, kann ich sagen, fühle ich diesen Ver-

lust jetzt nicht anders, als ich ihn schon längere Zeit d. h. schon über ein Jahr in immer steigender Furcht vor demselben vorausgefühlt habe. Und wie sehr stört einem nicht in solchem Trauerfalle verkehrt empfundener oder geäußerter fremder Schmerz den eigenen nnd verwandelt ihn in Grimm und Verhärtung. Ich bin froh, daß ich nun wieder hier bin, um diesem entgangen zu sein. Mehrmals schon meldete sich in mir das Bedürfniß, von dem Leben und Wesen der Verstorbenen in ähnlicher Weise, wie Du von Deiner verstorbenen Frau, einen Abriß für Freunde niederzuschreiben; aber ich müßte, wenn ein solcher wahr und treffend sein sollte, Lebende compromittiren und so ist mir vorerst auch dies versagt. Aber später führe ich's doch noch aus [1]). Indessen wird mich der Geist meiner Mutter nicht mahnen, denn voran unter ihren Tugenden stand die Bescheidenheit. Sie war zufrieden, von ihren Kindern gekannt und anerkannt zu sein. Und wie Wenige kannten sie sonst! Selbst Du nicht recht, wenn Du mir einmal schriebst, das Negative in mir scheine ich von meiner Mutter zu haben, das Positive, solid Bürgerliche von meinem Vater. Nein, aller guten Eigenschaften in mir bin ich mir als ihrer Mitgift bewußt, bis auf den guten Styl, der ist ein bestimmtes Erbstück von meinem Vater. Aber viele gute Eigenschaften, die sie hatte, vermisse ich in mir: daß die Fähigkeit für das Große sie nicht an der Geschäftigkeit im Kleinsten hinderte, daß sie die Kunst verstand, durch gleichmäßig und sozusagen taktfest fortgesetzte Thätigkeit aller Gemüthsverstimmungen Meister zu bleiben, alle Schmerzen zu überwinden. Und wie geläutert von allem Irdischen war unter lauter irdischer Thätigkeit dies Gemüth! Sie verschmähte alle Ueberschwenglichkeit und allen Formendienst in der Religion; mit klarster Einsicht, daß auch dies Gottesdienst sein könne, konnte sie z. B. am Sonntag auch für sich ein Geschäft vornehmen und dem Kopfschütteln kirchgängerischer Verwandten und Freundinnen mit neckischem Humor entgegentreten; aber in all dieser Arbeit war es ihr nie um sich, nur um Andere, vor Allem ihre Kinder zu thun. Von ihrem in letzter Zeit über ihre Kräfte gehenden Thätigkeitstrieb, ihrer Härte gegen sich und Aufopferung gegen Andere,

---

1) Wie Str. dies bekanntlich viele Jahre später in dem schönen und tief empfundenen Lebensbild seiner Mutter (Ges. Schr. I, 81 ff.) gethan hat, das er seiner Tochter auf ihren Confirmationstag widmete.

habe ich erst bei ihrem Tode noch rührende Beispiele in ihren nächsten Umgebungen vernommen. Ihr Wahlspruch war ganz eigentlich der, sich nicht dienen zu lassen sondern zu dienen. Es war aber auch merkwürdig zu sehen, mit welcher eigentlich leidenschaftlichen Theilnahme und Zuvorkommenheit diese Frau in ihrer Krankheit von ihren Umgebungen, selbst den Dienstboten, verpflegt wurde. Sie pries dies bescheiden als ein Glück, was doch im strengsten Verstande ihr Verdienst war. So geht mein Schmerz jetzt weniger darauf, sie verloren zu haben, als darauf, sie in mir nicht so vollständig, als ich wünschte, wieder herstellen und fortleben lassen zu können. Ich bin immer nur zur Hälfte ihr Sohn, nur halb ihrer werth. Doch gibt es daneben auch kleinere Schmerzen, die sich unmittelbar auf ihren Verlust beziehen. Wenn mich etwas erfreut oder sonst Eindruck auf mich macht, so nimmt mein Gemüth noch immer den gewohnten Flug zur Mutter hin, um sich ihr mitzutheilen; und von solchem Fluge leer zurückzukehren, thut weh.

68. **An Rapp.**

Stuttgart, den 20. Mai 1839.

Daß ich Dir nicht bälder schrieb, verzeihe mir. Es hat seinen Grund nur in der Allmählichkeit des Vergehens der Zeit, eines Tags um den andern. Sonst lebe ich ordentlich beschäftigt, aber auch viel gestört.

Im Sommer laufen allerhand Leute zu mir. Heute ein apokalyptischer Schuhmacher, morgen ein religiöser Schauspieler, dann wieder ein Vikar, ein Doktor und gegenwärtig ist ein Engländer hier, mit dem ich alle Tage eine halb theologische, halb englische Stunde habe. Wir lesen ein englisches theologisches Buch und sprechen darüber deutsch, was er besser spricht, als ich dermalen englisch könnte. — — Reisen werde ich diesen Sommer nicht, außer Morgens früh nach Cannstatt, um den Sauerbrunnen zu trinken. —

69. **An Märklin.**

Stuttgart, den 31. Mai 1839.

— — Als Antwort auf Deinen ersten Brief eine ergötzliche Erzählung. Seit etwa 8 Tagen ist ein Engländer hier, der mich schon im Jahr 1836 in Ludwigsburg besuchte, und von dem ich Dir wohl auch schon sagte; ein Arzt, Familienvater, hinten in den 50ern, der aber seit einer Reihe von Jahren die Praxis aufgegeben hat, und sich

mit Theologie beschäftigt, in der er sehr viele und specielle Kenntnisse hat[1]). Alle berühmten liberalen Theologen Deutschlands hat er nicht nur kennen gelernt, sondern längere Zeit gehört; so Wegscheider, Gesenius, Paulus, de Wette, in verschiedenen Jahrgängen. Von mir wollte er auch förmliche Vorträge über die philosophische Grundlage meiner Ansicht, was sich aber nicht thun ließ, und so sind wir jetzt täglich einige Stunden in freierer Weise beisammen. Der las kürzlich auch meine Selbstgespräche, und lobte sie nachher, nur sagte er: „Die Personn Christi, als ich glaube, stellen Sie nock zu hock. Jck kann nick feind, wenn ich die Evanschilien les, daß er hatt ein so vollkomm gut Käräkter. Jk feind, daß er ist rackgierig, er verflucht die Städten, die nicht an ihn geglaubt, er weist seine Dissipel an, der Staub von ihre Stiefel zu schüttel, er spreck mit die Phärisies und Sädducies so, als nik war, sie zu besser, sondern nur sie zu mäk bitter. Er befiehlt eine Lehr auszuspreng, die war offenbar falsch, daß er sei der Messeias, und daß vor Menschgedenk, ick sag vor ein menschlik Alter, kommen will das Reich von Gott." Ich gab ihm den Wolfenbüttler Fragmentisten, von dem er die Schrift über den Zweck Jesu noch nicht kannte, und mit großem Vergnügen las. Er hat eine Schrift bei sich von einem englischen Kaufmann, der (ein Mann in den 30ern) Interesse an solchen Fragen bekam, und sich 2 Jahre einschloß, um das Erforderliche zu lesen (deutsch kann er nicht, daher kennt er nur, was übersetzt ist, Eichhorn, Schleiermachers Lukas rc.) und nun ein Buch über den Ursprung des Christenthums schrieb, in welchem er in populärer und pragmatischer Weise ganz auf unsrem Standpunkt steht: Dichtungen, namentlich nach A. T.-lichen Vorbildern[2]). Diese Schrift lesen wir Abends zusammen. Es ist merkwürdig, daß in England, wo die Theologen nichts thun, nun die Laien sich regen.

---

1) Dieser englische Arzt, Dr. **Brabant**, ein vortrefflicher und liebenswürdiger Mann, hat die Studien, über die Strauß hier berichtet, bis an sein Lebensende fortgesetzt. Er wurde über 80 Jahre alt; aber das Werk, in dem er die Ergebnisse seiner Forschungen niederlegen wollte, kam nicht über die Vorarbeiten hinaus.

2) Diese Schrift erschien 1838 in London, und dann, auf Strauß' Veranlassung übersetzt und von ihm eingeleitet, u. d. T. „C. C. **Hennell's** Untersuchung über den Ursprung des Christenthums" 1840 in Stuttgart (Hallberger'sche Verlagshandlung). Ihr Verfasser, inzwischen Dr. Brabants Schwiegersohn geworden, ist jung gestorben.

Aber Nachtwächter werden [1])? Nein! Der Apostel Paulus hat so Unrecht nicht: Ein Jeglicher bleibe worin er berufen ist. Das müssen wir auch sagen können und thun, sonst beweist sich die Stärke unseres Princips nicht, es zeigt sich als ein abstracteres, als das seinige, wenn es die Verschiedenheit der gegebenen Lebensverhältnisse nicht durchdringen und überwinden kann. Bedenk's wohl. Was würde der Herr Papa sagen?

70. **An Rapp.** Stuttgart, den 17. Juni 1839.

Erlaube mir, Dir auf meinem angenehmsten Papier, wenn es auch etwas grau ist, zu schreiben. Ich mache auf demselben gegenwärtig Auszüge aus Thomas von Aquino und andern Heiligen und habe z. B. entdeckt, daß der Genannte die Ameisen für vierfüßig hält. Aecht scholastisch.

Aber, Alter, daß Du glauben kannst, Märklins mögliche Anstellung in Tübingen könne mir bittere Empfindungen machen! Ich war vielmehr derjenige, der beim ersten Gerücht von Dorner's Rufe zuerst schriftlich, später mündlich Baur bestürmte, Alles für Märklin zu thun. Namentlich seit den Züricher Geschichten, die mir in jeder Hinsicht vom größten Nutzen waren, bin ich von dem Wunsch einer Universitätsstelle ganz curirt. Literarische Muße, selbst Bequemlichkeit, haben mich bereits verwöhnt, und ich habe auch gesehen, wie unmöglich in jeder andern Stellung, als in meiner jetzigen, es ist, sich von Accommodationen und Connivenzen ferne zu halten[2]).

---

1) Bezieht sich auf eine Aeußerung Märklins, der im Unmuth geschrieben hatte (Strauß Märklin, Ges. Schr. X, 284): wenn er nicht als Professor nach Tübingen komme, werde er abdanken und Nachtwächter werden.

2) In demselben Sinn schreibt Str. den 26. Aug. 1839 an einen Universitätsfreund (den von ihm im „Märklin" Ges. Schr. X, 195 genannten Kern, später Gymnasialprofessor in Stuttgart, gest. 1885):

„Von mir kann ich Gottlob nur Gutes melden. Ich befinde mich um Vieles heiterer als im Jahr 1838. Besonders waren die Züricher Affären eine heilsame Krisis für mich. „Nun ist's entschieden; jetzt ist's gut!" rufe ich mit Wallenstein. Entschieden nämlich, daß von der sichtbaren christlichen Kirche nichts für unsere Sache zu erwarten, daher alle Annäherungen, Unterhandlungen u. s. w. abzubrechen, und strict grad aus zu fahren ist, in alleiniger Hoffnung auf eine jetzt unsichtbare Gemeinde der Zukunft. Wie es darüber in nächster Zeit werden wird — Volk — Geistliche — Bildungsge-

Ebensowenig jedoch ist mit dem Heirathen heuer bei mir anzukommen. Ich glaube nicht mehr, einer solchen Stütze zu bedürfen und das ist ein gutes Zeichen. Auch habe ich darin etwas Gnostisches in meiner Natur, daß ich zur Fortpflanzung der Menschengattung, die ich in ihren Individuen für eine sehr unglückliche halte, nicht behülflich sein möchte. Oder genauer, wenn ich auch des Lebens nicht eben überdrüssig bin, so ist doch das, was man physisch oder geistig Lust am Leben nennt, niemals in mir gewesen. Ich kann ein Mißtrauen, ja ein Grauen vor dem Leben und seiner Verwirklichung durch Verhältnisse wie Ehe u. dergl. nicht überwinden und wenn mich auch wie im vorigen Jahr die Flucht aus meinen Verhältnissen heraus negativ oder, wie sonst schon, irgend ein weiblicher Reiz positiv zur Eingehung solcher Bande einmal noch locken sollte, so glaube ich, wäre es nicht zu meinem Glück.

71. An Rapp.

Stuttgart, den 27. Februar 1840.

Deinen Vorschlag mit Berg heiße ich willkommen etwa für Juli. Bis dahin werde ich wohl noch hier zu thun haben, nemlich 14 Tage bis 3 Wochen um den ersten Band meiner Dogmatik vollends ins Reine zu bringen. Ich wollte ursprünglich das ganze Buch ausarbeiten und dann erst an's Abschreiben gehen; wie ich aber in der Mitte war, mahnte mich etwas, lieber die Hälfte gleich druckfertig zu machen. Sie enthält auch etwas Abgeschlossenes für sich, nämlich 1. die Apologetik, 2. die allgemeinen metaphysischen Grundlagen der Dogmatik, 3. die Lehre von Gott (incl. Dreieinigkeit), der Schöpfung und dem Urzustand. Dieser dritte Punkt scheint mir besonders wichtig, weil in ihm die Principien aller unserer Kritik des Christenthums liegen; er ist bis jetzt noch nicht recht zur Sprache gekommen. Ich habe hier den Theismus von allen Seiten umzingelt und berannt und bin unverdeckt mit der pantheistischen Sprache herausgegangen. Die einzige Rücksicht, die mich bestimmte, hie und da mich milder auszusprechen, als ich wohl möchte, ist die, daß mein Buch nicht verboten wird.

---

gensätze u. s. w. — darum darf ich mich zum Glück nicht bekümmern. Das Volk, die Gebildeten nicht ausgenommen, sind durch ihre Dummheit vor allen bösen Einflüssen auf lange hinein sicher."

72. **An Kauffmann.** Stuttgart, Juni 1840.

Du hast mich durch Deine Beschreibung des Heilbronner Liederfest's[1]) und Deiner Schicksale dabei sehr erfreut, und nicht nur mich, sondern die ganze Uebelensche Sippschaft[2]) und noch mehr. Der größte Theil von diesen ging nämlich gestern Abend nach Degerloch[3]), allwo ich Deinen Brief vorlas. — Müßte ich nur nicht eilen, daß der Correggio noch fortkommt, so schrieb ich noch Manches. Der Kirchenrath ist göttlich; gerade so machte er es vor 2 Jahren in Heidelberg[4]) mir; man thut kaum das Maul auf, so hat der Kerl einen Finger drin, um einem auf den Zahn zu fühlen. Gut, daß Du ihm etwas draufgebissen.

73. **An Rapp.** Stuttgart, den 24. Juni 1840.
(während des Glockengeläutes des Buchdruckerfestes).

Ich bin schon seit einer Woche und länger mit der Redaction des Lebens Jesu zur 4. Auflage fertig und habe also, da ich zum zweiten Band der Dogmatik erst nach dem Cannstatter Aufenthalt schreiten will, und auch nicht bälder kann, da man eine solche Arbeit nicht vor einer solchen Unterbrechung anfangen darf, nichts Rechtes mehr zu thun. A l l e i n nach Cannstatt zu gehen, kann ich mich nicht entschließen, da ich einen solchen Aufenthalt nur in Deiner Gesellschaft auszuhalten und vernünftig zu gestalten hoffen kann. Deßwegen lege ich Dir noch einmal an's Herz, komm wenigstens gleich nach dem Kirschenpeter[5]).

74. **An Rapp.** Stuttgart, den 19. August 1840.

Vorgestern Abend bin ich hieher zurückgekehrt, nachdem ich bis Sonntag früh in Weinsberg und bis zum folgenden Freitag in Ludwigsburg geblieben war. — Vor Allem laß mich etwas von Dir selbst hören, wie Du nach Hause gekommen bist und wie Du unsere Reise und unser Zusammensein selbst verdaust. Ich selbst bin eigentlich

1) Welches den 8. Juni 1840 stattgefunden hatte.

2) Die Gesellschaft, die sich in einer Wirthschaft dieses Namens zu versammeln pflegte.

3) Dorf bei Stuttgart.

4) Bei der Br. 53 beschriebenen Reise. Wer mit dem Kirchenrath gemeint ist, vermag der Herausgeber nicht zu sagen.

5) Der Feiertag des Petrus und Paulus 29. Juni.

immer noch in einem Schwindel, wie man ihn nach einer langen, anhaltenden, schnellen Bewegung behält. Ich bin noch in einer Art von Traum und möchte den ganzen Tag unter einem Baum liegen, wenn's angienge. Es ist auch gar nicht der Mühe werth zu wachen und vernünftig zu sein. Doch lassen wir das, ich will ein wenig historisch werden.

Kerner traf ich wenig befriedigt von seiner Rheinreise. Die Dampfschiffe, sagte er, werden mir noch alle Fisch' aus dem Rhein vertreiben und an denen ist doch gewiß mehr gelegen, als an den Engländern, die auf dem Dampfschiff fahren. Die Dampfwagen erschienen ihm als brüllende Ungeheuer, die auf einen zukommen; wenn ein Pferd sie höre, das fresse selbigen ganzen Tag nichts mehr; wenn ein Hund in die Nähe komme, den habe sein Herr gesehen. . . . Am Samstag Mittag ging ich nach Cleversulzbach zu Mörike und brachte ihn nach Weinsberg zurück. . . .

Mit dem Papa kam ich so gut aus, daß er mir am Ende seinen väterlichen Wunsch ausdrückte, daß ich mich doch bald verheirathen möchte und von meiner ablehnenden Antwort wenig erbaut war. — Vor einer Stunde hatte ich einen Besuch von Professor Fritzsche aus Rostock (siehe Vorrede zur Auflage 1 des Lebens Jesu), der mich sehr freute. — O lieber Q. V. D.[1]) Beichtvater ꝛc., wenn Du nur hier wärest! Ich habe sehr das Heimweh nach Dir gehabt. Wir haben doch äußerst gründlich, fundamental mit einander gelebt, obgleich solche Aufdeckung der Lebenswurzeln auch wieder gefährlich ist und ein derartiges Ganglienleben schwer wieder zum Gehirnleben, wie bei mir der Fall sein sollte, zurückzuführen ist. Cur hast Du insofern keine an mir gemacht.

Adieu lieber Herzensbruder, schreib mir bald recht viel!

Dein Elève D. F. St.

75. An Rapp.

Stuttgart, den 22. August 1840.

— — Es ist doch gut, daß wir Wasser getrunken und die Reise gemacht haben; ich werde jetzt wieder auf eine Weile geduldig sein. Die Lebensfragen sind vorerst wenigstens niedergeschlagen; zwar werden

1) Quod-vult-Deus („Was Gott will"), ein altchristlicher Name, von Jean Paul in den Flegeljahren für seinen Vult verwendet, und daher von Strauß auf seinen Freund als geistigen Zwillingsbruder übertragen.

sie sich, wenn die Erinnerung blässer geworden sein wird, wieder regen, doch aber so, daß sie zum Voraus gefaßt sein werden, am Ende durchzufallen und sich aufs Resigniren legen zu müssen. — —

Nächste Woche vom Donnerstag auf den Freitag feiern wir in Untertürkheim das Hegel-Goethefest[1]). Kauffmann hat sich einen Pfeifenkopf dazu malen lassen, worauf ein Bierglas mit der Unterschrift aus Hegels Religionsphilosophie: Hier strömen die Lethefluten, aus denen Psyche trinkt, worin sie allen Schmerz versenkt, d. h. Kauffmann weiß es noch nicht, er hat mir nur aufgetragen, eine Pfeife mit einer von mir zu wählenden Hegel'schen Inschrift ihm zu bestellen.

Leb wohl und schreibe bald und fleißig

Deinem (verg'rathenen)

Gottwalt.

76. **An Rapp.** Stuttgart, den 23. Oktober 1840.

Ich danke Dir für Dein Spruchbuch[2]). Ich habe schon Manches darin gelesen — denn man darf ein solches Buch nicht auf Einmal verschlucken, wie einen G. Sand'schen Roman auf dem Sopha liegend, sondern wie eine lyrische Gedichtsammlung in kleinen Dosen. Denn lyrisch, nicht wahr, ist doch der Charakter des Buchs. Dadurch ist es mit dem Briefstyl verwandt und hängt so mit Deiner sonst gewöhnten Art zu schreiben zusammen. Eben deßwegen nehme ich auch das, was ich in meinem Letzten[3]) geschrieben, jetzt zurück, da ich das Buch selbst gesehen habe; man hat und findet und erkennt Dich darin, und darum ist es ganz recht, daß Du's geschrieben hast. Wird es auch von den Eiferern Widerspruch treffen, so kann es doch noch viel weniger fehlen, daß es Dir, namentlich unter jüngeren Geistlichen, Freunde machen wird. Denn gerade die Mischung von Spekulation und herzlicher, ja der Form nach kindlicher Frömmigkeit kleidet Dich äußerst liebenswürdig, so daß mancher, wie jene Dame auf dem Dampfschiff, für sich hinsagen würde: Das ist ein schöner Mann. Auch das Schalkhafte trägt hiezu bei; denn freilich ein Schalk bist Du auch hier, bei aller wirklichen Treuherzigkeit, hinten und vorne. — Das Buch ist

---

1) Goethe's Geburtstag d. 28., Hegel's d. 27. August. — 2) „Christlicher Religionsunterricht für Lehrer und Schulen." Schw. Hall 1841. — 3) Einem hier nicht mitgetheilten Brief.

ein beseeltes, wie ich sagen möchte, wo man hintupft, ist geistiger und gemüthlicher Puls- und Herzschlag zu spüren. Selbst dogmatisches Heu und Stroh treibt unter Deinen Händen wieder Blumen und Aehren. — — Vischer hat Dir jetzt vielleicht geschrieben von Tübingen aus. Er ist sehr tugendhaft zurückgekehrt und eben damit leider nicht curirt von der Faustischen sitis vitae oder realitatis[1]), der ihn vorher umtrieb. Ihm „steckt der Doktor noch im Leibe" wie vor der Reise. Aber gesehen, gelernt hat er viel und sieht herrlich gesund, frisch und prall aus. Ich bin begierig, wie es ihm gehen wird. — Uebrigens bewahre ich ihm fortwährend eine ganz besondere Theilnahme, weil ich in ihm ein Leiden in völligem Ausbruch sehe, das bei mir blos deßwegen latent und weniger gefährlich bleibt, weil die Stärke beider Seiten nicht, wie bei ihm, gleich ist, sondern der Drang zum Leben von Haus aus schwächer, fast oft durch die Theorie erst hervorgerufen werden muß. Aber schreib ihm nichts von unserer Reise, ich will, daß dies ein mysterium unserer Freundschaft sein soll. Dies gehört für mich zum Spezifischen unseres Verhältnisses, daß es zwischen uns Beichtgeheimnisse geben muß, die sonst Niemand weiß.

Deine Aeußerungen über meine Dogmatik haben mich sehr gefreut, weil sie, namentlich was Du über das Verhältniß zum Leben Jesu sagst, mit meiner eigenen Ansicht zusammentreffen. Besonders wohl that mir, daß du auch für die Sprache einen Sinn hast, die für das gewöhnliche theologische Pack rein verschwendet ist. Und sie ist doch der unmittelbarste Spiegel der Seele eines solchen Buchs; wer sie nicht empfindet, versteht das Buch gewiß nicht. Sie war im Leben Jesu noch unfreier, aber auch strenger und keuscher, gleichsam noch im äginetischen Styl; jetzt ist sie ganz frei, aber auch zuweilen üppig und nicht mehr so gleich.

77. An Vischer.

Stuttgart, den 3. Dezember 1840.

— Sei gescheidt, was denkst Du, mit Berlin! Dort kann man jetzt keinen ehrlichen und vernünftigen Menschen brauchen. Ich möchte nicht hin und wenn ich 10 Rufe hätte. Dieses politische, religiöse und wissenschaftliche Lügensystem. Da ist doch unser Württemberg ein gutes

---

1) „Durst nach Leben oder Realität".

Land, man läßt einen doch machen, die Luft, die geistige Atmosphäre ist doch noch nicht vergiftet.

Das ist recht, daß Du in frischem Darauflosarbeiten den Verdruß erstickst. Der Mensch ist glücklich, wenn er zu arbeiten hat und das wird Dir jetzt nicht so bald ausgehen, da Du ein ganzes Gebirg von Marmorblöcken zur Verarbeitung von Deiner Reise zurückgebracht hast, zu meißeln genug für ein ganzes Leben. Ich muß selbst lachen, wenn ich an mir erwäge, was der Mensch ein zähes Leben hat. Ich meine immer, ich sei hin und bin es auch, und doch geht es Tag um Tag immer wieder mit Leben und Arbeiten, und meint man die Existenz nicht mehr ertragen zu können, so muß man halt. Heirathen solltest Du freilich. —

78. An Wilhelm Strauß. Stuttgart, den 6. Dezember 1840.

— — Die guten Nachrichten über Deine geselligen und Geschäftsverhältnisse freuen mich herzlich. Dich in der Gesellschaft zu zeigen, ist nicht nur für Dein Fach, sondern auch für Deine Natur nothwendig. Auch würdest Du Dich eines großen Vortheils begeben, wenn Du es nicht thätest, da Deine den meisten Deines Faches überlegene Bildung nicht verfehlen kann, Dir Anerkennung zu verschaffen. Fahre also nur hübsch fort in diesem Felde, und übe auch die alte Tanzkunst fleißig aus. — —

— — Dieser Tage habe ich auch zum Behuf der Dogmatik Voltaire's Candide gelesen. So gern ich nun die Freigeister lobe, so kann ich dies doch hier nicht thun, da das Ding eine sehr plumpe Karrikatur ist; nicht einmal witzig, viel weniger scharfsinnig oder treffend.

Ueber die Günderode war in der Allgemeinen Zeitung geschimpft, und der Verfasserin mehrere chronologische Verstöße als Beweise, daß die Briefe erst später von ihr fabricirt seien, vorgeworfen, namentlich daß es zu Lebzeiten der Günderode († Juli 1806) noch keinen Fürst Primas von Frankfurt gegeben habe ꝛc.

Das hat nun freilich seine Richtigkeit; allein damit wird der künstlerische Werth der Briefe um nichts geschmälert und auch historisch betrachtet sind die Grundlinien namentlich der Briefe der Günderode gewiß ächt, oder es müßte (dies nur, und nichts ihr Nachtheiliges wäre die andere Folge) die Bettina eine größere objecti-

vere und bewußtere Künstlerin sein, als ich sie dafür halte, wenn sie eine in Denkart und selbst Styl von ihr so ganz verschiedene Persönlichkeit frei zu zeichnen gewußt hätte. — —

79. **An Vischer.**

Stuttgart, den 30. Dezember 1840.

Hier erhältst Du den ersten Theil der Günderode unmittelbar aus den schönen Händen M — — — s[1]); ja ich thue ein Uebriges und lasse auch ihren Umschlag und Adresse dabei. Ich sprach sie neulich hier in der Zauberflöte, und habe ihr jetzt den zweiten Theil geschickt; sie weiß, daß Du ihn nachher wünschest. Ich war damals ziemlich bezaubert, und wagte sogar beim Abschied sie zu küssen, wobei mir aber, da sie ihren Hut schon aufhatte, der meinige vom Kopfe fiel; dies machte mich so bestürzt, daß ich den Kuß nicht spürte, und ich mußte sogleich an die Stelle in Deinem Erhabenen und Komischen denken. Am andern Tag wollte ich nach Untertürkheim und R. besuchen, ein Weg, den ich dies Jahr wenigstens 10 mal gemacht habe und auf's Genaueste kenne; aber diesmal verirrte ich mich, wußte auf einmal nicht mehr, wo aus und ein, und kehrte endlich, so gehäuften übeln Zeichen weichend, um. Die Natur hat freilich nur Zeichen für den Geist, in dem schon eine Ahnung der Zukunft liegt und so weiß ich hier, ohne alle Zeichen, ganz gewiß, daß ich keine Neigung zu erwarten habe. Ich stehe ihr zu nahe, bin ihr keine irgend romantische Figur, sondern einer, den sie, seit sie sich's denken kann, im Ganzen als denselben in ihrem elterlichen Haus hat aus- und eingehen sehen. Etwas ganz anderes ist, wenn ein solcher das Erblühen eines Kindes zur Jungfrau mitangesehen. Daß mein Gefühl für sie noch zur Reife kommen würde, davon freilich habe ich schon vor 4 Jahren die bestimmteste Ahnung gehabt. Sie war damals sehr und bedenklich leidend, und ihre Eltern in großer Sorge um sie; ich aber, der ich sie schon damals mit der Zärtlichkeit künftiger Neigung umfaßte, war nicht im Mindesten beunruhigt, und versicherte mit großer Frechheit, daß sie gewiß nicht sterben würde. Das beweist aber für die andere Seite gar nichts, da sie — und mit vollem Recht — ganz andere, jugendlichere Ansprüche macht.

Wir sind aber ein paar Kapitalnarren mit unserer Heirathscorre-

---

1) Eine Verwandte von Strauß.

spondenz (der Aufsatz in der Vierteljahrsschrift über den Pietismus und die spekul. Theologie ist von Schwab), ich bemühe mich vergeblich, die zwischen uns stattfindende Differenz auf eine Formel zu bringen. Es ist ein Streit wie Vatkes: Warum schreibt man denn Haman in der Mitte mit dem p? (Die Aufsätze über die Günderode müssen im November — Ende Oktober oder erste Hälfte Dezember einschließlich — kommen [1])). Von vielfacher Interpolation der Günderode'schen Briefe und größerentheils neuer Komposition der ihrigen wird man Bettina nicht freisprechen können. —

80. **An Vischer.** Stuttgart, den 23. Januar 1841.

Deinen Wunsch die Günderode betreffend bedaure ich nicht erfüllen zu können. Es ist eine schlechthinige Unmöglichkeit. Es handelt sich hier nicht bloß um ein paar Abende Zeit, sondern um Herausversetzen aus einer Gedankenatmosphäre in die andere. Ich darf die dogmatischen Eier keinen Tag unbebrütet lassen, damit sie nicht kalt werden. Den Uhland'schen Vers: Man sagt wohl von den Katten rc. habe ich schon oft auf mich angewendet. Und diese Arbeit hält mich noch bis in den Juli hinein fest: bis Ende Februar die Ausarbeitung, dann Abschrift und Druck. Also ist's mit mir nichts. Meinst Du aber nicht, wenn Du durchaus nicht willst und kannst, es wäre eine Arbeit für Vetter Theodor [2])? Er hat's mit vielem Antheil gelesen und wünschte sich schon lange an einer ästhetischen Arbeit zu versuchen. Ich weiß aber nicht, ob er diese übernehmen würde, und frage Dich daher nur, ob Du meinst, ich solle ihn fragen.

Neulich war ein Student aus Zürich, der in Tübingen Theologie studirt, bei mir und erzählte u. A., daß Du jetzt „weitaus das zahlreichste Collegium" habest, die Aesthetik, die von Leuten aller Parteien besucht sei. Doch vergessest Du nicht, auch von da aus auf die Theologie zu wirken, „namentlich durch die Wahl der Beispiele". Es war mir ein großes Vergnügen, aus den Aeußerungen dieses zwar sehr vernünftigen, aber noch nicht entschiedenen Mannes zu ersehen, wie sehr Dich Dein Publikum, auch das weitere, zu schätzen weiß. An

1) Sie stehen u. d. T. „Bettinas neuster Roman" in der Beilage zur Augsb. Allg. Zeitung 1840, Nr. 303. 305.

2) Der S. 26 erwähnte Dr. Th. Ruoff.

dieses Wesentliche kannst Du Dich immer halten, kleinen Verdrießlichkeiten gegenüber, wie mir Reuschle [1]) zu meinem Leidwesen von einer erzählt hat, die Du mit Mohl gehabt habest. Nun, vielleicht wird er jetzt bald Staatsrath hier, wenigstens wünscht er's sehr. Ja es ist auch im strengsten Sinn Deine Pflicht, in jetziger Zeit, Dich in Tübingen frisch und munter zu halten; denn Du weißt gar nicht, wie viel Du wirkst, und was mit Dir für die Befreiung des Geistes von Tübingen aus verloren gienge.

Ruge würde allerdings in mehr als Einer Hinsicht verdienen, daß man ihn stecken ließe. Vorigen Sommer hat er ein Manuscript von Rapp, über die gegenwärtige Stellung des geistlichen Standes, voll Humor, aber auch nicht ohne Längen und dergl., kurz, nicht schulgerecht, nicht correct, zuerst ungeheuer gelobt und dann zurückgeschickt. Ferner wird die Feuerreiterei [2]), nicht bloß die politische, in welcher Hinsicht ich ihm beistimme, sondern auch die moralische, immer ärger in seinem Blatt. Ueber Goethe, Heine, das junge Deutschland wird auf eine Weise gesprochen, wie es Menzel nicht schöner wünschen kann.

81. An Rapp.

Stuttgart, den 8. Februar 1841.

Dem Feldarbeiter, der sich jeden Mittag an einer Quelle zu erfrischen pflegte, die ihm kühlen Trunk bot, — wenn er nun eines Morgens plötzlich diese Quelle siedend anträfe, so heiß, wie sein eigenes erhitztes Blut, — so wie einem solchen Manne geht es mir seit 2 Monaten mit Deinen Briefen. Oder wie im Jahr 1831 mit dem Kauffmann, als er, mit dem ich mich bis dahin nur von Poesie, Musik und Humor unterhalten hatte, nun von nichts mehr reden wollte, als von der Einheit Deutschlands und von Polen. Dies ist die egoistische Seite, von der ich die Sache zunächst ansehe und, weil es natürlich und wahr ist, diese vorantreten zu lassen, so thue ich's. Aber auch

---

1) Gustav R. hatte 1830—34 in Tübingen Philosophie und Theologie, zugleich aber Mathematik und Physik studirt, denen er sich in der Folge ganz zuwandte und die er seit 1840 als Professor am Stuttgarter Gymnasium und gleichzeitig als geschätzter Schriftsteller vertrat. Er starb 1875. Dem Andenken von Strauß, zu dessen wärmsten Freunden und Bewunderern er gehörte, hat er eine kleine Schrift („Philosophie u. Naturwissenschaft" Bonn 1874) gewidmet.

2) Vgl. über diesen Ausdruck S. 4, 1).

Deiner eigenen Natur, wenn Du Stille genug in Dir zu Wege bringen kannst, um sie anzuhören, ist Deine jetzige Stellung nicht gemäß. Du hast etwas in Dir, wodurch Du über beiden Parteien in der Theologie stehen kannst und Dich keiner hinzugeben, mit keiner abzuwerfen brauchst. Warum also den theologischen Demagogen machen? Ueberlaß das Märklin, überlaß das mir, und gebrauche Du Deinen Vortheil, uns und unsere Gegner auszulachen. Freilich ist mir das nicht ganz Ernst und ich wäre untröstlich, wenn Du mich bloß auslachen würdest; aber Deine mystisch-humoristisch-socratische Natur sollte Dich außer den Bereich des schroffen Gegensatzes stellen. — —

Laß Dein Spruchbuch[1]) liegen, die Eschatologie ist unmöglich zu diesem Zweck zweckmäßig zu behandeln, — bleib etwa einige Wochen zu Hause und trete dann, wie damals, — als neuer, abgekühlter, unbefangener Mensch auf. Du wirst Dich nicht zum fruchttragenden Baum machen wollen, indem Du Dich entwurzelst. Ich glaube auch, daß Deine Arbeiten ihren eigenthümlichen Reiz verlieren müssen, wenn man ihnen polemische Spannung anmerkte. Diese sonderbare Kriegslust in unserer Zeit! Wer hätte das gedacht, als wir in Tübingen unsere Morgenspaziergänge machten? Wäre ich nur geschwind bei Dir, ich wollte Dich bei den Ohren nehmen, wie die Pferde bei der Darmgicht, vielleicht kämest Du zurecht.

— Ende dieser Woche oder Anfangs nächster werde ich mit der Dogmatik fertig. Ich freue mich darauf und fürchte mich davor noch mehr. Denn die Geister sind finster, die jetzt auf mich passen.

82. An Rapp.

Ludwigsburg, den 25. Februar 1841.

— Vorigen Samstag hatte ich den letzten eschatologischen Nagel in den Sarg des Dogma geschlagen und ging darauf hieher. Nicht gerne, sondern weil ich nirgends anders hinwußte und doch auch nicht in Stuttgart bleiben wollte, denn ich war in der letzten Zeit von meiner Arbeit ordentlich besessen gewesen und hatte auch des Nachts keine Ruhe mehr. — — Hier war neben lauter unangenehmen oder doch unbefriedigenden Familienverhältnissen das einzige angenehme gerade am meisten zu fürchten. So fand ich mich denn schon am ersten Tag

1) Worüber Br. 76.

meines hiesigen Aufenthalts in ein solches Meer von Unruhe und Mißbehagen versetzt, daß ich am andern Morgen wieder fort wollte und nur durch bewegliches Zureden meines Vaters festgehalten wurde. Nun will ich aber doch morgen gehen — ich sehne mich in mein einsames Gartenhaus zurück. — Mit meiner ausschließlichen Besen- oder Peitschenbestimmung fange ich nächstens an Dir beizustimmen; aber was soll mit dem Besen werden, wenn es nichts mehr zu kehren gibt oder er wenigstens abgekehrt ist? Soweit ist es aber mit mir allernächstens; Du darfst nicht glauben, daß ich nach Vollendung der Dogmatik noch etwas der Rede Werthes hervorbringen werde. Nun freut es mich, daß Du mir auch in Betreff Deines schriftstellerischen Triebes Recht gibst und ich bin hierin erst nicht so ausschließend, wie Du gegen meinen Lebenstrieb, sondern ich sage nur: Du magst schreiben was und wie gut Du willst, so kann Dir das in den Augen Deiner Freunde keinen höheren Werth geben, da bei Dir die Person die Hauptsache und für sich genug ist. Dagegen muß z. B. bei mir die mangelhaft ausgebildete Person immer noch bei den Schriften borgen, um nachhaltig interessiren zu können. Daher m u ß ich schreiben, Du k a n n s t es zwar, aber ob Du sollst, kommt auf die Umstände an. Und die widerrathen es jetzt.

83. An Rapp.

Stuttgart, den 24. März 1841.

— Meinen Vater fand ich so, daß ich jetzt alle Hoffnung aufgebe. Das Schleimfieber schickt sich an in Nachlaß der Natur auszulaufen. Er ist ein unglückseliger Mann. Durch ein (wie gewöhnlich) unentwirrbares Zusammenwirken von Naturell, Erziehung und eigener Schuld, hat er sich im Leben um die Achtung und Liebe von Frau, Kindern, Verwandten und Freunden gebracht und jetzt im Sterben betrügt ihn das Schicksal noch dadurch, daß es mir gleichzeitig Seelenschmerzen zusendet, vor welchen das Mitgefühl mit seinen körperlichen nicht recht aufkommen kann.

84. An Rapp.

Ludwigsburg, den 10. April 1841.

Deinen lieben Brief erhielt ich hier, zwei Stunden, nachdem mein Vater gestorben war. Leicht und sanft; — könnt' ich doch sagen: wie er gelebt hatte! Für ihn möchte ich's sagen können, — nicht nur meinetwillen. Denn in letzterer Hinsicht habe ich lebhaft erfahren, daß

jeder Tod ein Versöhnungstod ist. Er hat sich unendlich mehr Leiden gegeben als Andern. Seine Wärterin[1]) (frühere Magd meiner Tante — Du erinnerst Dich ihrer vielleicht, — sie hat jetzt meine Großmutter und beide Eltern in ihrer letzten Krankheit verpflegt —) erzählte mir, im halben Delirium habe er öfters gesagt, er sei von Gott verflucht, Gott wisse gar nichts mehr von ihm und das wegen meines Buchs. Auf die Einwendung der Wärterin, daß er dafür nichts könne, es auch nie gebilligt habe, erwiederte er, er habe sich doch im Stillen darüber gefreut. — Auch gedenke ich jetzt aller natürlichen Zusammenhänge zwischen uns beiden. Zwar, was die Seite des Willens und Charakters betrifft, behandle ich mich fast wie ein manichäisches Doppelwesen, indem ich nur den Samen der Mutter in mir hege, den des Vaters aber auszujäten trachte (mit schlechtem Erfolg); in theoretischer Hinsicht jedoch, weiß ich ihm dasjenige Talent zu verdanken, das am Ende mein einziges ist: das der logisch-rhetorischen Darstellung. — — Freilich auch das Unglück meines Lebens leite ich in manchen physiologischen Stunden aus dieser Abkunft und Ehe her. Meine Mutter, eine arme Pfarrwaise, durch Verwandte (bei völliger Unerfahrenheit und Jugend) für eine vermögliche Partie gewonnen, wo sich außer dem Eintritt in eine völlig barbarische Familie, auch alsbald gänzliche Disharmonie der Charaktere und Sitten herausstellte. Doch wurde Manches durch die Geburt eines Knaben (ein bald gestorbenes Mädchen ging voran) ausgeglichen, der aber im Alter von 8 Jahren starb. Er soll ganz mein Ebenbild — oder ich seines, als mein eigener Revenant demnach — gewesen sein und durch seinen Tod sollen seine Eltern (ich weiß es von meiner Mutter, die nicht übertrieb) in eine Art Gemüthskrankheit vor untröstlichem Schmerz gerathen sein. In dieser Periode bin ich erzeugt und empfangen und habe den schmerzhaften Grundton meines Lebens, den gänzlichen Mangel an Lebenslust, immer davon im Stillen hergeleitet.

---

1) Dieselbe Caroline Gerber, welche später auch Strauß selbst bis zu seinem Ende pflegte.

85. An Wilhelm Strauß. Weinsberg, den 10. Mai 1841.

— — Kerner'sches Epigramm auf Hegel's Ansicht von der Unsterblichkeit:

Nicht einmal ein Kegel
Ist der Mensch nach Hegel;
Kegel wird doch aufgerichtet,
Doch der Mensch bleibt ganz vernichtet.

86. An Vischer. Stuttgart, den 24. Mai 1841.

— — In Heilbronn wohnte ich bei Märklin recht angenehm, aber Rapp war zu meinem Leidwesen nur 3 Tage da, worauf ich noch auf etliche Tage nach Weinsberg zu Kerner ging, den ich sehr gut aufgelegt antraf. Seine sämmtlichen Dichtungen werden in 2 Bänden neu aufgelegt. — Höchst komische Scenen, besonders auf einer Fahrt nach E., wo der Sohn kutschirt, und der Vater jeden Augenblick umgeworfen zu werden meint. Da nämlich Kerner sein Pferd nicht schlagen läßt, so läuft es in jeden Seitenweg, den es öfters nach Ortschaften, wo Kerner Kranke hat, macht, ohne Weiteres hinein, hält vor den Häusern rc., worauf man dann aussteigen und es weiter führen muß. In E. ist bei Baron H. der Fürst von L. zum Besuch, ein altes Herrchen, welches in die schöne Frau v. H. schmachtend verliebt ist. Es bekommt einen Gichtanfall, und Kerner streicht ihm auf einen Handschuh der Dame ein Pechpflaster, nach dessen Auflegung er augenblicklich Besserung empfindet. Letztere Geschichte erlebte ich nicht mit, sondern ließ sie mir erzählen. Wir sprachen auch von der Unsterblichkeit, wobei er am Ende meinte, die Menschen freilich verdienten keine, aber doch die Thiere. Ich: aber der Mensch ist doch das edelste Geschöpf. Er: Jo, ein eitels Rindviech ist er.

87. An Rapp. Stuttgart, den 24. Mai 1841.

— Bei Kerner also war ich sehr heiter. Er, unerwartet, vom besten Humor. Ich rückte auch sehr offen mit unseren Ansichten, namentlich über Unsterblichkeit heraus und wunderte mich, wie frei er das aufnahm. Er trägt im Grund doch alle Zweifel in sich, wenn auch sorgfältig wie eine Menagerie in Kisten verschlossen. Auch die Frau war bei solchen Gesprächen gegenwärtig und benahm sich sehr verständig und freundlich. — —

Sofort am Mittwoch mit dem Bruder mit eigenem Hauderer nach Heidelberg. Schönster Abend. Gang auf's Schloß, wo Musik war und große Studentenkneiperei im Freien. Es that mir wohl, einmal wieder unter Studenten ein Glas Bier zu trinken. Dann auf's Museum um den Stadtpfarrer[1]) zu treffen, der mich für den Rückweg einladet, bei ihm zu wohnen, wo er dann ein „Kälbchen für mich schlachten" wolle. Des andern Morgens auf der Eisenbahn nach Mannheim. 5 Stunden in $^{1}/_{2}$. Bedeutender Eindruck dieses modernen Wunderwerkes, träumerisches Bewußtsein während solchen zauberhaften Fliegens. Keinerlei Furcht, sondern Gefühl innigster Verwandtschaft des eigenen Princips mit dergleichen Erfindungen. Hierauf per Dampfschiff nach Mainz. — Der Widerspruch stellte sich mir heraus, daß wir oder wenigstens ich, an das moderne Princip, dem wir mit dem Denken und auch mit dem Empfinden angehören, doch in der Unmittelbarkeit des Seins und Benehmens noch nicht heranwollen, sondern da im alten eingewachsen sind. Diese Abstraktion, dieses Fortgerissenwerden des Individuums von einer allgemeinen Macht, wie es bei jenen ungeheuren Reisemaschinen stattfindet, ist ganz dasselbe Princip, was wir in der Wissenschaft vertreten, aber in solcher Verwirklichung ist es uns widrig, wir ertragen diese Passivität, dieses bloße Zusehen, dieses Befaßtsein unter der abstrakten Kategorie des Passagiers in demselben Raum mit einer Menge gleichgültiger Anderheiten nicht. Wir wollen für uns oder mit Anderen, die aber nicht blos abstrakt Mitpassagiere sondern concret Freunde, oder doch individuell uns ansprechende Reisegefährten sein müßen, zusammen sein, Abenteuer haben, was man nur zu Fuß oder mit Privatwagen reisend haben kann.

Auf der Eisenbahn.

Wie rasch und sich drängend dem schwarzen Kamine
Der länderdurchbrausenden Feuermaschine
Die weißen, die wallenden Wolken entfliehn;
Eilt jene voran in gewaltigem Fluge,
So fliehn sie zurück in verweilendem Zuge,
Zum Walde von Föhren hinüber sie zieh'n.

Es trippeln die zarten, die flockigen Lämmchen,
Verlieren sich zwischen den niedrigen Stämmchen,

1) Züllig s. o. S. 71.

Sie schlüpfen so zierlich, sie thun so behend;
Sie sind der beschwerlichen Knechtschaft entronnen,
Sie haben das Freie, das Blaue gewonnen,
Wie Knaben das Feld, wenn die Schule zu End.

Schon werden auf weichen, auf moosigen Schwellen
Sie sich zu den Nebeln des Waldes gesellen,
Doch wartet der Armen dort wenige Gunst;
Wie lustig sie tänzeln, wie lustig sie schwebeln,
Nie wird doch erkannt von natürlichen Nebeln
Als ächter Gespiele der künstliche Dunst.

88. An Zeller. Stuttgart, den 1. Juli 1841.

— — Wie steht's mit der Zeitschrift [1])? Sind schon Beiträge eingegangen? Sei mir nur nicht böse, daß ich Dir noch nichts Bestimmtes zusagen kann; das muß ich der Natur überlassen, wie bald sie wieder an etwas der Art hinzubringen ist. Ihr bedenket nicht, daß ich eigentlich gar nicht zum Gelehrten geboren bin, und also, da mich die Fügung der Umstände in dieses Gebiet verschlagen hat, wenigstens nur sehr pausenweise darin thätig sein kann. Da bist Du ein ganz anderer Kerl. — —

89. An Wilhelm Strauß. Stuttgart, den 30. August 1841.

— — Kerner schrieb mir neulich: „Denken Sie, daß bald nach Ihnen und Ihrem Schreiben in meinem Thurme" (an der Dogmatik, dies Frühjahr) „ein Wirbelwind das Zelt herumdrehte und völlig zernichtete, so daß ich in diesem Augenblick mit Aufrichtung eines ganz neuen beschäftigt bin. Das that der Teufel! Das alte Zelt, gänzlich zertrümmert und geschwärzt, ließ ich nach Heilbronn auf den Marktplatz tragen, wo ich es um's Geld sehen lasse, den Schaden wieder etwas herauszuschlagen, den eigentlich der Verleger Ihrer Dogmatik leiden sollte." — —

90. An Rapp. Stuttgart, den 22. September 1841.

Du solltest mir eigentlich nichts mehr schicken, das Du drucken lassen willst. Denn wenn mirs vielleicht auch gedruckt am Ende gefällt, so werde ich doch vorher den Druck ohne Zweifel immer wider-

1) Den „Theologischen Jahrbüchern", deren erster Jahrgang, damals in Vorbereitung, 1842 erschien.

rathen. Deine Sachen fallen mir nämlich Alle unter die Kategorie dessen, was sich mündlich gut anhört, auch als Brief mit Genuß lesen läßt, aber für den Druck nicht reif ist. Mündlich und im Brief mag man einen Gedanken versuchsweise in einem Satz ausdrücken der noch nicht ganz klar, dem Gedanken nicht angemessen ist; es thut nichts, man versucht es in einem zweiten Satz und ist der wieder nicht ganz adäquat, in einem dritten u. s. f. Auch spricht und schreibt man ja an einen Bekannten, der unsere Sinnesart kennt, mithin unserem Ausdruck mit seinem Verständniß nachzuhelfen, das von uns nicht Ausgesprochene zwischen den Zeilen zu lesen versteht. Ferner ist das Briefschreiben, wie das mündliche Gespräch ein Sich-Ergehen, Hinschlendern, wo man wohl auch einmal stehen bleibt, oder zurückgeht, um auf einem Punkt sich noch einmal umzusehen, ein liegen gelassenes Schnupftuch, Stöckchen 2c. zu holen. Wie gesagt, dies Versteckspielen und Durcheinanderpurzeln der Gedanken ist im Brief an seiner Stelle, begründet selbst einen Theil vom Reize des Briefstyls, aber ins gedruckte Buch gehört es nicht. Hier muß jeder Satz seinen Gedanken klar und vollständig ausdrücken und alle zusammen müssen einen geordneten Fortschritt bilden. Kann nun zwar von letzterer Forderung je nach der Form eines Buchs — z. B. eben wenn ich eins in Briefform abfasse — bis auf einen gewissen Punkt Dispensation eintreten, so findet doch von der ersten keine statt. — — — — So ist's auch diesmal wieder, und so sehr ich besonders diesmal die Richtigkeit Deiner Grundgedanken, die Zeitgemäßheit der Sache, und nicht selten auch das Treffende und Schöne des Ausdrucks loben muß, so sehr und nur um so mehr ist es mir verdrießlich, daß dann wieder so vieles dazwischen lauft, wo bald der Gedanke noch nicht ganz zur Klarheit und Bestimmtheit gezeitigt, bald der Ausdruck ungeschickt und nachlässig oder schleppend ist. Ich habe Einzelnes der Art, wo es sich leicht thun ließ, geändert, Anderes angestrichen. — —

Nun habe ich Dir gewiß einen recht widerwärtigen Brief geschrieben. Aber Du willst's ja nicht anders. Warum schickst Du mir Drucksachen? — Doch nun, nachdem ich Dich als Schriftsteller heruntergemacht, ist's Zeit, daß ich Dich als Mensch und Briefsteller wieder hinaufsetze. — — —

Neulich war bei mir auf meinem Zimmer eine komische Scene. Es kam Morgens ein Herr von mittleren Jahren zu mir, der sich als

pasteur de l'église réformée de Paris vorstellte; aber der Mann konnte kein Deutsch und ich spreche nicht französisch, verstehe auch das Gesprochene schwer. Oh, que je suis désolé! rief er aus und ich konnte ihm nur begreiflich machen, daß, um sich mit mir zu unterhalten, er einen interprète mitbringen müsse. Nach einer Stunde kam er mit einem solchen wieder und kaum hatten wir unsere Unterhaltung begonnen, so kam noch ein Grieche dazu, der aber in München studirt und Deutsch gelernt hatte. So führte ich eine doppelte Unterhaltung, während der Franzos seinem Dolmetscher Aufträge gab, sprach ich mit dem Griechen. Der Franzose ließ mich mit viel Wichtigkeit fragen, was ich von der Erbsünde hielte? Nichts, war die Antwort. Auf die Versöhnung durchs Blut? Auch nichts. Damit war der Mann nicht unzufrieden, denn das glaubte er auch nicht. — Supernaturalist mit partialem Denken — und der Grieche, der Schelling gehört und Hegel gelesen hatte, lachte ihn im Stillen aus. Nun kam's aber auf die Unsterblichkeit und wie ich auf die Frage des pasteur, ob ich an eine Fortdauer und Vergeltung glaube, gleichfalls verneinend antwortete, war der Mann so frappirt, daß er mich fragen ließ, ob ich denn auch selbst nicht fortzudauern hoffe? — Dergleichen Fragen und Antworten per Dolmetscher sind äußerst komisch. Mittlerweile brach ein sehr starkes Gewitter aus. Der Franzose, wie sie manierlich sind, ließ mir sagen, solche luftreinigende Wirkung wie dies Gewitter, hoffe er, werden meine Schriften (von denen er nur das Leben Jesu in französischer Uebersetzung kannte) auch haben.

In Erligheim sind wir in gutem Andenken. Von mir sagte Frau Sch.[1]) einem nachher dort gewesenen Ludwigsburger, wenn man mich kennen lerne, verzeihe man mir alle meine Bücher.

91. An Rapp. Stuttgart, den 21. Oktober 1841.

Aber daß Du an die Gräfin schreibst, ist mir sehr verdrießlich. Du mußt Deine Briefstellerei nicht zur Venus vulgivaga[2]) erniedrigen. Solche unwahren Geschöpfe, wie diese nach Deiner eigenen Beschreibung ist, sind es nicht werth. Lieber die Perlen vor die Säue geworfen, als vor Affen und Pfauen. Ich bin so noch frisch ärgerlich über Kerner's Vergötterungen dieser Coquetten.

1) Die Wirthin. — 2) = „Zur Dirne“.

Von Kerner's Verstimmung über eine Recension, die ich auf sein Verlangen über die neue Ausgabe seiner Dichtungen geschrieben und ihm vor dem Druck zugeschickt, meldet der Brief an E. Ich habe ihn wahr, aber glimpflich und heiter, was er für Spott nahm, beurtheilt; aber er kann keinen Tadel leiden. Mir ist's ganz recht so, ich dachte oft, an unserer Freundschaft sei etwas Affektirtes, nun soll sie diese Probe bestehen. Ich lasse die Recension jetzt nicht drucken und seinen Brief beantworte ich nicht.

Seit vorgestern ist der Unsterblichkeits-Richter[1]) hier. Wir hatten ihn uns alle anders gedacht — derber, heftiger; er ist aber ein äußerst hellblonder, artiger Mann, nur wie alle Norddeutschen unserer Art und Weise, besonders in geselliger Hinsicht, gar zu fern.

92. An Rapp. Stuttgart, den 1. November 1841.

— Hier hast Du den Kerner'schen Brief. Sag' selbst, ob ich den beantworten kann. Es ist schade, daß Du meine Recension nicht damit vergleichen kannst. — Er findet erst keinen besseren, d. h. ihm vortheilhafteren, günstigeren Recensor, als mich. Es zeigt sich im Brief doch ein Butzen[2]) sehr tiefgehender Differenz, d. h. daß diese nicht so rein theoretisch, die Stimmung, Gesinnung nicht so unberührt davon ist, wie es schien. Händel aber habe ich weiter keine, nur antworten thu ich nicht. — Ei, schrieb ich Dir schon, daß wir fünf Stück Briefe von Hegel aus den Jahren 1797—98 aufgetrieben haben? An ein Mädchen, das vor etlichen Monaten hier als alte Putzmacherin starb, die eine Zeitlang in Hegel's elterlichem Haus war, wo Hegel ein jugendliches Liebesverhältniß mit ihr anknüpfte, das in den von Frankfurt aus geschriebenen Briefen nachklingt und zum Freundschaftlichen verklingt. Uebrigens sind die Briefe ziemlich ledern und haben fast nur komisches Interesse. Im Besitz ist Rechtsconsulent St., wir hattens blos zum Lesen. Schön ist der Satz, der in einem steht: „Ich bin den Bällen gar gut" — Hegel!

---

1) Dr. Friedrich Richter aus Magdeburg, dessen Schrift über (bezw. gegen) die Unsterblichkeit (1833, 2. Theil 1844) seiner Zeit bedeutendes Aufsehen erregte. — 2) „Butzen" nennt der Schwabe die Samenkapsel des Kernobstes; hier bezeichnet es etwas unverdauliches.

93. **An Rapp.** Stuttgart, den 6. November 1841.

— Ich freue mich über Deine Vaterfreuden, ich wünschte immer im Stillen, daß es ein Sohn werden möchte. — — Selbst das kommt nicht zum erstenmal vor, daß die Vaterfreuden über die Geburt von Knaben die Gestalt von Grobheit annehmen, indem Alles, was nicht gleichfalls eine solche Leistung aufweisen kann, verachtet wird. Und überdies bist Du ja so artig, meine Epaminondastöchter [1]) auch etwas gelten zu lassen. —

94. **An Wilhelm Strauß.** Stuttgart, den 8. November 1841.

— — Allerdings kommt in Tübingen vom künftigen Jahr an eine neue theologische Zeitschrift unter der Redaction eines Freundes von mir heraus, der auch ich meine Mitwirkung zugesagt habe; aber ich bin jetzt sehr wenig schreiblustig, am wenigsten im theologischen Fach: ich treibe etwas Geschichte und Französisch, lese den Rousseau, gegenwärtig die confessions, ein Originalbuch, auch die nouvelle Héloise habe ich angefangen, der französische Werther. Rousseau ist doch ein ungleich tieferer Geist als Voltaire. — —

— — Nachschrift:

Dem Vischer eine Frau zu schaffen, ist ebenso dringend nothwendig als schwer. Doch hat das Kuppeln einen eigenen Reiz. Ich lockte kürzlich in dieser Absicht einen Freund 20 Stund weit her, und er respectirte meine Empfehlung so, daß ihm kein Wagen schön genug war, um bei der Dame vorzufahren. Ob was draus wird, steht dahin. Auch bekam ich eben heut einen Brief von einem holsteinischen Theologen, der mir dankt, daß ich durch meine Schriften ihm zu einer Frau geholfen. Wie mag das zugegangen sein? Was meinen eigenen Geschmack und Anforderungen betrifft, die Du wissen willst, so sind sie freilich bis jetzt noch wunderlich genug; die Schöne, die mich erobern soll, darf vor Allem — nicht existiren. — —

95. **An Rapp.** Stuttgart, den 9. November 1841.

— Es freut mich zu bemerken, wie die Geburt und das Wohlbefinden Deines Knaben Deinem ganzen Wesen einen heiteren Ton

1) Epaminondas, welcher unverheirathet war, nannte die Schlacht bei Leuktra die Tochter, die seinen Namen erhalten werde.

gibt. Du grübelst weniger und lebst wieder mehr, bewegst Dich rascher und leichter. Mit jedem neuen Kind fängst Du den Kursus der Menschheit von vorne wieder zu durchleben an und besonders jetzt mit dem Knaben steht Dir ein Zusammen- und Wiederleben in Aussicht, wie es mit den Mädchen nicht so weit möglich war. — Kerner hat mir einen zweiten Brief geschrieben, auf den ich nun antworten kann. Er schickt mir ein Schreiben einer sächsischen Gräfin, die meine Dogmatik liest, und eine Gegenrecension zweier von mir getadelten Gedichte von Mörike, wo dieser sie ebenso sehr lobt. Ich werde antworten, daß ich Mörike für einen guten Dichter, aber für einen schlechten Kritiker halte; übrigens freundlich. — —

Hast Du Rousseau's Confessions schon gelesen? Ich lese sie gegenwärtig; das ist ein Grundbuch und wie für Dich gemacht. — So was Autobiographisches könnte ich nicht machen; von meinem Leben einmal Nachricht zu geben, muß ich Euch überlassen, aber leider werdet Ihr mich schwerlich überleben, wenn ich so alt werde, wie mir Hardegg prophezeit. Ich will's nicht hoffen!

In alten Briefen, die ich kürzlich in Ludwigsburg verbrannte, fand ich auch noch einen von meinem Vater, den er mir nach Tübingen schrieb, worin er höchst empfindlich ist, daß ich immer schreibe, ich brauche kein Geld und daß ich dabei Privatstunden gebe, um mir welches zu schaffen. Halb war es Stolz von ihm, halb Mitleid, er wollte nie merken lassen, wie es mit ihm stand, ich aber wußte es durch die Mutter [1]); dabei war er aber dann doch in solchen Fällen, wo ein Zuschuß von ihm am nöthigsten gewesen wäre, wie bei meiner Berliner Reise, meines Bruders Etablissement, ganz beruhigt und nicht beschämt, dabei nichts geben zu können (ich entlehnte damals die Summe von meinem Onkel und zahlte sie von meinen Tübinger Collegiengeldern); meine Mutter sagte oft, er würde, wenn es sein müßte, mit größter Seelenruhe betteln können. — —

Vischer und ich sind wie der Mundschenk und Bäcker Pharaonis; er, obwohl für jetzt noch in Prison, ist zum Leben bestimmt und ich zum Sterben. Was ich Dir vor 3 Jahren verschwieg, (aber nicht ein paar Körbe, sondern höchstens Einen, eigentlich aber ein Zuspätkommen, das aber freilich auch, wenn ich recht gekommen wäre, er-

1) Vgl. Ges. Schriften I, 90—98.

folglos gewesen sein würde) hieng mit meinem ganzen damaligen Seelenzustand zusammen, der zu arg war, als daß ich Jemand hätte hineinsehen lassen mögen. Ich glaubte mich damals wissenschaftlich verloren und suchte nun durch die Verbindung mit einer angesehenen und begüterten Familie festen Ankergrund zu gewinnen. Ich erinnere mich genau, wenn mir damals Jemand eine lebenslängliche Rente geboten hätte (denn meine Finanzen waren damals noch unzureichend), unter der Bedingung nichts mehr drucken zu lassen: ich hätte mit Vergnügen eingeschlagen. Die kopflosen Concessionen der 3. Auflage meines Lebens Jesu wird Niemand begreifen, der sie nicht im Zusammenhang mit dieser Stimmung faßt; sowie wiederum jenes Heirathsprojekt in dieser Ausgabe des genannten Werkes das aufklärendste Seitenstück findet. Des Beschämenden beider Schritte wegen habe ich sie oft bereut; doch bin ich längst so weit, im Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen ihre subjektive Nothwendigkeit zu erkennen: war ich, der ich bin, so mußten auch jene Stimmungen eintreten und bei Gelegenheit jene Schritte gemacht werden.

96. An Märklin.

Stuttgart, den 13. November 1841.

Welche Selbstanklagen, lieber Märklin! Zwar ich gestehe früher oft gedacht zu haben: es ist kaum Einer von meinen Freunden, der mich nicht verläugnete; doch damit ist es ja anders geworden und besonders wer so viel liebt — die Wahrheit und die Menschen — wie Du, dem sind seine Sünden im Augenblick, da er sie begeht, schon vergeben. Und wie Vieles habe auf der andern Seite ich mir im Verhältniß zu Dir vorzuwerfen! Namentlich jene Unterbrechung unsres Verkehrs, von der Du schreibst, war, wenn ich mich recht erinnere, durch die leidenschaftliche Aeußerung einer grundlosen Empfindlichkeit von meiner Seite veranlaßt. Du wirst mir's jetzt auch verziehen haben. Ach, das Schicksal hat uns seitdem so in die Wäsch, ja gar in die Walke genommen, daß auch stärkere Flecken herausgegangen sein müßten. Freilich die Quellen unserer Fehler müssen wir lebenslänglich mit uns herumschleppen: Du wirst immer zu weich und rücksichtsvoll, ich ehrgeizig und aufbrausend bleiben — doch auch in dieser Hinsicht hat uns das Schicksal recht bedacht: Dich auf einen Posten und in eine Lage versetzt, wo Du vieler Rücksichten überhoben bist (außer etwa auf rebellische Kutscher, wenn Du eine Reise machst); mir

meinen Ruhmsuchtsrachen gestopft und damit auch die Leidenschaftlichkeit gekühlt (einzelne Anfälle theologischer Wasserscheu natürlich vorbehalten).

97. An Vischer.

Stuttgart, den 13. November 1841.

So ist's recht! sie ist eben bei ihrem Schwager zum Kindbett seiner Frau, und am 17. (Mittwoch) ist die Tauf, da kannst Du als ungeladener Pathe eintreffen. Aber Spaß bei Seite, ich halt' es für eine äußerst passende Partie in allen wesentlichen Stücken. Wirst Du bald ordinarius, was ja auf keinen Fall mehr lang anstehen kann, so ist auch für die unwesentlichen gesorgt. Ich weiß, ich werde Dich noch einmal so gern haben, wenn Du eine Frau hast. Daß wir bei ungleichen inneren Verhältnissen bis jetzt äußerlich in gleicher Lage sind, hemmt unsern Verkehr etwas. Ich schrieb kürzlich an Rapp, Du und ich seien wie der Mundschenk und der Bäcker Pharao's, jetzt beide in Prison, aber beim einen geh's zum Leben, beim andern zum Tode. Dies sage ich, wie Du wohl weißt, ohne alles Elegische. Du hast in dieser Hinsicht meinen Zustand und Vorsatz ganz treffend formulirt. Kann man nicht leben und weiß auch nicht zu sterben, so bleibt nur das Absterben bei lebendigem Leibe übrig. Das will ich, es ist ganz richtig. Du nennst es Wahnsinn, aber Du wirst wenigstens mit Polonius zugeben, daß er Methode hat. Du räthst mir Reisen. Aber dabei gehst Du doch zu sehr von Dir und Deiner Natur aus. Du mit Deinen scharfen Sinnen, starkem und gewandtem Körper bist dazu wie geboren, zum Beobachten von Menschen und Gegenden berufen — dagegen ich, der nächstens auch mit der Brille nichts mehr sieht, mit der Brille unter den Tirolern herumlaufen, pfui Teufel! Der Trieb zu reisen war in mir nie stark; — und unterscheiden wir ja sorgfältig die Ausbeute einer Reise fürs Wissen, Menschen- und dergleichen Kenntniß miteingerechnet und fürs Leben, für das Behagen am Dasein. Du schreibst, ich werde von so einer Reise wie neugeboren zurückkommen. Gut; bist Du denn so zurückgekommen von der Deinigen? Gelernt hast Du unendlich viel, was ich nicht lernen würde, weil mir das äußere und innere Auge des Beobachters fehlt; aber behaglicher, glücklicher bist Du um kein Haar geworden, da bist Du noch wie Du gingst. In dieser Hinsicht kann Dich blos eine solche Veränderung Deiner unmittelbaren Existenz

curiren, wie Du jetzt auf eine umgehst, Reisen sind in dieser Hinsicht bloße Palliativmittel, nach deren Gebrauch eine um so schlimmere Recidive eintritt. Also soll ich auf das gleiche Radikalmittel denken, das Du in Anwendung zu bringen vorhast? Du citirst den Faust. Ja, wenn ich seinen Verjüngungstrank hätte! wenn mir jemand die Sehkraft der Augen und das jugendliche Kraftgefühl im Körper wiedergeben könnte! mit letzterem freilich war es nie viel, doch bin ich in den 6 Jahren seit meiner Entfernung von Tübingen um 20 älter geworden. —

Für den schönen Brief an meinen Bruder dank ich Dir besonders. Ich habe ihn vor dem Abgang nach Köln noch meiner Tante Rike[1]) geschickt, weil ich weiß, daß er die gute Person zu Thränen rühren wird; da sie ihn aber der Handschrift wegen (ich nehme bei meinen Briefen an sie alle Reste von alter Kalligraphie zusammen) nicht lesen kann, so schrieb ich ihr, sie solle sich denselben durch die Cousine vorlesen lassen. — —

Kann man die Baur'schen Reden[2]) nicht gedruckt oder geschrieben bekommen? Laß Dich die wenigen Zuhörer in dem einen Deiner Kollegien nicht verdrießen. Der Gegenstand oder die gemeine Vorstellung von demselben bringt's mit sich. Es wird ganz anders sein, wenn Du einmal über Shakespeare liesst. Könnt' ich nur Deine ästhetischen Kollegien alle hören; ich empfinde, wenn ich mich über dergleichen mit Dir unterhalte, sehr aber gern den Abstand zwischen dem Mann vom Fach und dem Dilettanten. Dem Ruge werde ich bei ehester Gelegenheit erklären, daß ich nicht mehr an den Jahrbüchern mitarbeite; die Art wie seit einiger Zeit dort von mir im Verhältniß zu B. Bauer und Anderen gesprochen wird, erlaubt es mir nicht mehr, und bei meiner Unlust zu schreiben ist mir das eben recht.

---

1) Eine unverheirathete Schwester von Strauß' Vater.

2) Zwei Reden, welche Baur soeben als Rektor der Universität Tübingen gehalten hatte. Die erste derselben, vom 31. Oktbr. 1841, der 25jährigen Regierung des Königs Wilhelm gewidmet, wurde 1877 in der Gratulationsschrift des Gymnasiums zu Tübingen zur vierten Säcularfeier der Universität abgedruckt. Mit der zweiten hatte B. den 6. Novbr. 1841 bei der akademischen Preisvertheilung den Kanzler der Universität vertreten.

98. **An Wilhelm Strauß.** Stuttgart, den 25. November 1841.

— — P. S. Bald nach Anfang des nächsten Monats wird Dir durch du Mont-Schauberg dort eine noch nicht ganz vollendete Gesammtausgabe von Jean Paul zugestellt werden, die ich zum Christgeschenk für Euch bestimmt habe. Leider konnte ich's, da es unmittelbar von Leipzig dahingeht, nicht vorher binden lassen. Du wirst gut thun, je 2 Theile zusammenbinden zu lassen. Sieh nun, wie Du an den Schriftsteller von etwas krauser Oberfläche, aber tiefem Kern hinkommst. Fang mit Siebenkäs oder den Flegeljahren an. Ersteres eine Lectüre für junge Eheleute; bei letzterem können 2 Brüder, deren Verschiedenheit immer einige Analogie mit der dortigen haben wird, mit Anhänglichkeit aneinander denken. Leb' wohl!

99. **An Kauffmann.** Stuttgart, den 29. November 1841.

Damit wir am Mittwoch die Oper[1]) gleich durchsprechen können, schicke ich sie Dir vorher zu. Deine Ausstellungen habe ich zum Theil schon berücksichtigt, theils werden wir, wenn Du mir noch deutlichere Fingerzeige gibst, leicht handelseins werden. Nur keinen andern Schluß des ersten Akts mußt Du wünschen; die Musik kannst Du ja immer machen, wie Du willst. Dank für die Musik zur Romanze! Sie ist sehr wohlgerathen, auch nach Hardegg's Urtheil. Aber das ff. brachte er auf dem Klavier nicht heraus.

100. **An Rapp.** Stuttgart, den 1. Dezember 1841.

Dann und wann fängt doch ein neues Kapitel in meinem Leben an, mit einer neuen Schrift, dem Versuch zu einer Liebschaft und dgl. Diesmal ist's ein Operntext, den ich die vorige Woche geschrieben habe, für Kauffmann. Er hatte die Idee, aus Tiek's „Zauberschloß" müßte sich eine artige komische Oper machen lassen; ich faßte den Gedanken auf, der mich besonders deswegen interessirte, weil an der Fabel mehrere wesentliche Aenderungen zu machen waren, die sich auf den Unterschied des Dramatischen vom Epischen beziehen, — auch war ich ohnedem im musikalisch-poëtischen Eifer, hatte eben die Zauberflötenepigramme geschrieben, die im heutigen Beobachter stehen — so hatte sich's bald, ich machte mir erst ein genaues Scenarium und dann ging's mit den

1) Worüber der folgende Brief zu vergleichen ist.

Versen wie im Galopp. — Als Probe lege ich eine Romanze bei. Die Arbeit hat mich wirklich sehr erfrischt, meine Lebensgeister lustig angeregt, die in große Dumpfheit versunken waren. Kauffmann ist mit meiner Arbeit sehr zufrieden und hat die Romanze, die ich ihm als Probe schickte, gleich komponirt [1]).

Eben habe ich in mein Exemplar der Dogmatik vorne das Motto hineingeschrieben: Ira et studio [2]). Von Tacitus her ist das Sine ira et studio [3]) zum Sprichwort geworden, den Zorn im gemeinen Sinn von Privathaß genommen; im edleren ist auch für Tacitus mein Motto das einzig wahre. Studium dann natürlich auch in anderer Bedeutung.

Romanze.

Vom bösen Konrad, gebet Acht,
Erzähl' ich euch die Mähre.
Ach, daß ich in der finstern Nacht
Nicht auf der Straße wäre!
Der Kaufmann spricht's, da rauscht's und trappt,
Der böse Kunz hat ihn ertappt,
Und leert ihm seine Kisten.

Doch war der Ritter Ungeschlacht
Kein ordinärer Räuber,
Am liebsten macht er seine Jagd
Auf Mädchen und auf Weiber.
Husch! nahm er sie mit sich auf's Roß,
Und im Galopp mit fort zum Schloß,
Da half kein Widerstreben.

Der Ritter starb, es fiel sein Schloß,
Doch wegen ihrer Sünden
Kann seine Seel' im Erdenschooß
Nicht Rast noch Ruhe finden.
Im neuen Schlößchen, — trapp, trapp, trapp —
Geht er noch immer auf und ab;
Wann wird sein Jammer enden?

Die Romanze hängt mit einer Mystifikation zusammen, die die Intrigue des Stücks bildet.

---

1) Vgl. darüber: Literar. Denkw. Ges. Schr. I, 15.

2) „Mit Zorn und Eifer".

3) „Ohne Zorn und Eifer" (das letztere bei Tacitus in dem Sinne von „Gunst", „parteiischer Vorliebe", während es sich Strauß in der Bedeutung „Studium" aneignet).

101. **An Vischer.** Stuttgart, den 5. Dezember 1841.

Mit der ordentlichen Professur ist es ein ärgerlicher Fall, der übrigens freilich nicht ganz unerwartet kommt; wenn Du die Sache einmal durchsetzen willst, so wirst Du's nur durch Baur und Schleyer unmittelbar können, den Du aber freilich zu dem Ende mehr cultiviren solltest. Sautter sagte mir schon, daß in den Vakanzen die meisten Tübinger Professoren ihn besuchen. Und er hat ja, namentlich den Pfaffen gegenüber, manche auch für uns recht schätzbare Seiten. Auch hier verfehlen die Gegner unserer Sache nicht, nachtheilige Gerüchte auszustreuen; so sagte man neulich, Du habest in Deinem Faust gesagt, Du setzest voraus, daß Deine Zuhörer an keine Unsterblichkeit glauben.

Meine Händel mit Ruge betreffend, so hast Du ganz Recht für einen, den sie, wie Dich, nicht persönlich berühren; ich aber kann in einem Blatte, das ich mit gründen helfen, unmöglich so, wie geschehen, von mir sprechen lassen. Da ich wußte, daß ich, so wie ich mich kenne, dies dem Ruge und seinem Blatt niemals verzeihen würde und da ich dem stillen Grollen jederzeit den offenen Bruch vorzog, so habe ich, nach 14 tägiger Bedenkzeit, dem Ruge, kurz ohne Angabe eines Grundes, geschrieben, daß ich aus der Zahl der Mitarbeiter austrete.

102. **An Rapp.** Stuttgart, den 23. Dezember 1841.

Bei Deinen Kämpfen mit der geistlichen Nachbarschaft fällt mir ein Pfarrer ein, den ich vor einigen Wochen öfters gesprochen habe, und schon damals dachte ich, der sollte Dein Nachbar sein. Es ist Käferle, dessen Du Dich wohl von früher erinnerst. Er war in Tübingen fast nur als Musiker und Mystiker, auch durch ein nachlässiges Aeußere in weiteren Kreisen bekannt. Wer ihm näher stand, wie ich als Landsmann, wußte aber einen edleren Kern in ihm zu schätzen. Sein Mysticismus schloß sich bald durch gründliches Studium zuerst Schleiermachers, dann auch Hegels und meiner Sachen zu ernster aber klarer Wissenschaftlichkeit auf, während das Aeußere durch eine passende Heirath sich vollkommen humanisirte. Uebrigens ist es in der Entwicklung meiner eigenen Ansichten merkwürdig genug, daß dieser mystische Käferle der erste war, der in mir ein kritisches Verhalten gegen eben jenen J. Böhme und die Seherin von Prevorst, an denen ich damals

mit völlig supranaturalistischem Glauben hing, weckte. Dieser Käferle also machte vor 3 Wochen das Beförderungsexamen. Ich hatte ihm vor 2 Jahren den Plan zur Vorbereitung machen müssen, den er genau einhielt. Im schriftlichen Examen war die Frage nach den Wundern, ihrer Beweiskraft sammt Anführung und Lösung der potiora dubia [1]) dagegen. Er hatte sich auf mein Anrathen auf den Standpunkt des Humors gestellt und rettete die Wunder ganz hübsch à la Schleiermacher. Ebenso im schriftlichen Examen die angefochtenen Engel. Warum sollte man auch nicht? Sind sie denn Bären oder Wölfe, die man grausam auszurotten trachtet? Der neue Consistorialrath K. hielt sein Jungfernexamen an diesem unschuldigen Dogma. Indem er selbst bei der Vorbereitung meine Dogmatik am bequemsten gefunden hatte, konnte er sich auch beim Examiniren von ihrem Gange nicht losmachen, und indem er sie Schritt für Schritt widerlegt wissen wollte, so bestand gut, wer sie studirt hatte. „Herr Pfarrer Käferle wollen Sie die Existenz der Engel aus der Güte Gottes zu beweisen suchen!“ Der Herr Pfarrer thuts. „Wissen Sie vielleicht sonst einen Grund der Vernunft dafür?“ Ei, warum denn nicht? Zehn für Einen! Dabei dann aber die Predigt, die ich las, so ganz aus unserer Schule, daß die Herren rein selbst die Schuld tragen, wenn sie im Uebrigen, ihren dummen Suggestivfragen gegenüber, den Humor nicht gemerkt haben. Der also sollte Dein Nachbar sein.

103. An Märklin.

Stuttgart, den 21. Dezember 1841.

— — Nun auf Neujahr bekommt ihr ja den Kauffmann, diesen saft- und talentstrotzenden Göttersohn. Mach Dir ihn nur auch recht zu nutz. Mit seinem ewig frischen Humor ist er für uns reflexionszerfressene Menschen in ähnlicher Weise wie Rapp ein wahres Labsal. Und doch wieder in ganz anderer Art. K. hat nicht das Receptive, fast Weibliche wie Rapp, nicht das Beichtväterliche, so zu sagen, es wird Niemand einfallen, ihn z. B. in Herzensangelegenheiten zum Vertrauten zu machen, — oder vielmehr es fiel mir früher schon ein, gelang aber schlecht, nicht weil er nicht zuverlässig wäre, sondern es dringt so was nicht in ihn ein; nur an meiner Schebestschwärmerei vor 3 Jahren nahm er Theil, weil ihm dies eine künstlerische Seite

1) „Hauptsächlichen Einwendungen“.

bot. Dagegen ist er künstlerisch-productiv, das musikalische Talent die Grundlage seiner Natur. Was ihn von uns Beiden in gewisser Beziehung trennt, ist eine größere Derbheit der sinnlichen Unterlage des Lebens bei ihm, er braucht mehr Bier, und wird in dieser Hinsicht der tägliche Gesellschafter eher von Schnitzer als von Dir werden. Zwischen mir und ihm war das Aesthetische von jeher das wesentliche Band, und dazu kommt dann, daß auch seine Frau hierin gleichen Schritt hält; so lang ich in Ludwigsburg war, hatten wir jeden Sonntag Nachmittag entweder musikalische oder Vorlese-Unterhaltung. So was solltet ihr auch organisiren. Ein solches Haus entbehre ich hier.

Soeben erhalte ich einen Brief vom Dekan G. in A., der vor 14 Tagen selbst bei mir war. Ich schreibe den Schluß seines Briefes auf die andere Seite. — — —

„Dieses, mein junger und vortrefflicher Freund, erwägen Sie, und erwägen es reiflich, und sollte sich in Ihnen die Ueberzeugung begründen, daß Sie Ihr Standpunkt auf einen gefährlichen Abweg hingeleitet, und sollten Sie zu dem Entschluß kommen, zurückzukehren; so entdecken Sie sich mir ohne Scheue, ich werde Ihnen freundlich einen Weg zeigen, auf welchem Sie in kurzer Zeit sich selbst, der Welt und christlichen Gesellschaft wiedergegeben, und Ihnen Aussichten zu einem unzweideutigen Ruf und einem ungetrübten Glück geöffnet werden. In der Hoffnung, daß Sie meine menschenfreundliche Absicht nicht mißdeuten, und von dieser meiner gutgemeinten Zuschrift keinen öffentlichen Gebrauch machen werden, nenne ich mich verehrungsvollst

Ihren

ergebensten Dr. und Freund

A., den 19. Dez. 1841. Dekan G.!

104. An Vischer.

Stuttgart, den 4. Januar 1842.

— — Neuestens den Münchhausen von Immermann gelesen. Die humoristischen Bestandtheile meistens satirisch und daher schlecht, oder trocken barock, daher nicht gut. Dagegen die idyllisch sentimentalen ganz plastisch, vortrefflich. Immerhin indeß ein unglückliches Talent: Durch ein Zuviel von Geist zum bloßen angenehmen Schriftsteller ver-

dorben, wie durch ein Zuwenig von Genie zum Klassiker. Es ist frech, wenn ich hinter dieses verhängnißvolle Urtheil hin — überdem mit einem unerlaubten Uebersprung ins Subjective — nun folgendes schreibe: Weißt Du mir keinen Stoff zu einer Novelle? ich möchte gar zu gerne eine schreiben. Was soll ich sonst anfangen mit dem langen Winter? ich muß etwas zu schaffen haben, und alles Theologische, überhaupt Wissenschaftliche, Theoretische, ist mir zum Ekel. Auch ist es schade für mein formelles Talent, daß es so unbenutzt bleiben soll. Aber es ist blos ein formelles auf diesem Gebiet, es müßte ihm also ein schon ziemlich ausführlicher Stoff gegeben werden. Erfinden kann ich wenig, aber ordnen, gruppiren und darstellen wohl. Sag mir also einen Stoff, der auch im Uebrigen für mich paßt. Moderne Verhältnisse. Möglichkeit, Erlebtes zu benutzen. Aber fürchte keinen Tendenzroman. Wer seine Tendenz schon wissenschaftlich aus sich herausgeschafft hat, ist vor solchen Mißgeburten bewahrt. Ebendadurch hoffe ich auch vor dem bewahrt zu sein, was Immermanns Sachen unangenehm macht. Ich werde nicht versucht sein, mehr Geist in die Sachen hineinzustopfen, als in die Form gehen will; verkannt, verstimmt gegen das Publikum bin ich ohnedem nicht. Also sag mir einen Stoff. Ins Leben komm ich in alle Ewigkeit nicht hinein, werde auch keinen Versuch mehr machen, aber dergleichen Arbeiten wie z. B. nur der Operntext [1]) wirken auf mich erfrischend.

Eben bringt mir die Stadtmeßnerin von Ludwigsburg das dortige Kirchenregister. Das ist doch wieder objektiv. Dagegen folgendes nur halb. Ueber ein halb Dutzend Stockholmer Pfaffen, Consistorialassessoren rc. erlassen eine schlaue Adresse an mich. Die Uebersetzung des Auszugs aus meinem Leben Jesu ist ihnen schrecklich. Nun erfahren sie, daß ich den ähnlichen Auszug aus meiner Dogmatik desavouirt habe; jetzt wollen sie von mir ein Sendschreiben an sie, daß auch der Auszug aus dem Leben Jesu nichts sei. Wie pfäffisch pfiffig! Es sitzt mir eine Mücke auf der Nase: sie sehen, wie sie mich genirt, geben mir einen Stein in die Hand, ob ich mir damit nicht vielleicht die Nase zusammenschlagen werde. Die guten Männer bekommen natürlich keine Antwort.

1) Vgl. Br. 100.

105. An Vischer. Stuttgart, den 11. Januar 1842.

Stockholmer Pfaffen, 10 Stück, Dir unverständlich. Also:

§ 1. Mein Leben Jesu wurde vor etlichen Jahren von einem Dieb fürs Volk bearbeitet.

§ 2. Diese Bearbeitung hierauf ins Schwedische übersetzt und gedruckt.

§ 3. Als dies im Werk war, suchten die dortigen Pfaffen durch Anklage ein Verbot dagegen auszuwirken.

§ 4. Allein die Geschworenen wiesen die Klage zurück.

§ 5. Darf also jetzt verkauft werden.

§ 6. Desperation der Pfaffen.

§ 7. Fulminanter Artikel von mir über eine ähnliche Diebsbearbeitung meiner Dogmatik, in den deutschen Jahrbüchern[1]).

§ 8. Hoffnungsschimmer für die Pfaffen.

§ 9. Resolviren sich, an mich zu schreiben. Ich soll in einem Sendschreiben an sie erklären, daß auch die Bearbeitung des Lebens Jesu nichts sei. Das wollen sie dann verbreiten d. h. sie wollen mich selbst gebrauchen, um der Verbreitung meiner Ideen Einhalt zu thun.

§ 10. Antwort meinerseits, mündlich: Die Herren sollen ꝛc.

Geldsache. Ganz recht. Ich habe nun zu allseitigem Nutzen und Bequemlichkeit das Geld einstweilen beim Banquier so angelegt, daß ich 200 fl. auf 8 tägige Aufkündigung jederzeit wieder haben kann.

Roman. Deine Idee ist trefflich; ja vielleicht die Normalidee für einen Zeitroman, aber für mich taugt sie nicht d. h. Du hast, mit Sabel[2]) zu reden, objectiv ganz Recht aber nicht subjectiv. Die lose Form einer Reise würde einen von abstrakter Beschäftigung herkommenden, und dessen Natur überdieß mehr abstrakt als poëtisch ist, nothwendig verführen, so zu schreiben, daß man seinem Roman alle Tendenzrippen zählen könnte. Wenn ich jetzt einen Roman schreiben sollte, so müßte es umgekehrt ein solcher sein, der alles Interesse in der Fabel, der Verwicklung ꝛc. hätte, ich müßte mich gleichsam zwingen, alles Abstrakte, Tendenzmäßige zu vermeiden und mich an concrete Darstellung zu gewöhnen. Denn sonst verfiele ich in das, was Du

1) 1841 Nr. 97—98.

2) Der Uebername des Professors, welchen Str. und V. im Tübinger Seminar zum Ephorus gehabt hatten.

allegorisches Tendenzwesen nennst, wogegen ich mit Dir die Tendenz, wenn sie wirklich Fleisch und Blut angenommen hat, vollkommen gelten lasse. Uebrigens ist der Plan nicht eigentlich mein Ernst, sondern ich denke mirs nur so, um meinem Romanlesen einen Faden zu geben. Gegenwärtig bin ich am Tom Jones von Fielding, ein Roman vom besten Korn, viel besser als der Peregrin Pickle, auch dem Tristram Shandy als Roman vorzuziehen, obwohl an humoristischer Tiefe unter letzterem. Tristan und Isolde macht mir die altdeutsche Sprache in Hagens Ausgabe ziemlich ungenießbar, ich komme nicht recht fort. Sag mir noch einiges Lesenswerthe.

Leben. Meine Täuschung ist, daß ich bisweilen schon meinte, leben zu wollen. Ich will aber in der That ebensowenig als ich kann. Ist mir also blos durch diese Erkenntniß, theoretisch, zu helfen. Deine Täuschung ist, daß Du bisweilen meinst, nicht leben zu können. Du kannst aber in der That ebensobald, als Du Dir dieß zutraust, mithin zulangst. — Dir also ist blos praktisch zu helfen. Dieß war ein Lehrsatz. Ihm hätte ich die Definition voranschicken können, wenn sie nicht überflüssig wäre: Per vivere intelligo in concretas relationes intrare[1]) (in concrete Verhältnisse sich einlassen). Schöne Aspekten zum Roman, wenn man in nichts als Paragraphen und Definitionen schreibt!!! Na — turam expellas furca &c.[2]).

106. An Rapp.

Stuttgart, den 26. Januar 1842.

— Zu diesen Erfolgen[3]) gratulire ich nicht allein Dir, sondern auch mir, da ich nun um so leichter den überschickten Aufsatz ad acta legen kann. Denn Du wirst nicht auf einmal 4 spännig in die Schriftstellerwelt hineinfahren wollen. Um in eine Zeitschrift hinein zu kommen genügt es nicht, wenn auch noch so gut, aus dem Stegreif zu reden, eine Arbeit, die jener Bestimmung genügen soll, muß fester angeknüpft, vielseitiger bezogen, fleißiger gesammelt, stetiger durchgeführt, bestimmter ausgeführt sein. Das weißest Du alles so gut, als ich und vergißest es nur von Zeit zu Zeit in einzelnen Anfällen von furor scriptorius[4]).

1) „Unter Leben verstehe ich in concrete" u. s. w.

2) „Treibst die Natur du auch aus mit Gewalt, stets kommt sie doch wieder."

3) Mit seinem Spruchbuch. — 4) „Schriftstellerwuth."

107. An Wilhelm Strauß. Stuttgart, den 28. Januar 1842.

— — Ich schließe mit einem Vers aus der Oper, den Kauffmann neustens trefflich componirt hat. Die Kerle singen ein Trinklied von Vischer (aus dem Jahrbuch schwäbischer Dichter), das zuletzt sehr wild wird und dann so schließt: „Felsen, Felsen möcht ich thürmen, Und erobern Gottes Thron!" Da sie dabei auf den Tisch schlagen, werfen sie die Lampe um und löschen sie aus; darüber sagt eine Dame, der Unfall sei nur die Strafe für den gotteslästerlichen Schluß des Lieds, das einen Hegelianer zum Verfasser habe, was eine sehr gefährliche Menschenrasse sei. Hierauf singt ein Philister:

Nehmt in Acht euch vor dem Hegel!
Hütet euch auch vor dem Strauß!
Statt ein Licht euch anzuzünden,
Putzen diese Schwabenflegel
Wie wir hier vor Augen finden,
Es der Menschheit vollends aus. — —

108. An Rapp. Stuttgart, den 3. Februar 1842.

— — Wenn ich Dir mit meinen Aeußerungen über den Aufsatz weh gethan habe, so ist mir das aufrichtig leid. Verächtlich oder spöttisch waren sie aber gar nicht, sondern nur trocken und diese Trockenheit entsprang aus einem Aerger, demjenigen vergleichbar, den ich etwa als Theaterkritiker an einem Schauspieler auslassen würde, der, als Komiker vortrefflich, doch die Grille hätte, durchaus tragische Rollen spielen zu wollen oder umgekehrt. Dagegen — oder vielmehr dabei gebe ich Dir ganz Recht, wenn Du behauptest, auch solche Studien in denen man nicht unmittelbar etwas leisten könne, seien zur Ergänzung und Befähigung eines Manns für sein eigentliches Fach nothwendig. Ich weiß das von mir: hätte ich nicht so manche Stunde meines Lebens mit Versen verderbt, so hätte ich keine Prosa schreiben gelernt. Allein eben in dem, was Du da sagst, liegt dann auch, daß es eine Verirrung ist, dergleichen Studien als selbständige Werke zu betrachten, d. h. sie veröffentlichen zu wollen, und daß man's dem Freunde danken muß, der einen davon — ob grob oder höflich, wenn nur freundlich und ehrlich — zurückhält. Daß ich mich aber über Dein zu druckendes Buch verächtlich ausgesprochen, das ist nicht wahr; ich hab's ja noch nicht gesehen und kann es einstweilen nur nach dem früheren beur-

theilen, das mir ja wohl gefällt. Uebrigens will ich eine gewisse Ungunst, die ich gegen Dein Schriftstellern überhaupt habe, nicht ableugnen. Wenn Merck einmal zu Goethe sagt: Gegen das, was Du hättest machen können, ist Alles, was Du gemacht hast, Dreck! so möchte ich Dir sagen: Gegen das, was Du unmittelbar bist, wird Alles, was Du schriftstellerst, immer Dreck sein! — ein Kompliment, mit dem Du zufrieden sein kannst.

109. An Vischer.

Stuttgart, den 7. Februar 1842.

Der gute Doktor[1])! wird aber doch auch froh sein, daß er nicht mehr in's Kolleg muß! Du selbst übrigens mit Deinen Allerhand 2c.[2]) erhebst Dich immer mehr zum Rang eines Propheten, eines Daniel. Wer versieht denn jetzt das Ephorat? Doch nicht Baur? In Bezug auf die theologische Lehrstelle sollte sich jetzt doch wohl etwas für Zeller machen lassen.

Ueber Deine Komödie[3]) habe ich bis zu Thränen lachen müssen. Eine wahre Gruppe aus dem Tartarus. Uebrigens ist der eine Narr, nämlich ich, darin verzeichnet, daß als sein Pathos das Wollen mit vermeintlichem Nichtkönnen angegeben wird; so ist's nicht, sondern ich will nicht können und kann nicht wollen. Indessen ist auch das längst nicht mehr der Knoten, an dem ich mich zerarbeite, sondern ein zu Grund liegendes Resultat, von dem ich ausgehe, und dann freilich zu nichts komme.

Statt des Romans habe ich indessen allerhand gelesen. Passavant über Raphael. Mag gut sein für den Kenner, aber der Verfasser ist ein Overbeckianer und macht aus dem Raphael einen Albert Schott[4]). Auch bin ich dabei auf eine mißliche Antinomie bei aller Kunstlektüre gestoßen: hat man die Gemälde, die einer beschreibt, noch nicht gesehen, so versteht man die Beschreibung nicht; sieht man das Gemälde vor der Beschreibung, so versteht man das Gemälde nicht. Am Ende müßte

---

1) D. Kern, Professor der Theologie in Tübingen, gest. 3. Febr. 1842. Ueber ihn: Strauß, Märklin, Ges. Schr. X, 189 f. Baur, Worte der Erinnerung an Dr. F. H. Kern, Tüb. 1842.

2) „Ueber allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle". Hall. Jahrb. 1841, Nr. 65 ff., jetzt Krit. Gänge I, 131 ff.

3) Ein ungedruckt gebliebenes Stück.

4) Ein Universitätsfreund der beiden.

man so ein Buch auf der Reise bei sich haben. — Dann habe ich auch angefangen den Gervinus[1]) von hinten herein zu lesen. Den letzten und vorletzten Band habe ich jetzt fertig und stehe am dritten, wo mich hauptsächlich die Anfänge der Theaters interessiren. Ich habe nun doch Respekt. Ich kann nicht gerade ein besonders feines ästhetisches Sensorium bei dem Mann finden und gegen Philosophie ist er eingenommen, aber der Vortheil der historischen Betrachtung, wo jede Figur an ihrem Ort und in ihren genetischen Verhältnissen steht, ergänzt den Mangel. Man wird ihm in Hauptresultaten selten widersprechen können. So ist auch Goethe gegen Schiller wohl hie und da ungünstig beleuchtet, aber doch richtig gezeichnet. Auch seine für Poesie zunächst etwas fatale Schlußaussicht leuchtet mir ein. Dagegen kann ich mich z. B. nicht finden in die geringschätzige Art, wie er vom Roman als Gattung spricht, er hält ihn gleichsam nur für einen Bastard. Ist denn der Roman nicht ganz legitim für die moderne Zeit an die Stelle des Epos getreten, und steht er nicht dem Drama ebenbürtig zur Seite?

Die Nachricht von Werders Kolumbus in verschiedenen Blättern, zuletzt auch in den Deutschen Jahrbüchern, haben mich interessirt. Er scheints freilich verkehrt angegriffen zu haben. Hältst Du den Stoff überhaupt für dramatisch? Eine sehr moderne Collision liegt freilich darin: der Fluch, den die Kultur dem Naturzustand bringt, das zunächst anscheinende Unrecht und doch höhere Recht der Kultur, und eben an jenem Schmerz müßte der Held zu Grunde gehen. Aber läßt sich das dramatisch machen? Die Schilderung des Naturlebens, das die Spanier zerstören, bringt ein idyllisches Element hinein und ließe sich eher in Opernform behandeln, wie wir ja auch mehrere Opern über die Entdeckung und Eroberung von Amerika haben. Uebrigens hat Schiller im Tell auch Idyllisches — freilich gleichfalls mit opernhaften Anklängen. Ich werde die Geschichte des Kolumbus jetzt genauer studiren und dann sehen, ob sich ein Scenar zu Stande bringen läßt. Dergleichen Besteleien ohne bestimmte Absicht erhalten mich bei leidlichem Humor. Sonst könnte mir ihn die gegenwärtige Glätte wohl benehmen.

Auch wieder ein neuer Narr. Ein Herr Benda, wie's scheint

---

1) Geschichte der deutschen Dichtung.

pensionirter Extra-Probator aus Berlin. Schickt mir den Grundriß eines neuen Systems in Hexametern, 15 Seiten. Es fängt an:

Draußen im blühenden Garten, befreit von dem städtischen Hofdunst,
Saß ich im Dunkel der dicht beschatteten Laube von Gaisblatt — —
— — — Allda im labenden Luftzug
Las ich wieder und wieder: „Die Lehre des christlichen Glaubens,
Kritisch beleuchtet von Strauß." — Ein seltsam bedeutendes Werk, das,
Läßt es auch Vieles zu wünschen, doch schon als Aufgabe kühner
Schwieriger Forschung den froh zu begrüßenden Fortschritt darweist,
Von nicht unwichtigen Folgen. — — —

Für den Zeller habe ich mir folgendes Lesefrüchtchen aufgezeichnet: La théologie est à la réligion ce que la chicane est à la justice. (Petion in der Nationalversammlung am 27. November 1790. Beisatz: on applaudit).

110. **An Märklin.** Stuttgart, den 10. Februar 1842.

— — Indem mir immer ein Aufsatz über Theaterreform im Kopf herumgeht, bin ich auf das griechische Theater gekommen und lese über dessen Einrichtung Bode's Geschichte der griechischen Dichtung nach. Auch habe ich mir die 7. Auflage von Droysen's Uebersetzung des Aeschylus angeschafft, welche den alten Herrn ziemlich — doch nicht ganz lesbar macht. Auch Schöll's Schrift über Sophokles ist mir interessant gewesen. Die Beziehung, die er zwischen seinen Dramen und den politischen Verhältnissen nachweist, war mir neu. Aber wie viel Dunkel noch über den Begriffen von Trilogie und Tetralogie schwebt! Von Donner ist ja jetzt auch eine Uebersetzung des Euripides angefangen. Wie es scheint sehr lesbar. Anziehend war es mir, die Behandlung desselben Stoffs (Choëphoren und Elektra) bei Aeschylus und Sophokles zu vergleichen. In Vielem ist der Spätere weiter gekommen, in Anderem hatte ihm aber doch auch schon der Vorgänger das Rechte vorweggenommen. Denn daß Orestes bei Aeschylus zuerst den Aegisthos abthut, und dann erst die Mutter folgen läßt, scheint mir viel besser als das Umgekehrte bei Sophokles, und zwar nicht bloß unbestimmt, weil jenes ein Klimax ist, dieses ein Antiklimax, sondern weil dort die Erwartung gespannt bleibt, ob er wirklich Stärke genug haben wird, auch an der Mutter die Strafe zu vollziehen, während es dort keine Frage sein kann, daß er, nachdem er die Mutter nicht geschont hat, auch den Aegisth ihr nachsenden wird, — welches Letztere

übrigens Sophokles selbst sehr fein gefühlt und deshalb diesen zweiten Mord gar nicht mehr zur ausdrücklichen Darstellung gebracht hat. Zur Verfeinerung und Fortbildung des Stoffs bei Sophokles gehört dann aber, daß bei ihm auch Elektra noch anfangs durch die falsche Nachricht von Orests Tod erschreckt und geprüft wird, während er bei Aeschylus sich ihr sogleich zu erkennen giebt. Ferner sind die Spuren, durch welche Elektra auf die Vermuthung von Orests Nähe geführt wird, bei Sophokles besser, — bei Aeschylus ist die Gleichheit der Fußstapfen fast kindisch. Das Hauptverdienst des Sophokles besteht aber darin, daß er der Elektra die Chrysothemis zur Seite gestellt hat, dem starken, fast männlichen Charakter den weichen weiblichen, ein genaues Seitenstück zur Antigone und Ismene, — und dieses doppelte Mädchenpaar ist vielleicht das Schönste im Sophokles, — wenigstens das Modernste.

111. An Rapp.

Stuttgart, den 20. Februar 1842.

— In Deinem Urtheil über Gervinus hast Du sehr Recht; es es ist ein Buch, dessen Reiz vielleicht um so größer ist, als seine Vorzüge vollauf zu thun haben, wollen sie seine zurückstoßende Härte und Herbe überwiegen. Er haßt im Grunde die neuere Philosophie, Schiller ist der Mann seiner Neigung, während ihm Goethe nur fast wider Willen Bewunderung abnöthigt und sein moralisch-politischer Maßstab erinnert oft an Pfizer und Menzel. Dennoch müssen wir ihm fast immer Recht geben, weil sein historischer Takt alle diese Sympathien und Antipathien im richtigen Maße hält. Die politische Schlußperspektive erscheint mir sehr richtig und die höchste Aufgabe einer geschichtlichen Darstellung darin erreicht zu sein: in steter Rückwendung zur Vergangenheit sich doch wegweisend für die Zukunft zu verhalten.

112. An Rapp.

Stuttgart, den 5. März 1842.

— — Glaub nur nicht, daß mich Deine Anerkennung vornehm machen werde. Gegen Dich bin ich's nie gewesen, wie man's denn gegen Ebenbürtige nicht sein kann und als solchen habe ich Dich immer anerkannt, nur daß Dein Gebiet in einem ganz anderen Welttheil liegt als das meinige. So weit Du nun in meinem Reich Dir Kolonien und Luftschlösser anlegen willst, muß ich mir freilich mein Oberhoheits-

recht vorbehalten; wogegen ich beim Einkauf der Waaren, die Du aus Deinem asiatischen Königreich bei mir einführst, Dich jederzeit als Souverän jener glücklichen Gefilde anerkenne, die solche Gewürze und Wohlgerüche erzeugen. Ueberhaupt habe ich in meinem Leben weit mehr durch Kleinmuth gefehlt und verloren, als durch Stolz.

Frühling. Man freut sich den ganzen Winter darauf und wenn er kommt, macht er einen eher traurig, als vergnügt. Man empfindet in gewissen Jahren, daß man mit der sich verjüngenden Natur nicht mehr gleichen Schritt halten kann. Uebrigens werde ich durch die Fürsorge meines Bruders in der nächsten Woche zum Onkel werden, was mich sehr glücklich macht. Ich tauge doch im Grund besser zum Onkel, als zum Vater. Es ist ein vermittelter, gleichsam genußloser Genuß und hat Resignation zur Grundlage. Das ist doch allein für mich; Du wirst mich auf Heirathsgedanken nie mehr betreffen.

Ich bin jetzt doch an das opus posthumum[1]) der Memoiren gerathen. Es war hauptsächlich der abgeschiedene Geist der Mutter, der mir keine Ruhe ließ. O! man hat mehr erlebt, als man glaubt, wenn man es nur einmal wagt, die alten zurückgestellten Kisten der Erinnerung zu öffnen. Ein unendlicher Stoff drängt sich zu, Charaktere, Situationen, Pragmatismus, Liebe und Haß, Lob und Tadel, die man lange Jahre im Herzen getragen, klingen sich hier harmonisch aus und kommen zur Ruhe — hoffentlich. Das Manuskript wird meinem Bruder in Verwahrung gegeben, in dessen Familie es fortdauern soll. — Den ersten Abschnitt, Eltern und Voreltern betreffend, schicke ich Dir vielleicht bald; Du wirst sehen, daß aus so widerstrebenden Elementen zwar ein scharfer Geist hervorgehen konnte, aber kein glücklicher.

113. An Vischer.

Stuttgart, 17. März 1842.

— Deine Vorlesung über Shakespeare möchte ich hören können. Zu lesen kriegt man das doch nie. Aber nächsten Winter solltest Du dann Deinen Grundriß der Aesthetik zum Druck bearbeiten. Es ist hohe Zeit, daß hier einmal etwas gethan wird. Und auch in Absicht

1) „Das nach dem Tode seines Verfassers erscheinende Werk"; welches übrigens damals nicht über den Anfang hinaus kam. An seine Stelle traten später die zwei Stücke, welche jetzt den 1. Band der Gesammelten Schriften eröffnen.

der ordentlichen Professur wird es Dir gewiß dienlich sein. Dann mußt Du aber auch — — doch ich will lieber eine Unterredung mit meiner Tante[1]) hersetzen, die in der Regel bei meinen Besuchen draußen vorfällt.

Tante: Drum, Du solltest eben doch auch einmal eine Frau nehmen, das Ding ist nichts so.

Ich: Hat schon noch Zeit.

Tante: Guck, wenn man so ein alter Hagestolz wird, so wird man so wunderlich und nimmt so Eigenheiten an —

Ich: Freilich, es kann so weit kommen, daß man kein Salzbüchsle mehr auf'm Tisch sehen mag — (Wirkliche Eigenheit der Tante.)

Das Hühneraugenmalör[2]) ist doch (und wenn Du vor Zorn berstest, ich sags) zum Theil auch selbst verschuldet. Welche Noth hattest Du damals beim Uebelen mit dem Stiefelanziehen. Alle zu eng. Sieh nur, womit hat es das Menschenpack, insbesondere das Tübinger, um Dich verdient, daß Du sie mit einem kleinen Fuß entzücken willst? wären sie nicht vielmehr werth, daß Du ihnen durch Orlogschiffe von Stiefeln Entsetzen einjagtest? Ich weiß Alles, was Du dagegen sagen wirst: bei der eigenthümlichen Construktion Deiner Zehen wäre der Druck nie ganz zu vermeiden — wohl aber bedeutend zu mindern.

Vorgestern erhielt ich folgenden Brief:

„Ihro Hochwohlgeboren
Herrn Stadtpfarrer Strauß in Ludwigsburg.

Ich habe in Kannstadt ein Buch von Ihrer Ausgabe gesehen, daß von Christus und Religion lautet, der Herr in Kannstadt sagte mir, es Kost 9 fl. Zu Kaufen ist es mir doch zu Theuer, und wenschte sehnlichst, es für Lesenkösten zu Lesen, es folgt dann bald unverdorben wieder zurik. Weiteres zeichnet ergebenst mit aller Hochachtung

Karl Beyerer
Schreibfederenfabrikant in Ebersberg
bei Backnang."

---

1) Der S. 112, 1) genannten.
2) Mit dem Vischer zeitlebens zu thun hatte.

114. **An Vischer.** Stuttgart, den 4. April 1842.

— Vorige Woche bekamen wir im Theater, worauf wir schon den ganzen Frühling gewartet hatten, Kleist's zerbrochenen Krug zu sehen. Er nimmt sich auf der Bühne sehr gut aus, gefiel auch dem Publikum so viel man sehen konnte und jetzt hört, und wird sich hoffentlich auf dem Repertoir halten. Döring spielte den Richter Adam vortrefflich. Das Stück ist doch vielleicht das Beste, was Kleist geschrieben hat, es ist nichts Krankhaftes, darin wie sonst in allen seinen Sachen; denn die schlechten Shakespearesirenden Wortwitze hin und wieder sind nur als unschuldiger Hautausschlag zu betrachten. Das Sujet ist gewiß ächt komisch, so komisch als das des Oedipus tyrannus (von dem Materiellen seines Verbrechens abgesehen) tragisch ist: wie dieser ohne sein Verbrechen zu kennen, mithin unbefangen, drauf los untersucht und dadurch ein Glied seiner Unthat ums andere hervorgräbt — so weiß hier der Richter, daß er selbst das begangen hat, worauf er inquiriren soll und sucht somit befangen, auf jedem Schritte die Untersuchung, die er doch selbst führen muß, zu hemmen oder auf Seitenwege zu leiten, bringt aber am Ende doch seine Schande an den Tag. Daß jener, trotz aller Abmahnungen doch dasjenige herausbringen *will* und am Ende herausbringt, wovon er *nicht* weiß, daß es seine eigene Schuld ist, ist das Tragische; daß dieser, trotz aller Bemühungen und Winkelzüge, zuletzt doch dasjenige herausbringen *muß*, wovon der Schuft wohl *weiß*, daß er selbst es peccirt hat, ist das Komische. — — Ein Uebelstand bei dem zerbrochenen Krug sind freilich die Jamben, wie eine frischbeschlagene Chaussee, was, mit einigen dort zusammentreffenden Wortwitzen, namentlich die Introduktion etwas schwer verständlich macht.

Indem ich mich besinne, daß ich statt Introduktion Exposition hätte sagen sollen, jenes aber eine Opernkategorie ist, fällt mir Kauffmann und mittelbar Carl Lohbauer [1]) ein — hast Du das Gedicht von diesem im Beobachter vor etwa 8 Tagen gelesen?

Nun komm also auf den Pferdsmarkt, das Geld findest Du jetzt von mir bereit; übrigens ist mein ceterum censeo [2]) immer gegen den Pferdskauf. —

---

1) Ein Bruder von Kauffmanns Frau. — 2) „Mein letztes Wort".

Zweite Abtheilung.
1842—1848.

Die Briefe, welche wir in dieser Abtheilung zusammenstellen, reichen vom April 1842 bis zum Ende des Jahres 1848. Wir sehen in denselben den einsamen Gelehrten durch seine Verbindung mit einer hochbegabten Künstlerin einen in seinem Innern längst vorbereiteten Schritt wagen, der seinem Leben einen neuen Gehalt geben sollte. Wir bemerken aber auch bald, wie die frohen Hoffnungen sich doch nur theilweise erfüllen, und wir könnten, wenn wir es nicht vorher schon wüßten, auch den hier mitgetheilten Briefen (nicht alle uns vorliegende waren zur Veröffentlichung geeignet) entnehmen, daß ihr Verfasser trotz mancher, mit der Zeit immer spärlicher werdenden Lichtblicke, in seiner Ehe das Glück nicht gefunden hatte, das er sich von ihr versprach. Wie damit das zeitweise Erlöschen seiner schriftstellerischen Produktivität zusammenhieng, sagt uns Strauß selbst Ges. Schr. I, 15 f. Als seine Ehe unter schweren inneren und äußeren Kämpfen getrennt war und die Thätigkeit des Schriftstellers an den Arbeiten über Julian und über Schubart sich neu zu beleben begonnen hatte, wurde unser Freund in die politische Bewegung des Jahrs 1848 verwickelt. Er entzog sich ihr mit dem Schluß dieses Jahrs durch Niederlegung seines Abgeordnetenmandats, verließ aber gleichzeitig auch seine schwäbische Heimath, um erst nach geraumer Zeit für einige Jahre in sie zurückzukehren.

---

115. **An Rapp.** Stuttgart, den 11. April 1842.

— — Weiter in den Memoiren bin ich bis jetzt nicht gekommen; ich schreibe nur daran, wenn mir das Lesen (geschichtlicher oder anderer Bücher) so entleidet ist, daß ich das Bedürfniß des Schreibens fühle; dies, die Gewohnheit zu produziren überhaupt, ist es, was mich zu den

Memoiren geführt. Freilich scheint es auch ein Gesetz meiner Natur zu sein, wodurch sie sich im Gleichgewicht erhält, daß ich allemal nach einer wissenschaftlichen Arbeit etwas mehr Aesthetisches machen muß. An welchen wunderlichen Fäden hängen wir!

Ja freilich, an welchen wunderlichen Fäden! Denn gestern schlug wie der Blitz aus heiterem Himmel ein Billet der Schebest in mein ruhiges Dasein, worin sie mir ihre Ankunft meldet.

Ging also hin und fand sie schöner und liebenswürdiger, als je. Bin also auch wieder so bezaubert wie je. Sie war in Zürich während der Revolution gegen mich, sah mich verbrennen, durfte nicht gestehen, daß sie mir befreundet sei. Dagegen konnte sie sich auf ihren Reisen in Norddeutschland Manches auf meine Freundschaft zu gut thun. Singt am Mittwoch den Romeo.

Nun ist aber das Rasendste dies, daß sie den Sommer gleichfalls den Rhein hinab will, um in Cöln und Aachen zu singen, daß ich also da natürlich mitgehe. Im Juni, sagt sie, und will mir noch genauere Nachricht geben. Könnte ich nur jung sein und leichtsinnig und —. So aber bleibe ich resignirt und muß doch die Neigung und Leidenschaft in mir Wellen schlagen lassen, ob ich wohl weiß, daß sie zu nichts führt und führen darf. Dies Bewußtsein ist beschwerlich.

P. S. Nur nichts Unartiges gegen die Schebest. Für die Memoiren will ich sie seiner Zeit hübsch ausmeißeln. Ich wünschte, Dich zu ihr zu führen; Du würdest gestehen, eine klassischere Figur nicht gesehen zu haben.

116. An Rapp.

Heilbronn, den 25. April 1842.

Es ist eigen, zweimal seit 8 Tagen wollte ich Dich besuchen — und beidesmal läßt der Geist es nicht zu. Es muß Dein Pastoralgenius sein, der es nicht leiden will und der demnach doch noch mächtig ist. Das Billet, das Du mir schicktest, erhielt ich am Morgen, als ich auf den Nachmittag schon die Kutsche bestellt hatte, um die Sängerin (wie Du sie nennst) hierher zu führen, von wo sie nach Würzburg weiter reisen wollte.

Es ärgerte mich mäßig, was Du schriebst, und machte mich noch weniger irre. Also auch er muß der Philisterei den Tribut bezahlen, dachte ich, — gut. Er wird selbst davon zurückkommen. Die Reise

war allerliebst. Die Fußpartie um Besigheim herum an den Ufern der Enz werde ich nie vergessen. Jetzt ist sie in Würzburg, von wo ich gestern schon einen Brief von ihr erhielt. — Es ist doch ein gelungenes Stück Arbeit, daß ich einem solchen Mädchen Liebe, leidenschaftliche, einzuflößen im Stande war. Könnte nur mehr, etwas Bleibendes daraus werden! Sie ist eine reiche, feurige Seele und ebenbürtig den unsern. Wie schnell hat sie mich gefaßt und ganz verstanden. In etwa 10 Tagen gibt sie hier ein Konzert, wozu ich von Stuttgart aus herunterkomme und Du hoffentlich von Enslingen. — Hier und in Weinsberg, wohin sie Kerner in einem göttlichen Brief an mich eingeladen hat, werden wir uns 8 Tage oder mehr verweilen. Dann geht's abermals nach Stuttgart zu einem Kreis von Gastrollen. Im Juni hierauf nach Köln. Das ist freilich ein Meer voll Wellen, von dem ich noch nicht weiß, wie ich durchkomme. Allein lieber versaufen [1]) als verschmachten.

117. An Märklin. Stuttgart, den 2. Mai 1842.

— — Es ist sonderbar, wenn Du meinst, ich habe Dir meine Ansicht eben als die meine, gleichsam als Autorität, aufdrängen wollen: nicht dies war's, sondern weil ich sie für richtig hielt, und in der Leidenschaft (wie Du natürlich finden wirst) nicht begreifen konnte, wie jemand anderer Ansicht sein könne. Uebrigens glaube mir nur, daß ich eine so solide Natur bin wie Du — was auch Kauffmann bei Gräßle mir für Ehrentitel geben mag. Er ist ein großer Musiker, ein herrlicher Mensch, aber ein schlechter Psycholog. Das Auflehnen gegen moralische Rücksichten gehört zu meiner polemischen Natur, geht mehr vom Kopf als vom Herzen aus und ist nur gegen Bornirtheit und Pharisäismus, nie gegen den wahrhaft sittlichen Kern der Sitte gerichtet. In der Liebe insbesondere ist mir der Leichtsinn eine natürliche Unmöglichkeit, ich habe sie immer nur zu ernst, als eine Art von Kultus betrieben. Ernster aber war mir's noch nie als diesmal. Schon daß ich nach dem Thorschluß (denn ich glaubte seit einem Jahre wirklich abgeschlossen zu haben, und die Art, wie ich die Geburt meines Neffen beging, war eine Demonstration des Hagestolzenthums) noch einmal aufgepocht werde, ist mir bedeutend; ich sehe es als einen Ruf

1) Schwäbisch für „ertrinken", hier dem Gleichklang zu Liebe gewählt.

an: jetzt oder nie mehr. Daß nun die Schebest in allen wesentlichen Stücken, worunter ich außer der Gestalt den Geist und das Gemüth verstehe, des besten Mannes würdig ist und fähig einen zu beglücken, das glaube ich gewiß zu wissen. Ebenso bin ich ihrer vollen und innigen Neigung zu mir gewiß. Nun kommen aber allerlei Bedenken. Jenen wesentlichen Punkten stellen einige unwesentliche ein Bein: wird sie je Hausfrau werden können? wird sie nicht in dem ungewohnten Boden, der ihr jetzt zwar reizend scheint, wie eine zu spät versetzte Pflanze verwelken? Und was die Neigung betrifft — so sicher sie mir jetzt ist —, wird dieser über Büchern verkommene Dr. Faust die Liebe eines zu dauerhafter Jugend angelegten Wesens sich erhalten können? Ja endlich ist es nicht auch für mich eine allzuspäte Verpflanzung aus einem Boden in den andern? aus Einsamkeit, Unabhängigkeit, in Gesellschaft, mancherlei Abhängigkeiten u. s. f.? Die erste Jugend setzt sich über derlei Bedenken hinweg; aber in unsern Jahren weiß und erwägt man, daß an solchen kleinen Wunden ein ganzes Leben sich verbluten kann. Was also thun? Trotz Allem sich versprechen? Das geht so schnell nicht. Oder abbrechen? Das wäre ja rasend voreilig, wenn es auch nicht unmöglich wäre. Du siehst, es bleibt nichts übrig, als fortzumachen, sich selbst und den andern Theil noch genauer kennen lernen und zu sehen, was am Ende zu thun sein wird. Gibt's eine Tragödie, — nun so war der nicht auszuweichen. Ich habe aber im Stillen eine bessere Hoffnung.

118. An Wilhelm Strauß. Ludwigsburg, den 14. Mai 1842.

Wenn Du diesen Brief erhältst, ist vielleicht Freund Märklin mit seiner Frau schon dort, oder kommt er nächstens Dich aufzusuchen. Ich habe in der letzten Woche 8 Tage bei ihm zugebracht und er wünschte einen Brief an Dich, allein ich kam in Heilbronn nicht mehr dazu, ihn zu schreiben. Ich war dort aus Veranlassung meiner Freundin Schebest, die auf dem Wege von Würzburg nach Stuttgart sich von Kauffmann bewegen ließ, ein Konzert in Heilbronn zu geben, bei welcher Veranlassung ich mit ihr im Kreise meiner dortigen Freunde und des Kerner'schen Hauses sehr schöne Tage verlebte[1]). Es ist jetzt

1) Aus diesen Tagen stammt das nachfolgende Gedicht J. Kerner's, welches sich, von seiner Hand geschrieben, in den Papieren von Agnese Schebest

etwas über einen Monat, daß sie nach vier Jahren wieder in Stuttgart erschien, und mir nach langem Winterschlaf endlich einmal auch wieder einen Frühling brachte. Ich freue mich, daß Märklin zu Dir kommt, der hat sie kennen gelernt und auch mein Verhältniß zu ihr, und so wird er Dich mündlich unterrichten, daß hier von keiner gewöhnlichen Sängerin und einer Liebschaft mit ihr die Rede ist. Du fragst in Deinem letzten Briefe theilnehmend nach meiner Stimmung: wenn sie heiter ist, wenn das Leben wieder einen Reiz für mich hat, und wenn Dich dies, wie ich gewiß weiß, erfreut, so haben wir dies nur diesem seltenen Geschöpfe zu verdanken, von dem ich auch für die Zukunft ein Glück hoffe, auf das ich längst Verzicht geleistet hatte. Im nächsten Monat singt sie in Aachen, da werde ich mich denn bei Dir ein- und sie Dir und der lieben Amalie vorstellen; dann könnt Ihr ja sehen, ob sie Euch allenfalls als Schwägerin taugen würde. Einstweilen haben wir bereits eine höchst anmuthige Brautreise vor der Hochzeit nach Heidelberg und bis Weinheim gemacht, von wo ich vor zwei Stunden hierher zurückgekommen bin, um sie allein in Stuttgart eintreffen zu lassen. Nun sei nur so gut und erschrecke mir nicht über diesen Brief und fürchte keinen Mißgriff von mir. Wie gesagt, es ist ein Glück, daß ich mich auf den besonnenen Märklin berufen kann. Adieu für heute! — —

---

vorgefunden. (Es ist auch wiedergegeben unter der Ueberschrift „Der Singenden" in „Der letzte Blüthenstrauß" von J. K. Stuttgart 1852. Nr. 79.)

An Agnese Schebest.

Fee des Gesangs! nimm unserer Herzen Dank
Für Deine Zaubernähe, deine Lieder!
Herzen die noch so alt, die noch so krank,
Schlugen bei Dir in frischer Jugend wieder.

Dein Wesen, Fee! das ist verklärter Schmerz.
Hätt' Dich nicht früh der Erde Leid durchdrungen,
Nie hätte später, glaube mir! Dein Herz
(Denn nur Dein Herz singt) also rein gesungen.

Du bist nicht Künstlerin, bist Kind der Flur,
Lerche der Luft und Nachtigall vom Haine.
Dich grüßet warm die schwäbische Natur,
Sie küßt Dich auf das volle Herz, das reine.

Am 10. May 1842. Justinus Kerner.

119. An Rapp.

Cöln, den 20. Juni 1842.

Wie ein Goldfischchen schwamm mir gestern Dein Briefchen unter einem ganzen Fischteich von Briefen zu, der sich seit meiner Abwesenheit von Stuttgart angesammelt hatte. Das kalte Wasser, durch das Du meine Neigung noch gezogen wissen wolltest, bescheerte mir der Bruder, der mich erschreckt zu einem Kongreß nach Mannheim berief und von da mich hieher transportirte. Hier wurde nun Alles, was Verstand und Rücksichten gegen eine solche Heirath haben können, besprochen und ich sehr heruntergebracht; aber wie ich 8 Tage später meine Freundin in Coblenz wieder sah, war ich mit Einemmal über Alles weggehoben; auch auf den Bruder machte sie den besten Eindruck und so führte ich sie denn als meine Braut in sein Haus ein, wo sie auch von der Schwägerin sehr freundlich auf- und angenommen wurde. Jetzt hat sie noch in Aachen zu singen, wo ich sie kürzlich besuchte, dann will sie in Karlsruhe vor einem ihr besonders befreundeten Publikum ihre künstlerische Laufbahn beschließen und Ende Augusts oder Anfang Septembers wirst Du uns in Enslingen trauen. Besinne dich nur derweil auf eine Rede. Es ist noch dazu eine gemischte Ehe: muß man da auch einen katholischen Pfarrer haben? Niederlassen werden wir uns in Heilbronn, wo wir uns hoffentlich oft sehen werden. Hättest Du etwa im August ein freies Haus, so möchte ich wohl Deine liebe Frau bitten, meine Braut ein wenig in die Lehre zu nehmen, da sie zur Haushaltung allen guten Willen aber keine Uebung besitzt.

Es ist sehr gut, daß alle möglichen Bedenklichkeiten und Rücksichten in mir aufgeregt worden sind, ich habe nun, da ich mich auf sie eingelassen und sie überwunden habe, eine stille, ruhige Freudigkeit gewonnen. Die Verbindung durch Leidenschaft geschlossen, durch den Verstand erschüttert, hat sich nun auf dem Boden der Vernunft wiederhergestellt und fest begründet. — Auch die Freundin gedenkt Deiner stets auf's Freundlichste; sie hat selbst verlangt, von Dir getraut zu werden.

120. An Wilhelm und Amalie Strauß.

Heilbronn, den 29. Juli 1842.

Lieber Bruder!

Nicht wahr, es ist recht unartig, daß wir Dir so lang nicht schreiben — zwar hast Du voraussichtlich in der letzten Zeit durch

Rapp Nachricht von unserem Leben und Befinden erhalten — der Grund unseres langen Schweigens war aber der, daß wir mit unserer Wohnung immer nicht im Reinen waren, und von Tag zu Tag hofften, Dir etwas Entscheidendes darüber schreiben zu können, welches jetzt endlich sein kann, indem wir nun doch nach Sontheim ziehen, nachdem der Hausbesitzer sich über verschiedene Scrupel, z. B. daß wir in Kurzem nach Brüssel ziehen und er dann die Kosten der Einrichtung umsonst gehabt haben würde, beruhigt hat. Agnes war für die Wohnung gleich von Anfang eingenommen, und ist jetzt sehr vergnügt, daß wir sie bekommen, wie sie denn auch in Betreff auf Geräumigkeit und Aussicht unvergleichlich ist. Wir haben nun 8 Tage in lauter Geschäften für Logis, Möbel rc., aber zugleich äußerst vergnügt hier zugebracht; es haben sich schon die Anfänge eines Liebhabertheaters gebildet, wobei Agnes die Primadonna, Kauffmann der Komiker, ich Theaterdichter und Souffleur bin, die Garderobe aber aus alten Prälatenhüten, Servietten und dergl. trefflich zusammengesetzt wird. — —

Mit inniger Liebe

Dein treuer Bruder.

Liebe gute Amalie!

Endlich, endlich haben wir's Nestchen gefunden, worauf ich mich freue, wie das Kind auf's Christkindchen. Wir hatten schon große Sorge, Ihr möchtet übles von uns denken, weil wir so lange auf einen Gruß warten ließen, aber des Laufens war gar zu arg und ich kann meinen lieben Strauß nicht genug bewundern ob seiner Geduld.

Die Reise von Cöln hierher war ganz vortrefflich und auf dem Neckardampfschiff habe ich sehr viel lachen müssen. Der Himmel wollte, daß zwei lustige Studenten — Verehrer von Strauß — und ein Pfarrer dort zusammentrafen, der sehr viel über Religion faselte. Zur Belustigung der Reisenden endlich wurde er von einem der Studenten gefragt, was er wohl von dem Strauß hielt — das ist ein überspannter Kopf, den man als vernünftigen Menschen hochverehren müßte, aber seine Ansichten theile er durchaus nicht. Du kannst Dir das Gelächter denken. Alle kannten mich und der Pfarrer wurde wegen seiner widersprechenden Aeußerung sehr geneckt und verlacht.

Grüße Deinen lieben Mann herzlich, auch Deine liebe Schwester und Gatten. Bald hört Ihr mehr von dem glücklichen Weibe

Agnese Strauß.

121. **An Wilhelm und Amalie Strauß.** Juli 1842.

Lieber Bruder!

— — Vor 14 Tagen führte ich Agnesen in Ludwigsburg ein, wobei es allerliebst war, wie schnell sie in die Weise der Tante[1]) einzugehen und sie für sich zu gewinnen wußte, so daß schon nach der ersten Viertelstunde, wie sie einmal das Zimmer verließ, die Tante zu mir sagte: Horch, Deine Braut gefällt mir recht wohl, sie ist ein schöns und ordelichs[2]) Frauenzimmer. Wir speisten bei der Tante und brachten den Nachmittag in Hiller's[3]) Gartenhause sehr lustig zu. Wir hatten Kauffmanns mit heraufgenommen, und nun war der Oheim so galant, daß er die alte Frau Lohbauer[4]) selbst abholte, und a m A r m in den Garten führte. Gegen Agnes war er wieder ausgezeichnet — selbst ein wenig verliebt —; der Toast, den er uns ausbrachte, fing an: Genie muß sich mit Genie verbinden, und dauerte etwa $^1/_4$ Stunde, da ihm nach jedem Schluck stehend noch etwas einfiel, worauf dann abermals angestoßen und getrunken wurde. Als Kauffmann mit Agnes sein Lieblingsduett: Bei Männern, welche Liebe fühlen, anstimmte, sang er mit, und die Zeilen: die süßen Triebe mitzufühlen Ist dann der Weiber erste Pflicht — seiner Frau in's Ohr. — —

Liebe Amalie!

Den schönsten Dank für Dein liebes Briefchen an Agnes, ich kann's vielleicht morgen selbst übergeben, wir haben halb eine Zusammenkunft verabredet in Pforzheim; nun kam aber heute der entscheidende Brief nicht, ich weiß nicht warum, da ich doch sonst (Du wirst lachen) jeden Morgen einen bekomme (und jeden Abend einen abschicke). Ich wollte, die 14 Tage wären vollends herum, ich sehne mich sehr, mit Agnes, die ich immer mehr lieben und schätzen lerne, ruhig zusammen zu leben. Wie schön wird es sein, wenn auf nächstes

1) Gemeint ist die S. 112 1) erwähnte.

2) = „ordentliches“, artiges.

3) „Onkel Hiller“, mit einer Halbschwester von Strauß' Vater verheirathet, war ein wohlhabender Juwelier, der sich vom Geschäft zurückgezogen hatte. Einige Verse, in denen sein Neffe den heitern Mann schildert, werden zu Br. 242 mitgetheilt werden. Seine Frau war 1842 schon fast vollkommen taub.

4) Kauffmann's Schwiegermutter, die als Wittwe in Ludwigsburg lebte.

Frühjahr Du mit dem lieben kleinen Hermann einige Wochen bei uns zubringst. Es soll Dir gewiß gefallen bei uns, bis dorthin kann Agnes auch wohl kochen, worin sie sich nach Löfflerin [1]) schon ordentlich geübt hat in Heilbronn, wie folgende dort aufgeführte dramatische Scene zeigt:

Agnes (mit Kochlöffel aus der Küche hereinstürzend, singt nach der Melodie, mit welcher die Zauberflöte anfängt):

Zu Hülfe! zu Hülfe! mir will nichts gerathen!
Der Kuchen verbrennt und es dorret der Braten!
O Himmel! die Gäste! schon nahen sie sich —
Wer rettet, rettet, schützet mich? (fällt in Ohnmacht, wie Tamino vor der Schlange).

Kauffmann als Sarastro, mit Küchenschürze und eine Serviette um den Kopf geschlungen:

O lausche Kind den Worten,
Die meine Weisheit spricht:
Zu Kuchen und zu Torten
Reicht Deine Kunst noch nicht.
Mit hohem Sinn ist's nicht gethan:
Fang Du bescheiden vorne an.

Laß Wasser sich vereinen
Im Sud mit Brot und Salz;
Dann magst Du Zwiebel bräunen
In Butter oder Schmalz;
Das gieße drauf: so wird gar fein
Der Köchin Probestück }
Die Wassersuppe } fertig sein. (Hier hebt Kauffmann von einer Schüssel mit Wassersuppe, die Agnes indessen geholt hat, feierlich den Deckel ab.)

adieu!

122. An Rapp.

Stuttgart, den 6. August 1842.

— — Es gefällt mir, was Du mir über Agnesen schreibst. Es ist mir ganz recht, daß Du Dich in ihrer Anerkennung nicht übereilst,

1) Deren Kochbuch damals jedem Haus in Württemberg unentbehrlich war; Strauß erwähnt sie Ges. Schr. I, 87 als die Lehrerin seiner Mutter in der Kochkunst.

sie kann gründliche Prüfung wohl ertragen. Bei mir hat sie diese durchgemacht und ich weiß mit jedem Tag mehr, daß ich das redlichste Herz und die schönste, wahrhaft menschlichste Natur an ihr gewonnen habe. Ich bin vergnügt und ordentlich stolz darüber, wie über ein gelungenes Werk, daß ich hier meinem Herzen gefolgt bin, ohne mich durch die allerhand Warnungstafeln, die gerade für meine verständige und bürgerliche Natur hier zahlreich vorhanden waren, irre machen zu lassen. Es muß, es wird gut gehen — wo nicht, so müßte die Schuld mehr an mir, als an ihr liegen. Es gibt Punkte, wo wir nicht einig sind, die aber mehr zu ihren Gewohnheiten, als zu ihrer Natur gehören und daher nicht unüberwindlich sind. Und dann bin ich auch so eingebildet nicht, um nicht zu wissen, daß auch ich in manchen Stücken einer Ergänzung und Berichtigung bedarf. Schreib ihr nur. Wie kannst Du meinen, ich sei eifersüchtig? Ich habe gar keine Anlage dazu, find' ich.

123. An Wilhelm und Amalie Strauß.

Sontheim, den 7. September 1842.

Daß unsere Hochzeit am bestimmten Tage und Orte stattgefunden hat, werdet Ihr aus den Zeitungen, die sich mir immer besonders dienstfertig erweisen, ersehen haben. Dank für Eure freundlichen Glückwünsche, und auch dafür, daß der Bruder abermals in gewohnter Weise den frater Kellermeister machen will. — —

— — Montag Abends war Alles so weit in Ordnung, daß wir am folgenden Tag unsere Gäste empfangen konnten. Nun aber zeigte sich, damit die poëtische Verwicklung bis auf den letzten Augenblick nicht fehle, daß der Dekan von Ludwigsburg, der uns ausgerufen hatte, dem Pfarramt Horkheim, wo wir getraut werden wollten, keine Vollmacht darüber ausgestellt, noch überhaupt Nachricht gegeben hatte; ich wußte nicht, war es Zufall, oder war ihm eingefallen, daß wir katholischerseits gar nicht ausgerufen worden seien; schnell schrieb ich ihm 1/2 Stunde vor Abgang der Post, er solle das Papier dem Oheim Hiller mitgeben, und diesem, er solle es abholen lassen. Unruhig war ich aber doch, und sagte der Braut nichts, um ihr nicht Sorge zu machen. Indeß versprach mir Rapp, wenn der Pfarrer kein Hinderniß in den Weg lege, die Trauung jedenfalls vorzunehmen, da es höchstens noch an einer Form fehle. Nicht ohne Besorgniß, die Papiere

könnten ausbleiben, fuhr ich am Trauungsmorgen hierher — doch der Oheim stand schon auf dem Balkon, und überreichte mir auf der Treppe die Papiere. Nun ging's rasch nach Horkheim[1]), wo der Pfarrer diese nicht einmal verlangte, sondern erklärte, an einer Sache, an der der Dr. Strauß keinen Anstand finde, finde er auch keinen. In der Kirche, die hauptsächlich mit Juden besetzt war, emfing uns Kauffmann mit Stücken aus der Zauberflöte, die er auf der Orgel spielte und Rapp hielt die Rede, die ich Dir hier in Abschrift beilege, und die gewiß die erste Trauungsrede in dieser Weise ist. Nach der Trauung begaben wir uns mit Oheim und Tante nebst Theodor Ruoff, ferner Kauffmann's, Schnitzer's[2]) und Märklin's, den Pfarrer Rapp nicht zu vergessen, hierher und weihten unseren Salon durch eine Mahlzeit ein, welche der hiesige Wirth sehr schmackhaft zubereitet hatte. Nach Tisch kam Kerner mit Frau und brachte ein Gedicht[3]).

Kauffmann war am Klavier wie am Glase thätig, und alle verlebten einen harmonisch schönen Tag, bei dem mir nur der Bruder fehlte! Gestern feierten wir mit Kauffmann und Schnitzer die silberne Hochzeit und in 8 Tagen soll die goldene mit Körner'schem[4]) Biere gefeiert werden. Unser Leben ist ein wahres Schlaraffenleben zu nennen, wenigstens das meinige, denn meine Frau entwickelt einen großen ökonomischen Eifer, und beschämt mich durch ihren Fleiß. Und wie schön es bei uns ist! welche Aussicht von jedem Fenster und vollends vom Balkon. Vor uns der Nekar mit Schiffen und Flößen, links Horkheim mit unserem Kirchlein, rechts Heilbronn mit dem Wartberg, dann die Beleuchtung Morgens, Mittags, Abends, immer neu und immer schöner. Kommet nur bald. — —

---

1) Ein Dorf am linken Neckarufer, in dem die evangelischen Bewohner von Sontheim eingepfarrt sind; unter seinen Bewohnern befanden sich verhältnißmäßig viele Juden.

2) Schnitzer, Gymnasialprofessor in Heilbronn, ein Studiengenosse von Strauß, ein Jahr älter als dieser und bald nach ihm, 1874, gestorben, der Verfasser tüchtiger theologischer und philologischer Arbeiten. Im Herbst 1842 wurde er von Heilbronn nach Reutlingen befördert und kehrte erst 1870 wieder nach H. zurück.

3) Dasselbe folgt am Schlusse des Briefes.

4) D. h. aus der Körner'schen Brauerei in Ludwigsburg stammendem.

Impromptu bei Strauß Hochzeit[1]).

Strauß Glaube kommt dem Ehstand ganz zu gut:
Denn ist es, wie er wähnet, nichts mit drüben,
Wenn nach dem Tode alles Lieben ruht,
So muß man hier für Ewigkeiten lieben.

Ein Andrer spricht: ich spare Vieles auf
Bis wir in einem bessern Stern uns sehen;
Er aber spricht: ich liebe hier vollauf:
Denn ich weiß fest, daß ich und Du vergehen.

Du Andrer raub' ihm diesen Glauben nicht,
Er dient zum Heil der herrlichen Agnese,
Und tritt er einst aus Schein im Tod an's Licht,
Und sie steht vor ihm, wird er drob nicht böse.

Dann wird er sprechen: „Kerner hatte recht,
Dem machte Scharfsinn wenig graue Haare —
Agnese! was der Kopf denkt, ist oft schlecht,
Nur was mein Herz gefühlt, — Herz! — war das Wahre.“

Justinus Kerner.

124. An Zeller.

Sontheim, den 12. September 1842.

Wie freundlich halfst Du unseren Hochzeitstag erheitern durch Dein herziges Gedicht, und Dein ganz für unsere hiesige Räumlichkeit berechnetes schönes Geschenk! Letzteres haben wir Gott sei Dank noch, das erstere aber haben uns neckende Spuckgeister von der Tafel weg spurlos entführt, so daß es schon Abends nicht mehr aufzufinden war[2]). — Du mußt daher schon so gut sein und es uns noch einmal — nicht schicken, sondern selbst bringen. — —

— — Könntest Du nur auch Baur bewegen, herunterzukommen, sag ihm wie sehr ich mich freue und auch meine Frau, ihn bei uns zu bewirthen. Auch Vischer lasse ich, obwohl ich weiß, daß er kürzlich in Stuttgart beim Schneider gewesen und nicht bei mir, bestens grüßen, und einladen, seinem Pferd bald in Sontheim Salz und Brot geben zu lassen.

---

1) Das obige Gedicht findet sich, unter Weglassung alles Persönlichen, wiedergegeben in „Winterblüthen“ von Justinus Kerner. Stuttgart, Cotta 1859. Nr. 100—101 unter dem Titel „Bei der Hochzeit eines Unglaubigen“.

2) Es fand sich nach einigen Wochen in Justinus Kerner's Hosentasche. „Wenn ich“ sagte Kerner, als er dieses Zeller erzählte, „so abergläubisch wäre, wie der Strauß, so hätte ich an Geister gedacht.“

Dann sollet ihr auch die Rapp'sche Trauungsrede zu lesen bekommen; von den Stücken aus der Zauberflöte, die Kauffmann vor- und nachher auf der erstaunten Horkheimer Orgel spielte, könnt ihr freilich nichts mehr hören.

125. An Rapp.

Sontheim, den 12. September 1842.

Du hast Deine Sache gut gemacht. Das Band, das Du geknüpft hast, hält recht gut und drückt uns auch nicht, es ist stark und sanft zugleich — was wollen wir mehr? Und nun fügst Du, als ob der geistliche Segen nicht Geschenks genug wäre, auch das irdische von Löffeln hinzu, uns zu erinnern, daß die Liebe auch von Brot lebt und nicht allein von den Worten, die aus des Herrn (Pfarrers) Munde gehen. Sie sollen uns Dich im Andenken halten nicht in prosaischer Weise, wie Du schreibst, sondern als Bild Deiner Lebensweisheit, die bescheiden sich hergibt, das Alltägliche zu veredeln und aus dem Kupfer des gewöhnlichen Menschentreibens Silber herauszuziehen. Von unserem Leben Dir zu schreiben, finde ich überflüssig, da Du nach dem, was Du hier gesehen und in ähnlichem Falle selbst erlebt hast, es Dir denken kannst. —

Laß auch zuweilen etwas von Dir hören; glaub' nur nicht, daß wir durch meine Heirath geschieden sind; ich kann Deine Briefe auch wenn ich 10 Frauen hätte, so wenig entbehren als den Wein.

126. An Rapp.

Sontheim, den 11. November 1842.

— Heut und gestern habe ich mein Schlößchen gegen die Kälte, wie gegen einen belagernden Feind, verstopft, Läden verschlagen. Sonntag ist hiesige Kirchweih, da erwarten wir unsere Heilbronner Freunde. Meine Frau backt Kirchweihkuchen. Wäre einer fertig, bekämest Du auch ein Stück.

127. An Käferle.

Sontheim, den 18. November 1842.

Unsern herzlichsten Dank für Deine freundliche Theilnahme an unserem Wohlergehen und für die sinnreichen Geschenke, mit denen Du unseren neuen Hausstand bedacht hast. Mit den Wachslichtern hast Du besonders meiner Frau eine große Freude gemacht, die kurz vorher ein von meinem Bruder mitgebrachtes und dagelassenes Wachslicht

sorgfältig in 2 Theile geschnitten und in 2 Leuchtern in der Gaststube aufgestellt hatte; Deine Verfügung darüber wird mit Vergnügen beachtet werden. In dem trefflichen Oetinger[1]) habe ich mich schon mehrmals erbaut; der Mann ist troß seiner Alchymie 2c. weiter als die jeßigen Kirchenlichter; ganz originell ist seine Art Erzählungen einzumischen, z. B.: einmal kam der Oberamtmann von Murrhardt zu mir 2c.

Aus unserer hiesigen Gesellschaft haben wir nun schon Schnißer verloren[2]); für uns doppelt empfindlich, weil er unter unsern Heilbronnern der beweglichste war, Kauffmann nimmt's mit dem Weg hierher schon schwerer. Vor 4 Wochen habe ich mit Kauffmann den Mörike besucht, den wir sehr wohl und munter trafen; aber wie wir ihn vor 8 Tagen zu Kerners bestellten, entschuldigte er sich mit Kreuzweh. Ich habe mit meiner Frau den Nolten und den Schaß von ihm gelesen — von seinen Gedichten singt sie manche und so wünschte ich sehr, daß sie ihn auch persönlich kennen lernen möchte, da ihr seine Dichtungen so lieb geworden sind.

Das aber muß ich nochmals sagen: wenn Du nur in unsere Nähe kommen könntest! Von Dir und Rapp wünschte ich's am meisten. Wir werden vielleicht bald nach Heilbronn ziehen, da jeßt ein passendes Logis aufzugehen scheint. Sonderbarer Weise erträgt meine Frau die hiesige Abgeschiedenheit leichter als ich und würde sich nicht gerne von unserem Landsiße trennen. Mir fehlt jeßt nichts als ein tüchtiges Geschäft — aber wo das hernehmen? — —

128. **An Rapp.** Sontheim, den 2. Dezember 1842.

— Zu schreiben weiß ich nicht mehr so viel, wie sonst, man muß sich erst in die neue Wirklichkeit einleben; erst späterhin wird es wieder kommen, daß man aus dem neu eingerichteten Hause, dessen Inneres jeßt alle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, auch wieder zum Fenster hinaussehen wird, um sich mit den Nachbarn zu unterreden. —

Von Vischer habe ich einen recht freundlichen Brief bekommen,

1) Ein Theosoph aus der Schule J. Böhme's, geb. 1702 gest. 1782 als Prälat in Murrhardt in Württemberg.

2) Vgl. S. 139[2]).

der die Streitpunkte unerwähnt läßt, worüber ich sehr froh bin und Alles als ausgeglichen betrachte.

Da jetzt in Heilbronn das Logis in der Linde frei wird, so beschäftigen wir uns ernstlich mit Umzugsgedanken, welche meiner Frau zwar mit Rücksicht auf unser Schlößchen und dessen Aussicht, die sie mit Recht sehr liebgewonnen hat, schmerzlich, doch insofern nicht ganz unwillkommen sind, als sie auf nächsten Sommer einem Zeitpunkt entgegensieht, den sie lieber in der Nähe ärztlicher Hülfe erwarten mag.

Auch ich trenne mich nicht gern von unserem jetzigen Aufenthalt, wenn nur die Kommunikation mit Heilbronn etwas weniges leichter und namentlich hier ein Gefährt dahin zu miethen wäre; ein eigenes anschaffen, wie Du, mag ich deßwegen nicht, weil ich doch immer nur auf wenige Jahre meinen hiesigen Aufenthalt berechnen kann.

Es fehlt jetzt Deinem Freunde an nichts Gutem mehr, als an einer Arbeit, denn lesen ist nicht arbeiten und ich kann auch das Lesen, wenn es keinen bestimmten schriftstellerischen Zweck hat, nicht mehr als Studium betreiben, sondern nur als Zeitvertreib.

Unter Gebirgen von Arbeit nach Leben seufzte der Jüngling;
Jetzt an des Lebens Strom, sehnt sich nach Arbeit der Mann.

Auch hätte meine Frau ohne Zweifel mehr Respect vor mir, wenn ich noch wie sonst arbeitete; ich lege ihr zwar öfters meine Schriften vor und sage ihr, daß ich das Alles geschrieben — aber nächstens glaubt sie's nicht mehr. Nun, sie wird Dir ja selbst schreiben und mich zwar hoffentlich in jeder anderen Hinsicht loben, nur in derjenigen nicht, die sonst das Löblichste an mir war.

129. An Vischer.

Sontheim, den 9. Dezember 1842.

Für Deinen freundlichen Brief und die Freude, die Du mir dadurch gemacht hast, laß Dir zuerst herzlich danken, und diesen Dank einen eigenen Absatz für sich ausmachen.

Florenz, Dir fehlt was Rom hat ꝛc.

so geht es uns jetzt, was ich diesmal ohne Klage sage, und nur wünsche, auch Du mögest das Wahre dieses Spruchs Königs Ludwig empfinden. Du hast einen Beruf, aber keine Frau, ich eine Frau aber keinen Beruf. Mit dieser Frau habe ich freilich viel Gutes bekommen, und mehr als ich wissen und erwarten konnte, so wunderbar findet sie sich in die neue Rolle, die ihr mit mir angewiesen ist. Ich

sehe hier, wie die weibliche Natur, wenn sie unverdorben sich treu geblieben, durch alle Abwege anderweitigen Berufs hierdurch die Bestimmung zum Hausmütterlichen in sich trägt. Wir haben jetzt auch die erste Wäsche gehabt, und die hat meine Frau mit Ausnahme meiner Hemden ganz selbst gebügelt. Wie der Wäscheschrank wieder voll und eingeräumt war, hatte sie eine solche Freude über den stattlichen Vorrath, daß sie mich hinausholte, es mit anzusehen. Dagegen hatte sie gestern eine ebenso anmuthige Freude, in ihr ehemaliges Métier wieder einen Spazierschritt thun zu dürfen, — es war nämlich bei Kaufmann Goppelt's[1]) eine musikalische Abendunterhaltung unter Kauffmanns Direktion, wobei sie die Hauptpartien zu singen hatte, aber auch Märklin sang im Chor mit. Zwar haben wir uns auch schon recht gezankt, wie das gar nicht anders sein kann bei zwei Leuten, die von den beiden Enden der Welt her ein sonderbarer Wirbelwind zusammengestürmt hat, allein wir haben dergleichen Mißverständnisse immer redlich offen und gründlich behandelt und so sind die Krisen immer gutartig und Quelle reineren Wohlbefindens für künftig geworden. (Unterbrechung durch Kellergeschäfte — Kartoffeln hineinschaffen lassen — der Keller wird von mir ausschließlich besorgt.) Aber den Beruf hast Du vor mir voraus und damit auch viel Gutes — was will es heißen, daß ich im Augenblick den Hamann in 7 Bänden studire und die Geschichte der Mauren in Spanien? Weißt Du mir keinen Helden für eine Biographie? so was würde mir nicht übel passen jetzt zu schreiben. Meine Frau sagt immer, ich liege auf der Bärenhaut, so sehr ich mich auch bemühe, ihr diese Unterlage als eine Lorbeerstreu aufzureden. —

130. An Rapp.

Sontheim, den 20. Dezember 1842.

Die Frauen wissen uns doch immer zu überlisten. Ich wollte nach Heilbronn ziehen, wo sich auf den Frühling ein Logis zeigte und hatte zu diesem Ende bereits meinem Herrn B. . . aufgekündigt, meine Frau ergab sich darein; weil aber mein Hauptklagepunkt gegen den hiesigen Aufenthalt der war, daß man nicht einmal ein Gefährt hier bekommen könne bei schlechtem Wetter, so ließ sie in der Stille ihren

---

1) G., derselbe, welcher im März 1848 württembergischer Staatsrath u. Finanzminister wurde und später eine Zeit lang dem deutschen Reichstag angehörte, war einer von Strauß' näheren Heilbronner Freunden.

Wagen kommen, den sie hatte verkaufen wollen und überraschte mich vorgestern durch dieses Geschenk — was war zu thun? ich nahm die Aufkündigung zurück, da ich sah, wie sie in der Stille am hiesigen Aufenthalt hängt, von dem sie freilich mit Recht sagt, er stehe uns besser, als ein prosaisches Stadtlogis. Es ist eigen, wie gleichgültig meiner Frau die Gesellschaft ist und bei mir ist's am Ende auch mehr Einbildung als Wirklichkeit, wenn ich sie hier manchmal zu vermissen glaube, da ich in Stuttgart selbst nicht öfter darein kam. Nun aber mußt Du mich auch als älterer Wagenbesitzer instruiren. — — So beladen einen die Weiber mit einem Stück um's andere von irdischem Stoffe, wovon sich frei zu wissen sonst unser Glück war; nächstens komm ich noch so weit, mir ein Haus zu bauen.

Armseliger Faust, ich kenne Dich nicht mehr!

131. **An Wilhelm Strauß.** Sontheim, den 16. Januar 1843.

— — Vorigen Dienstag zwischen Licht und Dunkel im gräulichsten Sturm und Regen — ei habt Ihr auch so gräßliche Stürme gehabt? wir konnten mehrere Nächte kaum schlafen, ich dachte, ob's Euer hohes Kamin nicht mitgenommen? — fuhr Bettina bei uns an auf einer Reise nach Stuttgart, — denkt Euch unsere Ueberraschung! Sie konnte sich nur kurz verweilen, weil der Wagen unten hielt, doch war es uns interessant genug, sie kennen zu lernen — ein kleines Figürchen wie Quecksilber, keineswegs hübsch, aber auch nicht widrig, höchst geistvolle Augen. Spricht unendlich viel und lebhaft, oft geistreich, oft confus. Nahm mich wegen der Unsterblichkeit auf's Korn, die sie eifrig glaubt, verliebte sich in meine Frau, und fuhr im gräßlichsten Wetter wieder davon. — —

132. **An Zeller.** Sontheim, den 26. Januar 1843.

— — Eher möchte ich über Einen Punkt in Deiner Recension meiner Dogmatik [1]) mich auslassen, über das Nebeneinanderbestehen von Religion und Philosophie in demselben Subjecte, wie Ein Subject an der Kunst theilnehmen kann neben der Philosophie. Ich halte diese Parallele und was man sonst in ähnliche mit der Religion in ihrem

1) Theologische Jahrbücher, herausgegeben von Zeller II, (1843) S. 96 ff.; hieher gehört besonders S. 101 ff.

Verhältnis zur Philosophie stellen mag, für unrichtig, aus dem Grunde, weil die Kunst zwar ihr eigenes Material hat — Farben, Töne etc. — die Religion aber wirthschaftet mit Fremdem, mit Vorstellungen, welche der Botmäßigkeit des Denkens und seiner Gesetze, mithin letztlich der Philosophie, unterliegen: zieht diese ihr Eigenthum wegen Mißbrauchs, d. h. Zwingens unter fremde Gesetze, zurück, so bleibt der Religion zwar wohl noch etwas Eigenes (was ich ganz zugebe), das aber ohne jene Vorstellungen in einen formlosen Brei zusammenfallen muß. Es verdient dieser Punkt unstreitig weitere Erläuterung, ich kann jedoch keineswegs versprechen, ob ich sie geben kann, da meine Gedanken gegenwärtig, wenn ich auch einen habe, doch gar nicht auf- und auseinandergehen wollen. — —

— — Wegen des Pokals sage Vischer mit meinem Gruß, seine Vorschläge mit den vier Bildern seien uns ganz recht, als Deckel haben wir eine Sphinx dazugefügt. Nächstens folgen die gedruckten Sendschreiben [1]).

133. An Rapp.

Sontheim, den 27. Januar 1843.

Da sich unsere Correspondenz in letzter Zeit vornehmlich an die Chaisen angeknüpft hat, so muß ich Dir heute melden, daß an der meinigen vorgestern leider ein Thürchen zertrümmert worden ist, und leicht die ganze Chaise, inclusive Menschen hätte zu Grund gehen können, wenn nicht ein guter Stern uns beschützt hätte.

Dies geschah in der Stadt Weinsberg in der abwärts gehenden Straße gegen Heilbronn zu, durch Schuld eines dummen Bauernsohns, da wir unsern gewöhnlichen Kutscher nicht haben konnten. Heute ist mein Geburtstag, wo ich 35, oder wie ich meiner Frau sage, halbsiebzig bin; sie hat mich, wie ich aufstand, mit einem Hyacinthen- und einem Resedenstock, sogar mit einem kleinen Gedichtchen empfangen, auch wollte sie Seelen backen, weil ich davon oft gesprochen hatte, die

---

1) Baur war im Herbst 1817 in Blaubeuren, 1826 in Tübingen als Professor angestellt worden; Strauß und seine Freunde beabsichtigten, zu einer verspäteten Feier seines 25jährigen Dienstjubiläums eine Anzahl seiner früheren Schüler um ihn zu vereinigen und ihm bei dieser Gelegenheit den hier und im folgenden Brief besprochenen Pokal zu überreichen. Schließlich mußte aber der Plan aufgegeben werden.

mißriethen aber, was ihr sehr arg war; ich tröstete sie daher mit folgendem Vers:

Um die Seelen brauchst Du, gutes Kind,
So wenig als ich zu weinen:
Da die übrigen mißrathen sind,
So halt' ich mich zu der Deinen.

— Das Baur's Jubiläum ist jetzt auf Anfang Juni festgesetzt, wo die meisten kommen können, auch ist der Plan zu einem Pokal entworfen, der ihm (durch Beiträge von 2—3 fl. à Person) überreicht werden soll, auf den vier Seiten die Bildnisse von Plato, Luther, Schleiermacher und Hegel, den Deckel bildet eine Sphinx. Nächstens werden Einladungsschreiben gedruckt, wovon Du Exemplare erhalten sollst, für etwaige Schüler und Geistesgenossen Baur's in Deiner Gegend. Hoffentlich jedoch sehen wir uns nicht erst bei dieser Gelegenheit, sondern Du kommst bald einmal zu uns. Ich pappe mir gegenwärtig eine Synopse nach Luther's Uebersetzung zusammen; vielleicht laß ich sie drucken, den Pfarrern zum Tort, mit der Vorrede: Warum hat man dem evangelischen Volk noch keine Synopse in die Hände gegeben?

Adje! Brich dieses silentium plus quam Pythagoraeum [1]). Die Frau grüßt bestens wie auch ich euch beide. O Freund, die Freundschaften jetziger Zeit sind wie die neuen Hosenzeuge: Die schönsten schießen oft plötzlich ab. Die unsere ist noch Fabrikat aus guter alter Zeit. — O saepe mecum tempus ad ultimum deducte, Bruto militiae duce [2]), sagt Horaz, und diesen Vers wende ich oft im Stillen auf Dich an.

134. An Zeller.

Sontheim, den 14. Februar 1843.

— — Marheineke hat mir vor Kurzem freundlich geschrieben, und mich zu ihrem Verein eingeladen: allein die Sache ist, da sie sie auf Philosophie beschränken, ganz unthunlich, und was soll ein Verein sein, wo Göschel [3]) Mitglied ist? So lang sie nicht einsehen, daß der ein Tollhäusler ist, kann man nichts mit ihnen gemein haben. — —

1) „Dieses mehr als pythagoreische Schweigen."

2) „O du, mit dem ich oft in der äußersten Noth war, als einst uns Brutus ins Feld geführt."

3) C. F. Göschel (1781—1861, zuletzt Consistorialpräsident in Magde-

135. **An Rapp.**

Sontheim, den 23. Februar 1843.

— Hier erhältst Du auch eine gedruckte Einladung zum Baurs-Jubiläum[1]). Wir sind nun begierig, ob wir Viele zusammenbringen. In Stuttgart haben schon einige sich geweigert u. A. Ludwig Bauer[2]), Baur's erstgeborener Schüler, aus Abscheu vor der Partei und aus Scheu vor — —. — Ich lese jetzt Niebuhr's römische Geschichte wieder, die ich mir jetzt durch seine Briefe und Lebensbeschreibung genießbarer mache. Der Mann ist ein Koloß von Gelehrsamkeit, aber dabei mit einer Schwerfälligkeit geschlagen, die den geduldigsten Leser umbringt. Die häufige Unklarheit der Sprache will ich gar nicht in Anschlag bringen — aber er hat auch die Gabe nicht, die Resultate herauszuheben und ins Licht zu stellen; er gräbt und schaufelt in Einem fort und kommt darüber nicht dazu, den aufgeworfenen Schutthaufen selbst wieder zu sichten.

136. **An Vischer.**

Sontheim, den 5. März 1843.

— In Deinem Verfahren gegen die Facultät kann ich Dir leider nur Recht geben; allein ich bitte Dich, mach's nur nicht so, daß Du am Ende das Ministerium zu einer Antwort veranlassest, welche Deinen Rücktritt zur Nothwendigkeit macht. Bekommst Du von der höchsten Behörde keine Satisfaction, aber auch keinen Verweis, so kannst Du Dich damit beruhigen, das Deinige gethan zu haben, und immerhin bleiben. Ich würde es nicht verschmerzen können, wenn Deine so gründlich schön angelegte wissenschaftliche Laufbahn durch den Rücktritt von Deiner Stelle unterbrochen werden sollte. Gegen Deinen Beruf in der Aesthetik hast Du doch auch Pflichten, die ein persönliches Opfer von Dir fordern können. Und daß Du als Privatmann Deine Eier nicht so ruhig und gründlich ausbrüten könntest, wie in Deiner jetzigen Stellung, das ist klar. Wie viel unsereinem mit einem akademischen Amt entgeht, wie Unersetzliches, davon kann ich sprechen. Man wird nach und nach kalt gegen wissenschaftliche Fragen, wenigstens

---

burg), der bekannte Vertreter der äußersten Rechten der Hegel'schen Schule, den Strauß Streitschr. III, 95 ff. Glaubensl. II, 728 f. bestritten, und dessen allegorische Umdeutung Goethe's Vischer Krit. Gänge II, 148 ff. beleuchtet hat.

1) Vgl. Br. 132.

2) Ueber den Br. 151 zu vergleichen ist.

auf ein blos receptives Interesse beschränkt und unlustig zur Produktion. Ich sage dies nicht um meiner Ablehnung Deiner Aufforderung, gegen Br. Bauer zu schreiben, eine Einleitung zu geben; denn daß ich dazu unlustig bin, hat auch noch andere Gründe. Du selbst weißt, wie wenig meine früheren Streitschriften gewirkt haben: die Sache stünde um kein Haar schlechter, wenn ich sie ungeschrieben gelassen hätte. Ich habe mir damals einen solchen Ekel daran geschrieben, daß ich mir vornahm, etwas so Unerfreuliches nie mehr zu unternehmen. Freilich kommt auch meine jetzige Lage dazu. Um sich zu einem solchen Streit zu entschließen, muß sich nach und nach ein Aerger ansammeln, der am Ende gewaltsam durchbricht, man muß in Büchern, Zeitschriften 2c. wiederholt gereizt worden sein: allein ich habe von den Bauer'schen Angriffen das Wenigste hier zu Gesicht bekommen.

— Schleiermachers Aesthetik gelesen. Viel Geglucks und wenig Eier. Einzelnes jedoch ergänzend zu Hegel, namentlich die subjective Entstehung der Mimik und Musik aus dem erregten Selbstbewußtsein.

137. An Rapp.

Sontheim, den 20. März 1843.

— Ein Pfarrer aus Bibra bei Merseburg, Namens Werner, läßt Dir seine Hochachtung bezeugen, als Einsegner meiner Ehe nämlich, zu der er mir als Leser meiner Schriften Glück gewünscht und seine Tochter meiner Frau eine aus Haaren geflochtene Vorstecknadel geschickt hat. Wahrlich solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden!

138. An Rapp.

Sontheim, den 29. März 1843.

— Jetzt erwarten wir also bald Eltern zu werden. Da Agnes aus ihrer weiland Sextus-Tunika ein Kindskittelchen zurecht geschnitten hat, so könnte man den Knaben, wenn's einer ist, Sextus nennen, oder auch Romeo. Willst Du das Kind auch taufen, oder solls der lebensüberdrüßige Horkheimer Nachbar thun? Mit dem Glück, von dem ich Dir schreiben soll, ist's eine eigene Sache. Unsereinen mag man in Abraham's Schoß hineinsetzen, so spürt er seine alten Schäden und Schußnarben, besonders wenn's ander Wetter gibt. Uebrigens ist es etwas Eigenes um die Art Erwartung, wie ich jetzt darin lebe; auch

der Frühling hat hier sein Angenehmes; überdies hat Agnes ihre Kindersächelchen mit einem Eifer und einem Geschick zusammengebestelt, daß ich sie auch in diesem Fach bewundern muß, von der Haushaltung gar nicht mehr zu reden, worin sie schon ganz in meinem Sinne thätig ist.

Hier schicke ich Dir ein Gedicht, das ich meiner Frau kürzlich gemacht habe, weil Du doch partout etwas von Glück hören willst.

Vogelfänger.

Wer weiß nicht von der Nachtigall —
Sie flog von Baum zu Baume,
Und sang mit wundersamem Schall
Am grünen Waldessaume,
Und wer des Weges kam zu gehn,
Der blieb entzückt und lauschend stehn.

Einmal kam auch ein Knab vorbei,
Dem ging ihr Lied zu Herzen,
Er fühlt — und weiß nicht was es sei,
Ob Wonne oder Schmerzen?
Er streckt die Arme nach ihr aus:
Sie fliegt von selbst mit ihm nach Haus.

Hier drückt er's Vöglein an den Mund,
O sieh! da ward's zum Mädchen;
Die singt dem Knaben alle Stund,
Doch spinnt sie auch am Rädchen.
Und eh ein Jahr vergeht — o schau —
Da sind die beiden Mann und Frau.

139. **An Vischer.**

Sontheim, den 8. April 1843.

— Die Schubartbriefe habe ich von Märklin übernommen [1]), und bereits alle chronologisch geordnet, was bei der Pünktlichkeit des Mannes mit dem Datum sehr leicht war. Ich habe sie in 3 Umschläge gesondert. 1. Briefe vor, 2. vom, und 3. nach dem Asperg. Die Lectüre fesselte mich so, daß ich alle an Einem Tag las und bis tief in die Nacht dabei sitzen blieb. Es ist doch etwas ganz Anderes, vom Unglück und Leiden gedruckt zu lesen und die Blätter selbst in der Hand zu halten, an denen ein 10 jähriger Jammer gleichsam phy-

1) Vgl. Strauß Ges. Schriften VIII, S. XVII. I, 16 f.

fisch klebt und die Thränenspuren noch sichtbar sind. Litterarisch, oder als Blick in die deutsche Litteratur der 60 er bis 80 er Jahre ist die Sammlung freilich von weniger Bedeutung: der Mann ist im ganzen schlecht orientirt, treffende Urtheile über Schriftsteller und Bücher sind selten, die Begeisterung für Klopstock übertäubt alles feinere Gehör. Einige politische Urtheile haben mir besser gefallen. Doch bleibt das Hauptinteresse der Sammlung immer das Biographische. Freilich liegt eben hierin der Haken für die Herausgabe. Der steigende Unwille über den kleinen Tyrannen ist der nothwendige Begleiter der wachsenden Theilnahme für den Helden, und diesen Doppelgrundton muß der Herausgeber in seiner Einleitung nothwendig zum Worte bringen. Unschätzbar ist es auch, daß von der Frau etliche Briefe aufbehalten sind — zusammengenommen mit ihrem Widerschein in Schubart's Briefen tritt sie dadurch in höchst ansprechender Bestimmtheit hervor. Ich bin jetzt nach der schwäbischen Chronik begierig geworden und will sie in Heilbronn zu bekommen suchen. Ich wünsche namentlich zu wissen, wie sich der Mann der anbrechenden französischen Revolution gegenüber benommen hat. In den letzten Briefen aus Stuttgart wird bisweilen eines Herrn Vischer als Befreundeten des Schubart'schen Hauses gedacht.

140. An Rapp.

Sontheim, den 20. April 1843.

— Seit mit dem Ostertag der Frühling gekommen ist, ist es bei uns unsäglich schön, wir bringen den halben Tag auf unserem Balkon zu, im Saale steht jetzt noch ein herrlicher Jupiterskopf, ein Geschenk Vischers, für den ich eine kleine Säule selbst mit Marmorpapier überpappt habe. Vischer war nur einen Nachmittag bei uns, eilte nach Göttingen; dann war Zeller 2 Tage da und Baur besuchte zu unserer großen Freude Heilbronn und Sontheim; auch meine Frau hat sich wahrhaft an ihm erbaut; sie sagte, so sehr auch wir Drei (Zeller, Märklin u. ich) ganze Kerls seien, so merke man doch, daß er der Vater von uns allen sei. —

141. An Käferle.

Sontheim, Samstag vor 1. Trin. 1843.

Ein Brief von Dir, lieber Alter, ist mir immer eine wahre Seelenspeise; ich heiße Dich einen philosophus Teutonicus [1]), in dem

1) „Der deutsche Philosoph" — Ehrenname Jakob Böhme's.

Leben ist und von dem Leben ausgeht. Sogar das altbackene verbum Dei [1]) wird wieder frisch und genießbar in Deinen Händen. Ich ziele auf die Predigt, deren traurige Veranlassung ich erst durch Dich erfuhr. Bin also jetzt Vater einer Tochter, die vor 14 Tagen getauft wurde. Manche frommen Leute sind fast böse, daß ich sie um den Skandal gebracht habe, mein Kind nicht taufen zu lassen. Daß ich ein Narr wäre! Der Pfarrer von Horkheim, ein ehrlicher alter Grenadier, den die Theologie ruhig schlafen läßt und das neue Gesangbuch ärgert, leitete den Actus so ein: Bei protestantischen Taufen in Württemberg ist vom K. hochpreislichen Consistorium folgendes Formular vorgeschrieben: 2c. 2c. Der gute Mann blieb nachher ganz heiter in unsrer ketzerischen Gesellschaft und unterhielt sich trefflich mit Onkel Hiller. Auch Kerner kam und gab dem Kindlein seinen Segen. Kauffmann hat ein Wiegenliedchen für sie componirt. Die Kleine kann also nicht sagen, daß sie in dieser Welt nicht freundlich wäre empfangen worden. Auch läßt sie sich's bis jetzt wohl darin gefallen und macht uns durch ihr Gedeihen viele Freude.

Nun solltest Du aber auch einmal den Weg unter die Füße nehmen und zu uns kommen. Meine Frau freut sich, etwas zu Deinem Violoncell zu singen, sie hat Mehreres dazu. Ein Instrument ist gleich da von Heilbronn. Mit der Frau musiciren und mit dem Mann philosophiren. Es wäre sehr schön! und Kauffmann und Märklin, der sich auch freut, Dich einmal näher kennen zu lernen. Vielleicht wäre Hopf [2]) jetzt zu einem Ausflug in unsere Gegend aufgelegt, und Du könntest ihn begleiten? Bei meiner Frau hast Du ohnehin einen Stein im Brett durch Deine Wachskerzen [3]), die sie bei feierlichen Gelegenheiten mit Zeichen des Beglücktseins brennt. Also komm!

142. An Rapp.

Sontheim, den 23. Juli 1843.

— Du brummst immer über meine Unthätigkeit. In meiner Natur und Gewohnheit liegt, wie du weißt, Trägheit nicht, folglich muß sie in den Umständen und meiner Einsicht in dieselben ihren Grund

1) „Wort Gottes".
2) Altersgenosse von Käferle, damals Pfarrer in Wurmberg.
3) S. o. Br. 127.

haben. Ich thue nichts, weil ich nichts mehr zu thun habe. Mein Pensum ist absolvirt, die Geschichte braucht mich nicht mehr; und wenn dieß zu wissen einerseits demüthigend ist, so bin ich doch stolz darauf, daß ich's wenigstens weiß, was nicht Allen, die im gleichen Falle sich befinden, gegeben ist. Das Erste und Größte ist freilich, lebenslang mitsprechen und mithandeln zu dürfen; das Andere ist aber auch etwas werth, im rechten Zeitpunkt aufzuhören. Denke an Schelling. Und was willst Du denn eigentlich, daß ich thun soll? Die Sache wissenschaftlich weiterführen? Ich glaube, das ist sie für jetzt weit genug. Zudem ist das rein gelehrte Detail eines Zeller ꝛc. meine Sache so wenig, als die vom wissenschaftlichen Boden auf den praktisch-politischen sich hinüberwerfende Polemik eines Feuerbach. Oder soll ich populär auf's Volk zu wirken suchen? Das ist Deine Sache. Oder politische Kapriolen schneiden? Geh! Zum Hanswurst bin ich zu gut.

Aendern sich die Zeiten und bringen mir wieder mir gemäße Aufgaben, so solls an mir, wenn ich nicht bis dahin zu alt bin, gewiß nicht fehlen; einstweilen wirst Du mir erlauben, zu leben und für die Fortpflanzung meines leiblichen Stammes zu sorgen, da für meine Leuctra's und Mantinea's[1]) schon gesorgt ist.

143. An Rapp. Sontheim, den 12. August 1843.

— Wir waren in Ludwigsburg, um unser Kind der Tante zu zeigen. Dem Kinde bekam die Reise vortrefflich und es machte allenthalben viele Freude. Zuletzt war ich noch in Bietigheim, um mein Kind einer alten Magd zu zeigen. Ich hatte es nicht im Sinn, aber vor Bietigheim fiel mir's auf's Gewissen, daß es Pflicht sei, einer armen Person einen glücklichen Tag zu machen, wenn man es so leicht könne. — Meine Frau liest Deine Briefe nicht, wenn ich ihr nicht daraus vorlese; sie ist keine lesende Natur, auch nicht neugierig; fast möchte ich sagen: ich wollte sie wär's; denn Neugier ist weiblich.

144. An Rapp. Sontheim, den 29. September 1843.

— Ich habe jetzt das neueste Werk von Bettina, das Buch für den König, im Haus, finde es aber als ein verunglücktes Produkt.

1) Vgl. S. 108,[1]).

Es ist, wie schon der Titel anzeigt, ein Tendenzbuch, die Tendenz zwar ganz löblich — den König von Preußen zu vermögen, sich seinen Schranzen zu entreißen und der geistigen Bewegung unserer Zeit in die Arme zu werfen; aber das Doziren und Philosophiren stand der Verfasserin schon in ihren früheren Werken schlecht — hier ist es zur Hauptsache geworden und die farbigen, magisch beleuchteten Bilder aus der inneren und äußeren Welt, worin der Zauber jener früheren Briefe bestand, fallen ganz weg.

145. An Wilhelm Strauß.

Sontheim, den 1. Oktober 1843.

— — Auch auf den litterarischen Kampfplatz mich zu wagen, habe ich keine Lust mehr; etwas Gründliches leisten kann ich doch nur in der Theologie, in allem Andern bin ich bloßer Dilettant, und ein solcher hat kein Recht zum Schreiben — ich hab's auch schon gethan, (wer unterliegt jetzt der Versuchung nicht?) aber mit keinem guten Gewissen — allein die theologischen Fragen interessiren mich nicht mehr stark genug — all meine theologische Schriftstellerei bezweckte doch nur, mich aus den Falten des schwarzen Rocks herauszuwickeln, und dies ist vollständig geschehen. Ruf habe ich mir auch so viel gemacht, als bei meiner Art von Talent möglich war; dazu ist jetzt so viel Persönlichkeit, Neid 2c. auf diesem Felde, daß man am besten thut, sich zurückzuziehen. Dabei aber habe ich ein recht liebenswürdiges Kind, das schon krägelt und lacht, kerngesund und stark ist und mit dem wir auch gehörige Narren sind, wie Dir Zeller[1]) specifiziren wird, der übrigens, wie alle Junggesellen, nichts davon versteht. — —

146. An Rapp.

Sontheim, den 16. November 1843.

— Von unserm großen Liszt-Konzert wird Dir Mimi[2]) zu berichten wissen; im Grunde ist eine solche Musik nur eine Sache für Kenner und für Kinder — jene verstehen, diese begaffen die staunenswerthe Kunst und Fertigkeit; aber der vernünftige mittlere Mann, der etwas für Herz und Phantasie sucht, kommt mager weg. Seine Persönlichkeit hat etwas Paganini'sches — der ist und bleibt doch das

1) Welchen um diese Zeit eine Ferienreise nach Köln führte.

2) Eine Schwester von Rapps Frau, Tochter des Dekan Denzel in Heilbronn.

Original für alle diese Virtuosen: hager, bleich, scharfe Gesichtszüge, langes Haar, die Bewegungen hastig — übrigens im Umgang gar nicht übel; man sieht ihm zu seinem Vortheil an, daß er kein Norddeutscher ist, der Ungar steht dem Schwaben weit näher, als der Berliner. Nach dem Konzert war ein Essen, wozu er außer seinen Begleitern von Stuttgart aus, auch Kerner's und uns einlud. Es war eine merkwürdige Gesellschaft zusammen, außer Kerner noch zwei Poëten: Geibel und der neue Stuttgarter Hofrath Dingelstedt, Graf Neipperg mit einem Phrenologen Castle aus New-York, der Baumeister Heideloff, der Erbprinz von Hohenlohe ꝛc. Der Phrenolog und Neipperg, sein eifriger Schüler, ließen es sich nicht nehmen, meinen Schädel zu untersuchen; wir giengen in ein anderes Zimmer und da wurde denn getastet und gemessen, Neipperg führte das Protokoll — Kerner's Schädel hatte er schon früher untersucht und 100 Seiten Bericht darüber geschrieben. Diese Kunst ist ein merkwürdiges Gemisch von Erfahrung und Willkür. Daß z. B. ein starker Nacken und Hinterkopf auf eben solche Sinnlichkeit deutet, läßt sich physiologisch erklären, ebenso daß geräumiger Vorderschädel mit starker Intelligenz zusammenhängt; aber wenn nun ein gewisser Buckel beim Scheitel das Gewissen, einer daneben die Hoffnung sein soll ꝛc., so geht einem der Faden des Vernünftigen aus. Ich habe durch Dr. Sicherer[1]), der ein Eiferer für Gall's Systems ist, einige Bücher hierüber in der Hand, die mich in diesem Urtheil bestärken. — Wie groß steht Kerner als Persönlichkeit da unter diesem Poëtenvolk! Dieser Geibel, den der gute Mann als Ausbund der Liebenswürdigkeit preist, ist eine kurze, dicke, plotzige Figur, einen Strick um den kurzen Rock, eine rothe griechische Zipfelmütze auf, Schnurr- und Knebelbart, im Gesicht das grobe Flegeljahr-Pathos, bringt Toaste aus, die weder gemüthlich, noch witzig, sondern gespreizte Deklamationen sind — und jedermann sagt, er habe eine besondere Force in Toasten. Da lobe ich mir den alten Heideloff, den gothischen Baumeister, taub auf einem Ohr und auf dem zweiten halb, und hält auch die Anderen für taub, so schreit er ihnen in's Ohr, dem brachte ich ein Hoch, weil Niemand an ihn dachte.

Studire gegenwärtig Schlosser's Geschichte des 18. Jahrhunderts

1) Derselbe Freund von Strauß, dem er nach seinem Tode (1861) einen Nachruf (Ges. Schr. I, 107 ff.) gewidmet, und dessen er auch in den Litterar. Denkwürdigkeiten (a. a. O. 51) mit Liebe gedacht hat.

und nehme dazwischen monographische Aufsätze aus Raumer's Taschenbuch. Schlosser ist ein treffliches Buch, es ist ein Stück Tacitus in dem Mann; der bittere, melancholische Hohn über den Weltlauf, in dem der ehrliche Kerl nur der Narr und Ambos der klugen Spitzbuben sein muß; eine schneidende Kritik der Regierungen und Regenten vom Standpunkt bürgerlicher Rechtschaffenheit aus; auch der Styl ist rechtschaffen — nicht die höchste Art der Geschichtschreibung, aber ein hochachtbares Moment in ihr.

147. **An Zeller.** Heilbronn, den 18. Februar 1844.

Vor Allem meinen besten Dank für das schöne Geschenk Deiner Schrift [1]), von der ich schon einen großen Theil mit Genuß gelesen habe. Gewiß kommt diese Schrift für Dich jetzt zur gelegensten Zeit und wenn die Leute auf dieses Document hin Dir die Philosophie-Professur länger vorenthalten, so stellen sie ihre Schamlosigkeit aller Welt blos. Die gelehrte Seite daran werden Kundigere seiner Zeit schon loben; ich will indessen dasjenige rühmen, was ich am meisten beurtheilen kann, nämlich die wissenschaftliche Entwicklung und sprachliche Darstellung. Gründlichkeit und Einfachheit und diese wieder mit Frische des Ausdrucks habe ich noch nicht leicht so beisammen gefunden. Auch an den Jahrbüchern der Gegenwart rühmte diese Seite gestern Nacht im Heimgehen von Gräßle [2]) Herr Goppelt. Auch die Art, wie Du die großen Herren vom Fach, einen Böckh, Welker 2c. behandelst, habe ich sehr fein und würdig gefunden, ohnehin wie Du von unserm alten Meister sprichst, mit dem die junge Welt bald wie mit einem todten Hunde umgeht. — —

148. **An Zeller.** Heilbronn, den 7. März 1844.

Den Rattenfänger [3]) (ich habe den Goethe'schen auf ihn travestirt, wie beifolgt) hast Du sehr gut heimgeschickt, und da die Allgemeine

1) „Philosophie der Griechen", 1. Theil.

2) Wirthschaft in Heilbronn.

3) Meinhold, der Strauß seine „Bernsteinhexe" mit der Versicherung ihrer geschichtlichen Wahrheit zugeschickt hatte, um ihn dadurch auf's Eis zu führen, und dem dafür in den Jahrbüchern der Gegenwart 1844 H. 2 S. 193 ff. eine Zurechtweisung ertheilt worden war. In dem gleichen Heft finden sich die andern hier berührten Arbeiten.

Zeitung sich gleich darüber hermachte, so ist unser Zweck schnell erreicht worden. Auch die Knappiana, die mir noch unbekannt waren, sind kostbar. Vor Allem aber muß ich Deinen Aufsatz über den christlichen Staat und die Wissenschaft loben, worin mir Nr. 2 fast besser noch als Nr. 1 gefallen hat, seiner praktischen Anwendbarkeit wegen. Die Herren können sich bei der Nase nehmen, die gemeint sind, namentlich auch die Tübinger, Grüneisen ꝛc.[1]) Es ist merkwürdig, diese Evidenz der Schlechtigkeit und doch die Gewißheit, daß es nichts nützen wird. Und bei aller Falschheit und Feigheit des Gegenparts ist eben doch auch auf der Seite unserer Sache eine Schuld: sie ist noch zu abstrakt, zu negativ, und daher, wir dürfen's uns nicht verhehlen, ebenso unpopulär nach unten, als unbegünstigt nach oben. — —

Der Rattenfänger.

Ich bin ein unbekannter Sänger,
Doch ein gewandter Rattenfänger,
Den heutzutage Land und Stadt
Im höchsten Grade nöthig hat.
Seht an, hier hab' ich eine Falle,
In dieser fangen sie sich alle:
Drum großer König seid mir hold,
Und nehmet mich in euren Sold.

Denn wißt, es ist der fromme Sänger
Zugleich ein Philosophenfänger,
Der selbst die wildesten bezwingt,
Wenn er die Bernsteinmärchen singt.
Und sei'n die Herren noch so witzig,
Und ihre Nasen noch so spitzig:
Ich stelle meine Falle hin,
Und augenblicklich sind sie drin.

Besonders aber ist der Sänger
Ein ausgelernter Straußenfänger,
Dem dieser schnöde Antichrist
Schon längst ein Dorn im Auge ist.
Was gilt's? und wär' er noch viel spröder,
Er widersteht nicht meinem Köder:
Ich bring' ihn Eurer Majestät, —
Sobald er in die Falle geht.

---

1) Der bekannte Stuttgarter Hofprediger, damals einer von den einflußreichsten Gegnern der „Hegelianer" in Württemberg.

149. **An Rapp.** Heilbronn, den 24. Mai 1844.

Morgen reise ich mit Frau und Kind nach Ludwigsburg, wo wir einige Tage verweilen werden, um hernach — Frau und Kind, nach Nürnberg[1]) zu gehen und einen Theil des Sommers dort zuzubringen, ich etliche Tage nach Stuttgart, und von da wieder hieher zurück. —

150. **An Rapp.** Heilbronn, den 10. Juni 1844.

— Das Kind möchte ich zuweilen hier haben; es ist mit der Mutter wohl in Nürnberg angekommen und auf der Reise immer vergnügt gewesen. Der Voraufenthalt in Ludwigsburg war insofern passend, als er die Sache zu einem milden, jenseits sogar thränenreichen Abschied führte. Auch habe ich einen guten Brief erhalten, der mich anfangs freute. Wie nun die Sache weiter zu machen, muß die Zeit lehren; ich bewirkte ein fast schreckhaftes Erstaunen, als ich von möglicher Ausdehnung des Aufenthalts in Nürnberg bis zum Herbste anerbietend sprach.

151. **An Vischer.** Heilbronn, den 16. Juli 1844.

— Ludwig Bauer[2]) war acht Tage hier, und mit dem wurde ganz studentenmäßig und lustig gekneipt. Dazwischen habe ich neben andern Dingen eine Reihe George Sand'scher Romane gelesen, und wünschte nun doch auch etwas von Dir über diese Frau zu hören, für welche Kauffmann so begeistert ist, daß er ganz 18jährig mir den Vorschlag machte, wir sollten an sie schreiben. Verdienen thut sie in jedem Fall, daß Du ihr Aufmerksamkeit schenkst, falls Du es noch nicht gethan hättest. Du wirst in ihr ein höchst ehrenwerthes Sicheinlassen mit der Gegenwart, aber auch ein entschiedenes Scheitern an dem Versuch einer Poësie der Zukunft finden. Von dem engen pathologischen Anfangspunkt der Ehe aus hat diese Frau nach und nach alle politischen und socialen, religiösen und philosophischen Probleme in ihren Kreis gezogen, und mit ebenso vieler geistigen Schärfe als poëtischer Plastik behandelt. Man kann freilich sagen: ihr Grundgedanke

---

1) Zum Besuch bei Agnesens Mutter.

2) Der Dichter, dem Strauß schon nach drei Jahren einen Nachruf (Ges. Schr. II, 199 ff.) zu widmen hatte, damals Professor in Stuttgart.

ist falsch und die Grundlage ihrer Romane eng und einförmig; jenes, weil ihre Gleichstellung des Weibes mit dem Manne außer dem geschlechtlichen keinen geistigen und socialen Unterschied des Weibes vom Manne mehr übrig läßt, mithin die eigentliche Weiblichkeit aufhebt; dieses, weil ganz oder theilweise in allen ihren Romanen sich folgende Gruppe wiederholt — oder ich will's in Sätzen ausdrücken: der mächtige und besitzende Mann ist roh und brutal, der liebenswürdige hohl und egoistisch, der tüchtige und edle leider nicht liebenswürdig, und alle theilen das Vorurtheil von der Inferiorität des weiblichen Geschlechts, und zwischen diesen Faktoren findet sich das geist- und gemüthvolle Weib bei der Unauflöslichkeit der Ehe und ihrer ungleichen Verbindlichkeit für Mann und Weib in einer mißlichen Stellung, von der nur das schlechte Weib zu profitiren weiß. Ich sage: zwar ist dies einförmige pathologische Thema zu tadeln und namentlich ist der liebenswürdige Dandy in der Regel so hohl gehalten, daß man nicht begreift, wie das Musterweib sich in ihn verlieben kann: dabei herrscht aber in der sonstigen Zeichnung der Figuren und Situationen eine Plastik, in der Darstellung ein Feuer, und das Thema erweitert sich über seine ursprüngliche Enge so sehr, daß man angezogen und festgehalten wird, auch wo man tadeln muß. Für ihre gelungensten, d. h. abgerundetsten Produkte halte ich unter den mir bekannten ihren Simon und Horace, einen bedeutenden und sehr anziehenden Anlauf nimmt sie in der Consuelo, der aber zuletzt in Freimaurerei als Zukunftspoësie untergeht. Spiridion ist ein höchst interessanter philosophisch-religiöser Versuch; Lelia endlich ist eine Mißgeburt, die am genausten den pathologischen Ausgangspunkt der Dichterin zur Anschauung bringt. — Dieses Alles hat den Zweck, Dich auf eine Erscheinung aufmerksam zu machen, die, wenn es sich von politischer Poësie (da zeigt sich dann aber eben, daß wo es einmal Ernst ist, schon der Name nichts taugt und viel zu eng ist) handelt, viel wichtiger ist, als irgend eine bei uns — (Herwegh ꝛc. sind Buben[1]) dagegen), und Deine Thesen auf höchst interessante Weise theils zu bestätigen, theils näher auszuführen dienen würde.

---

1) D. h. „Jungen".

152. **An Vischer.**

Heilbronn, den 26. August 1844.

Deine Ablehnung der Recension über G. Sand thut mir leid, und die Uebertragung an Kern nicht genug. Doch tröste ich mich damit, daß es hier gehen wird wie mit dem E. Sue, daß Du nämlich hinterher doch wirst in's Mittel treten müssen. Denn eine solche außerhalb des uns gewöhnlichen Kreises liegende Erscheinung kann schlechterdings kein Dilettant recht recensiren. Sonst hätt' ich's auch gekonnt. Er weiß ihr nicht die rechte Stelle anzuweisen, weil ihm die Uebersicht über die ganze Karte fehlt. Er findet sich angeregt, nach Umständen aufgeregt und dies spricht er aus; allein dadurch wird Niemand belehrt; wir wollen wissen, wo wir die Sache hinthun sollen, und das weiß gerade er auch nicht, — nämlich der Dilettant. Abgesehen davon, daß er, des Transchirens ungewohnt, den Braten zerreißt und uns wohl Fetzen gibt, aber keine Stücke. Kurzum, das goldene Wort des seligen Stößel[1]), daß die Grenzlinie zwischen Künstler und Dilettanten schärfer gezogen werden müsse (er sagte es einmal im Rausch auf höchst grobe Weise zu Kauffmann, der's aber gut aufnahm) ist mir in ästheticis gerade durch Dich, und durch jede neue Arbeit von Dir auf's Neue, klar geworden. So Dein Neuestes über die Mystères[2]). Wir haben ungefähr dasselbe empfunden, aber nicht jeder hätte es so in Ordnung zu bringen gewußt, sagte Sicherer mit Recht. Nicht wahr, das heißt kunstgerecht anatomirt — erwiederte ich ihm. Nur darüber kamen wir Beide überein, daß wir's noch gewünscht hätten: ein bescheidenes Lobwinkelchen für die Portiersleute, die Pipelets, die uns sehr ergötzt hatten. Nun, die Leutchen sind wohl selbst zu bescheiden, um so viel Beachtung zu verlangen. Hat Dir der gute Immermann[3]) seine Beiseiteschiebung nicht übel genommen? Also, um wieder auf die G. Sand zurückzukommen, so verheiße ich Dir, daß Dir kein Entrinnen gestattet sein wird: läßt Du sie von einem Andern abthun, so wird ihr blutiges Gespenst Dich bei den Haaren zum Schreibtisch ziehen. Man liest die Bändchen schnell.

---

1) Eine dem Herausgeber unbekannte, vielleicht Ludwigsburger Persönlichkeit.

2) Eugen Sue's Mystères de Paris, welche damals ungemeines Aufsehen machten, waren erst von W. Zimmermann, dann von Vischer in den Jahrbüchern der Gegenwart besprochen worden: von jenem S. 199 ff., von diesem S. 655 ff. des Jahrgangs 1844. — 3) Vgl. S. 26,[1]).

153. **An Rapp.** Heilbronn, den 30. August 1843.

Freilich sind wir Alle Persönlichkeiten, wie wir Alle auch Naturen und Charaktere und Köpfe sind. Allein stell Dir einmal diese 4 Kategorien als Ein viersilbiges Wort vor, so kommt es eben darauf an, auf welcher Silbe der Accent liegt. Wir können über Pahl [1]) nicht anders als einig sein, im Negativen wenigstens, nur habe ich eben von seiner Persönlichkeit einen bedeutenderen Eindruck, als Du zu haben scheinst. Sahst und sprachst Du ihn je? und in welchen Umgebungen? Darauf kommt hier Alles an. In seinen Briefen ist er nicht anzutreffen. Ueberhaupt haben Naturen, Charaktere und Persönlichkeiten das gemein, daß sie mehr sind, als ihre Bücher, wenn sie solche schreiben, enthalten. Bei Köpfen ist's umgekehrt; die sind weniger als ihre Bücher. Nimm's auch so: Persönlichkeiten imponiren oft ohne besonders achtungswerth oder liebenswürdig zu sein. Naturen ziehen an, ohne zu imponiren, oft selbst ohne daß man sie achten muß; Charaktere nöthigen uns Achtung ab, auch wenn sie uns nicht imponiren, und oft auch nicht liebenswürdig sind. Daraus mußt Du mir aber nicht den Schluß ziehen, daß ich Märklin nicht liebe oder Dich nicht achte. Ich meine nur jene Begriffe für sich genommen ist's so.

Freund Sicherer[2]) studirt nun auch den Spittler[3]) und zum Beweis, wie wohl er ihm gefällt, erklärt er ihn bereits für einen Sohn von Herzog Karl.

154. **An Wilhelm Strauß.** Heilbronn, den 16. September 1844.

— — Wie rasch übrigens die Bildung bei uns voranschreitet, davon ist ein Beweis, daß kürzlich in Hall, sage schwäbisch Hall, der Hamlet aufgeführt wurde. Bist Du auch beim heiligen Rock in Trier gewesen? weil wir doch einmal an den Zeichen der fortschreitenden Bildung sind. — —

1) Ein angesehener freisinniger Geistlicher und Publicist, 1768 geboren, 1839 als württembergischer Prälat gestorben.

2) Der S. 155[1]) erwähnte Arzt, zu dessen halb scherzhaften, halb ernsthaften Einfällen auch das gehörte, daß er möglichst viele bedeutende Leute aus seiner schwäbischen Heimath mit dem von ihm bewunderten Herzog Karl in genealogische Verbindung zu bringen bemüht war.

3) Wie hoch Strauß diesen schätzte, zeigt sein Aufsatz über ihn. Ges. Schr. II, 83 ff.

— — Kommen Dir auch noch die Jahrbücher der Gegenwart zu Gesicht? Die haben sich sehr gemacht, und enthalten namentlich von Zeller und Vischer treffliche Aufsätze. Deines Bruders, d. h. meine Ruhe wollen jetzt die Stuttgarter Liberalen dadurch stören, daß sie mich irgendwo in einem Oberamt in die nächste Kammer wählen lassen wollen; zum Glück existirt ein Oberamt nicht, wo dieß möglich wäre, und so kann ich ganz ruhig bleiben. Hat der Zollvertrag mit Belgien für Euch keinen Nachtheil? ich habe immer Angst, wenn ich von Zollverträgen lese. Und wie schlecht bedient die dortige Regierung in solchen Sachen ist, wie die gewerblichen Interessen Deutschlands von ungeschickten oder bestochenen Ministern an England 2c. preisgegeben werden, das haben die kürzlich in der Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Briefe über den letzten Stuttgarter Zollcongreß bewiesen. — —

155. An Vischer.

Heilbronn, den 24. Oktober 1844.

Deinen Brief vom 22. September und hierauf auch die kritischen Gänge habe ich s. Z. richtig erhalten, und das Exemplar an Rapp, wie auch das an meinen Bruder besorgt. Ich danke schön und habe mich schon recht daran erfreut. Wie die Vorrede, d. h. die Stellen über die Pietisten beim Gräßle vorgelesen, und Du von der Gesellschaft stürmisch herausgerufen wurdest, wird Dir Zeller erzählt haben oder erzählen. Der Passus ist wirklich ein Meisterstück und wird den Herren wohl bekommen. Auch im Uebrigen habe ich die Vorrede sehr schön und nobel gefunden. Indem ich den folgenden mich betreffenden Aufsatz wieder ansah, konnte ich, wie Spengler an den Felsen[1]), erkennen, wie schnell die Zeit vergeht. Wüßte kaum mehr recht zu sagen, ob ich es noch selber bin! — Von dem Neuen stimme ich mit der Beurtheilung des 1. Theils von Herwegh ganz überein; in den Opern-Vorschlag aber[2]) — Du mußt mir verzeihen, weiß ich mich noch immer nicht zu finden. Wenn Du sagst, um als Trauerspiel behandelt zu werden, müßte der Stoff allzusehr umgewandelt werden, die wortarmen Helden würden ganz andere, wenn ihnen die Dialektik der

1) Bezieht sich auf einen Ausruf des Genannten, der bei seinen Blaubeurer Mitschülern sprüchwörtlich geworden war: „Seht nur die Felsen an (er meinte die verlängerten Schatten derselben), wie schnell die Zeit vergeht!“

2) Kritische Gänge II, 397 ff. hatte V. — lange vor R. Wagner — die Nibelungen als Stoff für eine heroische Oper empfohlen.

dramatischen Rede geliehen würde: so glaube ich, findet die gleiche Alteration statt, wenn ihnen die musikalische Gefühlsausströmung geliehen wird. Eine singende Chriemhilde kenne ich nicht mehr. Dann, um noch ein Einzelnes herauszuziehen, träte bei der scenischen Darstellung das christl. kirchliche Element weit ausdrücklicher hervor als im Epos, und damit der Widerspruch, in dem es zu dem grundheidnischen Inhalt steht. Doch das magst Du mit den Musikern ausfechten. Nur das will ich noch, aus der Einleitung, anmerken, daß die Parallelisirung Haydns mit Klopstock sich nicht halten läßt; von der hölzernen Ueberschwenglichkeit des letzteren ist die gefällige Lieblichkeit des ersteren weit entfernt — eher ließe sich Händel zu Klopstock ziehen, doch mehr nur dem Stoff nach, da er in der Ausführung das hat, wonach Klopstock nur schnappt. Um so vortrefflicher finde ich, was Du über Beethoven sagst, womit Du einen Mann vom Fach, L. Bauer, bekämpfst, der im Morgenblatt kürzlich über Beethoven sehr ungenügend und schief, desto besser aber (bezeichnend für ihn) über Haydn sprach. Hin und wieder in Deinen Aufsätzen, obwohl nur im Vorübergehen, kommst Du auch auf Heine zu sprechen und behandelst ihn so ziemlich nur negativ, läßt ihn abfahren. Ich muß sagen, daß mir dieß immer leid gethan hat, uud ich mich in diesem Punkt nicht wie sonst mit Dir in Uebereinstimmung wußte. Ich kann Heine nicht so erlogen und perfid finden wie Du. Der deutschthümlichen Sentimentalität gegenüber scheint mir seine Frivolität ungleich wahrer, historisch berechtigter. Es ist ganz richtig, daß er eigentlich dasjenige ist, was Hegel unter dem Namen der Ironie verfolgt: ich finde aber die Art, wie er sich über die ironisch verflüchtigten Interessen der Liebe rc. stellt, weit unschuldiger, prätensionsloser, weit mehr bonhommie und Epicuräismus darin, als bei den Romantikern. Ich halte den Heine im Grund für einen guten Kerl, vergleiche ihn in Vielem mit seinem Vetter Gans sel., und verzeihe ihm von hier aus auch seine Eitelkeit eher als einem Pathetiker wie Herwegh. Ueberdieß glaube ich, daß ihm von geistig-sittlichen Interessen das politisch-liberale wirklich ernst ist. Es wäre doch der Mühe werth, wenn Du bei Gelegenheit seiner eben erschienenen neuen Gedichte (großentheils politisch — der Kaiser von China sehr gut) den Proceß des Mannes von vorn instruirtest. Doch damit renne ich Ungeschickter in die spitzen Vorwürfe Deines Briefs hinein, daß ich so was nicht selbst thue. Ich antworte Dir:

ich wünschte nur, daß ich deine Vorwürfe im vollsten Maaße verdiente, daß es wirklich nur an meinem Willen läge, das zu leisten, was Du von mir verlangst. Mein Schweigen ist aber so wenig willkürlich als Mörike's, mit dem ich mutatis mutandis[1]), ganz im gleichen Fall bin. Ich wollte ihn vor 8 Tagen besuchen, und zog mit Kauffmann und Sicherer aus, um ihn in Hall aufzujagen — aber die 3 Schwaben trafen den Busch leer, das Wild war nach Wermuthshausen[2]) gelaufen. Wir kehrten dann bei Rapp ein, zu dem gestern auch Märklin gereist ist.

156. An Rapp.

Heilbronn, den 12. Dezember 1844.

— — Freund Sicherer wollte neulich dem Sontheimer Mörder, der hier in's Gefängniß gebracht ist, den Schädel visitiren[3]); wie er ihm nun so im Genick herumtastete, glaubte der Delinquent, es sei der Scharfrichter, der sich den Ort zum Kopfabschlagen aussuchen wolle und gerieth in solches Entsetzen, daß er lange nicht mehr zurechtzubringen war. Die darauf doch vollzogene Untersuchung hat Sicherer ganz für den Menschen gewonnen „er hat nur unbedeutenden Zerstörungstrieb; Bekämpfungstrieb etwas mehr; dagegen ist Wohlwollen, selbst Gewissen recht schön ausgebildet, freilich mit starker Selbstachtung und wenig Anhänglichkeit".

157. An Vischer.

Heilbronn, den 10. Januar 1845.

So wünschenswerth uns, Deinen hiesigen Freunden, in gegenwärtiger Zeit ein briefliches Lebenszeichen von Dir wäre, so sehen wir doch andererseits zu wohl ein, daß wir jetzt nicht mit Dir abrechnen dürfen, um dem Drange zu widerstehen, Dir in der kriegerischen Situation, in der Du dich befindest, ein theilnehmendes und ermunterndes Wort zuzurufen[4]). Dein Holsteinischer Zuhörer zuerst brachte

---

1) „Von den näheren Umständen abgesehen."

2) Dem Pfarrsitz von Mörike's Freund Hartlaub.

3) Vgl. S. 155.

4) Die Rede, welche V. d. 21. Novbr. 1844 zum Antritt der ordentlichen Professur gehalten hatte, war von seinen Gegnern, zunächst den pietistischen, als Anlaß zu einer lärmenden und leidenschaftlichen Agitation benützt worden, der es schließlich auch gelang, seine Suspension für zwei Jahre herbeizuführen. Näheres bei Vischer, Altes und Neues, 3. H. S. 316 (Schwegler) Jahrbb. der Gegenwart 1845, S. 69 ff. (Zeller) ebd. 184 ff.

uns von Stuttgart und der dort herrschenden Aufregung Nachricht, — man sprach und las dann später von Absetzung, Pensionirung, wenigstens Verweis, — wovon ich nur etwa das Letztere für möglich halten konnte. Daß Du auf die sich häufenden Zeitungsangriffe die Antwort vorläufig verschoben hast, war gewiß das Beste. Auf den ersten, angeblich Liesching'schen[1]), hat ja ein Tübinger (Schwegler?) sehr gut und befriedigend geantwortet. Nun kommt aber in Nr. 7[2]) ein ganz spitzbübischer Artikel, den man etwa dem Jud Maier[3]) zutrauen könnte und der mit Dir auch Zeller und Schwegler zu denunziren sucht. Gegen die Stuttgarter Pfaffen sandte uns Rapp einen Aufsatz für den Beobachter, der unter Anderem den guten Gedanken enthielt, wenn Du deine Rede drucken lassest, so sollen auch sie ihre Predigten wortgetreu veröffentlichen. Ob er übrigens, zumal nachdem nun ein anderer Landgeistlicher zuvorgekommen, noch einzurücken sei, habe ich dem Märklin zur Entscheidung überlassen. Am Ende mußt Du wohl eine eigene Broschüre über die Sache schreiben. Gerne möchte auch ich Dir in der Sache dienen, wüßte ich nur, in meiner Entfernung vom Schauplatz, wodurch. Doch Du hast bessere Zähne als wir alle. Es ist schön, daß auch einmal wieder auf schwäbischem Boden ein Kampf für die freie Wissenschaft geführt wird; sie waren einem durch die Elendigkeit der preußischen Streiter für dieselbe in der letzten Zeit ganz entleidet.

158. An Vischer.

Heilbronn, den 25. Januar 1845.

Seit Mittwoch ist Deine Rede hier, und ihr erster Eindruck auf mich war der, daß nun alles Weitere unnöthig sei, da man Dir jetzt unmöglich etwas anhaben könne. So würde ich nichts mehr gemacht haben, wenn nicht Dein Brief nachgekommen wäre und es doch gewünscht hätte. So machte ich mich denn daran und war schon ziemlich damit zu Stande, als ich gestern im Beobachter einen Artikel fand, wonach auch in Stuttgart der Eindruck Deiner Rede ein entscheidender gewesen ist. Nun wollte ich das Angefangene liegen lassen, aber meine Frau ließ mir keine Ruhe, und sagte, es sei nicht genug,

---

1) Von einem Stuttgarter Buchhändler, Samuel Liesching, ausgegangenen.

2) Der Augsb. Allg. Zeitung.

3) M. Maier, Prof. der Rechte in Tübingen, seit seiner Taufe der Führer der pietistisch-reaktionären Partei an der Universität.

daß einer Recht habe, man müsse dem Publikum auch sagen, daß er es habe. Da mir dies einigermaßen einleuchtete, so brachte ich den Artikel doch zu Ende und schickte ihn noch gestern ab. Nur an den Beobachter [1]), denn die Kölner Zeitung hat mir den früheren, der gar nicht verfänglich war, zurückgeschickt. Den jetzigen in den Beobachter habe ich etwas weniger delikat zu machen gesucht und am Schluß die §§. des Strafgesetzbuchs gegen die Spitzbuben angeführt. Wenn nur die Censur keinen Strich macht. Den Liesching solltest Du aber nothwendig beim Kriminalamt verklagen, die §§. des Strafgesetzes über Verleumdung sind wie auf ihn gemacht, er käme ins Zuchthaus oder mindestens auf den Asperg. Doch ich sehe die Unterlassung einer Erwiderung Deinerseits auf seine lügenhafte Anführung aus Deinem Erh. u. Kom. als ein Zeichen an, daß Du Dir nicht durch Selbstsatisfactionnehmen das Recht der Klage benehmen wolltest. Sollte nun doch — was ich aber nicht denken kann, doch werden sich freilich die Pfaffen alle Mühe geben — ein Verweis kommen, so bitte ich Dich nur um das Eine, mach keinen schnellen Streich. Sag, wenn sie Dir ihn insinuiren, Du behaltest Dir die Antwort vor. Dann schlaf drüber und schreib hierauf. Du kannst, wie nun Deine Sache vor dem unbefangenen Publikum steht (beim nächsten hiesigen Maskenball macht ein Kaufmann einen Pietisten, der Mittel zum Anschwärzen ꝛc. verkauft; kaum lag Deine Rede auf dem hiesigen Museum eine Stunde auf, als schon ein Leser bravo! darunter geschrieben hatte), einen Verweis auf eine Art einstecken, daß Du Dir nichts vergiebst. Bleibst Du, auch mit Verweis, so haben Deine Feinde verloren, — gehst Du, wenn auch noch so brillant, so haben sie gewonnen. Du mußt nun die Sache, die sie zu Deinem Untergang eingeleitet, zu Deinem Vortheil ausbeuten, und das giebt sich von selbst, wenn Du bleibst. Also zäh!

159. An Vischer.

Heilbronn, den 8. Februar 1845.

Dein Brief mit dem Auftrage hinsichtlich der Pfau'schen Broschüre [2]) lag einige Tage hier, bevor ich von Ludwigsburg zurückkam,

1) Das noch bestehende Stuttgarter Blatt, in dem er 1845 Nr. 15 erschien.

2) Ludwig Pfau, ein Zuhörer Vischers, der sich später als Litterat bekannt gemacht hat.

und so kann ich Dir erst jetzt schreiben, daß Buchhändler Lubrecht (Drechsler'sche Buchhandlung) sich im Allgemeinen bereit erklärt hat, dieselbe zu drucken, nur möchte er (und zwar baldmöglichst) das Manuscript sammt den näheren Bedingungen zur Ansicht erhalten. Will der Verfasser ungenannt bleiben, was wegen der Propheten im Vaterland hier vielleicht passend wäre, so will ich gern die Vermittlung übernehmen. Der Aufsatz von Pfau im Beobachter hat auch mir besonders gefallen, und so erwarte ich auch gegen Hoffmann gutes, wenn es nicht zu spät ist.

Wann und wie wird doch diese Geschichte einmal endigen? Bleib nur Du standhaft und laß Dich nicht verblüffen. Märklin meint, man sollte am Ende ein Resumé, eine Uebersicht des Streits und der Gegner geben. Ich meine aber, wenn Dir die Regierung Gerechtigkeit widerfahren läßt, so verdienen die Gegner nicht, daß man sie weiter ansieht. Aber eine hübsche Litteratur ist's bereits.

Im Waldhorn in Ludwigsburg fragte mich ein Philister, ob's denn wahr sei, daß Professor Baur auf dem Katheder lehre, es gebe keine Unsterblichkeit, nach dem Tode sei Alles aus? Das sei doch zu arg, meinte er. Ich erklärte es natürlich rundweg für eine Lüge — man sieht aber, daß die Leute auch Baur gern zu Leibe gingen.

In Ludwigsburg mußte ich sehr an deine Majorin[1]) denken, was die im Jammer sein wird; doch dachte ich wieder, sie erfährt das Wenigste. Das Laienvotum[2]), sagt Hardegg, sei von Stud.-R. Director Knapp. Er meinte vor 4 Tagen noch, die Stimmung der Regierung sei nicht schlimm, der König sage: nur keine Märtyrer.

In meinem letzten Aufsatz, was ich zu meiner Ehrenrettung bemerken muß, hat mir die Censur die Vertheidigung der Stelle aus Deinem Plan einer Aesthethik — nach den Worten, Du verfahrest wie ein Geometer ꝛc. — ganz verstümmelt, so daß sie jetzt ganz abrupt und ungenügend klingt.

Möchten wir bald die Nachricht von der glücklichen Entbindung Deiner Frau und der Deinigen von der Anklage an Einem Tag erhalten!

---

1) Eine mütterliche Freundin Vischers, die sehr an ihm hieng.

2) Eine gegen Vischer gerichtete Flugschrift, über welche die Jahrbb. d. Gegenwart 1845, 189 ff. zu vergleichen sind. Ihr Verfasser war der oben Genannte.

160. **An Vischer.** Heilbronn, den 19. Februar 1845.

Den herzlichsten Glückwunsch zu der Doppelnachricht, denn auch die Suspension ist nach dem Schlimmeren, was man zuletzt erwarten mußte, noch erfreulich genug. Die Pfaffen sind gewiß über diesen Ausgang böser als Du. Und daß Dir an demselben Tag Deine Frau einen Buben gibt, läßt jene Entscheidung vollends als einen Sieg erscheinen. Ich würde die Geburt des Sohnes in der Zeitung anzeigen, vergnügt, doch ohne Hindeutung auf die Suspension, an die jeder von selbst bedeutsamer denkt. Die zweijährige Frist zu schriftstellerischen Arbeiten wird Dir, denke ich, ganz wohl bekommen. In Bezug auf's Honorar für die Aesthetik kannst Du schon die Celebrität des letzten Streites zu Deinem Vortheil in Rechnung nehmen. Unter 4 Lsd'or — 50 fl. würde ich den Bogen nicht geben. Auch den Schubart würde ich nicht auf Diskretion dem Verleger überlassen[1]). Hast Du wegen der Reinhardt'schen Briefe noch nicht an Hauff geschrieben? Nun, ich denke, Du kommst auf's Frühjahr sicher. Man hat so Vieles jetzt zu besprechen. Mir ist eine große Last abgenommen durch diese Entscheidung; man war zuletzt ganz stumpfsinnig geworden durch die ewige Spannung. Wenn sie jetzt nur den Rapp nicht um so fester packen!

Hiermit leb diesmal wohl! Deiner Frau alles Theilnehmende von Deinem

D. F. Strauß.

Auch ich schließe mich an, um Ihnen, verehrtester Herr und liebe Frau, die herzlichsten Glückwünsche zu bringen. Das war eine bange Zeit für Sie beide, Gottlob, daß sie vorüber ist und gute Folgen brachte.

Ein zur Ruhe gesetzter Denker ist ja nicht so etwas Schlimmes (besonders wenn man nur zwei Jahre ruhen soll), und groß und erhaben Denken keine unwürdige Beschäftigung, selbst wenn man auch nur in's Sopha zu sitzen und die Daumen umeinander zu drehen Erlaubniß hätte. Ihr kleiner Bub wird Ihnen beiden ein Conzertino geben, das sich ohne Zweifel gewaschen hat. Unser alter Gott stärke

---

1) Wie Strauß Ges. Schr. I, 16 mittheilt, gieng der Grundstock der Schubartsbriefe, die er in der Folge herausgab, aus Vischer's Besitz in den seinigen über. Aus unserer Stelle sehen wir, daß V. sie erst selbst hatte bearbeiten wollen.

Sie, liebe Frau, und lasse die Heiden neben uns glücklich sein! wenn wir uns recht brav aufführen, dürfen sie auch einmal mit uns in den Himmel kommen.

Herzlich grüßt Sie beide
Ihre ergebene
Agnese Strauß.

161. An Vischer.

Heilbronn, den 4. März 1845.

Dein Brief war um einen Geist zu beschwören; wirklich hat er mich auch tüchtig umhergetrieben, und so sehr ich mich gewehrt habe, so kann ich nicht sagen, daß ich den Faden der Beschwörung zerrissen, sondern nur etwa verlängert habe. Wie ich Dich persönlich im Getümmel sah, da konnte mich's wohl fortreißen, daß ich mein altes Schlachtroß spornte, um Dich heraushauen zu helfen: jetzt, da Du so weit heraus bist, daß Du mit Ruhe selbst wieder Deine Maßregeln nehmen kannst, habe ich wieder abgezäumt. Im Ernst, ich glaube, es wäre nicht klug, jetzt bei veränderten Umständen den Kampf noch auf die gleiche Weise fortführen zu wollen. Für's Erste sollte jetzt, meine ich, eine Pause eintreten, damit das Publicum uns nicht aus Uebersättigung abweist, ohne nur die Sache weiter zu untersuchen. Es ist jetzt sehr abwechslungssüchtig, und bleibt nicht gern lang bei einer Materie. Für's Andere sehen wir, daß der Kampf in Journalen und Broschüren uns wenig geholfen hat. Allein in der Eile, mit der damals die Umstände drängten, blieb uns kein anderer. Um so geeigneter sind jetzt die Umstände, diesen andern Weg einzuschlagen. Deine Ankläger haben zuletzt, und nicht ohne Eindruck bei der Behörde, die Wendung genommen, Dich so hinzustellen, wie wenn Du dem Niedersteigen in die Tiefen der Wissenschaft das geistreiche Spiel auf ihrer Oberfläche vorzögest, ihren Ernst durch Witz, ihre Ruhe durch Leidenschaft trübtest. Du und wir haben gesagt: dem ist nicht so; die Gegner haben erwidert: o ja, und haben einzelne Stellen aus Deinen Schriften zum scheinbaren Beweise beigebracht. Jetzt kann nur noch das wirken, wenn Du ein zusammenhängendes Werk ernster Wissenschaft der Welt hinstellst, vor welchem Deine Gegner verstummen müssen, und auf das Deine Freunde unter den Machthabern sich berufen können. Ein solches wird Deine Aesthetik sein. Die wird wirksamer für Dich sprechen als alle Zeitungsartikel und Broschüren Deiner Freunde.

Zugleich ist sie auch eine Rechenschaft, in welchem Sinne Du Dein Lehramt bisher geführt hast. Und was sonst noch zu sagen ist, wirst Du in der Vorrede dazu — bis dahin selbst abgekühlter und mehr über der Sache stehend, sagen können. Damit will ich nicht sagen, daß bis dahin Alles schweigen soll, oder auch nur ich schweigen wolle. Vielleicht gibt die Kammer, in der Römer die Sache zur Sprache bringen will, Anlaß, noch ein Wort darüber zu sagen. Es wird eine saubere Verhandlung geben.

Hiemit, lieber, bester Freund, habe ich Dir meine oft beschlossene Meinung nicht verhalten. Es wäre mir leid, wenn Du darin nur den verstimmten Widerwillen gegen das Schreiben, der freilich in mir groß ist, und einen starken Anstoß braucht, um für den einzelnen Fall überwunden zu werden, sehen wolltest. Es ist doch wohl auch etwas Vernunft darin. Doch genug.

162. An Zeller.

Heilbronn, den 11. März 1845.

Unsere Hoffnung, Dich an Ostern bei uns zu sehen, erschreckte gestern Fischer von Öhringen mit der Nachricht, daß Du in Tübingen bleiben wolltest, um den 2. Band Deiner Geschichte der griechischen Philosophie fertig zu machen. So sehr ich mich nun selbst auf die Erscheinung dieser Fortsetzung freue, so hatte ich mich noch mehr auf Dich selbst gefreut — meiner Frau zu geschweigen, welcher, sich auf Dein Buch zu freuen, nicht wohl zuzumuthen ist. Du bist an Weihnachten nicht da gewesen; man hätte jetzt so viel zu reden; ferner wird am Osterfest das Oratorium Huß hier aufgeführt, wo die Chöre der Geistlichen: In's Feuer mit dem Ketzer! 2c. auch Dich freuen würden, wie sie den Märklin glücklich machen. Endlich würde meine Frau sehen, wie sie Schnepfen auftriebe, die wir mit lauter Rheinwein hinunterflößen wollten. Freilich kommt es nun darauf an, wie sich die Witterung macht; doch denke ich, kann es nicht fehlen, daß wir nicht binnen 14 Tagen jene erste Frühlingsluft bekommen sollten, welche wenigstens mich trotz allem Morast von unten, immer am mächtigsten ins Freie und auf die Reise gelockt hat. — —

— — Baur — wird er sich nicht auch sehen lassen? Das wäre noch schöner[1]).

1) Baur und Zeller kamen damals wirklich nach Heilbronn, und der letztere hörte auch den Huß, in dem Frau Strauß mitwirkte.

163. **An Rapp.** Heilbronn, den 25. Juli 1845.

Wenn irgend etwas die Schwierigkeit, einen ins Stocken gerathenen Briefwechsel wieder in Gang zu bringen, erleichtern könnte für denjenigen, der zuerst den verführten Karren stehen ließ, so wäre es ein so freundliches Entgegenkommen des anderen Theils, wie ich dieß von Deiner Nachsicht zu genießen habe. Und dann war der Sumpf da, wo ich meine Pferde ausspannte, weil ich Dir nicht helfen konnte und nicht vergebens zanken wollte, Dein Streit mit dem Consistorium in Folge Deiner Einmischung in die Vischer'sche Sache. Dieser Gegenstand ist nun erledigt und ich hätte Dir damals eine freudige Theilnahme an diesem immerhin glücklichen Ausgang bezeugen sollen und auch mögen, wenn nicht auch dieß einen sonderbaren Schein gehabt hätte, jetzt erst mit der Theilnahme zu kommen, da die Gefahr vorüber war. Und so kommt es, daß ich erst heute Dir schreibe. Heute ist Jacobi und vielleicht datirt mein letzter Brief von Georgii. So vergeht die Zeit über unsern Thorheiten.

164. **An Vischer.** Heilbronn, den 7. Oktober 1845.

— In Köln war gerade Kunstausstellung, wo zuletzt auch Schorn's münsterische Wiedertäufer zu sehen waren, ein Bild — ich weiß nicht ob Du's kennst — das mir in den Figuren und Gruppen nicht ohne Bedeutung schien, bei dem man aber allerdings, wie es schon in ästhetischen Urtheilen hieß, nicht weiß, was es eigentlich sagen will. Sonst im genre und der Landschaft manches Gute, dagegen auch, namentlich in den höher strebenden Stücken, manches ganz Verkehrte oder Schiefe; z. B. „Freiheit wohnt nur in dem Reich der Träume" — so gibt's der Katalog an — ist dargestellt durch einen träumenden Gefangenen, dem eine Freiheitsgöttin schwebend den Kerkerschlüssel und im Schurz eingeschlagen Frau und Kinder bringt. Doch dabei ist am Ende hauptsächlich nur die Anwendung jenes Verses ein Unsinn. Ferner las ich in Köln Rötschers Buch über Seydelmann[1]), und will es Dir sehr empfohlen haben. Die Briefe und andere Aufsätze oder

1) Den Schauspieler, der eine Zierde der Stuttgarter, dann der Berliner Bühne gewesen war. Eine Abhandlung über ihn und die Rötschersche (1845 erschienene) Schrift von C. Reinhold (R. Köstlin) hatten die Jahrbücher der Gegenw. 1845, 983 ff. 1035 ff., gebracht.

Bemerkungen von Seydelmann sind großentheils ganz klassisch und haben mich eigentlich mit Erstaunen erfüllt, da ich auf dem schriftstellerischen Felde den Mann nicht so bedeutend wußte. Es wäre freilich interessant über den sittlichen Ernst und Werth des Charakters jemand als Controle zu vernehmen, der ihn kannte, was aber nicht Köstlin sein dürfte, der mir nicht unparteiisch, sondern irgend wie persönlich erbittert gewesen zu sein scheint. Rötschers Bearbeitung ist ganz brav, nur widerte mich manches Schulmäßige an, besonders aber auch der Berliner Hochmuth, dem Seydelmann nur erst in und theilweise durch Berlin die höchste Stufe erstiegen haben muß, und dem, was S. nicht in Berlin gespielt hat, eigentlich gar nicht gespielt ist.

165. An Zeller.

Heilbronn, den 7. November 1845.

Etwas später, als wir vermutheten — es ist ja wohl schon 14 Tage oder mehr, daß Du uns verlassen — ist die Entbindung meiner Frau heute Nacht um 11 Uhr glücklich erfolgt und zwar von einem tüchtigen Buben, worüber große Freude im Hause ist, die ich Dir auch gleich mittheilen wollte. Laß Dir diese jetzt nur nicht dadurch verderben, daß ich die Bitte hinzufüge, Du möchtest, da Du diesmal doch nicht eigentlich auf die Geburt eingewirkt [1]), sie war ziemlich schwer, und alle Anrufungen der Lucina wollten lange nichts helfen — so möchtest Du bei der Wiedergeburt des Knäbleins aus Wasser und Geist behülflich sein.

Wie gesagt, Du darfst nicht zu sehr erschrecken; Schwager Heyd [2]) wird die Taufe vornehmen, und mit dem muß Märklin vorher accordiren, daß er ein billiges Formular nimmt, das kritische Gevatterleute nicht allzusehr in Verlegenheit setzt. Die Taufe wird noch nicht so plötzlich stattfinden, und wir werden uns alle Mühe geben, sie so zu legen, daß Du an Oheim Hiller's Seite persönlich Deine Stelle einnehmen kannst.

Nun um von meinem leiblichen Kind auf Dein geistiges zu kommen, so habe ich Deinen zweiten Theil bis zur aristotelischen Metaphysik jetzt durchgelesen und meine dessen entwöhnten Glieder in die-

1) Die der Tochter war an einem Tag erfolgt, an dessen Morgen Z. Strauß' Haus verlassen hatte.

2) Prediger in Heilbronn, Märklin's Schwager.

sem kühlen Gedankenbade recht erquickt. Fortwährend finde ich Deine Forschung und Darstellung vortrefflich, sie macht den ruhigen Eindruck der Sache selbst und leistet das Schwierige mit anscheinender Leichtigkeit, daß nämlich das tiefe Graben der Helle der Ansicht und Uebersicht nirgends schadet. Ich freue mich auf's Weitere von Aristoteles, von dem mir namentlich die Stelle aus de part. anim. [1]), wenn ich mich recht erinnere, wo er die Freuden rühmt, die der Naturforscher auch am scheinbar Unbedeutenden finde, unerwartet liebenswürdig erschienen ist. — —

166. An Wilhelm Strauß.

Heilbronn, den 21. Nov. 1845.

Um Ronge bin ich ganz gekommen; von einem Besuch bei mir ließ er sich durch die von Stuttgart aus ihm eingeflößte Furcht, dadurch bei seinen Anhängern anzustoßen, abhalten; und während seines Vortrags hier hatte ich Kindesnöthen im Haus. Dagegen hörte ich vor wenigen Tagen einen hiesigen Löwenwirth und Bierbrauer die Grundsätze des Deutschkatholicismus in öffentlicher Versammlung recht brav vortragen.

167. An Vischer.

Heilbronn, den 9. März 1846.

Bald ist das erste Jahr Deines auferlegten Stillschweigens vorüber; das andere wird auch herum sein ehe wir es uns versehen. Ich freue mich, bald die erste Hauptfrucht dieser unfreiwilligen Muße, Deine Aesthetik, 1. Band, genießen zu können; die kleineren in Schwegler's Jahrbüchern haben mir schon viel Genuß gemacht. Gervinus Schrift über die Deutschkatholiken war nach Form und Inhalt so gediegen, daß sie gewiß die Meisten befriedigt hatte: und doch weisest Du unwidersprechlich nach, daß sie unbefriedigend ist [2]). Goppelt sagte, es sei ihm interessant gewesen, einmal so die innersten Gedanken dieser Richtung zu vernehmen; dagegen klagte Freund Sicherer über Schwierigkeit mancher Sätze, was ich auch nicht ganz widersprechen konnte. Im andren Aufsatz hast Du klug die Gelegenheit ergriffen, auch einmal ein wenig loben und moderiren zu können; es

1) I, 5. 645 a 5.

2) In „Gervinus und die Deutschkatholiken" Jahrbb. der Gegenwart 1845, 1086 ff.

kleidet Dich gut in meinen Augen, und es wird es noch mehr in denen der Gegner thun. An Rümelin habt ihr einen schätzbaren Mitarbeiter gewonnen. Der Mann hat großes schriftstellerisches und namentlich publicistisches Talent; der Aufsatz im Beobachter gegen die Kirchenrepräsentation war sehr gut und in den Jahrbüchern sind Ausführungen wie die über deutsche Treue, durch die trockene Kaltblütigkeit im Zerstören von Lieblingsillusionen äußerst ergötzlich. Nun hat Dir ja Th. Ruoff eine Doctordissertation geliefert. Ich hoffe doch fast, daß er in der Behaglichkeit des Ehestandes zum Arbeiten im ästhetischen Felde kommen wird. Ich war kürzlich in Ludwigsburg mehrere Tage mit ihm zusammen, wahrscheinlich zum letztenmal vor seinem Abzug, und fand eben wieder, daß er ein grundgescheidter Kerl ist, und auch mehr Anhänglichkeit z. B. an Dich hat, als man oft denken möchte. Auch finde ich, daß ihm seine Ludwigsburger Quarantäne zuträglich gewesen.

168. An Wilhelm Strauß.

Heilbronn, den 2. Mai 1846.

— — Gegenwärtig ist meine Schwägerin von Nürnberg hier, die sich von einem üblen Winter, obwohl sie noch stark hustet, doch ziemlich erholt hat. Sonst unterhält man sich so gut es geht; Herr Goppelt hat in seinem Saal ein kleines Theater machen lassen, welches vorgestern durch ein von ihm und meiner Frau gespieltes kleines Lustspiel von Elsholtz, hierauf eine musikalische Scene von Haydn: Ariadne auf Naxos, von meiner Frau dargestellt, eröffnet wurde. Voran ging ein Prolog von mir[1]), gesprochen von einem Hauptmann der hiesigen Garnison. Es ging Alles recht gut und Jedermann unterhielt sich. Gestern Abend muß Vischer mit seiner Frau bei Märklin eingetroffen sein, ich erwarte ihn jeden Augenblick. Seine Aussichten auf baldige Restitution sind natürlich trüb, da der König dem Vorschlag des Senats, Zeller zum außerordentlichen prof. philos. zu machen, aus religiösen Gründen seine Zustimmung versagt hat.

---

1) Derselbe folgt unten.

Prolog
zur Eröffnung des Liebhabertheaters im Goppeltschen Hause.

Es kam der Frühling und mit ihm die Störche;
Es schmückte sich die Flur mit neuem Grün;
Aus jungen Saaten stieg empor die Lerche,
Und jubelte am blauen Himmel hin;
In frohen Sprüngen sahn wir aus dem Pferche
Die zarten Lämmer mit den Müttern ziehn;
Wir selbst, zu neuer Daseinslust geladen,
Erfüllten wieder Feld und Promenaden.

Doch, wie des Frühlings Boten zu uns kamen,
Wie uns Natur den Tempel aufgethan,
Verließen uns die Herren und die Damen,
Die wir im Heiligthum Thaliens sah'n;
Nicht Jakob Winter[1]) nur, treu seinem Namen,
Entfloh einst furchtsam bei des Lenzes Nah'n:
Auch Fräulein Ringelmann, mit 20 Köpfen,
Verließ uns an Palmarum mit den Schnepfen.

Wohl wird es keinen unter uns verdrießen,
Natur, der guten Mutter, Gast zu sein;
Braunbier im Aktiengarten zu genießen,
Bei Dederer den kühlen alten Wein;
Den Wartberg sich zum Ziele zu erkiesen,
Nach Böckingen zu pilgern oder Flein;
Am Bach der Gruppen und am See der Trappen[2])
Nach Butterbrod mit frischer Luft zu schnappen.

Doch immer nur Natur, genügt uns nimmer;
Wir sind einmal auch an die Kunst gewöhnt,
An sie, die mit des Ideales Schimmer
Die Prosa dieser Wirklichkeit verschönt;
Auch hält uns oft die Witterung im Zimmer,
Wenn Regensturm an unsre Fenster dröhnt:
O sagt, was wollen wir alsdann beginnen,
Daß uns nicht gar zu träg die Stunden rinnen?

Ihr seht's: dem Freunde, den wir alle achten,
An dessen Wiege nicht Merkur allein,
Nein, auch die beiden Schwesterchöre lachten,
Die holden Drei und die beredten Neun,
Ihm, der zu dichten weiß, nicht bloß zu trachten,
Ihm gaben sie den Lichtgedanken ein,

1) Der von Strauß Ges. Schr. II, 345 ff. verewigte „alte Schauspiel=director". — 2) Das Dorf Gruppenbach und der Trappensee.

Uns diese Bretter, die die Welt bedeuten,
In seines Saales Raume zu bereiten.

Liebhaber spielen hier, gleichsam freiwillige
Soldaten der Thalia und Melpomene,
Drum hoffen wir von Eurer Güte billige
Beurtheilung auch für das Unvollkommene;
Und wenn erst Der und Die von Euch als willige
Mitspieler unterstützen uns Beklommene:
Ja, dann versprechen wir Euch manche labende
Und unvergeßliche Theaterabende.

Doch sind der Reime jetzt genug gekoppelt,
Zeit ists, o Vorhang, daß Du Dich erhebest;
Die Herzen fühlen ihren Schlag verdoppelt,
Erwartend was Du wohl zu schauen gebest;
Zum Spiel gerüstet ist Herr Adolf Goppelt,
Gerüstet Madam Strauß geborne Schebest;
Jetzt Aug' und Ohren auf! und ist's zu Ende,
So sparet nicht den lauten Zoll der Hände!

169. **An Vischer.**

Heilbronn, den 3. Juni 1846.

Schon vor 14 Tagen war ich mit dem Studium Deiner Aesthetik so weit gediehen, daß ich Dir darüber schreiben wollte; allein es kam ein 8tägiger Aufenthalt in Ludwigsburg dazwischen, und nun habe ich, um mir den Gang des Buches aufs Neue zu vergegenwärtigen, vom ersten, schwierigeren Theil die §§ noch einmal für sich durchgelesen. Ich habe dies sehr dienlich gefunden, denn die Strömung der Exposition des Begriffs in den §§ wird durch die theilweise historische und exegetische Strömung in den Anmerkungen besonders in der ersten Hälfte nicht selten gekreuzt, so daß man wohl thut, am Schluß der Anmerkung den § noch einmal zu lesen. In der zweiten Hälfte mindert sich diese Schwierigkeit, indem hier die Anmerkungen mehrentheils Erläuterungen des § selbst enthalten. Jene historischen Rückblicke waren, wie ich wohl einsehe, nothwendig, da sie sich aber nicht als vollständige Stufenleiter zu dem von Dir erreichten Standpunkt verhalten, so lohnen sie doch die Mühe nur spärlich, die der Leser darauf verwenden muß. Du siehst, ich bin ein sehr bequemer und unakademischer Leser geworden, denn vom akademischen Standpunkt aus kann gegen die Nothwendigkeit jener geschichtlichen Excurse keine Einrede stattfinden. Auch die Strenge des philosophischen Ausdrucks ist mir mitunter

schwierig gewesen; woraus Du nur ersehen sollst, wie man vollends dem großen Publikum gegenüber in jetziger Zeit kaum populär genug sein kann.

Soll ich nun von dem Eindruck reden, den das ganze Werk, soweit es vorliegt, auf mich gemacht hat, so ist es der der Reife und eines Aristotelischen beruhigten Reichthums an festem und sicherem Begriffserwerb. Man sieht, der Verfasser hat die Schlüssel, die er uns hier darreicht, vorher an unzähligen Schlössern probirt und viel Arbeit gehabt, sie für alle gerecht zu machen. Bei der Breite der Grundlagen und der Vollständigkeit und Bequemlichkeit der Eintheilung des Baues (ich habe auch den Entwurf der Aesthetik in Deinen Kritischen Gängen wieder mit großer Befriedigung gelesen) gewinnt man ein gewisses Gefühl der Sicherheit, und auch der auf anderem Boden Stehende wird vorläufig gewonnen. Hinsichtlich der Eintheilung habe ich in Betreff der Frage, ob wirklich die Metaphysik dieses ersten den folgenden so voranzuschicken sei, mit allerlei Anfechtungen zu kämpfen gehabt. Daß es gut und zweckmäßig ist, diese Grundbegriffe so in ihrem eigenen Zusammenhang zu entwickeln, ist einleuchtend; dagegen ist aber doch die immer wiederkehrende Nothwendigkeit, um nur das Abgehandelte verständlich zu machen, Späteres zu anticipiren, hier ebenso wie in Hegel's Logik bedenklich, und namentlich gestehe ich, daß ich die Schlußformel sowohl hier als bei Hegel, daß der in seinen Momenten vollendete Begriff sich in Dasein umsetze, nicht mehr gläubiger, als ein hoc est corpus meum[1]) sprechen kann. Du siehst, wie tief mich die grassirenden Zweifel gegen das Hegel'sche System als solches, d. h. in seiner geschlossenen Schulform, schon angesteckt haben. Ich habe es noch, aber nur wie einen wackligen Zahn im Munde, auf den ich nicht mehr so wie Du das Herz hätte zu beißen. Wie gesagt jedoch, der Standpunkt im Allgemeinen und eine Masse von Anschauungen im Einzelnen (ersterer mit solchen Modifikationen, wie für Dein Fach Du sie hier anbringst) bleibt mir dabei immer. Unter diesen Modifikationen ist mir besonders die die Stellung der Religion beleuchtende wichtig und einleuchtend gewesen, wie überhaupt Deine die Religion besprechenden §§ von höchster Bedeutung sind. In den Anmerkungen dazu hast Du Dich zwar kurz gefaßt, doch nichts vertuscht

1) „Dieß ist mein Leib".

und es kann da allerdings wieder Angriffe geben. Indeß finde ich sowohl hier, als auch gegen abweichende Ansichten Deinen Ton durchweg gehalten und mäßig, so daß ich für mich Manchem, wie z. B. dem Weiße, schärfere Lauge gegönnt hätte, wohl einsehend indeß, daß für die Sache, d. h. ein solches Buch, Dein Ton der rechte ist. Die gewählte Form überhaupt betreffend, so ist freilich das „für Vorlesungen“ auf dem Titel dem 3bändigen Umfang des Werkes nicht recht entsprechend; es kann kaum etwas Andres bedeuten als „aus Vorlesungen entstanden“; denn als Vorlesebuch den Zuhörern in die Hand gegeben, müßte es mit dem Umfang des Einen Bandes vollendet sein. Davon abgesehen indeß finde ich die Art mit Paragraphen und Anmerkungen für diesen Stoff ganz praktisch, da, der Natur des ästhetischen Stoffs wegen, neben der begrifflichen Entwickelung immer Beispiele und Rücksicht auf solche hergehen muß. Auch sind Deine §§ ungemein concentrirt und fruchtbar; sie erinnern nicht selten an das Körnige Kantischer Definitionen und das Beziehungsreiche Schleiermacher'scher §§ in der kurzen Darstellung [1]). Die Anmerkungen sind der Natur der Sache nach zwar weniger frisch, aber desto gemessener, als die entsprechenden Ausführungen in dem Erhabenen und Komischen. Das Buch gefällt je weiter es vorrückt, desto besser, und wird in den folgenden Theilen noch mehr gefallen. Ich freue mich namentlich gleich auf den zweiten.

Auf Einzelnes einzugehen ist hier nicht thunlich. Es fiel mir Manches beim Lesen ein, und beim Weiterlesen wieder aus. Vortrefflich — dies habe ich z. B. behalten — ist Deine Exposition der verschiedenen Arten der Zufälligkeit; warum Du aber den absolut störenden Zufall § 40 nur aus der Collision verschiedener Gattungen ableitest, ist mir nicht recht klar gewesen. Ob einem Menschen durch einen Ochsen das Auge ausgestoßen wird, oder durch den Stock eines Menschen, der sich im Umwenden nicht auf jenen versah, scheint mir auf Eins hinauszulaufen. Man wird freilich in den meisten Fällen dieser Art Unvorsichtigkeit finden können, doch oft auch nur eine solche, wo man sich gar nicht regen müßte, wenn man sie durchaus vermeiden wollte. Ein anderer Punkt, der mir eben einfällt. Du stellst

---

1) Schleiermachers „Kurze Darstellung des theologischen Studiums“ (1810. 1830).

— im System ganz folgerecht — die Philosophie über die Kunst, den Philosophen über den Dichter. Dennoch weiß ich gewiß, daß Dir für Dich, sofern Du aus Deinem Fleisch und Blut, und nicht aus einem System heraus, sprichst, so gut wie mir, ein Goethe mehr ist als ein Hegel, Shakespeare mehr als Spinoza, Sophokles mehr als Aristoteles (denn Plato kommt, aus einleuchtenden Gründen, hier nicht in Betracht). Warum? Weil das Zusammenwirken bewußtloser, instinktiver Kräfte mit und im reinen Dienste der bewußten, vernünftigen, mehr ist als das Wirken der letzteren für sich. Ich halte das Schiller'sche Wort für unwidersprochen, daß der Philosoph immer nur ein halber, nur der Dichter der ganze Mensch sei. Weil wir an Schiller sind, warum sprichst Du ihm das komische Vermögen so rund ab? Sind der Musikus Miller, der Hofmarschall Kalb nicht komische Originalschöpfungen, auf die wir stolz sein dürfen? Und Wallenstein's Lager? und in den Piccolomini das Bankett, der Tiefenbach? Vom Wallenstein ab hört freilich das Komische auf, aber nur in demselben Maß als der ganze Schiller lederner und manierirter wird. Das zum Theil von Goethe ihm vorgehaltene Gespenst der Classicität zehrt mit den Schlacken auch ein gut Theil seiner Ursprünglichkeit auf.

Aus dem Bisherigen siehst Du, daß ich, schon wegen meiner werdenden Unsicherheit in Bezug auf das System, auch abgesehen von meiner Scheu, noch ferner als Dilettant aufzutreten, eine eigentliche Recension Deines Buchs nicht liefern kann. Interessant wäre es, wenn einer der besten Praktiker, z. B. Gutzkow, sich darüber ausspräche, damit man sähe, was ein solcher sich daraus zu entnehmen weiß. Sollten indessen Deine Feinde das Buch in ihrer Weise angreifen, so soll mein alter buckliger Schild Dir nicht fehlen.

Nun gut Glück zum 2. Theil. Es ist des großen Publikums wegen Schade, daß er nicht zuerst erschien. Um so rascher wirst Du ihn zu fördern suchen. Zur Naturschönheit rc., woran Du schreibst, empfehle ich Schubert's allgemeine Naturgeschichte, 2 Bde., wo ich mich tiefsinniger Umrisse zur Charakteristik der einzelnen Naturstufen erinnere. Schöne Schilderungen von Gebirgen, Landschaften rc. im Großen finden sich auch bei Ritter (der Atlas, Himalaja rc.) und Alex. Humboldt.

170. **An Vischer.** Heilbronn, den 9. Juni 1846.

Jetzt sei nur kein Narr. Erstens wird bei gleicher Güte immer ein einzelner rasch hingeworfener Aufsatz über einen concreten Stoff amüsanter sein, als ein systematisches Werk; selbst Hegel's Aufsatz über Hamann 2c. ist insofern angenehmer als seine Encyklopädie; ein System, ein Bau von unten auf, läßt sich ohne eine Dosis Schwerfälligkeit und Langweiligkeit nicht zu Stande bringen. Das weißt Du wohl und weiß jeder kundige Leser Deines Werkes.

Zweitens glaube ich allerdings, daß Dir immer eine Arbeit, die dem concreten Gegenstande näher steht, besser gelingen wird, als die auf der Seite des abstrakten Gedankens liegt. Aber sei darüber froh; das macht Dich eben zum geborenen Aesthetiker. Wenn man auf diesen das Wort anwenden will: das Eine thun und das Andere nicht lassen, so wird unter's Thun die Anschauung und Empfindung des Einzelnen, unter's Nichtlassen die Erkenntniß des Allgemeinen zu stellen sein. Eben weil es sich bei einem Rötscher, Hotho 2c. umgekehrt verhält, sind sie keine rechten Aesthetiker. Zu einer und mehreren Gruppen ästhetischen Stoffs die ordnenden Begriffe zu finden, wird Dir immer leicht sein, das machst Du mit einem raschen Griff ab, der für den Zuschauer selbst wieder ein ästhetischer Gegenstand ist; um dagegen über der Gesammtheit des Aesthetischwirklichen eine Begriffsreihe als continuum fortzuführen, dazu wirst Du Dich hin und wieder strecken müssen, und diese Mühe wird man Deiner Arbeit ansehen. Besser immerhin, als wenn Du das Einzelne nach Begriffen recktest, wie die Doctrinärs, oder wenn Du Dich in demselben begrifflos verwirrtest, wie die Empiriker. Summa: ich habe die Ueberzeugung, daß Du so, wie ich sonst Niemand weiß, zum Aesthetiker organisirt bist, und daß Du auch in diesem Buch das Möglichste geleistet hast. Was uns in demselben als schwerfällig (verzwickt ist es nicht, den Eindruck kann es nicht machen) erscheint, hat theilweise seinen Grund in der Sache, in der Natur der Grundlegung, theils in dem Ursprung, der Dich zu historischen und polemisch-apologetischen Ausführungen veranlaßt, die im Buch zum Theil entbehrlich waren. Aber ein Mangel Deiner Aesthetikernatur zeigt sich darin gar nicht, und wer Dir das weiß machen will, der ist nicht gescheidt und wenn Du selbst es wärest.

Deinen Aufsatz über die satirischen Zeichner [1]) habe ich jetzt auch gelesen, und über Deiner Beschreibung der Scenen mit dem Hund, der auf einen Telegraphen fällt 2c., habe ich auf dem Museum ganz simpelhaft lachen müssen, während unser Prälat hinter mir saß. Leider habe ich den Töpffer nicht mehr bekommen können, dagegen hat sich Sicherer gleich den Gavarni kommen lassen, wo ich ihn zu sehen bekommen werde. Deine kleineren Aufsätze neuerer Zeit sind reife Früchte, welche eine Luftbewegung vom Baum weht; in Deiner Aesthetik wird der Baum geschüttelt, wo Manches mit muß, das sonst noch länger oben geblieben wäre; das ist der ganze Unterschied. Was ich an Dir noch besonders loben muß, ist der sichere Schwerpunkt, den Du immer im Aesthetischen behältst und, bei aller billigen Anziehungskraft des politischen Elements, doch niemals bis in dieses hinüber Dir verrücken lässest. Unterscheidet Dich dies von den meisten jetzigen ästhetischen Stimmführern, so bist Du durch Deine lebhaften Sympathien für den politisch-socialen Fortschritt doch wohlthätig von den Romantikern getrennt. Dieses aequilibrium [2]) zu behaupten wäre schwierig, wenn Du genöthigt sein solltest, die academische Stellung aufzugeben — —. Doch ist ja noch kein bestimmter Grund zur Besorgniß.

Den 2. Theil solltest Du aber nun durchaus bald folgen lassen. Schwierigkeit kann Dir nur die erste Hälfte, vom Naturschönen, machen, und von diesem wieder nur das Naturschöne im engeren Sinn: Geologisches, Zoologisches und — doch kaum — die Pflanzenwelt; dann kommt ja das Menschliche, wo höchstens noch das Anatomische, das Dir ja aber, so weit es in Betracht kommt, auch nicht fremd ist, Schwierigkeit machen kann. Ich habe da eben Humboldt's Kosmos vor mir liegen. Einzelnes Brauchbare mag sich schon hier finden; dann sind aber hinten als frühere Werke Humboldt's angezeigt: Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse, Ansichten der Natur mit wissenschaftlichen Erläuterungen, wo sich gewiß Manches findet, was Du brauchen kannst. Hättest Du denn keinen jüngeren Docenten oben, der Dir das Nöthige beibringen oder nachweisen kann? Auch könntest Du ja, wenn Du noch allzu vieles nachzulesen hast, in der Ausarbeitung einstweilen beim Menschen oder der Phantasie anfangen.

---

1) Jetzt Altes und Neues S. 61 ff. — 2) „Gleichgewicht".

Nur kalt laß Dich jetzt nicht werden. Und im Allgemeinen mußt Du Dich ja doch halten bei dieser Excursion in die Naturwissenschaften.

Deinen vorigen Brief hat mir Märklin richtig überliefern lassen. Warum man Regenbögen nicht malen soll; wenn Du das nicht herausbringst, wie soll ich es wissen? Hat nicht Hegel in der Aesthetik darüber eine Stelle? — Was der Alex. Simon über die Stuttgarter Kunstausstellung sagt, ist, bei aller Unerträglichkeit und eitlen Verzwicktheit der Form, doch wohl theilweise gut; auch von seinen allgemeinen Aussprüchen hat mich der z. B. als wahr frappirt, daß für die Malerei das Pflanzenreich über dem Thierreich stehe.

171. An Märklin.

Köln, den 22. Juli 1846.

Ich muß Dir doch von meinem Patmos aus — wo ich nur leider keine Offenbarungen habe — auch einmal schreiben, wäre es auch nur, um einen Brief von Dir zu erzielen. Mein Aufenthalt ist abwechselnd Bonn[1]) und Köln; in ersterem Ort war ich nach meiner Ankunft 4, und später wieder einmal ich glaube 5 Tage, die übrige Zeit hier in Köln. Da ich über meinen Bruder für den Augenblick beruhigt sein kann, so bin ich lieber hier, wo ich Raum habe allein zu sein, als in Bonn, wo — wie in einem Badaufenthalt — die ganze Familie in 4 Zimmer zusammengesperrt ist. Meinen Bruder traf ich zuerst in einem bedenklichen Zustand. Sein Arzt ist der Geheimerath Nasse, der einst mit Eschenmayer das von mir seiner Zeit fleißig studirte Archiv für thierischen Magnetismus herausgegeben, ein alter Romantiker ächtester Farbe aber nach allgemeiner Meinung der Gegend ein ausgezeichneter Arzt, und so viel ich sehe äußerst sorgsam und nachdenkend für seinen Kranken.

— Gelesen habe ich in dieser Einsamkeit schon ziemlich fleißig. Zuerst nahm ich Baur's Johannes[2]) vor, in den ich bis dahin nur

---

1) Wohin Strauß' Bruder sich zum Gebrauche einer ärztlichen Kur von seinem Wohnsitz Köln aus vorübergehend begeben hatte.

2) Die Schrift, welche zuerst 1844 in den Theologischen Jahrbüchern, dann 1847 in den „Krit. Untersuchungen über die kanonischen Evangelien" erschien. In dem letzteren Werke gibt Baur S. 40—52 eine eingehende Auseinandersetzung über das Verhältniß seiner Kritik zu der Strauß'schen, deren Bedeutung in vollem Maß anerkannt wird. Weiteres oben Br. 9.

hineingesehen hatte. Ich freue mich, daß, unerachtet mich diese Arbeit persönlich nicht angenehm berührt, ich doch fähig bin, sie von Herzen zu loben und ihre Resultate in vollstem Maße anzuerkennen. Jetzt, aber auch jetzt erst, ist dies Gespenst des angeblichen Johannes gebannt, das mich und andere immer wieder geäfft hatte, und immer wiederkehrte, wenn wir es eben beschworen zu haben glaubten. Es ist gebannt, weil Baur das Wort seines Räthsels, das constituens seines Wesens ausgesprochen hat. Hiegegen ist keine Widerrede möglich, weil Baur's Schlüssel in alle Schlüssellöcher dieses wunderlichen Baues paßt und alle, oder doch fast alle Kammern desselben aufschließt. Auch formell ist das Werk sehr schön, und hat namentlich vor Baur's Paulus den Vorzug, daß es einen aufsteigenden Klimax bildet, dessen höchste Spitze, die Schlußuntersuchung über den Verfasser, in ein Gebiet führt, wo die tiefste Psychologie zugleich höchste Poesie ist. Wer die Resultate dieses Werks leugnen kann, — (und zwar ist mir hier der, der sie nur äußerlich leugnet, also bewußt lügt, noch lieber als wer es so weit gebracht hat, sie auch vor sich selbst leugnen zu können) von dem darf gesagt werden, er habe dem heiligen Geist der Wissenschaft gelogen. Ich selbst werde in Baur's Abhandlung oft polemisch berücksichtigt, und mein Standpunkt für das 4. Evangelium als ungenügend bezeichnet. Das ist in der Ordnung, und B. hat, wo er mir entgegentritt, durchweg Recht. Es kann dieß dem, den es betrifft, leid thun, aber es wird ihm nicht weh thun, er wird sich von dem, der jene Urtheile ausspricht, nicht gekränkt fühlen. Nun aber stellt mich Baur immer mit Lücke &c. in Eine Reihe, hebt nirgends hervor was die Kritik der Evangelisten, und auch die des 4., mir verdankt und zeigt überhaupt gegen meine Arbeiten eine unfreundliche, abgeneigte Stimmung. Ich kann nun auch dies theilweise aus der Sache selbst zurechtlegen; ich bin kein Historiker, es ist bei mir Alles vom dogmatischen (resp. antidogmatischen) Interesse ausgegangen, und das mag er mit Recht von seinem historisch-kritischen Standpunkte aus mißbilligen. Allein er sollte doch bedenken, wie meine Art für den Anfang gerade angemessen und natürlich war, und wie s i e ohne meinen Vorgang heute gewiß noch nicht da stünden, wo sie stehen. Blicke ich nun zurück, so finde ich auch früher eigentlich nirgends ein anerkennendes Wort Baur's für meine Arbeiten, immer ablehnend, theilweise mich ignorirend, wo es sich geradezu von meinen Ideen handelt, wie in der Versöhnungs-

lehre, wo in dem Abschnitt über die neueste Zeit, der sich um die Frage: Christus Individuum oder Menschheit? dreht, ich gar nicht genannt werde. — — Ich gestehe, mein persönliches Verhältniß zu Baur finde ich durch diese Sache gestört, deßwegen preise ich aber doch sein Werk als ein Meister- und Musterwerk der Kritik. — —

Ueberhaupt, wenn es zwar eine schlimme Sache ist jetzt um die Theologie, so hat es in anderer Hinsicht ein Theologe jetzt leichter als je. Wenn einer heutigen Tages Baur's Johannes und Paulus auf der einen und auf der andern Seite Feuerbach's Wesen des Christenthums gelesen hat, so weiß er Alles, was die heutige Theologie weiß, und kann alles Andere füglich ungelesen lassen. Von Zeller habe ich neulich einen Aufsatz über Religion gegen F. in seiner Zeitschrift[1]) gelesen, der mir aber vorkam, wie die Flattisch-Süskindischen Aufsätze gegen Kant: die Abwehr ist matt, durch die Berührung wird man angesteckt, und hat am Ende mehr verloren als gewonnen. Ich sage nicht, daß nicht manche gute Ideen drin seien, aber sie sind noch nicht so concentrirt, um gegen F. etwas ausrichten zu können: für jetzt und vielleicht noch geraume Zeit behauptet er das Feld, seine Theorie ist die Wahrheit für diese Zeit. Daß nun in dieser Position ich etwas schreiben sollte, ist eine pure Unmöglichkeit. Da meine Sensibilität für wissenschaftliche Wahrheit unendlich größer ist als meine eigene Produktionskraft, da deßwegen, wenn ein Anderer Recht hat, ich mir gewiß nie einbilde, ich habe Recht, vielmehr das Umgekehrte mir schon begegnet ist, so hält mich die Empfindung fremder Wahrheit zunächst ganz darnieder, und es bedürfte weit mehr Frische und Lebensmuth, als ich noch habe, um mich wieder auf die Beine zu bringen und mich in Stand zu setzen, den Wettlauf mit den schon so weit Vorangeeilten noch einmal zu beginnen.

172. An Vischer.

Köln, den 25. Juli 1846.

Ich hoffte immer, von Dir einen Brief hierher zu erhalten; vielleicht dachtest Du, ich solle Dir zuerst schreiben, wie hiermit geschieht; mich wird ein Brief von Dir immer noch geraume Zeit hier treffen. Zunächst dachte ich, Dir heute mehr schreiben zu können, da ich gestern in Düsseldorf war, mit Deinen kritischen Gängen in der Tasche, um

1) Theol. Jahrbücher 1845, 66 ff.

die Aquarellcopien von Ramboux[1]) zu sehen und ihretwegen vielleicht mehrere Tage dort zu bleiben: aber siehe da, oder vielmehr siehe nicht — sie waren durch eine Kunstausstellung verstellt. Diese sah ich nun zwar, kann aber nicht sagen, daß mir etwas daran sich besonders eingeprägt hätte. Auch hier ist eine Kunstausstellung: 5 belgische Maler haben wieder Maler gemalt: den Rembrandt und Rubens, Cimabue und Giotto, z. B. Katalog: „Rubens verläßt schleunigst Genua, um seine kranke Mutter zu besuchen. Bei seiner Ankunft in Antwerpen findet er sie todt; darüber großen Schmerz empfindend zieht er sich in die Abtei St. Michel zurück." Da sitzt er nun, ein Geistlicher steht hinter ihm; das ist das Ganze, welches gar nichts ausdrückt und ohne Erklärung schlechthin unverständlich ist. Dieses charakteristische Zeichen der Leerheit, Eitelkeit und Selbstbespiegelung der jetzigen Kunst, daß Maler Maler malen und Dichter über Dichter dichten (Gutzkow: R. Savage und Urbild des Tartüffe, Laube: Gottsched und Gellert &c.) solltest Du gelegentlich auch einmal berühren[2]). Doch nein, die Künstler lassen sich ja auch mit Macht in den Stoff und zwar den Zeitstoff ein: da ist „die Wittwe des Armen"; dort gar ein Proletarier, der über der Kölner Zeitung, die er in der Hand hat, und darin die neue Gesindeordnung liest, in Thränen ausbricht! Das schon vor dem Jahr zu sehende Jagdrecht, wo ein das Wild von seinem Acker abwehrender Bauer vom Jäger geschossen ist, habe ich gestern in Düsseldorf noch einmal sehen müssen. Leineweber fehlen heuer; doch lese ich eben heute in der Zeitung einen Roman von L. Storch angekündigt: Ein deutscher Leineweber! Es sei ein sehr interessanter Beitrag zur Romanlitteratur sagt Herr L. Schücking, der sich neuerdings in die Tendenz mit aller Unkritik eines Romantikers hineinzustürzen anfängt. Wohl thun einem nach solchen Fratzen die Landschaften, deren recht schöne da sind; doch ist die Wirkung des Landschaftlichen auf mich verhältnißmäßig schwach. Wohl thun auch einige Versuche im wirklich historischen Fach; ein Karl V. im Kloster St. Just, von Jacquard in Paris hat mich durch den guten Porträtkopf des Kaisers angezogen; das ist doch ein welthistorischer Kopf. Die Scene drückt

1) Vischer, Krit. Gänge I, 207 ff. — 2) Strauß selbst that dieses in der weiteren Ausführung der obigen Gedanken. Jahrbb. d. Gegenwart 1847, 379 ff. „Aesthetische Grillen. Erster Sang".

nichts aus: der Kaiser hat Uhrenräder, Schraubstöcke &c. vor sich, ein Novize bringt Erfrischungen, hinter dem Kaiser steht ein Mönch mit finsterer Miene und einem aufgeschlagenen Buch, und nun heißt es im Katalog: „Der Prior des Klosters St. Just sagte dem Kaiser, der sich mit mechanischen Arbeiten beschäftigte, eines Tags: Bei Gott, seid entweder das Eine oder das Andere, Mönch oder Kaiser.“ Das muß man Einem nun wieder sagen; der Kaiser macht eben jenes zähe, bedenkliche Gesicht hin, das wir an ihm kennen, weiter nichts. Für den alten Jacobs hat es mich gefreut, daß sein Sohn (denn das ist doch E. Jacobs in Gotha?) eine recht schöne Antigone am Grabe ihres Bruders geliefert hat, d. h. sie hat mich als eine edle und anmuthige Figur angesprochen, obwohl ich mir denken kann, daß der Kenner vielleicht Manches auszusetzen haben könnte, indem vielleicht Farbe und Modellirung kräftiger und der Gesichtsausdruck (sie sitzt, nachdem sie die Arbeit vollendet, den Kopf in die Hand gestützt, die Schaufel neben ihr) etwas weniger weich sein dürfte. Minder sprach mich von demselben Maler das noch größere Tableau: Simson, bei Delila gebunden, an; sie ist eine gar zu moderne Kokette, er zu alt und bei großer Musculosität zu wenig saftstrotzend. Ein Zeller aus Zürich hat die Felicetta von Albano porträtirt, die mir aus A. Reumonts röm. Briefen als malerische Hauptschönheit der letzten Jahre bekannt war, ein brillantes Bild, das Gesicht etwas dümmlicht, die Frons tenuis [1]) des Horaz, aber eine Jugendfülle und -frische, die unvergleichlich sind. Derselbe malt ein Mädchen vom Sabinergebirge im Gebete: elende, erlogene, und fast über die Verstellung selbst lachende Fratze. Schiavoni aus Venedig: Flora — französisch — kokett, kleinlich. Derselbe: Das Nachdenken. Eine weibliche Figur mit entblößten Schultern stützt in die eine Hand den Kopf, während sie in der andern einen Stift hält und eine Rolle Papier vor sich liegen hat. Der im Vergleich mit der Felicetta unreine Teint und das trutzige Gesicht dieses Frauenzimmers, ohnehin der Allgemeinbegriff: Nachdenken, gefielen mir anfänglich nicht; bei wiederholtem Besuch indeß söhnte ich mich immer mehr damit aus, und dachte: das Modell muß gar nicht übel sein; — freilich eine sehr zweideutige Wirkung eines Kunstwerks. Komische Sachen, etliche recht hübsche, besonders von 2 Franzosen: Biard, der

---

1) „Schmale Stirne“.

durch V. Hugo illustrirte, malt (so ist's verzeihlich) einen classischen Maler, der mit dem Helm auf dem Kopf in den Spiegel sieht, um sein Conterfei auf ein zur Seite hängendes Schlachtbild zu übertragen. Der unclassische Kopf unter dem Helm, die kurze bourgeoismäßige Figur im grauen Rock, das heldenmäßige Gesicht, das er hinmachen will, sind recht wirksam.

Ferner Jacquard, derselbe von dem der Kaiser Karl V. ist, malt einen Pfaffen, der nach dem Essen sich seinen Kaffee einschenkt und bläst; im Gesicht scheinen die leeren Weinflaschen wieder, die man hinten sieht, und der Stupor postprandialis [1]) vermischt sich trefflich mit dem Epicureismus sacerdotalis. Doch nun genug, da ich schon auf dem letzten Blatte bin.

Daß Dein trefflicher Töpffer so schnell daran mußte! Ob er wohl Deine Kritik noch gelesen hat?

173. An Märklin.

Bonn, den 28. Juli 1846.

— — Vorige Woche war ich in Düsseldorf, um die von Vischer gerühmten Aquarellcopien von Ramboux zu sehen; sie waren aber durch eine Kunstausstellung verdeckt. Um nicht ganz vergeblich in D. gewesen zu sein, besuchte ich den Jacobi'schen Garten in Pempelfort wieder, eine wahrhaft fürstliche Anlage, deren hohe alte Bäume an dem heißen Tage herrliche Kühlung gaben, und wo man in den Alleen noch die Gruppen der großen Geister aus den 70er und 80er Jahren wandeln zu sehen glaubte. Das Haus ist unansehnlich, das jenen Männern so oft ein Mäcenatisches Dach bot; da es noch von der Familie bewohnt ist, konnte ich nicht wohl hineingehen.

Eine andere Wallfahrt zu der Stätte eines verstorbenen Autors machte ich bald nach meiner Ankunft hier vor 4 Wochen. Wir fuhren Nachmittags nach Plittersdorf, wo eine hübsche Gartenwirthschaft am Rhein ist, mit der Aussicht auf's Siebengebirge. In halber Höhe hinter einem Hügel am entgegengesetzten Ufer sah ich ein röthliches Gebäude mit Zinnen wie eine restaurirte Burg, ich fragte, was das sei, und erhielt die Antwort, das sei das Landhaus des verstorbenen Geh. Raths Rehfues [2]). Ich erinnerte mich, daß er mir von da aus

1) „Die Schläfrigkeit nach dem Essen“, „dem Epikureismus des Pfaffen.“
2) Vgl. S. 72.

vor 4 Jahren nach Köln geschrieben hatte. Ich ließ mich allein im Nachen übersetzen, durchwandelte den Garten, — ein alter Bauer, der diesen besorgt, führte mich ins Haus, dessen Zimmer aber verschlossen waren, in einem sei eine Bibliothek, wenigstens 6 Fuhren Bücher, sagte er, da habe der Geh. Rath gearbeitet; es sei hier ein altes Herrenhaus gestanden, über 100 Jahr alt, aber noch ganz schnack, der Geh. Rath jedoch habe es abbrechen und dieses ganz neu bauen lassen. Das Gut umfaßt außer dem Garten noch eine ziemliche Anzahl Aecker und Wiesen, die verpachtet sind. $^1/_2$ Stunde davon, in Pfaffenrath, sei ein 2. Gut des Geh. Raths, mit schönen Weinbergen und einem einfacheren Hause. Das bedeutendste Bauwesen aber habe er 1 Stunde seitwärts im Heisterbacher Thale aufgeführt, wo er auch ein Gut besessen, das er aber vor seinem Tode noch verkauft habe. Daß er in den letzten Jahren noch einmal geheirathet, wie mir berichtet worden war, sei falsch, da aber seine Frau viel jünger als er gewesen und ausgesehen, so seien ähnliche Irrungen öfters vorgekommen.

Schneckenlied.

Ei wie gibt es dieses Jahr
Doch so viele Schnecken!
Kohl und Kraut benagen sie,
Fressen Baum und Hecken;
Wo man geht und steht, da tritt
Man auf sie mit Schrecken;
Ei wie gibt es dieses Jahr
Doch so gar viel Schnecken.

Und wie eigen sie nach uns
Ihre Hörner strecken!
Ist es doch als thäten sie's,
Uns damit zu necken;
Sonst so furchtsam, wurden sie
Plötzlich nun zu kecken;
Ei wie ists so sonderbar
Heuer mit den Schnecken!

Schon auch glaub' ich, ihren Sinn
Deutend zu entdecken:
Baut ihr immer, spotten sie,
Eisenbahnenstrecken,

Reist und denkt im Flug, nur hofft
Uns nicht anzustecken;
Schnecken bleiben hin wie her
Bei der Post der Schnecken.

174. An Vischer.

Köln, den 16. August 1846.

— — Du fürchtest, ich könnte wieder schwach werden, und darin kennst Du das menschliche und speciell mein Herz ganz gut; er fällt mir sehr schwer, dieser Schritt, allein ich sehe, daß ich ihn thun muß, und dann — ist meine Ehre im Spiel, ich habe mich schämen müssen, und müßte es fortwährend — dies entscheidet. Und die Entfernung hilft auf's Beste; ich gehe nicht mehr hin bis alles gerichtlich eingeleitet und mein Erscheinen vor Gericht nothwendig ist.

Ich freue mich, an Rapp bald wieder schreiben zu können. — Doch soll es nicht geschehen, als bis die Ehe als gelöst gelten kann, und ich dann faktisch bei Rapp entschuldigt bin. Es wäre mir fatal, mit Entschuldigungen anfangen zu müssen; wir müssen uns gleich aus vollem Herzen schreiben können.

— In einer eigenen Lage befinde ich mich Zeller gegenüber. Ich bin ihm unendlichen Dank schuldig in Bezug auf mein bisheriges ehliches Verhältniß. Er ist der einzige, dessen angelischer Natur es gegeben war, auf diesen Kohlen ohne Schmerz zu gehen; er allein ging bei uns ein und aus, wie wenn er nicht anders wüßte, als daß Alles zwischen uns gut stehe. Dies, daß es doch Einem Menschen in unserem Hause wohl war, hat auch mir unendlich wohl gethan; es stand auch wohl, so lange er da war; weil er es zu glauben schien, glaubten auch wir es, und so rechne ich die Tage, die er bei uns zu verschiedenen Zeiten zubrachte, zu den wenigen Oasen dieser Wüste. Ebendeßwegen weiß ich aber das Wort so schwer gegen ihn zu finden, weil es das erste sein müßte. Dir wird es leichter sein, es ihm zu sagen, da ihr gewiß schon sonst von der Sache gesprochen habt. Sag' ihm aber dabei, wie innig lieb er mir dadurch geworden sei, und wie ich dies nicht ohne die tiefste Rührung schreibe. In ihm, in der Erinnerung an die Art, wie er sich bei uns gab, lebte für mich diese Ehe idealisch, wie sie hätte sein sollen, bisher fort; mit dem ersten Wort, daß ich ihm die Wirklichkeit gestehe, zerfließt für mich (denn er mußte das Wahre längst wissen) dieser Zauber. Ja, als eine Natura

angelica hat er sich in dieser Sache bewährt, und wenn wir zuweilen geneigt sind, das Mangelhafte, was eine solche Natur hat, hervorzukehren, so habe ich zugleich das volle Gefühl des Höheren bekommen, welches darin liegt, und das uns fehlt[1]).

175. An Zeller.

Heilbronn, den 19. November 1846.

— — Ewald hat ja ganz unerwartet eine Mine springen lassen, deren Stücke jedoch an Dir vorübergeflogen sind[2]). Mich haben sie insofern auch nicht getroffen, als abgeschiedene Schatten nicht mehr zu treffen sind. Daß ihr Jahrbücher jetzt mit ihm in Verlegenheit kommt, geschieht euch recht. Das kommt heraus bei der Gemeinschaft mit Narren. Hat Sirach darüber keinen Spruch? — —

176. An Zeller.

Heilbronn, den 1. Februar 1847.

Um auf Dein letztes Freundes- und Freudenschreiben würdig zu antworten, wollte ich eigentlich warten, bis mir die Umstände ein freies und freudiges Aufathmen wieder gestatten. Allein, da es mir hiemit leicht gehen könnte, wie dem horazischen Rusticus exspectat ꝛc.[3]) so verschiebe ich es nicht länger, Dir eigenhändig zu sagen, wie herzlich mich die schöne Doppelpost von Deiner Berufung und Auserwählung — für Dich, für Deine liebenswürdige Braut, die ich mich jetzt doppelt freue, persönlich kennen gelernt zu haben, so wie für unsern gemeinschaftlichen Papa erfreut hat. Denn das bleibt er mir, mag er auch von mir als einem halbverstoßenen Simeon sich zu Euch jungen Josephen und Benjaminen gewendet haben. — —

---

1) Der Herausgeber glaubte diese Stelle, in welcher sich das Gemüth seines Freundes so schön und ergreifend ausspricht, nicht auslassen zu dürfen; fühlt sich aber zu dem Bekenntnisse verpflichtet, daß an der von Strauß gerühmten Unbefangenheit seines Verhaltens denn doch auch die Unerfahrenheit einen erheblichen Antheil hatte, welche ihn manche Störung, die auch ihm nicht entgehen konnte, in ihrer Bedeutung und Tragweite unterschätzen ließ.

2) Noch im August 1846 hatte sich Ewald in den Jahrbb. d. Gegenw. S. 788 ff. gegen ein Pietistenblatt zur Wehre gesetzt; wenige Monate darauf machte er aber in der Flugschrift „Ueber einige wissenschaftliche Erscheinungen auf der Universität Tübingen" (Stuttg. 1846) im Namen des „Christenthums" einen gehässigen Angriff auf Strauß und Vischer und ohne ihn zu nennen auch auf Baur.

3) „Der Bauer wartet, bis der Strom abgeflossen ist."

177. An Vischer. Heilbronn, den 20. Februar 1847.

Möge bis mein Brief ankommt, Deine Frau — da ich aus Deinem Brief an Märklin ersehe, daß die Stunde nahe ist — Dich zum Vater eines gesunden Knaben oder Mädchens — denn das Glück ist, besonders so lang noch kein Kind vorhanden ist[1]), dasselbe — gemacht haben!

Mit der Restitution lassen sich ja auch die Sachen wenigstens nicht schlimm an. Hoffen wir also das Beste. Unsre Differenz in Betreff Deines Verhaltens beim Wiedereintritt betreffend, so bin ich schon zufrieden, daß Du wenigstens über den Styl Deiner ersten Vorlesung mit mir einverstanden bist. Was das andere betrifft, so empfehle ich Dir, die Geschichte und Akten des Abgangs Fichte's von Jena (auch was Goethe darüber sagt) zu studiren, um zu sehen, wie auch ein Ehrenmann, eben weil er dies in überspanntem Grade ist, fehlen und schaden kann.

178. An Vischer. Heilbronn, den 11. Mai 1847.

— — Von Zeller habe ich jetzt einen Brief. Die Christine ist gestorben. Auch „ein Stück gute alte Zeit." Hatte von den Scherflein, die sie von mir und Andern geschenkt bekommen, so viel zusammengespart, um ehrlich begraben werden zu können, weil sie die Anatomie fürchtete, der sie als Spitälerin anheimgefallen wäre. Auch zu kleinen Vermächtnissen an ihre Freundinnen im Armenhaus reichte es noch. Das zog sie sich am Kaffee ab, wozu, als ihrem Lieblingsgetränk, meine Gaben vorzüglich bestimmt waren.

179. An Vischer. Heilbronn, Pfingstmontag 1847.

Warum ich Deinen soeben erhaltenen Brief gleich beantworte, davon ist der nächste Grund der, damit, wenn Du dem Schwegler noch nichts von dem Julian gesagt hast, Du es nicht thun sollst, da er sich unter der Arbeit so gestaltet, daß er nicht für die Zeitschrift taugt. Ich schrieb ihn zwar dieser Bestimmung wegen absichtlich so, daß ich kein einziges Citat machte, unerachtet ich eine Masse Stellen excerpirt hatte; nun ist es aber nicht, weil mich diese Stellen dauern, sondern weil sie für den Eindruck der Arbeit unentbehrlich sind, daß

---

1) Vischers erstes, Brief 160 erwähntes Kind war bald wieder gestorben.

ich sie doch theilweise beigeben muß. Da nämlich eine Parallele des antiken Romantikers mit jetzigen beabsichtigt ist, und diese oft überraschend genau ausfällt, so muß man die Beweise nothwendig schwarz auf weiß sehen, um nicht das Ganze für einen schlechten Witz zu halten. Zuerst hat mir daher Märklin zugesprochen, das Ding besonders drucken zu lassen, und ich will das jetzt so thun, daß ich ihm die Form einer Rede gebe, der ich die Quellenstellen als Zugabe hintennachschicke; es wird dann ein kleines Broschürchen, wie sie ja jetzt Mode sind, und ich will mich damit an Bassermann wenden, dem ich auch den Schubart geben möchte.

— Daß Schwegler dem Ewald[1]) diplomatisch antwortet[2]), wundert mich vorläufig auch; ich erwartete und freute mich auf etwas mit spanischem Pfeffer Gewürztes aus seiner Feder. Bei Dir weiß ich freilich selber nicht zu unterscheiden, was klüger ist, gedruckt oder durch eine Klage antworten. In Acht nehmen wirst Du Dich, denn es wäre ja gar zu arg, wenn Du über diesen Narren fallen solltest. Ich werde mich nicht regen, begreife aber wohl, daß das bei Dir als Lehrer ein Anderes ist.

— Lese jetzt Abends ein Manuscript von Kerners Jugendgeschichte[3]), meistens in Ludwigsburg spielend, ein ganz eigenes Produkt, ohne allen Pragmatismus, aber auch kaum gemüthlich, sondern eine Reihe der tollsten Grotesken, Amtsdiener, die die Buben mit ihren Zöpfen herumschlagen, Professoren, die, nachdem ein alter Gaul mit ihnen durchgegangen, von den feurigen Rossen Eliä irrereden ꝛc.

— Hahn[4]) † !! Seit Wochen schon erwarte ich täglich seinen Trauerbrief zu lesen, weil ich tief fühlte, daß ihn der 46er seiner höheren Bestimmung entgegen führen müsse. Have p. a![5])

180. An Vischer.

Heilbronn, den 18. Juni 1847.

— — Endlich bin ich auch dazu gekommen, Deinen Artikel über Hebbel[6]) zu lesen, und mich, wie immer aus Deinen Sachen,

---

1) Vgl. Br. 175. — 2) Jahrbb. d. Gegenw. 1847, S. 461.

3) Das „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“.

4) Der „Oberfamulus“ des Seminars Blaubeuren, welchem schon zu Strauß' und Vischers Zeit der Wein nicht selten gefährlich geworden war.

5) „Fahre wohl, fromme Seele!“

6) Jetzt Krit. Gänge N. F. II, 1 ff.

sehr daraus zu instruiren. So lang Du von seinen frühern Dramen sprichst, wurde ich ganz ungeduldig über Dein glimpfliches Verfahren, weil das scheußliche Monstra sein müssen, beim neusten aber konnte ich, wenigstens in Deiner Darlegung, nicht umhin zuzugestehen, daß es recht interessant sein muß. Du solltest nun aber fast nothwendig auch an Gutzkow's und Laube's Stücke gehen. Das kann ich nicht, weil dazu ein durchgreifender, systematischer Maßstab gehört, der mir nicht zu Gebote steht. Dies ist auch der Grund, warum ich Deine Aesthetik nicht recensiren kann; doch verspreche ich Dir, wenn ich mich nach Erscheinung des zweiten Theiles im Stande sehen sollte, etwa einige aphoristische Streiflichter darauf zu werfen, ihm einen eigenen Grillenfang[1]) widmen zu wollen. Was ich nämlich an ästhetischem Besitz mein nenne, sind nur einige kleine Enclaven, welche als mediatisirte Herrschaften in Dein großes Gebiet hineinfallen, — so fehlt es mir an einem selbstständigen Standpunkt Dir gegenüber. Nun weißt Du, ohne daß ich Dir's sage, daß ich im Stande bin, anzuerkennen, und daß es mir Befriedigung gewährt, Anerkennung, die ich empfinde, auszusprechen; — allein mit der bloßen Anerkennung ist man noch nicht zur Recension berufen, selbst dann nicht, wenn man etwa Einzelnes ausstellen könnte. Dies mit Bezug auf eine frühere briefliche Aeußerung von Dir zu nachträglicher und vorläufiger Verständigung

181. An Rapp.

Heilbronn, den 24. Juni 1847.

Im Fisch- und Geigers-Enthusiasmus habe ich, glaub ich, während unseres Besuches bei Dir ganz vergessen, Dir zu erzählen, daß ich eine kleine Schrift über den Kaiser Julian geschrieben habe, die demnächst bei Bassermann in Mannheim gedruckt werden wird. Auch habe ich aus meinen Schubartianis einen Aufsatz über Schubart's Stellung zu den 4 großen Dichtern Klopstock, Wieland, Goethe und Schiller herausgearbeitet[2]).

182. An Vischer.

Heilbronn, den 10. Juli 1847.

O Du, dessen Vortrefflichkeit als Freund nur an seiner Saumseligkeit als Correspondent ein Seitenstück hat, — schon seit 3 Wochen

---

1) Vgl. S. 185, 2. — 2) Von demselben erschien nur der erste Abschnitt: „Schubart u. Klopstock“ im „Morgenblatt f. geb. Leser“ 1847, Nr. 167. 168

liegt ein Brief an Woldemar Kern[1]) in meinem Pulte, der nicht abgehen kann, weil Du mir seine Adresse nicht schreibst. 89 Schubartsbriefe sind indes von Hoyer eingegangen[2]), höchst willkommen und wichtig, — und wieviele könnte ich nun vielleicht auch schon von Kern haben, wenn Du mir seine Adresse schriebest! Ich bin mit Eifer am Abschreiben, raschen Ausziehen der Briefe, die ich Hoyer wieder zurückgeben muß, und wünschte, wenn ich damit fertig bin, gleich an die etwaigen Kernischen gehen zu können.

Dies ist kein Brief, sondern ein
Presser[3]),
Johann Jakob Presser, mit Mörike[4]) zu reden,
Abgeschickt von
Deinem
St.

183. An Zeller.

Heilbronn, den 11. Juli 1847.

Schon über zwei Monate ist Dein lieber Brief alt, der mich seiner Zeit als erste genauere Nachricht über Dein Befinden in der neuen Heimath sehr erfreut hat. In 6—7 Wochen, schriebst Du damals, werdest Du wieder in's Land kommen, um Hochzeit zu machen; da ließ man dann die ersten 4 Wochen so hinstreichen, alsdann dachte man: jetzt ist's nicht mehr der Mühe werth, vor seiner Hieherkunft nach Bern zu schreiben, man beglückwünscht ihn nach Tübingen zur Hochzeit. Doch auch dies wurde uns dadurch vereitelt, daß wir über die Zeit Deiner Ankunft und Deines Bleibens in Tübingen zu spät Nachricht erhielten, und so sind dann die Heilbronner Glückwünsche in Nachtrab gekommen. Doch wirst Du und Deine liebe Frau sie darum nicht für minder herzlich halten, sondern überzeugt sein, daß ich an Eurer alle Bürgschaften des schönsten Lebensglücks in sich tragenden Verbindung so innigen Antheil nehme, als wenn es einen Bruder oder eine Schwester von mir beträfe. Hoffentlich hat sich Deine liebe Frau indessen schon angewöhnt in den neuen Verhältnissen und zu Deinem Glück wird ohnehin nichts fehlen. Auch Deine äußere

---

1) Einen Urenkel Schubarts, Sohn des Br. 109 genannten Professors.
2) Vgl. Strauß Litter. Denk. Ges. Schr. I, 17.
3) „Presser" = Gerichtsvollzieher.
4) In dem Gedicht: „Zur Warnung", Gedichte 1. Ausg. S. 213.

Stellung hat sich ja nun durch den Tausch der Fächer weit unverfänglicher gemacht und als neuen Professor der Kirchengeschichte wird Dich eine Entdeckung unseres Freundes Rapp interessiren, die er kürzlich auf einer gemeinschaftlichen Tour nach Erligheim[1]) vortrug (wo wir ein kostbares Exemplar von einem Onkel kennen gelernt hatten) —: daß man nämlich von den Kirchenvätern noch Kirchen-Onkel unterscheiden sollte. So fruchtbar mir diese Idee Anfangs vorkam, so fand ich doch nachher kein Subject, das ich unter die neue Rubrik hätte stellen können, weil mir keiner der Herren gutmüthig genug war; und so bleibt es Dir vorbehalten, der Galle dieses von unserem theologischen Leverrier berechneten neuen Planetenrings zu werden — —[2]).

184. An Vischer.

Heilbronn, den 26. Juli 1847.

— — Nimm, meinen armen Julian hat die Stuttgarter Censur (da er hier gedruckt werden sollte) so zerstrichen, daß er für todt lag. Nun hat ihn der Verleger zu sich in's Badische geflüchtet, wo er die Censur ohne Anstand passirt hat und jetzt bald vollends gedruckt sein wird. Es ist aber ein gar kleines Büchlein geworden, und wird kaum über 4 Bogen reichen. Nach diesem Vorgang seh ich als bestimmt an, daß auch mein Aufsatz über List von der Censur beanstandet werden wird[3]).

Nun laß bald den zweiten Band Deiner Aesthetik auffliegen! Daß er getheilt wird, ist, da ja der Stoff selbst so zerfällt, ganz zweckmäßig. Deinem Aufsatz de illustrando Fischarto[4]) könntest Du wohl auch meine vor etlichen Jahren in mystificirender Form in der Europa niedergelegte Idee de illustrandis umbris itinerariis[5]) einflechten. Von dem Schubartischen Vischer wünschte nur unter dem Text bemerken zu können, daß er Dein Großvater gewesen. Gestern hat Sicherer 2 altauthentische Büsten von Carl und Franziska[6]) er-

1) Dorf unweit Heilbronn. — 2) Der von Leverrier durch Rechnung gefundene Planet Neptun ist bekanntlich von Galle zuerst gesehen worden.

3) Derselbe erschien u. d. T. „Zwei deutsche Märtyrer“ (Arndt u. List), Jahrbücher d. Gegenw. 1847, 689 ff.

4) „Ueber Illustrationen zu Fischart.“ Gemeint ist der Aufsatz: „Ein malerischer Stoff“, Jahrb. d. Gegenw. 1847, 779 ff. (Altes u. Neues“ I, 152 ff.).

5) „Ueber Illustrationen zu den Reiseschatten“ (J. Kerners).

6) Herzog Karl Eugen von Württemberg (über den S. 161,[2]) zu vergleichen ist) und seine zweite Gemahlin, Gräfin Franziska von Hohenheim.

halten, die nun im Carlszimmer seines Hauses aufgestellt werden. Sie kosten ihn 30 fl., sind aber wirklich recht hübsch.

185. **An Vischer.**

Heilbronn, den 29. Juli 1847.

Mein letzter Brief[1]) an Dich ist ganz anders ausgefallen als er eigentlich sollte. Ich wollte an dem zu Anfang berührten Thema fortmachen; allein es verstimmte mich und so bog ich in ein litterarisches Geschwätz ab, das mich gleich ärgerte, weil es einer Wichtigthuerei ähnlich sieht. Ich wollte Dir eigentlich sagen, daß ich doppelt und dreifach unglücklich bin. Ich habe seit einiger Zeit für meine Frau eine solche Empfindung im Herzen, daß ich den Augenblick weinen könnte. Alle gute Seiten, die sie hat, stellen sich mir vor, und wenn ich des Nachts von ihr träume, so ist's in ruhig freundlicher Weise, wie wenn nichts vorgefallen oder Alles ausgeglichen wäre. So viel ist gewiß, hätte sie nicht durch ihr gewaltsames Vorschreiten und Veröffentlichen der Sache eine unübersteigliche Mauer zwischen uns aufgeführt, so würde ich einen abermaligen Versuch mit ihr machen, — der freilich ohne allen Zweifel eben so übel ausschlagen würde als alle bisherigen. In Köln, als sie sich in die zeitweise Entfernung ergab, war ich so gerührt von diesem Zuge von Hingebung, daß ich mir im Stillen vornahm, ihre Entfernung abzukürzen, und mich auf's Zärtlichste von ihr verabschiedete. Aber als ich nach Hause kam, tadelte mein Bruder mein weiches Benehmen sehr und meinte, jetzt sei das Uebel nur ärger gemacht.

186. **An Vischer.**

Heilbronn, den 15. Oktober 1847.

— — Ich forderte Dich kürzlich auf, die jungen Dramatiker zu kritisiren. Du erwidertest, Du lesest sie spät Abends und da bleibe Dir nichts. Ich antworte: So lies sie früher, und ich füge auch noch die Lyriker hinzu. Es ist schlechterdings nothwendig, daß Du Dich nicht so seitab hältst, sondern in die Mitte des heutigen poetischen Betriebs hineintrittst, und die Richtwage in die Hand nimmst, die Dir gebührt. Das wird dann erst auch Deiner Aesthetik Eingang schaffen. Du mußt Deinen Principien praktisch Achtung erzwingen. Glaub nur,

---

1) Hier nicht aufgenommen.

die Laube's 2c. sind heilig froh, daß Du noch nicht hinter sie gekommen bist, wie hinter den Herwegh. Du solltest in den Jahrbüchern 2 Galerien für die jetzigen Dramatiker und Lyriker eröffnen, und nach einander alle bedeutenden durchnehmen. Du kannst's dann ganz nach Bequemlichkeit ausführen, aber kündig's nur einmal an und gib einen Anfang. Ich werde Dich nicht in Ruhe lassen, bis Du mir folgst, weil ich weiß, daß ich Recht habe.

Wislicenus [1]) hat mir einen schönen Brief geschrieben, er wünscht Beiträge in seine Zeitschrift. Ich möchte ihm gar zu gern seinen Wunsch erfüllen, weiß aber noch kein Thema. Sein Boden, seine Gemeinde 2c. ist mir zu unbekannt. Ihn selbst aber schätze ich hoch, seit ich seine erste Schrift: Ob Schrift, ob Geist? gelesen habe. Er und Uhlich sind wie Wein und Thee.

187. An Rapp.

Heilbronn, den 21. Oktober 1847.

— Der Julian, nachdem er lange still gelegen, fängt jetzt endlich an, zu rumoren und die Allgemeine Zeitung bringt einen Artikel, der den König von Preußen und das Christenthum gegen eine solche Parallele in Schutz nimmt. Mit dem Christenthum stehe es noch nicht so schlecht, wie damals mit dem Heidenthum und die jetzige Philosophie sei lange nicht so gut, wie das damalige Christenthum und Friedrich Wilhelm IV. lange nicht — so mächtig, wie Julian. So ist's recht! solche Leute müssen wir haben . . 2c. —

188. An Rapp.

Heilbronn, den 12. November 1847.

— In Weinsberg kehrte ich bei Kerners ein, es war $^1/_2$11 Uhr, ich wollte gleich wieder fort, sie behielten mich aber beim Essen. Zur Unterhaltung brachte Kerner vor Tisch seine Briefbände, worin wir blätterten und lasen, meist von Verstorbenen. Kerner sagte, das Lesen dieser Briefe von Menschen, die mit ihren Beziehungen und Ver-

---

1) Prediger W. in Halle, welcher durch die genannte Schrift den Anlaß gegeben hatte, daß sich aus der von Uhlich geleiteten Gesellschaft der „protestantischen Freunde" eine von der Landeskirche getrennte freie Gemeinde abzweigte, die aber mit den übrigen um jene Zeit entstandenen freien Gemeinden im Kampf mit der staatskirchlichen Reaktion sich nicht auf die Dauer behaupten konnte.

hältnissen längst untergegangen seien, mache ihn überaus wehmüthig und betrübt. Ich erwiederte, auf mich mache es umgekehrt einen beruhigenden und erheiternden Eindruck, alle diese Lebenskämpfe nunmehr so beigelegt zu sehen. Bei Tisch sagte Frau Kerner, es freue sie, mich einmal wieder an ihrem Tisch zu sehen, es versetze sie in vergangene Zeiten, die doch recht schöne Zeiten gewesen. Dieses Wort rührte mich und that mir wohl. — Zu Hause traf ich eine Reihe Briefe, worunter einen sehr kühlen von Bassermann, — wenn meine Bedingungen nicht sehr mäßig seien, so könne er den Schubart nicht nehmen, da dieser doch nur eine schwäbische Celebrität sei und im übrigen Deutschland weniger Anklang gefunden habe.

189. An Vischer.

Heilbronn, den 16. November 1847.

— — Daß ich's wegen Deiner Aesthetik bei der Allgemeinen Zeitung hinterlegt habe, ist Dir durch Märklin geschrieben worden. Und nun schreibt mir Schwegler von der Umgestaltung der Jahrbücher. Da kannst Du dann gleich Deine kritische Guillotine aufschlagen für moderne Poeten. Erlaub mir, Deine Einwendungen ziehen nicht. Ich versichere Dich, daß ich vergangenes Jahr sehr bald aus dem Morgenblatt, der Allgemeinen Zeitung 2c. gewußt habe, wie man über die Karlsschüler in München und Berlin, in Mannheim und Dresden urtheilte, und so auch früher über Zopf und Schwert, Gottsched und Gellert 2c. Wie viel leichter kannst Du dies bei Eurer trefflichen Lesanstalt. Du wirst sagen: Ich habe keine Zeit; ich antworte auch hier: so mußt Du Dir sie nehmen, und an gelehrten Studien abziehen. Mein Bruder führt mir gegenüber den Spruch im Mund: Dir steckt der Doktor noch im Leib! — so möcht ich Dir zurufen, daß Dir der Professor noch zu sehr im Leib steckt. Du nimmst die Sachen zu gründlich und schwer, wie sie heut z. B. nicht mehr genommen sein wollen. Es dankts einem kein Teufel mehr, im Gegentheil. — Ob die Lyrik jetzt noch eine berechtigte Existenz hat oder nicht, thut zu unserer Streitsache nichts: genug, sie nimmt sich eine solche und zwar eine sehr breite, und fordert also die Kritik heraus. Ich las kürzlich H. Königs Klubisten in Mainz, die Allgemeine Zeitung hatte mich gelegentlich Deiner Aesthetik zu einer Anzeige davon eingeladen; sie gefielen mir wohl, allein ich lese dergl. Sachen in meiner jetzigen Stimmung zu stoffartig, ich verbrauche sie für mich, und kann sie daher nicht recen-

siren. Mörike! Es hat mich sehr gefreut, ihn in neuer Ausgabe zu sehen. Durchgegangen habe ich sie noch nicht.

190. **An Wilhelm Strauß.** Heilbronn, den 8. Dezember 1847.

— — Als Ludwigsburger Curiosum setze ich folgenden Artikel her, den ich vorigen Monat in den Beobachter rücken ließ, der vielseitig Freude gemacht hat:

Neue Schrifterfüllung in Ludwigsburg.

Als vor einiger Zeit der Strafgefangene Christof Friedrich Jäger von Eschenau einen mißlungenen Mordversuch auf den Herrn Ober-Justizrath von Klett in Ludwigsburg gemacht hatte, zeigte letzterer im Schwäb. Merkur an, daß damit buchstäblich die Schrift erfüllt sei, welche Psalm 91, V. 3 spricht: Denn er errettet mich vom Strick des Jägers (obgleich die Waffe des Eschenauer Jägers kein Strick, sondern ein Stück Eisendraht gewesen war). Allein wiederum stehet auch geschrieben 1. Moses 27, V. 33: Wo ist denn der Jäger? — Und siehe da, nach dem Ludwigsburger Tagblatt ist nun auch diese Schrift, und zwar wirklich buchstäblich erfüllt; denn Ch. F. Jäger ist durchgegangen.

191. **An Rapp.** Heilbronn, den 8. Dezember 1847.

— Den Tag nach Deiner Abreise ist ein theilnehmender Brief von Varnhagen gekommen, meine häuslichen Verhältnisse betreffend; wegen des Schubart aber, meinte er, würden sich die dortigen Verleger wundern und ein übles Vorurtheil bekommen, wenn ihn kein hieländischer nehmen wolle. So schrieb ich denn vorläufig ohne Einsendung des Manuskripts an Cotta und fragte, ob ihm die Ausfälle gegen Herzog Karl kein Anstoß wären. Nun bekam ich aber gestern schon einen zweiten Brief von Varnhagen, daß der Berliner Buchhändler Duncker Lust zu dem Buche hätte, nur müßte er's natürlich erst sehen. Ich will nun abwarten, was Cotta schreibt. — — Daß Du mich alt und zerfallen gefunden, wundert mich nicht, weil es wahr ist und thut mir nicht weh, weil es mich doch von der Aussicht auf langes Leben befreit, die ich früher hatte. Das Bild meiner besten Zeit lebt nun in Euch und Ihr werdet es auch einst meinen Kindern überliefern müssen, denen es außerdem ganz verloren wäre. Ich wünsche, daß Ihr mich

recht lange überleben möget, da Ihr doch im Verhältniß zu mir immerhin die Glücklichen zu nennen seid.

192. An Vischer.

Heilbronn, den 18. Dezember 1847.

— — Der Schubart hat nun schon 4 Körbe aufzuweisen: einen klugen von Bassermann, einen dummen von Osiander, einen höflichen von Cotta, einen groben von Franckh. Bassermann hatte das ganze Manuskript, Cotta gar nichts, die übrigen einen Theil in der Hand. Dem Bassermann hatte ich 500 fl. gefordert, bei den andern kams gar zu keiner Forderung. Gestern ist nun der ganze Pack nach Berlin zu Varnhagen gewandert. Dies kam so. Er hatte an Kerner von üblen Gerüchten geschrieben, die dort über mich in Bezug auf meine Ehetrennung gehen, und Kerner forderte mich auf, an ihn zur Berichtigung zu schreiben. Ich that dies und erhielt eine sehr theilnehmende Antwort. Zugleich benachrichtigte er mich, da ich ihm auch von meinem Schubartsverlag geschrieben, daß Alex. Duncker in Berlin Lust dazu hätte, doch müßte er das Manuskript erst sehen. Er, V., erbiete sich zur Vermittelung. Ich gab ihm nun zugleich Vollmacht, in den Briefen zu streichen, wenn er's passend fände. Ich habe nämlich hierin zwar gethan, was ich konnte, ganze und halbe Briefe herausgeworfen — aber immer sind's noch 302 Nummern und zusammen ein dicker Pack. Ich weiß nichts mehr zu streichen, oder ich müßte dann gleich die Hälfte des Ganzen streichen. Vielleicht erscheint's aber einem so routinirten Meister, wie Varnhagen, anders. Wir wollen nun sehen. Boffert [1]) hat mir noch zuletzt eine hübsche Zeichnung des Gefängniß-Thurms [2]) geschickt.

Ich muß Dir auch meine Achtung bezeigen wegen Deiner Aufsätze über Thierquälerei. Das war eine recht tapfere That, und mit brennendem Pech und Schwefel geschrieben. Der erste Artikel lag mir aber auch ein paar Tage in den Nerven, und wenn ich Nachts aufwachte, geisterten mich Deine Marterbilder. Deswegen gehe ich auch solchen Scenen aus dem Wege, eine Weichlichkeit, welcher die schlechte Ueberlegung zu Hilfe kommt, daß man doch nichts ausrichtet. Du bist hierin besser und tapferer.

---

1) Einer ihrer Studiengenossen.

2) Schubarts auf Hohenasperg; vgl. Brief 195.

Eurem Mitarbeiter Springer sage ich für seine freundlichen Worte über meinen Julian den besten Dank. Er setzt mich nur auf ein gar zu hohes Pferd, auf dem ich mich nicht werde halten können. Einen Politiker kann ich nicht wohl vorstellen, wenn mir hie und da auch ein brauchbarer politischer Gedanke kommen mag. Ich bin und bleibe ein elender wissenschaftlich-künstlerischer Maulesel.

193. **An Rapp.**

Heilbronn, den 29./31. Dezember 1847.

— Vischer's Aesthetik II. ist ein gewaltiges, inhaltstrotzendes Buch. Ich lese sie soeben zum zweitenmal durch, da ich ja eine Anzeige in der Allgemeinen Zeitung zu machen mich anheischig gemacht habe, die mir aber nicht leicht werden wird. — Gestern Nachmittag lief ein Schreiben von Vischer ein, wonach jetzt der Tanz mit dem Ministerium aufs Neue losgeht. Seine Aesthetik II. Band unterlag, weil der Buchhändler die 1. Abtheilung unter 21 Bogen, für sich ausgeben wollte, der Censur und diese beanstandete mehrere Stellen des letzten historischen Abschnitts, theils als Beleidigung auswärtiger Staaten (das südöstliche Deutschland nach der Reformation — deutsche Türkei; Russen und Franzosen in Algier und im Kaukasus — gewissenlose Organe der Kultur 2c.), theils als republikanisch und Minister Schlayer verlangt drohend Aenderung dieser Stellen. Allein der Verleger hat das Buch schon versandt und so würde dies erst nichts nützen. Dieser Handel kann sehr ernst werden, ist aber ein neues Zeichen der Elendigkeit unserer Zustände.

Das Jahr schließt schlimm für Deine Freunde; sei zufrieden bei Deinen Fischen[1]), welche aber unser Aesthetiker schlecht behandelt[2]). Ueber die Fischzustände in jetziger Jahreszeit kommt bei Mörike ein hübscher Ausdruck. Das Gedicht heißt, glaub' ich, „Nixe Binsefuß“ und die Worte lauten:

„Meine Fisch' die sind im Kasten,
Sie haben kalte Fasten“[3]).

---

1) Rapp unterhielt sich damals gerne mit Fischfang. — 2) Aesthetik II, 129 f. — 3) Auf diese Fischzeit bei Rapp beziehen sich auch folgende Verse von Strauß ohne Datum:

Wer sich versteht auf's Fischen und auf's Angeln,
Dem wird es nie an Nahrungsquellen mangeln.

194. An Vischer.

Heilbronn, den 31. Dezember 1847.

Eben war ich mit der zweiten Durchlesung des neuen Theils Deiner Aesthetik beschäftigt, um mich zu einer kurzen Anzeige desselben in der Allgemeinen Zeitung zu befähigen, als ich Deinen Brief erhielt. Das ist also die Art, wie unser württembergisches Vaterland die Werke seiner Söhne belohnt, in welchen diese die gesammelten Früchte eines halben Lebens ihm darbringen. Du hast in diesem Theile eine solche Fülle von Beobachtungen und Gedanken zusammengedrängt, daß sich der Leser ordentlich biegt unter der reichen Last, die Du ihm mitgiebst. Auch dieser Theil erfordert einen tüchtigen Schwimmer, aber nicht wie der erste wegen der Schwierigkeit der Gedanken, sondern wegen der unaufhörlichen Selbstthätigkeit, zu der Du den Leser durch die Masse von Winken und Fingerzeigen nöthigst, welche Du des Umfanges Deines Planes wegen ihm überlassen mußt, weiter auszuführen. In dieser Hinsicht erinnerte mich Deine Schrift an Humboldt's Kosmos, dessen 2. Band ich eben vorher gelesen hatte. Nur war mir dieses Werk schwieriger, weil es mir hier schwerer fiel, die Andeutungen für mich weiter auszuführen. Wie Humboldt ein allgemeines Naturgemälde vom naturwissenschaftlichen Standpunkte, so giebst Du hier vom ästhetischen ein Natur- und Geschichtsgemälde. Mußte ich im ersteren Deinen scharfen, vielseitigen Blick, auch die umfassenden Naturstudien bewundern, denen Du Dich unterzogen, so sprach mich doch Deine geschichtliche Skizze vor Allem an. Und aus dieser klauben die Tropfen Stellen aus, die in diesem Zusammenhang gar nicht politisch aufregend wirken können, ja ganz verschwinden,

---

Nie fehlt es seinem reich gedeckten Tische
An einem weißen oder schupp'gen Fische.
Auch dann, wenn andere Menschenkinder darben,
Traktirt er Frau und Kind mit fetten Barben.
Wenn Pfarrer längst aus Nahrungssorgen fechten,
Bewirthet er die Gäste noch mit Hechten.
Grinst bleicher Mangel aus dem Speziale,
Ihm glänzt der Mund vom selbstgefangenen Aale.
Ja, wenn Prälaten selbst vor Hunger bellen,
Schmaust man bei ihm noch Karpfen und Forellen.
Wie wohl versorgt darf sich die Gattin schätzen,
Die solchen Fischer fieng in Liebesnetzen.

wenn man sie nicht sucht. Vollends das gegen die fremden Mächte! Da stehen wöchentlich im Deutschen Zuschauer ganz andere Sachen.

Die Geschichte ist doppelt ärgerlich, weil sie so leicht zu vermeiden war. Hätte der Verleger den ganzen Band erscheinen lassen, so hätte kein Hahn darnach gekräht. Oder wäre diese Hälfte in Baden gedruckt worden, wieder nicht. Freilich, wer konnte sich so etwas einbilden? Nun wird Alles darauf ankommen, was der Minister macht, wenn er die bereits geschehene Versendung erfährt. Der Verleger wird da jedenfalls gestraft — sieh zu, daß sein etwaiger Ruin Dich nicht beeinträchtigt; denn daß er die Censur nicht abgewartet, — für diese Thorheit bist Du nicht verantwortlich. Gieb bald Nachricht, wenn Weiteres erfolgt, wir sind natürlich sehr begierig. —

195. An Vischer.

Heilbronn, den 3. Februar 1848.

— — Der Schubart ist nun durch Varnhagens Vermittlung an Buchhändler Alex. Duncker in Berlin für 500 Thlr. verhandelt; er macht 2 Theile draus und gibt Bilder von Schubart, dem Asperg und dem Gefängnißthurm bei, wozu mir Bossert eine Zeichnung besorgte[1]). Die Geschichte brachte mich in recht freundliche Beziehung zu Varnhagen; doch war mir's demüthigend, daß ich als alter Autor einer Fürsprache bedurfte. Ich werde nun nächstens Correctur bekommen.

Dein Aufsatz über Eichendorff[2]) (in dessen Eingang Sicherer mit großem Nachdruck bewunderte, daß so, wie Du, doch keiner schimpfen könne) hat mir auf's Neue gezeigt, welcher Proteus der Begriff der Romantik ist. Ich hatte das Büchlein in ziemlich gutem Glauben an die wirklich katholischen Tendenzen derselben gelesen, und glaube doch, daß es z. B. dem Novalis mehr Ernst damit war, als Du gelten läßt. — Auf Deinen Aufsatz über Reineke Fuchs freue ich mich[3]); aber wenn Du eben nur auch an die neueren Poeten giengst! Nun hat Gutzkow den Jürgen Wullenweber dramatisirt; bis er gedruckt wird, lies gelegentlich die historische Abhandlung über den Mann von

1) Vgl. Br. 192. — 2) Jahrb. d. Gegenwart 1848, Nr. 1 f. — 3) Er erschien ebendaselbst Nr. 30. 34.

Bartholdt, in einem Jahrgang von Raumers Taschenbuch, ich meine zu Anfang der 40er Jahre — das wird Dir für den Stoff Interesse geben.

196. An Rapp.

Heilbronn, den 29. Februar 1848.

Was hat Ludwig Philipps Sturz und die Proklamirung der Republik in Enslingen für Eindruck gemacht? Was sagt der Fischer von Haagen dazu, der kluge Mann? wie räsonnirt der schlaue Schultheiß? und flammt im Major nicht alte Kriegslust wieder auf? Mich hat die Nachricht fast wie den Archimedes der römische Soldat überrascht. Ein französischer Criminalprozeß, über welchen ausführliche Berichte im National stehen, der auf unserer Harmonie gehalten wird, hatte mich seit mehreren Tagen von allen anderen Zeitungen abgezogen. So saß ich auch am Samstag, excerpirend — um einen Aufsatz für Schwegler darüber zu machen — über dem National, als mir der eintretende Diener das Extrablatt des Merkur in die Hand gab, welches L. Philipps Abdankung meldete. Ich erstaunte nicht wenig, aber der Aufsatz über die Affaire Leotade[1]) mußte erst fertig gemacht sein, ehe ich mich dem Eindruck der mit jeder Post erstaunlicheren Nachrichten ganz hingeben konnte. Welche Zeiten beginnen, liebster Rapp! Und ich glaube, wir können im Grund nur gewinnen. Ich wenigstens wüßte nicht, was ich zu verlieren hätte, das der Rede werth wäre. In der Nacht, nachdem die Kunde von der proklamirten Republik eingetroffen, war sie bei mehrmaligem Erwachen jedesmal mein erster Gedanke; mit Schrecken befiel mich im ersten Augenblick die Vermuthung, es möchte ein Traum sein, und hastig suchte ich mich der Wirklichkeit und meines völligen Wachens zu versichern. Es sind ja doch unsere jugendlichsten Wünsche, unsere innersten Gedanken, welche damit in Erfüllung gehen. Kann sein, daß wir uns unter den Ereignissen, die auf uns warten, oft nach der Ruhe der vergangenen Tage zurücksehnen werden; möglich, daß wir der Motion zu viel bekommen, wie wir seither zu wenig hatten: deswegen bleibt es aber doch wahr, daß zuviel hierin gesünder als zu wenig ist. Und auch lustiger, wenn man sich selbst nur recht versteht.

---

1) Jahrbücher der Gegenwart 1848 Nr. 23 f.

Leb' wohl, Bürger Rapp — sag' Niemand, daß Du einmal Hofrath gewesen, und bleibe auch in der neuen Aera gut

Deinem

D. F. St.

197. An Rapp.

Heilbronn, den 3. April 1848.

Mit meiner Antwort auf Deinen letzten Brief wollte ich den Einlauf von Nachrichten über Deine Göppinger Ritterfahrt abwarten, welche jetzt in Deinem Schreiben an Märklin erfolgt ist. Du hast dort die Erfahrung gemacht, die wir wohl alle machen würden in gleichem Falle, daß wir nämlich in der gegenwärtigen Bewegung, wenigstens in ihrem jetzigen Stadium, keine Rolle spielen können. Obwohl wir uns zu den theoretischen Vorbereitern derselben zählen können, oder vielmehr eben deswegen, ist die praktische Durchführung nicht auch unsere Sache. Diderot und D'Alembert — ohne daß wir uns diesen großen luminibus vergleichen möchten — würden im Convent nur schlechte Figuren gemacht haben. Sieyès war bedeutend im Anfang der ersten Nationalversammlung, in den Convent aber taugte er nicht mehr. Und das ist ja eben das Elend in der jetzigen Bewegung, daß sie das Stadium der constituante, worin die Männer der Theorie zur Noth noch zu brauchen waren, nach wenigen Tagen schon übersprungen und sich in die Stürme des Convents hineingeworfen hat. Diese aber sind für uns beide, Dich und mich, aus gleichen, obwohl in specie auch wieder entgegengesetzten Gründen kein Element. Für mich nicht, weil ich kein Mann des praktischen, für Dich, weil Du überhaupt kein Mann des Kampfes bist.

Die Spitze, in die ich meine Gedanken und Bestrebungen zusammenfassen kann, ist zu fein für die Kämpfe des Forums und selbst der Curie, weil sie nur für die des Lyceums und der Akademie geschliffen ist. Wenn ich mich — auch nur schriftlich — in diese politischen Kämpfe mische, so ist's als wenn einer mit Federmesser und Lanzette — die an ihrem Ort unersetzlich sind — in die Schlacht gehen wollte, Du hingegen kannst Deine geistigen und Gemüthskräfte überhaupt in keine Spitze zusammenbringen. Du hättest Mannschaft genug, aber sie ist nicht einexercirt. Es fehlt ihnen nicht an Gewehr und Munition, aber sie schießen nicht im Tempo. Bei allem Reichthum an Empfindungen und Gedanken fehlt Dir die Bündigkeit im Ausdruck. Du erscheinst

leicht zerstreut und verworren, und wer Dich nicht kennt, wird Dich oft nicht verstehen. Es ist also unmöglich, daß Du in der Debatte wirken kannst, und dies ist ja die Form, wie jetzt allein zu wirken ist.

Ja, lieber Rapp, täuschen wir uns nicht, die neue Zeit, welche angebrochen ist, kann für uns zunächst nicht erfreulich sein. Das Element hört auf, in dem wir uns bisher am liebsten bewegten. So mag es den Land- und Luftthieren gewesen sein, als zu den Zeiten Noae die Wasser hereinbrachen. Denn unser Element war doch — wenn Du mich recht verstehen willst — die Theorie, ich meine die freie, nicht auf Zweck oder Bedürfniß gerichtete geistige Thätigkeit. Diese ist jetzt kaum mehr möglich und wird bald sogar geächtet sein. Denn das Gleichheitsprinzip ist auch dem geistigen Vorrang, wie dem materiellen feind. Es haßt Bildung wie Besitz. Wie oft rufe ich jetzt unsern alten Schutzheiligen Goethe an, und wie ganz begreife ich das Unbehagen, das ihm der Ausbruch der französischen Revolution verursachte. Und was er damals zum Theil noch ohne Grund fürchtete, das ist jetzt unabwendbar vor der Thüre.

Wir wollen nach Hohenheim gehen und ein wenig Landwirthschaft lernen, dann wandern wir über's Jahr nach Amerika. Denn dieses Europa ist wie ein verhunzter Rock, — wenn man an ihm ändert, wird er vollends unbrauchbar. Es stand freilich bis jetzt nicht eben gut bei uns, aber es wird jetzt im Ganzen noch schlechter werden. Gewiß haben Alle ein Recht, sich zu regen, aber bei uns ist das Volk so dicht, daß wenn sich alle regen wollen, so kann sich keiner mehr regen. Uebervölkerung ist unser Grundübel, das bisher nur auf die Massen drückte, künftig auch den bisher noch exemt gewesenen (wie uns) die Existenz beengen wird, ohne doch jene wesentlich und bleibend zu erleichtern.

Dein Fischen, lieber Rapp, war a u c h Theorie, das klare kühle Element und die materiell interesselose und doch so sehr interessirende Arbeit daran das schönste Sinnbild unseres bisherigen geistigen Thuns. Dieses reine Wasser ist uns nun garstig getrübt. Doch wollen wir's niemals vergessen, es soll uns auch ferner zur Lehre und Warnung dienen. Da ich mich eben mit Moral abgebe und diesen Morgen in Kant gelesen habe, so formulire ich Dir ein Moralprincip in Bezug auf die Zeitbewegung: „Laß Dich in keine Thätigkeit ein, bei der Dir's

nicht so wohl ist, wie Deinen Fischen im Wasser.“ Fische aber auch in der Wirklichkeit noch bisweilen fort, das wirkt gewiß gut.

Leb wohl, lieber Rapp! grüße die kluge verständige Hausfrau.

Dein

D. F. St.

198. **An Vischer.**

Heilbronn, den 13. April 1848.

Eben ging ich damit um, Dir zu schreiben, da kommt Dein Brief. Es ist schön, daß Du unsere Furcht vor einem Zusammentreffen nicht mißverstanden hast. Es war bei mir weniger die Verschiedenheit der Ansichten, als der Gegensatz unserer Naturen, was ich fürchtete. Offenbar hat die Bewegung dieser Zeit uns gerade an derjenigen Stelle berührt, wo wir uns entgegen stehen. In Dir fand sich durch dieselbe alles Ritterliche und Kriegerische, alles politisch Gemeinschaftbildende angeregt und belebt; da dieß in mir, wie Niemand besser weiß als Du, leere Stellen sind, so konnte die Berührung derselben nur empfindlich und verstimmend auf mich wirken. Einer Natur wie der meinigen war es unter dem alten Polizeistaat viel wohler als jetzt, wo man doch Ruhe auf den Straßen hatte und einem keine aufgeregten Menschen, keine neumodischen Schlapphüte und Bärte begegneten. Man konnte in Gesellschaft noch ein Wort von Litteratur und Kunst, von Originalen und dergl. sprechen, man konnte sich gehen lassen — was jetzt Alles nicht mehr möglich ist. Der Beste ist nicht mehr zu brauchen, ich gehe schlechthin in keine Gesellschaft mehr. So befand und befinde ich mich, seit die Geschichten anfiengen, unwohl und unbehaglich, und da es eine Zeitlang schien, bei Dir sei ganz das Gegentheil der Fall, so konnten wir uns schon vor einem Zusammenstoß fürchten. Deine Erfahrungen in Stuttgart haben uns nun so weit ausgeglichen, als dies bei jener Naturverschiedenheit möglich ist. Denn Du reichst mit der Deinigen in diese neue Zeit und Staatsform hinüber, was bei mir nicht der Fall ist. Ich lernte mich in diesen Tagen deutlicher als jemals dahin kennen, daß ich ein Epigone jener Periode der Individualbildung bin, deren Typus Goethe bezeichnet, und aus diesen Schranken weder heraus kann noch will. Gegen diesen Ausguß des Geistes auf Knechte und Mägde, gegen diese jetzige Weisheit auf allen Gassen, kann ich mich nur schneidend ironisch,

schnöde verachtend verhalten. Odi profanum vulgus et arceo [1]) ist und bleibt mein Wahlspruch. Eine solche Versammlung auch nur als Zuhörer zu besuchen, wäre mir unmöglich. Eben deßwegen kann es mir auch nicht einfallen, jetzt nach Stuttgart zu gehen, um mich gleichsam in Erinnerung zu bringen. Ich wünsche weder eine Stelle im württembergischen noch im deutschen Parlament. Wenn ich auch für Beides einige Fähigkeiten habe, so ist doch eine solche Stellung kein Element für meine Natur. Und wenn Du mir nun das allgemeine Beste entgegen hältst, so beharre ich auf meinem Individualprincip und sage: nur wenn und wo mir wohl ist, wo ich mir genüge, kann ich der Welt genügen und wohlthun. Auch die verwünschten Merkurartikel, welche diese Geschichten mir abnöthigen, mache ich nur, um mich ihrer zu erwehren. Ich lese so wenig Zeitungen als möglich, spreche so wenig Menschen als möglich, aber das Zeug steigt einem auf's Zimmer, und so muß man's doch wieder los zu werden suchen. Das Alles ist bei Dir anders und besser; Du hast eine Karte auf die Zukunft, die mir fehlt; es wäre für Dich und die Sache höchst wünschenswerth, daß Du in die Wahl nach Frankfurt kämest. Allein diese Wahlen, scheint's, kommen ganz in die Hände der Agitation. Tritt Du eben auf, wer kann reden wie Du, Du hast Dich zur freien Rede lang geübt, und kannst da gewiß durchdringen. Das freilich mußt Du Dir gefallen lassen, daß eine solche Versammlung des souveränen Volks Scherrischen Communismus und Zimmermann'schen Unsinn [2]) Deinen Gedanken mindestens zur Seite stellt. Ich kann in Gesellschaften nichts für Dich wirken, da ich keine besuche; es in einem Blatte zu thun, will ich Gelegenheit erspähen. Es ist nur mißlich daß Du das Gleiche schon für mich gethan hast, wobei dann Gemeine Gemeines denken könnten, wenn sie's wissen. Doch das ist Eins. Du hast meinetwegen mit den Ministern gesprochen. Allein ich wünsche mir kein Amt. Gerade in diesen Zeiten am wenigsten. Wenigstens so lang ich noch ohne das zu essen habe.

---

1) „Ich hasse das gemeine Volk u. halt' es mir vom Leibe". (Horaz).

2) Joh. Scherr, später in Zürich, wo er als Historiker u. Politiker eine Rolle spielte; Zimmermann, der S. 26, 1 genannte.

199. **An Wilhelm Strauß.**

Ludwigsburg, den 22. April 1848.

— Du siehst, ich schwimme mitten im Strom eines Wahlkampfs[1]). Auf den Beschluß des hiesigen Comité's hatten mich Otto Ruoff[2]), Bender und Brüstle mit List abgeholt, sonst wäre ich gewiß nicht hergegangen. Von Ludwigsburg hatte ich gleich nach dem ersten Auftreten $^2/_3$ der Stimmen gewiß, auf dem Land aber machen die Pietisten rasende Umtriebe. Heut Abend halte ich in Markgröningen eine Rede, morgen hier, und übermorgen vor einer großen Versammlung im Schloßhof. Bald amüsirt, bald ärgert mich das Ding, der Erfolg ist zweifelhaft, doch jedenfalls der Versuch interessant. Onkel Ruoff[2]), bei dem ich wohne, ist voll Eifer. In 8 Tagen werde ich Dir von der Wahl ein Resultat melden können.

200. **An Rapp.**

Heilbronn, den 1. Mai 1848.

Seit unseren letzten Briefen ist allerhand mit mir vorgegangen. Obgleich das äußere Resultat ungünstig ist, so gäbe ich doch die Erfahrung dieser 14 Tage um Vieles nicht her. Meine Ludwigsburger haben sich selbst übertroffen und gezeigt, daß der Ludwigsburgische Patriotismus nicht ein bloßer Spaß ist, sondern eine wirkliche gemüthliche Anhänglichkeit zur Grundlage hat. Du glaubst nicht, wie viel Wohlwollen mir meine Landsleute aller Klassen — Leute, die ich größtentheils von Person gar nicht kannte — erwiesen haben. Zugleich aber lernte ich auch an mir selbst eine Seite kennen, die mir nicht bekannt war, nämlich die Fähigkeit auf Massen zu wirken. Im Eindruck des persönlichen Auftretens und Redens war ich den Gegnern jedesmal ganz entschieden überlegen. Nur hinterher schlich dann die pfäffische und pietistische Einflüsterung, welcher die einfältige Mehrheit natürlich nichts entgegenzusetzen hatte.

201. **An Vischer.**

Heilbronn, den 5./6. Mai 1848.

Aus Deiner Erklärung in der heutigen Zeitung[3]) ersehe ich, daß Du wieder in Tübingen bist, kann also an Dich schreiben. Daß

---

1) Vgl. zum folgenden: Litterar. Denkwürd. Ges. Schr. I, 18.

2) Kaufmann in Ludwigsburg, Bruder des S. 26,[2]) genannten Dr. Th. Ruoff, und Sohn des „Onkel Ruoff“.

3) Als Strauß mit der Candidatur für das deutsche Parlament keinen

ein so indiscreter Antrag an Dich geschehen ist, war mir peinlich zu vernehmen, ja auch die für mich allzu ehrenvolle Art, wie Du ihn ablehnst, drückt mich. Ich kann es mir nicht gefallen lassen, daß ich mehr werth sein soll als Du, und dem Briefschreiber hätte nach meinem Gefühl eine tüchtige Grobheit gehört. Du hast ihn wohl nur deswegen so glimpflich wegkommen lassen, um dadurch zugleich noch ein Votum für mich abzugeben, was ich dankbar erkennen muß, obwohl ich zweifle, ob sich noch etwas wird machen lassen. Für einen badischen Liberalen wenigstens habe ich das Maß nicht, da fehlen mir verschiedene Zoll, selbst wenn ich mich auf die Zehen stelle. Eher vielleicht in der preuß. Provinz Sachsen, wo ich noch theologische Anhänger besitze. Uebrigens bin ich in dieser Sache sehr beruhigt, ohne lebhaften Wunsch und noch mehr ohne Verdruß, weil ich mit dem, was ich erreicht habe, zufrieden bin.

Dein Brief traf mich bereits in Ludwigsburg und machte mir insofern Freude, als mich Deine Vorwürfe nicht mehr trafen. Für Deine Wahl zu wirken, was ich natürlich gern gethan hätte, war bereits nicht mehr die Zeit, als ich Deinen Brief erhielt; es war bereits das Stadium vorhanden, wo nur noch die eigene Persönlichkeit, höchstens die Empfehlung des Comité's hinzugerechnet, wirken konnte. Und so ist es Dir ja auch durch Dich selbst gelungen. Am unangenehmsten ist es unserem Märklin gegangen, der mit communistischer Gemeinheit zu kämpfen hatte. Da ist der Streit gegen religiösen Fanatismus immer noch erhebender.

— Du könntest wohl Deinen Weg nach Frankfurt über hier nehmen. Es wäre noch so Manches zu sprechen und zu erzählen von allen Seiten. Jedenfalls gieb mir noch schriftlich oder mündlich einige Fingerzeige über ein litterarisches Thema, in das ich mich durch mein

---

Erfolg gehabt hatte, war Vischer aufgefordert worden, auf seinen Sitz in demselben zu Strauß' Gunsten zu verzichten. Dieß veranlaßte ihn zu einer Erklärung im Schwäbischen Merkur (5. Mai 1848), worin er sagte, er würde nur eine Pflicht gegen das Vaterland erfüllen, wenn er „für den Mann, dessen Kräfte weit über den meinigen stehen", zurückträte; er finde es aber nicht thunlich, einen neuen schweren Wahlkampf mit ganz unsicherem Ausgang zu veranlassen, und „gebe die Hoffnung nicht auf, daß wir den klaren, scharfen, reinen und freien Geist unseres Strauß noch auf anderem Wege für den deutschen Reichstag gewinnen."

Ungeschick im Abschlagen von Brockhaus für das neue Conversations-Lexikon der Gegenwart habe verwickeln lassen. Nämlich „Schiller und Goethe in der Gegenwart", — das soll heißen, wie er mir's explicirt, 1) nach ihrer fortwährenden Einwirkung auf die deutsche Nation; 2) Cultus derselben von Seiten der Nation und 3) Litteratur über sie. — Ich kann das Ding noch an keinem Zipfel kriegen, — weißt Du mir nichts zu sagen, oder vielleicht Bücher zu nennen, die mich anregen könnten?

Nächste Woche wirst Du durch die Buchhandlung ein Exemplar meiner Reden bekommen. Ich hätte sie, wenn ich durchgedrungen wäre, nicht drucken lassen; so aber muß die Geschichte ihr litterarisches Denkmal haben.

202. An Käferle.

Heilbronn, 11. Mai 1848.

Deine beiden Briefe — den letzten von Wildbad — habe ich richtig erhalten und hätte sie auch schon beantwortet, wenn ich nicht hätte warten wollen, bis ich Dir ein Exemplar meiner Ludwigsburger Reden schicken könnte, welches hiemit zu freundlicher Aufnahme folgt. Ja, unsere Ludwigsburger haben sich vortrefflich gehalten, und mehr gethan, als wir jemals von ihnen erwartet hätten. Daß es mißlang, war nicht ihre Schuld. Da ich um eben dieselbe Zeit schlechterdings nicht wußte, wohin meine Wohnung verlegen, da ich hier nicht bleiben mag und nach Stuttgart nicht kann, so entschloß ich mich frischweg, nach Ludwigsburg zu ziehen, wo ich also von Jakobi an zu finden bin. — —

— — Ich bin begierig, ob es uns heuer gelingen wird, uns wiederzusehen. Im März, wie es um uns her in Köpfen und Gassen so unruhig wurde, dachte ich so: du mußt am End' auf den Dobel[1]) ziehen, um diesem Wesen zu entgehen: da las ich auf einmal im Beobachter, daß der Schultheiß vom Dobel an der Spitze seiner Bauern nach Neuenbürg gezogen sei. — Daraus erkannte ich, daß die Ueberschwemmung eine allgemeine sei, da selbst der Dobel unter Wasser stand. Meine Stimmungen und Empfindungen in Betreff der öffentlichen Zustände sind sehr wechselnd, weil noch immer nicht abzusehen ist, wohin sie uns führen werden. Neben manchem Erfreulichen sind

1) Käferles auf einem hohen Bergrücken gelegener Pfarrsitz.

doch auch Vorzeichen drohender Barbarei nicht zu verkennen. Ueberhaupt recht wohl würde mir in der Politik wohl nie werden; ich bin deswegen sehr beruhigt über das Mißlingen meiner Frankfurter Candidatur.

Dem armen Schubart bekommen diese Zeiten und besonders die Berliner Setzerausstände gar nicht wohl. Der Druck schreitet langsam vorwärts und schwerlich wird er vor Herbst fertig werden. — —

203. **An Wilhelm Strauß.** Heilbronn, den 19. Mai 1848.

— — Von meinen seitherigen Erlebnissen, d. h. daß ich in der Frankfurter Wahl durchgefallen, haben die Zeitungen berichtet; auch die aufgetauchte Vermuthung einer Wahl im Badischen hat sich nicht bestätigt; worüber ich bei den höchst zweifelhaften Aussichten der constituirenden Versammlung, der es schwerlich besser ergehen wird als der Pariser, sehr getröstet bin. Meine Ludwigsburger Reden wirst Du von Cotta aus erhalten haben. Morgen ist nun Landstandswahl (zum Württemb. Landtag) in Ludwigsburg, und da ist meine Wahl sicher; sie wollen sie festlich begehen (s. Programm) und da muß ich nun hinauf. Ich wehrte mich dagegen, mich feiern zu lassen, ehe ich etwas gethan und unter so trüben politischen Aussichten; aber es nützte nichts, sie schickten mir eine Wahlmänneradresse mit einer Menge Unterschriften, der Stadtschultheiß schrieb selbst, Otto[1]), Bender u. A. wurden ordentlich grob in ihren Briefen, und selbst Onkel Ruoff schrieb, es lasse sich nicht umgehen. So geh ich also morgen hinauf, und von dort ohne Zweifel auf 8 Tage zu Rapp. Diese merkwürdige Anhänglichkeit unsrer Ludwigsburger an mich, die vom General Röder bis zum Schneider Jung, und vom Bierbrauer Körner bis zum Metzger Löbelenz geht, thut mir in der That von Herzen wohl. Wie komisch sie sich oft äußert, ersiehst Du aus beifolgender Beschreibung, welche die Tante Hiller von der Trauerfeierlichkeit wegen des Mißlingens meiner Wahl nach Frankfurt macht:

„. . Daß Herr Körner noch vor seine Vatter Stadt ein genummen ist, hat mich recht gefreut und daß Sie den Markt-Bronnen so mit Trauer behängt haben und eine so rierente Trauer-Musik vom Turm herab gemacht haben, und alle Bronnen mit Trauer Weiten

1) Der S. 209, 2) erwähnte.

und Flör umwonten haben und unser Nachbar seinen schönen Dannen Baum hat abhauen laßen um zu schmüken, weil er geklaubt hat, Du werdest abgeortneter, er ist gewesen wie ein Strutelichs Wasser."

204. **An Wilhelm Strauß.** Ludwigsburg, den 20. Mai 1848.

— — Noch einmal, liebster Bruder, verkenne mich nicht, und laß Dich durch mein Schreiben (hier wurde ich durch ein Ständchen des Liederkranzes unterbrochen) nicht noch mehr verstimmen, als Du schon durch die Zeitumstände verstimmt sein magst.

Also unsre Ludwigsburger. Ja, deren Lieblingspuppe bin ich nun gegenwärtig. Wie ich hieherkam, fand ich Thüren und Häuser mit Fahnen dekorirt, an der Post wartete eine Unzahl Menschen auf mich und begleitete mich mit Musik in's Onkels Haus; dann war Mittagessen von 200 Personen im Waldhornsaal, wo nicht einmal Alle Platz hatten, hierauf zog man wieder in Prozession und mit Musik in den ehemals Wintermantelschen Garten, wo man den Nachmittag zubrachte. Daß es an Reden und Toasten nicht fehlte, kannst Du Dir denken.

205. **An Emilie Sigel.** Heilbronn, den 5. Juli 1848.

Wenn ich mit dem Schreiben an Sie bis zu dem Termin warten wollte, den ich mir selbst gesetzt hatte, so könnte es Herbst, ja Winter werden, und das wäre mir doch gar zu lang. Ich hatte nämlich im Sinn, mich durch Schubart zuerst wieder bei Ihnen einführen zu lassen, d. h. durch eine Sammlung von Briefen Schubarts mit biographischen Einleitungen von mir, woran gegenwärtig, aber leider äußerst langsam, gedruckt wird. Mit der Arbeit an diesem Schubartsbüchlein habe ich mir nämlich das Schmerzensjahr 1847 vertrieben, und meine nun, eine Freundin müsse das dem Büchlein anfühlen, und in demselben mithin wie in einem Zauberspiegel das Schicksal und die Stimmung des Freundes sehen können. Zwar habe ich selbst mit Schubart gar keine und auch mein Schicksal mit dem seinigen so viel wie keine Aehnlichkeit; allein wenn ein Musiker während eines schweren Leidens einen Walzer zu componiren hat, so kann der recht lustig sein für die Tanzgesellschaft, aber wer den Musiker genau kennt, der wird doch die Schmerzenstöne heraushören, behaupte ich, und Sie werden mich verstehen.

Deßwegen also wollte ich bis zur Vollendung des Schubarts warten, um Ihnen so gleichsam unter Maskenfreiheit recht viel von mir zu erzählen, d. h. um gar nicht nöthig zu haben, von mir zu sprechen, da Sie in dem Schubart Alles gefunden hätten, was zu sagen war. Doch wie gesagt, das stünde, wie ich nun schon sehe, gar zu lange an, ich warte es also nicht ab; weil ich aber doch einmal mir in Kopf gesetzt habe, den Schubart als Einlaßkarte bei Ihnen zu benutzen, so schicke ich Ihnen einige Stücke Morgenblatt, worin Proben seiner Briefe abgedruckt sind, obwohl diese Stücke mit ihren flüchtigen Einleitungen dasjenige nicht leisten können, was ich mir von dem Buch verspreche, Ihnen hinter der Schubartischen Leidensgeschichte meine eigene zu zeigen. Ich bitte, behalten Sie die Blätter, bis ich sie durch das Buch auslöse.

Vor einiger Zeit fielen mir beim Durchsuchen einer Stuttgarter Briefkiste Briefe von Ihnen in die Hand; ich habe hierauf alle zusammengesucht, die ich finden konnte, und sie wiedergelesen. Ich fühlte mich wie ein Gestorbener, dem Bilder aus seinem vergangenen Leben wieder lebendig werden. Es war ein irdisches Leben, d. h. ein Leben mit allerlei Seufzen und Pein, aber doch immer besser als sein jetziges im Fegfeuer oder besten Falls im freudlosen Schattenreich. Einen Theil Ihrer Briefe hatte ich vor Jahren — nothgedrungen oder schwach, wie Sie wollen, es läuft auch am Ende auf Eins hinaus — dem Asmodi im Feuer geopfert; nun sehe ich aber zu meiner Freude, daß mir noch so viele geblieben sind, um eine geräumige Brieftasche dermaßen zu überfüllen, daß sie wie eine gefüllte Nelke immer wieder aufplatzt.

Wenn Sie nur auch meine lieben Küchlein bisweilen sehen könnten, die seit Ostern in Stuttgart sind. Zu Sautters kommen sie manchmal, da könnten Sie's doch vielleicht richten. Könnten und möchten Sie mir dann ein paar Zeilen von ihnen schreiben, so wär's wie der Wassertropfen auf die Zunge des reichen Mannes in der Flamme. Am Pfingstmontag habe ich die erste und einzige Nachricht von ihnen durch Sautter erhalten. Sehen hätte ich sie freilich unter der Zeit können; aber das fürchte ich, wie Sie mitempfinden werden. Ich bin begierig, wie Ihnen die armen Geschöpfe vorkommen. Zuerst gleichen sie sehr ausdrücklich der Mutter, was ihnen in mancher Hinsicht wohl zu gönnen ist; ich sollte aber doch denken, daß, wenn

auch nur aus dem Hintergrunde, der Vater ein wenig heraussehen sollte. — —

Die nächste Woche erwarte ich einen Besuch von Rapp; im Mai war ich eine recht schöne Woche bei ihm in Enslingen, und vorigen Monat ebenso lang auf dem Dobel bei Käferle, von dem Sie doch auch wissen; nun zieh ich auf Jacobi von hier weg, weiß aber im strengsten Verstand noch nicht wohin — in Ludwigsburg habe ich eine Wohnung gemiethet, möchte aber jetzt lieber nach München, doch hat mich auch das schon wieder gereut.

Von Ihnen, liebe Emilie, bekomme ich zuweilen durch Kauffmann's etwas zu hören, wohl auch zu lesen. Diese Zeit bekommt Ihnen auch nicht sehr gut, wie ich finde. Die Welt ist eben in der Maus; freilich ein unbehaglicher Zustand, aber es werden schon wieder frische Federn wachsen, und dann singt der Vogel auch wieder. Freilich, wer's erlebt. Also leben Sie, l. Emilie, halten Sie sich frisch und aufrecht, und lassen sich heute recht herzlich grüßen.

206. An Rapp.

Heilbronn, den 7. Juli 1848.

Ich habe die ganze Zeit, seit ich von Dir zurück bin, gar nichts als Horaz lesen können, die Satiren und Episteln der Reihe nach mit Wielands behaglichem Commentar und die Epoden in Orelli's Ausgabe, nun kommen die Oden.

Schriftstellerei gibt es seit dem 24. Februar für mich nicht mehr; zur politischen habe ich weder Lust noch Fähigkeit. Ich bin ein Künstler, freilich von Gottes Ungnaden, der mir wohl Kunsttrieb und Formsinn, aber die Phantasie nicht gab, jene Formen vollzugießen. So nehme ich den Inhalt aus der Wissenschaft.

207. An Wilhelm Strauß.

Heilbronn, den 17. Juli 1848.

— — Die politischen Constellationen sind doch jetzt bedeutend heller als vor 4 Wochen; die Wendung der Dinge in Paris hat bei uns manche Schreier kleinlaut und den Regierungen wieder etwas mehr Muth gemacht; die Wahl des Reichsverwesers sollte, wie ich hoffe, zur Wiederbelebung des Vertrauens beitragen — obwohl mancher Orten, insbesondere in Preußen, die Verhältnisse noch immer bedenklich sind. Vischers Stellung in Frankfurt gefällt mir gar nicht, und

wie ich höre, gefällt er sich selbst darin nicht; wie froh bin ich, daß ich nichts mit diesen Sachen zu thun habe!

208. **An Märklin.** München, den 29. Juli 1848.

— — Mir ist es auf der Reise gut und schlimm ergangen. — —

Gut weiterhin durch abwechselnde gute Gesellschaft im Eilwagen und auf der Eisenbahn. Von Süßen bis Augsburg fuhr ich mit einem Ludwigsburger, Ferd. Jung, Fabrikant in Göppingen, der mir manches von Mörike erzählte, mit dem er fortwährend in genauer, vielfach hülfreicher Verbindung steht. Von Günzburg bis hieher kam noch Baron von Reck, ein höchst angenehmer Aristokrat, dazu, an dem ich ähnlich wie Sicherer am Affen-Werner[1]), einen Affen fraß.

Hier empfing mich Freund Neumann[2]) sehr herzlich, führte mich auf dem Museum ein, wo wir zu unserer Ueberraschung Fallmerayer trafen, der sehr erfreut war, mich zu sehen, und mit dem ich, da er vier Wochen Urlaub hat, und mit Neumann sehr genau steht, angenehmen Verkehr hoffe. Er ist eine kurze untersetzte Figur mit braunem Gesicht und Schnurrbart, die man sich unwillkürlich in Tirolertracht mit Stutzen denken muß; den Stilisten würde Niemand in seinem Aeußern suchen. Gestern Morgen verrichtete ich meine erste Morgenandacht in der Glyptothek; eine wahre Andacht, die mich wie ein Seelenbad erfrischte. Gestern Abend war ich im Theater, wo man den Uriel Akosta — bisher verboten — zum ersten Mal gab. Trotz des schönen Wetters war das Haus voll, und manche Stellen, die zum Theil ein feineres Verständniß fordern, wurden lebhaft applaudirt. Ein Urtheil über das Stück kann ich nicht wohl fällen, denn das Mutato nomine de te fabula narratur[3]) war allzu stark. Ich meinte oft, die Leute müßten merken, daß ich es sei, von dem da gehandelt werde. Daß Akosta einen Rabbi, der im Talmud vorkommt, für eine „bloße Mythe" erklärt, bricht ihm vor dem Sanhedrin den Hals. Bei der Scene zwischen Uriel und seiner Mutter nach der Verfluchung habe ich mich der Thränen nicht enthalten können; freilich sind meine Augen auch in dieser Hinsicht schwach. Uebrigens kommen auch Stellen vor, wie sonst oft in Predigten junger Hegelischer Vikare; z. B.:

1) Einem Stuttgarter Wirth, der eine kleine Menagerie hatte.
2) Der bekannte Historiker und Orientalist.
3) „Es ist unter anderem Namen Deine Geschichte."

— denn das Anders sein
Ist die Gewähr für jegliches Entstehen.

An's bairische Bier habe ich mich schon recht ordentlich gewöhnt, und verlange nach keinem Wein mehr. Auch die Münchener Art gefällt mir; gleich am ersten Abend traf ich in einem Garten einen Bürgerwehr-Hauptmann, der gar nicht begreifen konnte, daß in Ulm, nach der Erzählung eines Ulmers, es nicht gemüthlich sein sollte; er meinte, wenn man nur recht zuvorkommend gegen einander sei, so müsse ja „eine rechte Gemüatlichkeit entstähn". Es ist dies sehr bezeichnend, denn die Schwaben meinen, zur Gemüthlichkeit und ihrer belobten Biederkeit gehöre vielmehr ein unzuvorkommendes Wesen. — —

209. An Rapp.

München, den 4. August 1848.

— — — Eben ehe ich zu schreiben anfing, kam ich aus der Glyptothek zurück — zum 3. oder 4. mal; denn hier habe ich meinen eigentlichen Aufenthalt genommen und weiß bereits so ziemlich Alles ohne Katalog. Gleich im 2. Saal (nach den Aegyptiern und vor den Aegineten) fand ich meine Schönheitslinie in einem aus Thon gebrannten Basrelief eines Junokopfs; der Anblick durchschauerte mich mit Andacht, und ich gebrauche ihn jedesmal beim Eintritt wie einen Weihkessel. Er ist die Grenzlinie zwischen dem Schönen und Erhabenen, oder wenn Du willst Schrecklichen, der strengste altgriechische Styl, wo ich mit meinem Schönheitssinn wurzle und ewig wurzeln werde. Die Aegineten hierauf sind mir zuwider und ich gehe gewöhnlich schnell hindurch, um an den Maskengesichtern vorbei zu kommen. Der schlafende Faun im nächsten Saal mit der bis zur Täuschung gehenden Naturwahrheit seines Kopfs ist gewiß um so merkwürdiger, als man so etwas bei den Alten kaum sucht; auch die Ino mit dem Bacchuskinde, der sterbende Niobide und der Tronk des Knieenden sind Arbeiten im edelsten Styl; am liebsten aber ruhe ich auf einem Sessel unter dem Bogenfenster des Ecksaals zwischen 2 Venusstatuen aus, einer in der Art der Mediceischen und einem Nachbilde der Knidischen. Hat einem zuerst die erstere, schlanke, gefällige wohlgefallen, so hält einen darauf die andere übermächtig fest, welche mit dem Reize die Hoheit vereinigt. Was Aristoteles von Reinigung der Leidenschaften durch die Tragödie spricht — hier ist es in Bezug auf das Wohlgefallen an weiblichen Formen durch die Plastik im höchsten Sinne geleistet. Von hier an werden

dann die Bildnisse die Hauptsache. Voran die nackte Statue Alexanders mit dem herrlichen Kopf und den im Verhältniß zu dem untern Theile des Körpers unverhältnißmäßig starken Schultern; die überaus edle Büste des Perikles; Demosthenes mit dem Zeichen des Stotterers; Hannibal als Hannikel; im großen Römersaal ein wahrhaft erhabener Cicero; vor Allem aber mehrfach wiederholt Augustus — ein Kopf von unwiderstehlicher Feinheit und Liebenswürdigkeit. Wenn man wissen will, warum Louis Philipp bei so vielfacher Aehnlichkeit in Zwecken und Verfahren, doch so ganz anders endete, darf man nur die 2 Köpfe vergleichen. An einen Kopf wie dieser Augustus mußte selbst ein Beranger, ein Uhland Horazische Huldigungsoden dichten. Madame Livia habe ich nicht ganz so schön gefunden, als sie Märklins[1]) Wielandischer Pinsel uns schildert. Sie hat eine gefährlich vorspringende und lange Nase. Dagegen Tiberius ein ebenso schöner als bedeutender Kopf; neben dem unheimlich kropfigen Nero ein rührend gütiger Titus, und erheiternd wie immer der von Leckerbissen triefende Mund des Vitellius. —

210. An Märklin und Rapp.

München, den 20. August 1848.

— — Die Reise, von der ich zurückkomme, ging an den Starnberger- und Kochelsee, und sollte auch noch ins Gebirge gehen, wenn nicht Regen dazwischen gekommen wäre. Mein Gefährte war Neumann, der nach China gereiste, hier herum aller Wege kundige, also fehlte es nicht an einem erfahrenen Führer. Unser Ausgang war nicht günstig. Gleich vor der Stadt überfiel uns Regen, und wir mußten im nächsten Dorf, Sendling, eine Stunde lang unterstehen. Endlich erhellte sich der Himmel, und wir gingen trocken bis Forstenried, von wo wir uns durch den Forst bis nahe vor Starnberg führen ließen. Von da ließen wir uns im schönsten Sonnenschein erst auf's östliche Ufer zu Leoni, dann quer über den See nach Possenhofen setzen, wo der Anschlag an den Eingängen des Herzog Maxischen Parks: „Den Fremden ist der Eintritt untersagt" — nicht nur auf meinen radicalen Begleiter, der dessen ungeachtet hineinwollte, sondern auch auf mich gemäßigten Mann, einen sehr ärgerlichen Eindruck machte. Von da

1) Dessen Schulrede über Livia Strauß zu einer kleinen Humoreske (Poët. Gedenkbuch S. 33) veranlaßt hatte.

zu Fuß am westlichen Seeufer hin in der schönsten Abendbeleuchtung ein herrlicher Gang; der Weg wie durch einen Park mit Baumgruppen und grünen Hügeln, der See bald offen, bald durch Bäume hindurchschimmernd, hie und da Ruheplätze angebracht, auf die man sich nicht aus Müdigkeit, sondern der Aussicht und der Musik des vor den Füßen plätschernden Seeufers wegen setzt. Nachtquartier in Tutzing, einem Gräfl. Viereggischen Dorf. Auf die Frage nach Wein, da uns das 4eggische Bier nicht behagt, die Gegenfrage, ob wir süßen oder sauren wollen? Auf die Antwort: sauren nicht, also süßen, ergibt sich, daß unter diesem Muskat verstanden wird, unter jenem aber Deidesheimer, der aus dem Eiskeller geholt, da hier ein Jahr vergehen kann, eh jemand Wein verlangt, ganz gut ist. Am Wirthstisch ein pensionirter Hauptmann, der seinen Sommeraufenthalt am See macht, und sich die Zeit — Rapp! — mit Fischen vertreibt. Er hatte den ganzen Tag gefischt und 3 Stück gefangen. Ein vortrefflicher Mann. Alle Leidenschaften eines bewegten Lebens — er war im Feld gewesen, auch einmal, wie es scheint in Algier — ich hörte das nicht recht — in ein Harem, freilich ein leeres, hineingekommen — waren in dem kühlen Elemente seines jetzigen Métiers untergegangen. Seine Stimme, sonst gewohnt, laut und rauh Cohorten zu commandiren, hatte jetzt jene sanfte Dämpfung angenommen, die uns an dem Meergreis von Haagen [1]) so anzieht. Am andern Morgen sprach ich ihn noch, wie er mit der Angelschnur zu seinem Tagwerk auszog; ich wünschte ihm einen glücklichen Tag — Mittere siquis, quod non habet ipse, potest, sagt Ovid, nämlich salutem [2]), in den Tristien. Es war ein schöner Morgen, als wir uns von Tutzing über den Karpfenwinkel nach Seeshaupt, dem obersten Punkte des Sees, rudern ließen. Es war ein alter, etlich und 70jähriger Fischer, aber noch stattlich und rüstig, obwohl er auf dem Austrag bei einem nicht guten Sohn und einer bösen Schwiegertochter lebt. Sie geben ihm nicht, was sie ihm zu zahlen haben, und so hat er zu seinem und seines Weibs, die noch älter ist, Unterhalt nichts als seinen Nachen. So lang er jetzt auf dem See fährt, ist ihm noch kein Unfall begegnet, aber sein Vater ist darin — in einem Sturm? — ja wohl! im Kopf, vom Trinken, — ertrunken. In

1) s. Brief 196. — 2) „Wenn jemand das Wohlsein, woran es ihm selbst fehlt, einem andern anwünschen kann."

Seeshaupt ein Bad im See vor dem Mittagessen, recht angenehm. Von da zu Fuß dem Kochelsee und Gebirge zu; ein heißer, schwüler Tag, das Gebirg schwarz. Ich finde die Zwiebelform der Kirchthurmdächer hier zu Land mongolisch; Neumann bestätigt es, sie sei buddhistisch. Abendstation: Schleedorf am Kochelsee. Vor dem Dorf gegen das ehmalige Kloster hin eine Ehrenpforte, mit Schuljugend und Provisor. Kaum können wir noch fragen, was das bedeute, so kommt schon eine schwer bepackte Kutsche hinter uns drein, „Heil unsern edlen Wohlthätern!“ ruft der Provisor; „sie leben hoch!“ rufen die Jungen nach, indem die Kutsche durchfährt, und zugleich fallen von einer Anhöhe zur Seite mehrere Schüsse. Das Dorf war nämlich vor 2 Jahren gänzlich abgebrannt, so daß außer dem seitwärts auf einer Anhöhe stehenden Kloster sammt Kirche auch nicht ein Haus übrig blieb, und jetzt alles geradlinig und gleichförmig, darum nicht eben erfreulich, wieder aufgebaut ist. Da hatte nun die Professorsfamilie in der Kutsche, die sich jeden Sommer einige Zeit in dem leeren Kloster aufzuhalten pflegt, durch ihre Verbindungen in München den Leuten reiche Unterstützung verschafft; daher jetzt der feierliche Empfang. Nun zeigte sich aber das Komische, daß mein Begleiter, wie er mir gestand, in frühern ledigen Jahren der Dame, die jetzt im Triumph einzog, die Cour gemacht hatte, und zwar gerade auch hier am Ort, wo er jetzt als demüthiger Fußgänger ihrem Wagen ausweichen mußte. Dies gab zu vieler Heiterkeit und am folgenden Regentag zu mehreren scherzhaften Gedichten Veranlassung, die ich, uns die Zeit zu vertreiben, an ihn richtete. Denn kaum waren wir ins Wirthshaus und die Triumphatrix ins Kloster eingezogen, so entlud sich ein Gewitter und Regen, der die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag auf ganz hoffnungslose Weise anhielt. In der Verzweiflung entschloßen wir uns gegen Abend, uns im Regen über den See nach Kochel setzen zu lassen, um von da vielleicht zu Wagen weiter zu kommen. Die Berge kaum zur Hälfte sichtbar, wir unter die Schirme geduckt, jeden Augenblick gewärtig, daß aus irgend einer Schlucht ein Windstoß uns mit den Schirmen ins Wasser werfe. Zum Glück kam keiner. Schon vorher hatte ich an Neumann folgende Verse gerichtet:

Schau Eins die Wolken doch,
Die Nebelhauben!

Ja, euer Hochgebirg
Ist fest im Glauben.
Es ward ihm angezeigt
Von seinen Spähern,
Daß dem Bezirke sich
Zwei Ketzer nähern.
Seitdem nun schüttet es
Recht aus dem Vollen:
Es soll das Ketzerpaar
Sich wieder trollen.
Du Mann des Widerstands,
Jetzt fragt sich eben,
Obs recht und würdig sei,
Hier nachzugeben?

Eine Fahrgelegenheit fördert uns schnell weiter nach Benedictbeuren, während der Regen unvermindert fortmacht. Wegen Unruhen in der Nähe liegen in dem ehemaligen Benedictinerkloster jetzt Soldaten. Im Wirthshaus treffen wir ihren Chef, einen Oberstlieutenant, mit Frau und 2 Töchtern, wovon die eine, eine Figur in der Art der Seejungfrau, alsbald meine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, auch in Kurzem von mir in ein Gespräch gezogen wird, woran die Mutter sehr gutmüthigen Antheil nimmt. Allein da die liebenswürdige Familie nicht im Wirthshaus wohnt, so entfernt sie sich sofort, worauf Neumann mich mit dem Komplimente erfreut, daß er mir so viel Erfahrung, wie er sich ausdrückt, gar nicht zugetraut hätte. Ganz passend tauft er die Schöne als Juno (wogegen ich nur bemerkte, daß sie βοῶπις [1]) nicht wohl genannt werden könne, da ihre Augen in der Fülle des Gesichts sich nicht ohne Schwierigkeit öffneten, was jedoch bei der Größe und Schlankheit der Figur nur als ein Reiz mehr wirkte); ja er war bereit, mir zu lieb, den Aufenthalt im Orte zu verlängern, um eine so angenehme Bekanntschaft noch weiter cultiviren zu können. Allein der Regen währte die ganze Nacht, und ohne Hoffnung, die Gebirgsreise machen zu können, entschlossen wir uns zur Rückkehr per Stellwagen, der eben am andern Morgen abfuhr. Doch kaum waren wir eine Stunde gefahren, so zeigten sich blaue Lücken am Himmel, die stratus gerannen zu cumulus zusammen, diese fingen an sich zu cirrus auszuzupfen — leider besannen wir uns

1) „Ochsenäugig".

zu lang und stiegen erst in Wolfrathshausen aus, wo es schon zu weit vom Gebirge ab war, und uns nur übrig blieb auf dem angenehmsten Wege zu Fuß hierher zurückzukehren. Giengen also über die Berge an den See, fuhren im Nachen nach Starnberg, gingen dort ins Theater, zu dem ein geschriebener Zettel einlud, und wo zur Anfangsstunde ein Trommler durch's Städtchen zog, um zusammenzurufen — doch leider war dies das Beste daran, und ich glaube, daß mein Begleiter einen kleinen Kolikanfall dort sich holte. Wär doch am andern Morgen wieder frisch, und wir gingen zu Fuß am Ufer der Wurm, theilweise durch ganz reizende Wald- und Wiesenpartien, bis Pasing, von wo uns die Eisenbahn hierher zurückbrachte. Gleich zu Anfang der Tour hatte ich zu meinem Erstaunen schon Zeitlosen auf den Wiesen bemerkt, woher das beiliegende Gedicht [1]), das ich an Kerner zu geben bitte, doch daß er's nicht drucken läßt. Damit ihr sehet welches andere Thema mich immer noch umtreibt, schreibe ich ein paar andere Verse hierher.

Zur Beherzigung[2]).

Ein Eheband zu knüpfen, rede Du
Niemals zu;
Da oft, wenn zwei sich hochbeglückt vereinen,
Engel weinen.
Doch wollen Gatten wieder trennen sich,
Da widersprich!
Denn wo ein Bund sich löst, da ohne Zweifel
Lachen die Teufel.

— — Mit einem so schnellen Wiederfortreisen wird's nun doch nichts. Nach genauer Erkundigung paßt mir weder die Gesellschaft ganz, noch auch die Route. Ich will nach Berchtesgaden und Salzburg und werde nun vielleicht noch die Woche hier bleiben, um dann mit Muße die Reise anzutreten. Gesellschaft, wenn ich sie will, treffe ich gewiß unterwegs.

Hoffentlich erhalte ich vorher noch Briefe von Euch. Ihr dürft mich nicht so ganz im Stich lassen. Ich habe das Heimweh nach den Heilbronner Weinbergen doch ein wenig. Herzliche Grüße an Kauffmann's; ich habe auf meiner kleinen Wanderung oft an ihn gedacht

1) „Zeitlosen vor der Zeit.“ Poet. Gedenkbuch (Ges. Schr. XII) S. 54.
2) Ebend. S. 50.

und ihn herbeigewünscht. Lachner wollte ich schon 2 mal besuchen, da er ganz in meiner Nähe wohnt, traf ihn aber nicht. Auch an den Oberpostmeister die besten Grüße; Sicherer wird noch nicht zurück sein. Mein Andenken der ganzen Gräßlesgesellschaft. Und zuletzt der Ordnung, aber nicht der Empfindung nach, alles Herzliche euren lieben Frauen, die mir ja gut bleiben sollen, wie sie in meinem Herzen jede eine eigene Kapelle der Neigung und Verehrung haben und und behalten. Ich bin

Euer alter

D. F. Strauß.

Westöstlich[1]).

Ich wollte reisen: nun verreis' ich nicht.
Doch ob ich bleiben werde, weiß ich nicht.
Daß hier ich in der Fremde bin, ist sicher:
Wo meine Heimath sei, daß weiß ich nicht.
Ich mein', ich hatt' einmal zwei liebe Kinder:
Ob dies nicht blos ein Traum sei, weiß ich nicht.
Ein Weib verstieß ich: ob zu Haß die Liebe,
Ob Haß zu Liebe wurde, weiß ich nicht.
Sie sagen, Bücher hätt' ich einst geschrieben:
Ob's Wahrheit oder Spott ist, weiß ich nicht.
Ungläubig, hör' ich, nennen mich die Leute:
Ob ich nicht eher fromm bin, weiß ich nicht.
Nie hab' ich vor dem Tode mich gefürchtet:
Ob ich nicht längst gestorben, weiß ich nicht.

---

211. An Wilhelm Strauß.

Stuttgart, den 27. September 1848.

Leider bin ich nun also hier, als Mitglied des Landtags. Kaum hier eingetroffen, zog ich mir durch Erkältung eine Heiserkeit zu, die mich in einigen Sitzungen kaum vernehmlich ja oder nein sagen ließ; eine Vorbedeutung der stummen Rolle, die ich überhaupt auf diesem Posten spielen werde. Denn in diesem Gewirre, in welches nunmehr unsre innern Angelegenheiten hineingerathen sind, und in welchem nur der unvermeidliche Zug ins Verderben deutlich zu unterscheiden ist, fühle ich mich vollkommen gelähmt; nichts, keine Richtung, keine Partei, begeistert mich weder zu Neigung noch zu Haß, sondern während ich mich und

1) A. a. O. S. 64.

die Dinge einem unwiderstehlichen Strome preisgegeben sehe, empfinde ich für mich nur den Ekel, in ein solches Treiben hineingerathen zu sein, — einen Ekel, der mir den Hals zuschnürt und kein Wort herausläßt. Damit werden sich nun freilich meine Wähler sehr schlecht zufriedengestellt wissen, und diese Erwägung trägt nicht dazu bei, meine hiesige Stimmung zu verbessern. Mein einziger Trost ist, daß hoffentlich dieser Landtag mit der Verkündigung der Grundrechte von Frankfurt aus, welche bald in Aussicht stehen soll, sich auflöst, und ich wieder hinkann, wo ich will, welches aller Wahrscheinlichkeit nach München sein wird, wo ich wenigstens von politischem wie häuslichem Jammer weniger behelligt war und sein werde.

212. An Rapp.

Stuttgart, den 28. September 1848.

Daß Dein Nachbar in M. aus meiner Stellung zur Kammer und zum Beobachter nicht klug werden kann, wundert mich nicht. Die Sache ist einfach die, daß ich in der Kammer als Mann des bürgerlichen Centrums eben so sehr gegen die anarchistische Linke als gegen die aristokratische Rechte kämpfe und daß ich aus den Angriffen der Blätter auf mich mir nur einen Spaß mache. —

Diesen Vormittag werde ich noch zu Römer gehen, der mir gestern sagte, daß er etwas mit mir zu sprechen habe. — Unterdessen bin ich bei Römer gewesen, es war nicht wegen meiner Privatverhältnisse, wie ich geglaubt hatte, sondern der König hatte ihn beauftragt, mich zu fragen, ob ich nicht bei einer projektirten Regierungszeitung die Hauptrolle übernehmen würde. Da waren wir freilich bald fertig, indem ich erklärte, daß mich der König eben so gut zum Husaren-Obersten als zum Redakteur einer politischen Zeitung machen könnte. Laß dieß unter uns bleiben, indem ich nicht wünsche, daß die Blätter es brächten und den Korb zu Ungunsten der Regierung ausbeuteten.

213. An Schöll.

Stuttgart, den 28. Oktober 1848.

Schon nach dem Lesen der von Dir gesammelten und bearbeiteten Briefe und Aufsätze Goethes wollte ich Dir schreiben und Dir sagen, wie sehr Du dadurch einen alten Bekannten erfreut hast; jetzt, nachdem ich die Goethe'schen Briefe an Frau von

Stein' mit Deinen Einleitungen gelesen, will ich meinen Dank nicht länger verschieben. Seit Du in Weimar bist, lebt immer im Stillen die Aussicht in mir, nach diesem Mekka einmal zu pilgern, und mich von Dir an all seinen Heiligthümern herumführen, in all seine Erinnerungen einweihen zu lassen. Für jetzt erlauben's freilich die Zeiten nicht, da nun auch dort politischer Streit an der Tagesordnung ist. Doch werden hoffentlich auch wieder friedliche Tage kommen!

Wie lang ist es schon, daß wir uns nicht mehr gesehen haben! es muß mindestens 20 Jahre sein! Ich bin Deinem Gange immer aufmerksam gefolgt und habe namentlich seiner Zeit Deinen Sophokles mit Nutzen und Vergnügen gelesen. Besonders aber freute mich, wie gesagt, Deine Anstellung in Weimar, da ich in Dir den würdigsten Priester jener Tempel sah. Auch mit mir hat sich seitdem allerhand ereignet, und jetzt sitze ich in unsrer Abgeordnetenkammer wie Saul unter den Propheten, oder wie eine Lerche unter nützlichen Hühnern. Hoffentlich geht der Landtag bald zu Ende und ich werde dadurch eine Stellung los, in welcher ich mir nicht behage und dem gemeinen Wesen nichts nütze, da die Verhältnisse allzu schwierig sind.

— Nun noch eine Goethefrage. Ist es denn wahr, daß die Aenderung in der Bühnebearbeitung des Faust:

Lebte nur von Milch und Käse
— —
Als wie der gelehrtste Chinese —

von Goethe selbst ist? Dingelstedt behauptet's, und ich möcht's nicht ohne Noth auf dem Alten sitzen lassen.

L. Freund, schreib mir auch Persönliches von Dir, ob Du Familie hast und dergl. Mir verzeihst Du, daß ich, was mich betrifft, hierüber schweige. Vielleicht einmal mündlich.

214. An Märklin.

Stuttgart, den 3. November 1848.

— — Nach Heilbronn komm ich dann, eh' ich von hier weggehe. Möglicherweise könnte das doch bälder geschehen, als man meint; denn die erste Kammer fängt an, Sprünge zu machen, und wenn sie uns einen der wichtigeren Gesetzesentwürfe (Zehntablösung und dergl.) verwirft, so sind wir mit der Linken einig im Vorsatz, uns dann aufzulösen und an die constituirende zu appelliren. Für mich wäre mir

die Dinge einem unwiderstehlichen Strome preisgegeben sehe, empfinde ich für mich nur den Ekel, in ein solches Treiben hineingerathen zu sein, — einen Ekel, der mir den Hals zuschnürt und kein Wort herausläßt. Damit werden sich nun freilich meine Wähler sehr schlecht zufriedengestellt wissen, und diese Erwägung trägt nicht dazu bei, meine hiesige Stimmung zu verbessern. Mein einziger Trost ist, daß hoffentlich dieser Landtag mit der Verkündigung der Grundrechte von Frankfurt aus, welche bald in Aussicht stehen soll, sich auflöst, und ich wieder hinkann, wo ich will, welches aller Wahrscheinlichkeit nach München sein wird, wo ich wenigstens von politischem wie häuslichem Jammer weniger behelligt war und sein werde.

212. An Rapp.

Stuttgart, den 28. September 1848.

Daß Dein Nachbar in M. aus meiner Stellung zur Kammer und zum Beobachter nicht klug werden kann, wundert mich nicht. Die Sache ist einfach die, daß ich in der Kammer als Mann des bürgerlichen Centrums eben so sehr gegen die anarchistische Linke als gegen die aristokratische Rechte kämpfe und daß ich aus den Angriffen der Blätter auf mich mir nur einen Spaß mache. —

Diesen Vormittag werde ich noch zu Römer gehen, der mir gestern sagte, daß er etwas mit mir zu sprechen habe. — Unterdessen bin ich bei Römer gewesen, es war nicht wegen meiner Privatverhältnisse, wie ich geglaubt hatte, sondern der König hatte ihn beauftragt, mich zu fragen, ob ich nicht bei einer projektirten Regierungszeitung die Hauptrolle übernehmen würde. Da waren wir freilich bald fertig, indem ich erklärte, daß mich der König eben so gut zum Husaren-Obersten als zum Redakteur einer politischen Zeitung machen könnte. Laß dieß unter uns bleiben, indem ich nicht wünsche, daß die Blätter es brächten und den Korb zu Ungunsten der Regierung ausbeuteten.

213. An Schöll.

Stuttgart, den 28. Oktober 1848.

Schon nach dem Lesen der von Dir gesammelten und bearbeiteten Briefe und Aufsätze Goethes wollte ich Dir schreiben und Dir sagen, wie sehr Du dadurch einen alten Bekannten erfreut hast; jetzt, nachdem ich die Goethe'schen Briefe an Frau von

Stein' mit Deinen Einleitungen gelesen, will ich meinen Dank nicht länger verschieben. Seit Du in Weimar bist, lebt immer im Stillen die Aussicht in mir, nach diesem Mekka einmal zu pilgern, und mich von Dir an all seinen Heiligthümern herumführen, in all seine Erinnerungen einweihen zu lassen. Für jetzt erlauben's freilich die Zeiten nicht, da nun auch dort politischer Streit an der Tagesordnung ist. Doch werden hoffentlich auch wieder friedliche Tage kommen!

Wie lang ist es schon, daß wir uns nicht mehr gesehen haben! es muß mindestens 20 Jahre sein! Ich bin Deinem Gange immer aufmerksam gefolgt und habe namentlich seiner Zeit Deinen Sophokles mit Nutzen und Vergnügen gelesen. Besonders aber freute mich, wie gesagt, Deine Anstellung in Weimar, da ich in Dir den würdigsten Priester jener Tempel sah. Auch mit mir hat sich seitdem allerhand ereignet, und jetzt sitze ich in unsrer Abgeordnetenkammer wie Saul unter den Propheten, oder wie eine Lerche unter nützlichen Hühnern. Hoffentlich geht der Landtag bald zu Ende und ich werde dadurch eine Stellung los, in welcher ich mir nicht behage und dem gemeinen Wesen nichts nütze, da die Verhältnisse allzu schwierig sind.

— Nun noch eine Goethefrage. Ist es denn wahr, daß die Aenderung in der Bühnebearbeitung des Faust:

Lebte nur von Milch und Käse
— —
Als wie der gelehrtste Chinese —

von Goethe selbst ist? Dingelstedt behauptet's, und ich möcht's nicht ohne Noth auf dem Alten sitzen lassen.

L. Freund, schreib mir auch Persönliches von Dir, ob Du Familie hast und dergl. Mir verzeihst Du, daß ich, was mich betrifft, hierüber schweige. Vielleicht einmal mündlich.

214. An Märklin.

Stuttgart, den 3. November 1848.

— — Nach Heilbronn komm ich dann, eh' ich von hier weggehe. Möglicherweise könnte das doch bälder geschehen, als man meint; denn die erste Kammer fängt an, Sprünge zu machen, und wenn sie uns einen der wichtigeren Gesetzesentwürfe (Zehntablösung und dergl.) verwirft, so sind wir mit der Linken einig im Vorsatz, uns dann aufzulösen und an die constituirende zu appelliren. Für mich wäre mir

das sehr recht, obgleich ich für's Allgemeine die Aufregung, die dadurch entstünde, bedauern müßte. Ich schwimme nun zwar so ziemlich mit dem politischen Strome, doch ist mein inneres Verhalten dazu noch wie am ersten Tag. Es ist einem, der sich bis dahin ausschließlich mit Wissenschaft, Gemüth und Kunst abgegeben, und nun an die Politik soll, wie einem, der von Ambrosia nun auf Sauerkraut und Blutwurst angewiesen wird — eine gute Kost, nur muß man sie gewohnt sein und den Magen dazu haben. In unseren Beschäftigungen sind wir eben doch unvermerkt Cicaden geworden, die vom Thau des Himmels leben und denen die Kost der Politik zu viel Erdschwere hat. Sonst hätte ich Manches zu loben und dankbar anzuerkennen. Wir haben jetzt einen Klub immer mehr ausgebildet, in welchem außer mir noch die beiden Wiest, Menzel, Adam von Ulm, Seybold, Weber, Reyscher &c. sind, und ich kann sagen, daß mir diese Männer nach und nach ein Vertrauen, ja eine Anhänglichkeit geschenkt haben, die mir innig wohl thut. Sie würden mich in Allem voranstellen, und meinen, mir sei nichts zu schwer, wenn ich's nicht leider besser wüßte. Am merkwürdigsten ist hiebei mein Verhältniß zu Menzel. Wir sind seitdem in einigen 5 Männercommissionen von unserem Klub aus zusammengewesen, und dadurch ordentlich vertraulich geworden. Menzel hat politischen Verstand und parlamentarische Routine, es ist in dieser Hinsicht gut und lohnend mit ihm zu verkehren. Wir waren zuerst befangen, dann artig, und sind jetzt freundlich gegen einander. Ich kann dies deswegen, weil ich im Stand bin, einen Menschen, wenn ich ihn mit Augen sehe, als einen ganz anderen zu nehmen, als den, welchen ich früher aus Büchern las. Vielleicht geht's ihm ebenso mit mir. Gestern Abend schloß ich unsere Klubzusammenkunft mit dem Vorschlag: wir wollen uns als disciplinirtes Corps ausbilden und Freund Menzel, ein Mann der alten (Oppositions-) Garde soll unser Exerciermeister sein. Eine solche Disciplinirung, Anlagen von Operationsplänen für jede wichtige Sitzung, Vertheilung der Rollen &c. thut sehr noth und ich werde nun das besonders betreiben. Damit gehen aber auch die edeln Abende vollends verloren, und man behält nichts mehr für sich[1]. — —

---

1) M. vgl. zu dem vorstehenden und den weiteren Briefen dieses Jahres Strauß' Mittheilungen Ges. Schr. I, 19—23. Auf die einzelnen oben

215. **An Märklin.** Stuttgart, den 9. November Abends, 1848.

Erlaube mir, daß ich vor unserer Zusammenkunft noch mein Herz gegen Dich ausschütte; denn thue ich dies jetzt nicht schriftlich, so würde es dann mündlich geschehen, wodurch ich mir den Humor jenes Tages ganz verderben würde.

Meine Lage hier ist seit der letzten Zeit der Art geworden, daß ich nicht einsehe, wie ich sie in die Länge aushalten soll. Du wirst zum Folgenden sagen, ich habe einen Fehler gemacht; und doch habe ich nur gethan, was ich nicht lassen konnte. Ich konnte nicht anders, ich mußte meiner Frau meine veränderte Stimmung gegen sie zu erkennen geben. Ich wählte dazu stumme Zeichen, und zwar die anspruchslosesten und unscheinbarsten, indem ich ihr, wie ich Dir, glaub' ich, noch erzählte, gelegentlich Trauben, Wein 2c. schickte. Nun ergriff sie die Gelegenheit von unseres Fritz Geburtstag mir zu schreiben. Der Brief ließ zwar viel zu wünschen übrig, weßwegen ich ihn auch gleich verbrannte, weil ich mir ihn gern, unwiderlegt durch das vorhandene Document, besser vorstellen mochte, als er wirklich war: — Dennoch machte sich in meiner Antwort die lang verschlossene Empfindung gewaltsam Luft, und ich bekannte ihr, obwohl festhaltend an dem Axiom, daß von einer Wiedervereinigung nicht mehr die Rede sein könne, den ganzen Stand meines Gemüths in Bezug auf sie. Darauf nun eine Antwort sehr bewegt, hoffend, — aber auch so grell die alten Mißtöne — Selbstzufriedenheit, Scherz 2c. — daß ich meine Täuschung mit Schrecken erkennen mußte. Es ist wunderlich, daß ich von Täuschung rede, da ich mich doch, wenn ich an der Unmöglichkeit einer Wiedervereinigung schon vorher festhielt, dennoch über die Frau nicht getäuscht hatte. Allein die Sache ist ungefähr die: Im Bedürfniß, ein Weib liebend im Herzen zu tragen und gerade an dieses Weib durch die Kinder, durch Erinnerungen schönerer Tage und durch die bessere Grundlage ihrer Natur innerlich gebunden, benützte ich die Entfernung von ihr, sie mir so vorzustellen, wie ich sie haben möchte, um dadurch den quälenden Widerspruch zwischen meinem Bedürfniß und ihrer wirklichen Beschaffenheit wenigstens in der Einbildung auszugleichen. Aus diesem Traume hat sie mich nun selbst wieder durch

genannten Mitglieder der damaligen württembergischen Volksvertretung ist hier nicht weiter einzugehen.

ihr Schreiben gerissen, durch das ich freilich nichts Neues erfahren habe, aber auf etwas Altes sehr unsanft wieder hingestoßen worden bin. Ich kann nun, ohne damit eine Feindseligkeit zu zeigen, die fernere Antwort unterlassen, und werde dies gewiß thun; aber ich habe seit Sonntag Tage und Nächte durchgemacht, die mich an den Rand der Verzweiflung, — oder, was für hier damit gleichbedeutend ist, — des Durchgehens führten. Ja, wenn ich nur unter irgend einem Vorwande mich losmachen könnte! Denn es ist jetzt gar kein Ende unseres Beisammenseins vorauszusehen, indem von Frankfurt aus die Möglichkeit eröffnet zu werden scheint, daß die Regierung die Verfassungsänderungen noch mit unserer Kammer zu Stande bringe. Nun sage mir, wozu soll ich mich hier am langsamen Feuer rösten lassen, um doch nichts auszurichten? Denn ausrichten kann ich gewiß nichts, am wenigsten in diesem inneren Zustand, wo mir Kopf und Mund wie zugeriegelt sind. O bester Märklin, wüßtest Du Hülfe.

216. An Rapp.

Stuttgart, den 11. November 1848.

— — Du wirst sagen, ich solle mich dadurch von meinen inneren Leiden kuriren, daß ich mich mit ganzer Seele meiner ständischen Wirksamkeit hingebe; allein das ist ein so wunderlich verfährter Karren, daß man ihn durch Vorwärts- wie durch Rückwärtsziehen gleicherweise noch mehr zu verfahren fürchten muß; so läßt man ihn am sichersten stehen; daß das nun aber kein Pathos abgeben kann, siehst Du ein. — O lieber Rapp, was ist unser Leben? Eine hundertmal ausgepreßte Citrone, an die man immer wieder Wasser schüttet und dann meint, es sei noch Citronensaft, eine hundertmal mit Wasser aufgefüllte Dinte, wie diese hier, wo dann bald Satz bald Wasser in die Feder kommt. —

217. An Märklin.

Stuttgart, den 16. November 1848.

Seit gestern ging ich wieder, obwohl nur erst halb hergestellt, aus und habe gleich gestern und heut zwei hitzige Kämpfe in der Kammer gehabt. Gestern machte ich einen Angriff auf's Consistorium, und heut sprach ich mich gegen das Bedauernsvotum wegen der Hinrichtung R. Blums aus. Als gestern die Linke mir zujauchzte, wußte ich bereits, daß sie heute wüthend über mich werden würde. Und das wurde

sie auch ordentlich. Schnitzer[1]) heulte schier vor Wuth, als er mir antwortete. Ich hatte vorigen Freitag, schon halb krank, zu der Adresse wegen Wien geschwiegen und ja gesagt; als ich die Verhandlungen nachher las, schämte ich mich dessen, und gedachte mir nun bei heutigem Anlaß Satisfaction zu nehmen. Ich habe meine Ueberzeugung unumwunden ausgesprochen, und bin dessen froh, obwohl es mich dem Hasse der Menge bloßstellt, und auch von meinen rücksichtsvolleren Freunden mich isolirt. Doch dies, und nur dies ist ja meine naturgemäße Stellung. Gründlich zum Ekel ist mir nun aber vollends eine Rolle geworden, wo man entweder Heuchler oder Volksschmeichler sein muß, oder auf jedem Schritt sich Feinde macht. Diesen Morgen ging — wer sollte so was glauben? — eine Petition vom Volksverein bei der Kammer ein, ihm das Lokal der Ständeversammlung zu einer Todtenfeier für R. Blum einzuräumen; sollte das durchgehen, so wäre dies für mich eine willkommene Veranlassung, meinen Austritt zu erklären. Und es wäre wohl möglich, daß es durchginge, wenn Du bedenkst, daß die Bedauernsadresse mit allen gegen 11 Stimmen durchgegangen ist[2]). — —

— — P. S. Eben war Georgii[3]) bei mir und erzählte, daß Helfer Haakh heut in der Kammer gewesen und von meiner Anti-Blums-Rede ganz begeistert sei. Seit Ostermontag hat sich also doch schon viel geändert.

218. An Rapp.

Stuttgart, den 30. November 1848.

Ich bin wieder wohl und habe, wie Du aus der Zeitung wirst ersehen haben, seither zwei Kammerschlachten gehabt. Nachdem ich Tags zuvor in das Wespennest des Consistoriums gestochen hatte, stach ich Tags darauf in das Hornissennest der republikanischen Sympathien für Robert Blum. — Ich halte mich jetzt zu gar keinem Klub mehr; ich

---

1) Strauß' Freund (vgl. S. 139,[2]), der aber 1848 tief in's radikale Fahrwasser gerathen war.

2) Ausführlich behandelt diese und die sich daran anknüpfenden Vorgänge, unter Mittheilung darauf bezüglicher Schriftstücke, Hausrath, D. F. Strauß II, 162 ff. Beil. S. 3—16.

3) Ein Freund von Strauß, 2 Jahre jünger als er, damals Dekan in Brackenheim, jetzt Prälat a. D.

kann nicht gemeinsam wirken, d. h. aber freilich auch, ich bin nicht zu politischer Wirksamkeit gemacht. Sei's darum; ich erkenne kein höheres Gesetz, als meiner Natur treu zu sein. Ich passe nur auf einen Anlaß, um aus der Kammer zu treten. — Es ist nun auch die Stammprovinz meines Reichs gegen mich aufgetreten, indem ein Theil der Ludwigsburger sich gegen mich erhoben hat. Dum haec Romae geruntur[1]), pflegt Livius zu sagen, geht's auch im Innern oft wunderlich zu. Ich schicke Dir hier ein paar Gedichte. Die Chansons von Béranger will ich Dir sehr empfohlen haben. Dies ist wirklich ein Dichter voll Bon sens, Laune, Volksthümlichkeit und Wohllaut. Nur merkt man ihm die unreine Pariser Atmosphäre oft zu sehr an.

Goethe's Briefe an Frau von Stein hat Schöll ähnlich eingerahmt, wie ich die Schubart'schen, deren Druck langsam fortschreitet. Der König sagte neulich zu Hardegg: „Aber Ihr Strauß hat courage; übrigens habe ich das immer gedacht. Denn wer das Herz hat die Pfaffen anzugreifen, der muß überhaupt Herz haben."

219. An Märklin.

Stuttgart, den 23. November 1848.

Es ist nicht recht, daß Du mich in diesen kritischen Tagen, wo mir die Zusprache eines Freundes so sehr Bedürfniß ist, die Deinige entbehren lässest. Du weißt ja doch, daß von Dir auch ein tadelndes Wort bei mir seine Stelle findet; ja, Du weißt auch, daß, wenn ich einen Fehler gemacht habe, es eines solchen Wortes nicht erst bedarf, um mich zum Bewußtsein und zur Anerkennung davon zu bringen. Daß ich aber einen bedeutenden Fehler gemacht habe, das kann ich ja aus dem Erfolg mit Händen greifen. Die Stimmung auch in Ludwigsburg ist so, daß ich nur noch auf eine erbetene authentische Auskunft warte, um meine Stelle niederzulegen. Indem ich den republikanischen Tendenzen entgegentreten wollte, welche den Gegenstand in die Kammer geworfen hatten, übersah und verletzte ich die deutschen und menschlichen Sympathien, welche der Getödete für sich hat, und die sich jetzt überall geltend machen. Ich beging hier wieder einmal den Urfehler, der mir schon so viel geschadet hat, zu etwas mir Widerwärtigem zu lange zu schweigen und dann endlich am unrechten Ort allzuheftig loszubrechen. Weiter zurück aber liegt der Fehler, daß ich überhaupt

1) „Während dieser Vorgänge in Rom".

eine Stellung, die mir so absolut widerwärtig war, gar nicht hätte annehmen oder beibehalten sollen. Was einem so ganz gegen den Mann geht, darin kann man gewiß nichts wirken. Als mildernde Umstände treten dann freilich die Perfidie der Umsturzpartei in der Kammer, die mich in Leidenschaft versetzte, und die krankhafte Stimmung in Folge meiner Privatverhältnisse hinzu. Du siehst, ich bin nicht ohne Einsicht in meine Fehler; aber leider auch nicht in Bezug auf die Folgen, die sich für mich daran knüpfen. Der Austritt aus der Kammer wäre das wenigste. Auch daß mir hier eine Katzenmusik drohte und vielleicht bei irgend einem Anlaß doch noch kommt. Sondern die Sache wird mich in ganz Deutschland so verhaßt machen, daß ich nun gar nicht weiß wohin. Namentlich mein theures Asyl München wird mir nun keine Zuflucht geben. Schon als Universitätsstadt nicht. Wohin aber dann? Hier führe ich ein schauderhaftes Leben, gehe nicht mehr aus dem Haus, und sehe Niemand, wenn nicht Sautter oder Georgii einen Augenblick nach mir sehen. Es wäre sehr menschlich, wenn Du bald, etwa am Sonntag, mich besuchtest. Von einer Zusammenkunft kann unter solchen Umständen nicht die Rede sein. — —

— — Ich spiele die Rolle des Kreon in der Antigone, und das ist eine fatale Rolle.

220. An Märklin.

Stuttgart, den 24. November 1848.

Zwar hat sich die düstere Stimmung, in der ich Dir gestern schrieb, heute wieder aufgehellt, hauptsächlich auch infolge davon, daß ich nun officiell an's Stadtschultheißenamt in Ludwigsburg geschrieben und erklärt habe, von meinen Grundsätzen, die ich ihnen schon dieß Frühjahr ausgesprochen habe, sei ich nicht abgegangen, und werde ich nicht abgehen, möge es gefallen oder mißfallen, wem es wolle. Dagegen achte ich mich meines Postens, den ich nur auf ihren Wunsch, gegen eigene Neigung übernommen habe, ebensobald entbunden, als ich wisse, daß die Mehrheit meiner Mitbürger mich nicht mehr auf jenem Posten haben wolle, darüber bitte ich ihn, sichere Erkundigung einzuziehen. Ebendeßwegen aber kann ich in Ludwigsburg jetzt keine Zusammenkunft haben, wie Du selbst einsiehst; es wäre also jedenfalls auf einen andern Ort Bedacht zu nehmen; auch wünschte ich, daß der Handel wegen meiner Wähler so oder so sich vorher entwickelt hätte. Warten wir also noch.

Nun ist ja in Heilbronn auch ein Todtenfest gefeiert worden, und wer ist denn Dein Namensbruder, der dabei aufgetreten ist? Am Ende feiern sie auch noch in Ludwigsburg eins und das würde ich doch als definitive Aufforderung zum Rücktritt betrachten.

Las dieser Tage den 2. Theil des Goethe-Stein'schen Briefwechsels; eine bessere Kost als die politische Sudelkocherei. In ein sonderbares Buch von Alex. Jung über Hölderlin habe auch hineingesehen; kommt mir ziemlich althegelisch vor. — —

221. **An Märklin.**

Stuttgart, den 11. Dezember 1848.

Längst hättest Du eine Antwort auf Deinen Brief, wenn Du nicht das fatale Schreiben von Vischer beigelegt hättest. Das hättest Du mir nicht schicken sollen, und dem V. schreiben, warum Du's nicht thust. Denn antworten werde ich ihm nicht, und was ich Dir etwa für ihn zu schreiben hätte, weißt Du längst. Es ist nichts anderes als dies, daß V. und ich als Politiker für einander vernünftigerweise gar nicht existiren sollten, weil das Politische das Nichtseiende an uns ist. Oder meinetwegen auch das Vor- und Urseiende, der jenseits der Vernunft liegende Temperamentsgrund unseres Wesens, über den sich nicht streiten läßt.

Ich habe nun zwar den Plan, sogleich aus der Kammer zu scheiden, aufgeben müssen, aber ich bin noch immer nur mit einem Fuße drin und mit dem andren zum Sprunge gefaßt. Denn mein Ueberdruß an der Sache wächst täglich, und ich finde mich auch mit jedem Tage unlustiger und untüchtiger, in der Kammer mehr als blos passiven Widerstand zu leisten. Nimmt man dazu — — doch Du weißt ja Alles. —

Kerner danke für seinen Brief; ich will ihm antworten, wenn ich einmal besser aufgelegt bin. Gegen seinen Theobald werde ich nie in der Kammer sprechen. Das versteht sich.

— Pfizmaier [1]) war letzthin hier, und wünscht, daß ihm Kauffmann seinen Bohnenberger und besonders Ohm schicken soll; er will die Mathematik wieder vornehmen, auf den Fall, daß die Pfarrer abgängig werden.

---

1) Ein Compromotional von Strauß und Märklin.

222. **An Käferle.**

Stuttgart, Thomastag 1848.

Den schönsten Dank — gleichfalls noch im alten Jahr — für Deine beiden lieben Briefe! Der letztere beruhigt mich doch, nachdem ich auf den ersten hin bereits fürchtete, Du habest Dich über die „Salamander und Molche und Drachen" die Du in dem „aufgewühlten Meeresgrund" gesehen, doch in etwas alterirt. Ich wollte darum das Goethe'sche Epigramm auf mich anwenden:

Frech wohl bin ich geworden; es ist kein Wunder. Ihr Götter
Wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.

Das Neueste an mir ist also nun, daß ich gestern meine Abgeordnetenstelle niedergelegt habe. Es war nämlich gestern die letzte Sitzung vor den Weihnachtsferien, und schon seit einigen Wochen hatte ich mir vorgenommen, während dieser Zeit meinen Abschied zu nehmen. Nun hatte ich in der gestrigen Sitzung noch Veranlassung, so von der Leber weg zu reden, daß der Präsident mich zur Ordnung rief, worauf ich dann gestern meinen Rücktritt anzeigte. Es ist mir jetzt ein großer Berg vom Hals, ich war gemüthlich und auch körperlich ganz krank geworden in diesem Treiben politischer Leidenschaften und Intriguen.

Jetzt ist aber noch ein schweres Stück übrig, nämlich von hier fort zu kommen. Armida, die verschmähte, versucht auf's Neue allen ihren Zauber — und welcher Zauber liegt in 2 lieben Kindern! — und Rinaldo schwankt, ob er gleich meint, fest zur Abfahrt entschlossen zu sein. Was das Ende sein wird, das wissen die Götter, mir ist's verborgen. Wird Dir dort droben eine Schicksalsstimme kund, so laß mich's wissen. Ja, wär ich nur erst fort!

Du wünschest die Schöpfung zu hören. Ich hörte kürzlich das Requiem, die A dur und C Moll Symphonie, und hörte sie doch leider nicht. Wie der, welcher eine belegte Zunge hat, den Geschmack der Speisen nicht spürt, so gibt es auch Zustände, wo Ohr und Herz belegt sind und Musik nicht in sich aufnehmen können. So geht's mir jetzt, und ich nahm mir das letztemal vor, in kein Concert mehr zu gehen, da es doch vergeblich ist, und ich nichts höre als das ewige Klagelied, das mein Herz mir vorsingt.

Ich glaube, wäre der Christtag nicht, wo ich noch mit meinen Kindern sein will, so ging ich geradezu durch — jetzt nicht mehr der Kammer, sondern der Armida oder Medea — und flüch-

tete mich so weit weg als möglich, d. h. ohne Zweifel wieder nach München.

Meine Georgine sagte kürzlich, sie (meine Kinder) haben es doch besser als andere; diese dürfen nur spazieren gehen, sie aber dürfen allemal auch noch den Vater besuchen. — Den Jammer, der in dieser Rede kindlicher Unschuld liegt, weiß ich freilich in keinen Reim zu bringen.

Laß mich schließen und freue Dich Deines Glücks. Hat man Dich auch bestohlen, und wär's Dein halbes Besitzthum, so hat man Dir doch nicht Dein halbes Herz aus dem Leib genommen.

Lebe wohl und mache frohe Feiertage. — —

Dritte Abtheilung.

1849—1854.

Als Strauß am Schluß des Jahres 1848 unter den früher (S. 129) geschilderten Verhältnissen Württemberg verlassen hatte, wandte er sich zunächst nach München und kehrte hier zu seinem früheren Junggesellenleben zurück, während seine Kinder bei ihrer Mutter blieben. Im Herbst 1851 sollte das jüngere von diesen, der Knabe, nach Vollendung seines sechsten Lebensjahres der Obhut des Vaters übergeben werden; die Mutter gestattete jedoch, um die Geschwister nicht zu trennen, daß dieser beide zu sich nahm. Damit ergab sich für Strauß die Nothwendigkeit sich wieder eine eigene Haushaltung einzurichten, für deren Leitung die nöthige weibliche Hülfe gewonnen wurde. Als Wohnort wählte er zunächst Weimar, wohin er im Herbst 1851 übersiedelte. Indessen vertauschte er diese Stadt schon im Sommer 1852 mit Köln, wo das Haus seines einzigen Bruders den Hauptanziehungspunkt für ihn bildete. Doch war auch hier seines Bleibens nicht allzulange, indem er Köln bereits nach zwei Jahren gleichfalls wieder verließ und seinen Wohnsitz für längere Zeit nach Heidelberg verlegte. Ueber seine Erlebnisse, seine Gemüthszustände und seine Arbeiten während des sechsjährigen Zeitraums, der in dem obigen äußerlich umrissen ist, geben die nachstehenden Briefe Auskunft.

223. **An Märklin.** München, den 29. Januar 1849.

— — Da ich den Merkur nicht lese, so weiß ich nichts Weiteres von der dortigen Wahlangelegenheit. Dem Bunz geschieht's recht, wenn er's wird[1]); es wird ihm gewiß schlecht behagen. Uebrigens gefallen mir die politischen Aspekten gar nicht; die Regenten zeigen zu viel bösen Willen. Wie haben sie sich in Preußen durch die Prozessirung der Steuerverweigerer die Wahlen verdorben! Und hier — soll Rohmer in Nymphenburg beim König aus- und eingehen, und weil der junge sich nicht zu rathen weiß, König Ludwig immer mehr wieder Alles in die Hände bekommen. Aber Uhland's Rede in der Kaiserfrage! es bestätigt sich wörtlich, was ich vor 10 Jahren in meinem Aufsatz über Kerner[2]) von ihm sagte, und was mir seitdem oft zu absprechend erscheinen wollte. Von den Dorfgeschichten habe ich in Stuttgart ganz zuletzt mehrere gelesen, und sie haben auch mir recht wohl gefallen. Sie sind ohne Affectation erzählt; ich habe mich gewundert, wie es Auerbach als Juden möglich war, so in das Wesen und Leben unsres Landvolks einzudringen, und aller Ehren werth ist es, wie er die Erinnerungen seiner Kindheit und Knabenzeit — denn das scheinen es größtentheils zu sein — so poëtisch auszubeuten gewußt hat.

Beiliegend 1) ein Schreiben an Kerner, das aber nur zu übergeben ist, wenn es mit seiner Tochter wieder besser steht. 2) etwas für Schwabbach[3]). — Dem Sicherer sag, Deine Austriae laus[4]) habe ein hiesiger Demokrat, dem ich sie vorsagte, so übersetzt:

Drei Schwertkometen drohn an Oestreichs Freiheitshimmel:
Radetzky, Windisch-Grätz und Jellachich, die Lümmel.

224. **An Vischer.** München, den 31. Januar 1849.

P. P., welches diesmal heißt: praetermissis politicis[5]), muß ich Dir doch endlich wieder ein Lebenszeichen geben. Seit dem Dreikönigstag bin ich also hier, und kann es bereits gar nicht mehr begreifen, wie ich jemals im Stande war, in einer Kammer zu sitzen. Freilich war es in Stuttgart nicht die Kammer allein, was mir zu schaffen machte, sondern ich sollte hier mit dem Kopfe Dienst thun, während

---

1) Nämlich Strauß' Nachfolger als Abgeordneter für Ludwigsburg, was derselbe denn auch wurde. — 2) Jetzt Ges. Schr. I, 137 f. — 3) Ein Ort, in dem sich Strauß zeitweise mit Heilbronner und andern Freunden zusammenfand. — 4) „Lob Oesterreichs". — 5) „Mit Uebergehung alles Politischen".

im Herzen alte Wunden aufbrachen, und unaufhörlich fließend erhalten wurden. Genug, es war eine Unmöglichkeit, daß ich länger blieb, und ich kann meinen Rücktritt vor jedem Richterstuhle rechtfertigen. Nun also wieder in München, von wo ich Dir noch gar nicht geschrieben habe. Hier ist es mir vergleichungsweise wohl, erstlich weil mir mein Jammer weit hinter den Bergen liegt — der Raum ist doch etwas sehr Reales. Zweitens bin ich hier als Fremder weit weniger veranlaßt, mich mit Politischem einzulassen. Drittens habe ich einen kleinen Kreis von Menschen, wie ich ihn zum Umgang bedarf, nämlich in erster Linie das Haus des Prof. Neumann, von dem ich nicht weiß, ob Du ihn kennst, ein getaufter Jude, aber ein Mann von gediegenem Wissen nicht nur, sondern auch von so viel Gemüthstakt, als dazu gehört, um als der Republikaner, der er ist, mit mir ohne Anstoß bei fast täglichem Zusammensein auszukommen. Da er auch eine sehr gebildete und wackere (christliche) Frau hat, so macht dies, mit seinen drei wohlerzogenen Kindern, einen recht artigen Kreis, in welchem es mir wohl wird, und wo wir auch schon angefangen haben durch gemeinsame Lectüre uns zu unterhalten.

— Meine Gänge zu den Kunstschätzen habe ich im Sommer so fleißig gemacht, daß ich jetzt nur meinem Hauptheiligthum, der Glyptothek, den Anstandsbesuch gemacht habe. Könnte ich diese Räume einmal an Deiner Seite und durch Deine Anmerkungen und Aufschlüsse geleitet, durchwandern! — Was Klima und Lebensart hier betrifft, so schlagen sie mir zum Verwundern (da mir sonst scharfe Luft nie zuträglich war) gut zu; auch habe ich mich an das Bier, beinah ausschließlich, gewöhnt und mich dadurch von einer schauderhaften Schlaflosigkeit, die mich in Stuttgart zu allem Andern noch quälte, curirt.

Wie sehr wünsche ich — Du wirst mir dies von meinem Standpunkt aus erlauben, auch wenn es mit Deinen Wünschen nicht übereinstimmt —, daß auch Du bald Deinem wissenschaftlich-litterarischen Berufe wiedergegeben werden mögest! Das würde dann auch mir dazu verhelfen, eine alte Schuld gegen Dich, die mich nicht wenig im Gewissen drückt, endlich noch abzutragen, ich meine die Anzeige Deiner Aesthetik. So schwer ich die Sache nehme, weil es einen Baum zu schütteln gilt, den ich nicht zum 6. Theil umspannen kann — so wäre es doch schon längst geschehen, wenn Du noch in Tübingen wärest. Aber Deine Gestalt als Parlamentsmitglied, wenn sie mir einmal

mahnend heraufsteigt, hat in dieser Sache gar keine Kraft, weil ich denke: der ist ja selbst zum Stiefvater an seinem Kind geworden, wie kann er von mir die Erfüllung meiner Pathenpflichten fordern? Im Ernst gesprochen bin ich jetzt daran, die ersten Fäden einer größeren theologischen Arbeit anzulegen, deren Ausführung freilich mehr als problematisch ist; wäre sie einmal im Gang, so könnte ich eher wieder was Anderes zwischeneinschieben.

225. **An Rapp.** München, den 22. Februar 1849.

— Bei Neumann kommen wir morgen an den Sophocles (Elektra). Tausend Schönes hat mir die Venus von Knidos, der ich heute früh mit Neumann die Aufwartung machte, an Dich aufgegeben. Sie war diesmal besonders freundlich — denn sie hatte behaglich warm — es war geheizt. Als ich im Herumgehen das Lächeln des Augustus mit dem ihrigen verglich, fiel mir ein, daß Virgil sein Geschlecht von ihr herleitet und ich fand dies auf ganz Sicherer'sche Weise wahrscheinlich, so sehr gleicht einander dieses Lächeln. Ja, wenn wir noch Götter hätten! Neumann sagte gestern, nachdem wir ein Stück von Aeschylus gelesen, ob ein Mann von so hoher philosophischer und sittlicher Einsicht wie Aeschylus an die Realität seiner Götter habe glauben können; ich erwiderte, in der Glyptothek sei ich immer nahe daran, selbst an sie zu glauben — und deßwegen gingen wir heute hin. In der That, die griechischen Götter sind ungleich möglichere Wesen, als der christliche Gott. Ein allervollkommenstes oder vielmehr alle Vollkommenheiten in sich vereinigendes Subjekt ist ein viel größerer Widerspruch, als eine Mehrheit von einseitig vollkommenen Persönlichkeiten.

Als wir aus der Glyptothek gingen — das muß ich noch nachholen — sagte ich zu Neumann: „Diese Venus von Knidos ist nun, das weiß ich gewiß, ein ebenso hohes Kunstwerk als die Antigone von Sophocles oder die Iphigenie von Goethe, und zwar nicht blos quantitativ gleich trefflich, aber in verschiedener Art, sondern auf ganz verwandte Weise und wesentlich durch dieselben Mittel, wie diese. Dies näher zu untersuchen ist schwierig, aber wäre interessant". — „Nun gut, erwiderte N., dies soll der Gegenstand unseres Gesprächs auf unserem nächsten Spaziergang sein". Du siehst, wir treiben's fast wie

in den platonischen Dialogen, wenn auch N. nicht eben ein plastischer Jüngling [1]) ist.

226. An Vischer. München, den 24. Februar 1849.

Dacht' ichs doch, daß ich bei Dir nicht so leichten Kaufs davonkommen würde. Ich wollte um unsere politische Differenz herumschleichen wie eine Katze, da kommst Du wie ein „Biedermann" und ziehst mich mitten hinein. In der That ist unsere Hund- und Katzenliebhaberei für uns beide bezeichnender, als man glaubt, und wenn wir uns einmal für Hardeggs Galerie merkwürdiger Ludwigsburger malen lassen, so wird man uns diese Thiere, wie den Evangelisten ihre Ochsen, Löwen 2c. beigeben müssen.

Daß ich diese Sache umgehen will und kann, Du aber nicht, das scheint mir einfach daher zu rühren, daß ich mich davon los gemacht habe, Du aber noch darin steckst; daher, daß ich einfach sage: Politik ist uns beiden ein ganz gleich fremdes Feld, Du hast so wenig etwas in Frankfurt zu schaffen, als ich in Stuttgart hatte, also gleich von gleich geht auf — daß ich dieses einräume, sag' ich, Du aber es von Dir nicht einräumst. Du sagst, Du wärest, entfernt vom Schauplatz, zerborsten; — das glaube ich, aber es beweist nichts für Deinen Beruf, sondern nur für einen Trieb, deren unvollständige Naturen wie wir manche in sich tragen, die zu keinem fruchtbaren Ziel führen, sondern uns nur äffen. Du habest Manches durchsetzen helfen, wie z. B. die Aufhebung der Spielbanken; — nun deßwegen brauchtest Du nicht nach Frankfurt zu gehen, die würden sich gewiß nicht länger gehalten haben. Aber das Wehrgesetz — das ist Dein Steckenpferd, worüber ich mir kein Urtheil erlaube, weil ich mich hiezu blos ironisch verhalten kann — Du wirst sagen, wie der Fuchs zur hochhängenden Traube — was ich mir gefallen lassen muß. Du gestehst, daß es Dir in Frankfurt nicht wohl ist, und damit habe ich vollkommen genug; denn ich bleibe auf dem Axiom: wofür einer Beruf hat, in dessen Ausübung ist ihm auch wohl. Daß Du diese Gleichheit zwischen uns nicht einräumst, hat auch darin noch seinen Grund, daß Du mit Neigung, ich gegen dieselbe in die Politik hineingezogen worden bin.

1) Hegel Gesch. der Phil. II, 57 beneidet Sokrates um die „plastischen Jünglinge," die in ihren Antworten auf seine Fragen so ganz bei der Stange bleiben.

Du wolltest mitrathen, tratst aus eigenem innerem Antrieb auf: mich schoben Andere hinterrücks in die Lanne[1]), die Ludwigsburger packten mich an der schwächsten Seite, an der gemüthlichen, und aus dieser Rücksicht gab ich mich zu einer Rolle her, die mir an sich immer fatal erschien. Zur ganz gerechten Strafe für ein solches Handeln aus bloßer Rücksicht schlug dann die gemüthliche Stimmung der Ludwigsburger in der Weise um, die mich zur Fortführung der Stelle unfähig machte. Du hingegen kommst mir vor wie ein Mann, der als Maler groß wäre und die erste Stellung einnehmen könnte, — er hat aber eine Marotte für Musik, und spielt lieber bei einem Orchester die 6. Violine oder den Triangel, als dort die erste Rolle zu spielen.

Ganz gleichartig sind unsere beiden Naturen darin, daß sie künstlerisch-wissenschaftliche sind. Den Unterschied in dieser Einheit möchte ich so ausdrücken, daß Du ein wissenschaftlicher Künstler, ich ein künstlerischer Wissenschafter bin, d. h. Dir ist die Kunst Stoff, den Du wissenschaftlich behandelst, mir ist die Wissenschaft Stoff, den ich künstlerisch zu gestalten strebe. Daraus kann ich für mich gleich ableiten, warum für mich Politik kein Feld ist. Goethe schreibt einmal, ich meine an die Stein, nachdem ihm als Staatsmann manches mißlungen, — nun wolle er sich aber mit nichts mehr befassen, was er nicht so ganz in seiner Gewalt habe wie ein Gedicht. Das ist's. Wer wird denn auf eine Fläche malen wollen, auf der im nächsten Augenblick andere mit Bärenfüßen herumtreten? Dann kommt noch das allzu Afficible meiner Natur hinzu, kraft dessen mich ein tägliches persönliches Gegenüberstehen mit Menschen, deren Treiben ich hasse und von denen ich weiß, daß sie mich hassen, aufreibt. Machte mich dieß überhaupt für politisch-parlamentarisches Wirken zu jeder Zeit untauglich, so kommt für die Politik der Gegenwart noch mein absoluter Widerwillen gegen alles Revolutionäre, die Massen Entfesselnde hinzu. Dieser Widerwille ist sehr natürlich, er ist der Schauder jedes Geschöpfs vor einem Element, in dem es nicht leben kann. Unter russischem Despotismus könnte ich, zwar mit beschnittenen Flügeln, doch noch existiren, aber Massenherrschaft würde mich vernichten. Daher hasse ich, was dahin führt, so sehr wie ich nie etwas gehaßt habe, weil mir nie etwas mich so absolut Negirendes entgegengetreten war. So sehr nun

1) Die Doppeldeichsel des einspännigen Wagens, der Scheerbaum.

aber der vernünftige Politiker der Gegenwart auf Bezähmung dieses Elements aus sein muß, so darf er dieß doch nur so, wie Mephistopheles: „Sei ruhig, freundlich Element!“ — er muß nöthigenfalls selbst ein wenig drin leben können, darf es nicht, wie ich, schlechterdings perhorresciren. Hieran nun würde es bei Dir nicht fehlen; es käme Dir das Kriegerische in Deiner Natur zu Hülfe; aber im Ergebniß würdest Du gewiß immer zu kurz kommen, weil, wie Du selbst sagst, nur blinde (und unreine) Kräfte den Ausschlag geben.

Den politischen Hang Deiner Natur halte ich für einen zu beschneidenden Seitenschößling, den ich mit meiner zeitweisen Neigung zum Versemachen in Parallele setze. Es ist wahr, zur künstlerischen Bearbeitung gehört eigentlich auch ein künstlerischer, von der Phantasie geschaffner Stoff; künstlerische Bearbeitung der Wissenschaft ist das Belegen eines Esels durch ein Pferd; deßwegen wird der so wie ich Angelegte nothwendig bisweilen den Trieb zu ganz künstlerischer Production empfinden, was aber, da die Phantasie fehlt, ein Umarmen der Wolke statt der Juno, mithin ganz fruchtlos, ist. Kann daher aus diesem Treiben nie etwas Selbstständiges werden und ist es daher sehr streng zu beschneiden, so wird es doch, in diesen Schranken gehalten, durch Verfeinerung des Formsinns auch für die künstlerisch-wissenschaftliche Thätigkeit nicht ohne Nutzen sein. Ebenso nun, wie mir die Wissenschaft, scheint Dir die Kunst als Stoff oft nicht ganz genügen zu wollen. Sie scheint Dir oft zu unwirklich, unlebendig, jenseitig zu zu sein. Und dazu auch die wissenschaftliche Thätigkeit zu abstrakt. So willst Du Leben lebendig gestalten. Ganz recht! es wird Deiner wissenschaftlich-künstlerischen mithin Deiner Berufsthätigkeit zu Gute kommen, Du wirst die Kunst als Gewächs aus dem Leben heraus lebendig behandeln. Aber mehr auch nicht. Beweis: daß Du, den die Natur zum Protagonisten in seinem Fach gebildet hat, es dort unter so vielen Schreiern nicht einmal zum Tritagonisten bringen kannst; daß es Dir nicht wohl ist in Deiner politischen Thätigkeit; daß Du Dir besonders solche Gegenstände herauswählst, die, wie die Wehrfrage, Deine ästhetische Seite berühren, eine Seite, die aber politisch nur Nebensache sein kann.

Noch einmal und mit Einem Wort: in so unvollständigen und ungleichmäßigen Naturen, wie die unsern, gibt es Reize, die keinen Beruf anzeigen, keine Frucht versprechen, denen man mithin nicht, oder

nur sehr mit Maße nachhängen darf. So will ich ja gar nicht sagen, daß Dein Frankfurter Aufenthalt Dir ganz unnütz gewesen sei. Aber ich erwarte die Frucht davon nicht in den Paragraphen der künftigen Reichsverfassung, sondern des 3. Theils Deiner Aesthetik zu sehen.

Nun genug! replicire bald, damit wir den Punkt vom Hals bekommen und uns wieder wie sonst schreiben können. Die besten Grüße Deiner Frau und dem Kleinen. Aber

„Macht, daß Ihr fortkommt!

Euer

treuer Isolan.“

Eben sehe ich, heut ist ja der Jahrestag der glorreichen französischen Revolution, die jetzt jedermann dort im Stillen reut. — Mit Neumann heut ziemlich politisirt; ich war Anfangs ängstlich, unser gutes Vernehmen dadurch zu stören, das meinen hiesigen Aufenthalt bedingt; doch sehe ich jetzt, es hat keine Gefahr.

227. An Zeller.

München, den 13. März 1849.

— — Mit meinem Austritt aus der Kammer habe ich meiner Natur gemäß gehandelt, und zu einem höheren Moralprinzip habe ich mich, wenigstens praktisch, niemals zu erschwingen vermocht. Du mußt nämlich wissen — weßwegen mir gleich das Moralprinzip in die Feder kommt, daß ich, — weil man doch etwas thun muß, und ich eben nichts Anderes zu thun weiß, mich mit Moral beschäftige, d. h. mit Vorarbeiten zu einer Kritik der christlichen Moral; ein Geschäft, das seiner Weitschichtigkeit nach wenigstens die gute Eigenschaft hat, daß es leicht sich so lang verziehen kann, bis Deutschland und Europa wieder in seinen Fugen und somit wieder lesefähig ist, möchte auch dieser Curprozeß noch so lange dauern. Ja, daß es überhaupt wieder in seine Fugen komme, ist bei Europa viel wahrscheinlicher, als daß es bei meiner Arbeit je zum Zusammenfügen kommen werde. Denn nicht nur ist der Stoff in einer unendlichen Masse von Werken zerstreut — man müßte eigentlich fast Alles lesen — sondern er ist auch in sich selber ungleich weniger fest bestimmt und geformt, folglich auch für die Kritik weniger faßlich als der dogmatische; dessen lebendige geschichtliche Fortbildung er auch nicht zu theilen scheint. Kannst Du mir in dieser Sache einen belehrenden und erleichternden Fingerzeig geben, so

thust Du ein gutes Werk, nicht an der Wissenschaft, aber an einem Freunde, der unter seiner Arbeitslosigkeit moralisch nicht minder leidet, als die Proletarier physisch unter der ihrigen. — —

228. **An Rapp.**

München, den 1. April 1849.

Eigentlich wollte ich Dir nicht schreiben, bis ich eine kleine Arbeit fertig hätte — einen Artikel über A. W. Schlegel für die Brockhaus-sche Gegenwart. — Daß ich meine Kinder nicht vergessen sollte, nahm ich wie zum Troste, nicht zur Ermahnung gesagt. Denn was meinst Du, daß ich jetzt bei jedem Spaziergang empfinden muß, wenn ich, wo Sonne und Grün ist, Kinder sich tummeln sehe? An meinem Fenster steht ein kleiner Epheustock; der treibt nun frisch und unter jedem Blatt quillt ein Büschel kleiner Würzelchen hervor, die bestimmt sind, in eine Mauer oder einen Baumstamm sich einzuschlagen; da ihnen diese hier fehlen, so müssen sie verdorren. Wie ich das zum erstenmal sah, traf mich schmerzlich der Gedanke an meine Kinder, deren Trieb zum Vater auch so in der leeren Luft verdorren muß. ——

Die Allgemeine Zeitung lese ich, sonst keine. Die Frankfurter haben sich bankrott geschafft und Vischer hat sein redlich Theil dazu beigetragen. Er hat kein Quentchen politischen Verstand, bei so großen sonstigen Geistes- und Herzensgaben. Aber gerade die letzteren und die Phantasie verdunkeln ihm die praktische Einsicht. Gott geb, wie wir mit ihm wieder ins Gleis kommen, denn er ist natürlich vollkommen gerüstet, jede seiner Abstimmungen und Reden gegen jeden Einwurf zu vertheidigen und sagt man ihm: wir wollen's gut sein lassen, so beweist er, daß solches Zudecken zwischen Freunden nicht stattfinden dürfe.

229. **An Märklin.**

München, den 5. Mai 1849.

So gut die politische Krisis bei Euch vorübergegangen ist, so drohend sieht's im übrigen Deutschland aus; Du wirst sehen, daß der König von Preußen noch fort muß. Er ist, und zwar für alle Parteien gleicherweise, unbrauchbar. —

Hier ist's sehr ruhig, weil die Altbayern nichts von der Reichsverfassung und noch weniger von dem preußischen Kaiserthum wollen.

Mir ist's die Zeit her nicht besonders gegangen. Erstlich war ich nicht wohl; die Beschwerden, die mich den letzten Winter in Heil-

bronn plagten, kamen wieder, nicht ohne Mitwirkung des gepriesenen Münchener Biers, dessen Gebrauch ich daher einige Zeitlang sehr reducirt habe. Auch mit den Arbeiten ging's nicht recht; ich fing allerlei an, das ich wieder verbrannte; der Diderot fing an mir zu entleiden; seine Schriften taugen weniger als seine Briefe, die ich zuerst gelesen hatte, was ganz seiner Natur gemäß ist; doch will ich ihn nicht liegen lassen, und dann zur Moral zurückkehren. Schon seit 14 Tagen ist mir der Schubart als fertig angekündigt, obwohl mir noch kein Exemplar zukam; Du wirst 6 Stück erhalten, je eins für Dich, Kerner, Kauffmann, Sicherer, Künzel[1]) und Zeller, was ich Dich zu besorgen bitte. Georgii wird seins direct von Stuttgart aus bekommen. Hast Du den Artikel über Görres in der Gegenwart (von Neumann) noch nicht gelesen? er ist sehr interessant und eine vortreffliche Arbeit. So möchte ich arbeiten, und namentlich Material sammeln können wie Neumann; er ist jetzt mitten in seiner Geschichte des Ministeriums Abel, die ein eigenes Buch gibt; er hat zu dem Ende schon während dieses Ministeriums selbst ein Tagbuch geführt. Moritz Wagner ist jetzt in Dänemark; Du wirst seine Artikel aus Eckernförde und Kolding, mit M. W. gezeichnet, in der A. Z. bemerkt haben.

Gerne schriebe ich an Kerner; aber was kann man in einer solchen Lage, wie die seine ist, einem sagen? Wär' ich dort, so legte ich meine Hand auf seine Schulter, und wir blickten uns in die blinden Augen. Immer gebe ich die Hoffnung noch nicht auf, ihn diesen Sommer hier zu sehen, wo er viele Verehrer zählt. Er muß schon deswegen kommen, damit ich den Breslau, Schubert ꝛc. kennen lerne, die ich längst besucht hätte, wenn ich nicht auf ihn warten wollte. (Die letztere Wendung werdet ihr beide vortrefflich finden. Ich wenigstens bin sehr mit ihr zufrieden.)

Endlich hat sich auch hier der Frühling sehr liebenswürdig eingestellt; es ist merkwürdig, was auf dieser Steppe, die auf ödem Kiesgrund kaum eine Hand tief fruchtbaren Boden hat, sich doch ein frisches,

---

1) Derselbe dienstfertige Freund, ein Heilbronner Kaufmann, den Str. Ges. Schr. II, 365 ff. als „Papierreisenden" einführt, während ihn einer der dortigen Philologen um dieses seines Geschäfts willen Papirius Cursor nannte. Seine Ausgabe von Schillers noch ungedrucktem Lustspiel: „Ich habe mich rasiren lassen" wurde von Strauß, der ihm bei derselben an die Hand gegangen war, in der A. Allgem. Zeitung 1860 Nr. 17 besprochen.

schönes Grün entwickelt. Ehester Tage werde ich mit Neumann eine kleine Tour unternehmen, wahrscheinlich an den Ammersee, wo ich im vorigen Jahr noch nicht war.

A propos! Weil Du doch auf die christliche Tugend der Demuth von jeher einen Zahn hattest, so wird Dich's freuen, daß Diderot sie geradezu eine Lüge nennt. Ein anderes schönes Dictum von ihm: „Er schreibt so fehlerhaft, wie eine Wäscherin oder ein Bischof". Ueber die Verschiedenheit der Ausgaben der Rouss. Confess. kann ich Dir jetzt aus Grimm's Correspondenz die Auskunft geben, daß in der gleich nach R.'s Tod erschienenen ersten Ausgabe mehrere anstößige Stellen von den Verlegern unterdrückt wurden, die später hergestellt worden sind. Die genannten Briefe Diderot's (Memoires et ouvrages inédits) will ich Dir als sehr anziehende Lektüre empfohlen haben, aus der man jene Zeit trefflich kennen lernt.

230. An Käferle.

München, 10. Mai 49.

Während die Welt an allen 4 Ecken brennt (vielleicht heute schon an 5; wer kann das wissen?) war ich gestern Abend im Fidelio. Man gab ihn zum Besten der Hinterlassenen eines Schauspielers, der sich vorige Woche in der Isar ertränkt hatte. Der Mann gab die Alten, ehrwürdige und komische, beide gut. Ich hatte ihn als 100-jährigen Rabbi Akiba in Gutzkow's Uriel Akosta, und als den Bedienten Just in Lessing's Minna mit gleichem Vergnügen gesehen. Aber die häuslichen, namentlich ökonomischen Umstände des Mannes waren zerrüttet. Genug; sie haben ein Uebriges gethan, und spielten im Zwischenact auch noch die Leonorenouvertüre, die ich, zu meiner Schande gesagt, nur an dem Trompetensignal wieder erkannte, das darin vorkommt, die rettende Ankunft des Ministers anzudeuten. Dem guten Fidelio stand seine Männertracht sehr schlecht; es war eine lange, magere Person mit großen Händen, eine brave Sängerin, nur ohne alle Anmuth. Es sind jetzt gerade 7 Jahre, seit ich den Fidelio zuletzt gesehen hatte; Du denkst Dir von wem. So mischt sich in meine musikalischen Genüsse meistens ein bitterer Tropfen Erinnerung, der ihnen einen ganz eigenen Geschmack gibt. Ich weiche ihm nicht aus; doch ist ein Unterschied. Die Montecchi und Capuleti z. B. möchte ich um alle Welt nicht wieder sehen. Uebrigens entsteht in mir, wenn ich an der Hand dieser musikalischen Darstellungen gleich-

sam zur ersten Quelle jenes Verhältnisses hinaufsteige, eine Empfindung, in welcher die beiden seither so weit auseinandergegangenen Strömungen wieder Eins werden; es ist wie ein Zurückgehen feindseliger Zwillinge in Mutterleib, wo sie einträchtig beieinander waren. Vergebens!

Die Gedichte, deren Dein liebes Schreiben wieder gedenkt, sind sämmtlich in den Feuerofen gewandert. Es war ein Gefäß mit reinen und unreinen Thieren, eine Zeitlang wirklich der Spiegel meines Innern, oder vielmehr meines Zustandes, mit dessen glücklicher Aenderung mir jenes Conterfei widrig wurde. Nunc itaque et versus et cetera ludicra pono [1]), sagt praeceptor Horatius. Statt dessen warf ich mich eine Zeitlang eifrig in's Geschäft, Anfangs, wie ich Dir schon schrieb, für die Moral legendo et excerpendo [2]); allein dies Arbeiten für eine erst in Jahr und Tag mögliche Ausführung warf mir für den Augenblick zu wenig Trost ab, ich machte mich also an etliche Sachen von kürzerer Sicht, wovon Dir vielleicht im Morgenblatt Soirées de Grandval und ein Artikel über A. W. Schlegel in einem der nächsten Hefte der Gegenwart [3]) zu Gesicht kommt; bin aber nun nächstens, auch hievon unbefriedigt, bei den Kirchenvätern zurück, — leider noch nicht wirklich, denn die letzten Tage habe ich einen Roman (Die Epigonen von Immermann) gelesen. Du siehst, mein Schiffchen ist sehr baufällig, die Segel verschlissen, das Steuerruder schwach, und das zu einer Zeit, wo solche Stürme im Anzug sind. Wie sicher wohnst Du auf Deinem Berge! Hast all das Getümmel unter Dir; geigst mit Deinen Schulmeistern und unterrichtest Deine Kinder. Letztere Nachricht hat mich gefreut, das ist gewiß eine schöne, sich selbst lohnende Beschäftigung. Und für Dich ganz geeignet als einen homo Socraticus. Könnte ich nur diesen Sommer wieder ein paar Tage in Deiner oberen Stube zubringen. Ich werde diese Luft, wenn man dort das Fenster öffnet, diesen Blick nach dem Rhein, den Weg nach Herrenalb, Eure stille, freundliche Häuslichkeit nie vergessen. Es ist mir recht von Herzen wohl dort gewesen. Wie schön muß es jetzt oben sein, da schon hier auf dieser dürren Haide der Frühling so anmuthig seinen Einzug hält.

---

1) „Jetzt entsag' ich den Versen und all dem anderen Tande".
2) „Mit Lesen und Excerpiren." — 3) Jetzt Ges. Schr. II, 17 ff. 119 ff.

Laß mich nicht allzu lang ohne eine Stimme von oben. Sie erquickt und erhebt mich, und ich kann's brauchen. Grüße mir auf's Herzlichste Deine liebe Frau. Empfiehl mich dem Herrn Collega in Loffenau und wer sich sonst meiner gern erinnert. Adje lieber Alter. Wenn's gewiß ist, bekommst Du ehestens von Ludwigsburg aus den Schubart. Fertig ist er; nur zaudert der Verleger, wie's scheint, bei diesem Sturmwetter die Taube ausfliegen zu lassen, aus Furcht, sie bringe ihm kein Oelblatt zurück. Tausendmal Adje.

231. An Vischer.

München, den 22. Mai 1849.

Dein Brief vom 3. v. M. hat mich sehr erfreut. Ich traue der jetzigen Zeit gar nichts Gutes zu in Betreff alter Freundschaften, fand nun aber zu meinem Troste, daß sie der unsrigen nichts anhaben kann. Dies gab mir auch, wie Du gefunden haben wirst, sogleich die Stimmung, Deine Aesthetik für die Allgemeine Zeitung anzuzeigen[1]), und zwar ganz aus dem Herzen, da ich das Buch nicht zur Hand hatte, was aber am Ende für diesen Zweck nichts geschadet hat. Wegen der mitunterlaufenden Neckereien braucht es bei Dir gewiß keine Entschuldigung: da ich am Werk selbst nichts tadeln konnte, so mochte ich doch nicht Zucker in Zucker kochen, sondern nahm etwas Johannisbeersäure dazu. Endlich ist auch der Schubart fertig geworden, und wird Dir ehestens zukommen. Der Unstern verfolgt den armen Teufel auch im Buch. Wäre er vorige Weihnachten erschienen, so wäre er gewiß gekauft worden, da zu jener Zeit und nachher eine politische Pause eingetreten war, und W. Humboldts Briefe eine 3. Auflage erlebten; allein der Verleger betrieb den Druck gar zu schläfrig und muthlos, wodurch er sich nun selbst geschadet hat. Dem Vorwurf, zu viel haben stehen zu lassen, werde ich nicht entgehen können; mich entschuldigt nur, daß theils das Manuskript mit Ende des Jahres 1847 aus meinen Händen war, theils (was freilich nur eine subjective Entschuldigung ist) daß ich mich vor dem eigenen Lebensmißgeschick in das fremde flüchtete, und mich in alle Winkel desselben mit einer Neigung einhauste, die keinen davon preiszugeben sich entschließen mochte[2]). — Jetzt wäre ich nicht ungeneigt, einen Artikel über Immer-

1) Die Anzeige erschien dort 13. Apr. 1849 Nr. 103.

2) Hier folgen Mittheilungen über Strauß' Arbeiten, welche mit dem S. 241 und 245 gebrachten übereinstimmen.

mann für Brockhaus' Gegenwart zu schreiben[1]); was ist denn in nuce Deine Ansicht von dem Mann und seiner Stellung im Entwicklungsgange deutscher Dichtung?

Deine Kunstausflüge in die Pfalz, die mich sehr für Dich freuten, hast Du eben noch zur rechten Zeit gemacht; jetzt ist's vorderhand aus mit dergleichen, und Du wirst streng an Frankfurt gebunden sein. Die neuste Wendung der Dinge ist trostlos; auch meine erste Empfindung war Unwille über die Fürsten, die ihren bösen Willen für die deutsche Sache so unzweideutig an den Tag gelegt haben; nur Eins fällt nach meinem Urtheil auch Euch zur Last, die Verschwörung nämlich, auf keine weiteren Abänderungsvorschläge einzugehen; ich finde das weder recht noch in letzter Wirkung klug; niemand wird seinen Zweck dabei erreicht haben als die Schreckensmänner der äußersten Linken, die den Bruch wollen.

— Ich lese soeben Stahr's Ein Jahr in Italien. Es ist doch schade, daß Du nicht so etwas geschrieben hast. So brav jenes Buch ist, so vermisse ich doch das Mark.

232. **An Zeller.**

München, den 30. Mai 1849.

— — Deine Rückkehr ins Vaterland bleibt erfreulich, wenn es auch vorerst nicht gerade der Ort ist, an den Du gewünscht hättest zu kommen. Wirklich an einer kurhessischen Hochschule, bist Du fortan an jeder deutschen möglich. Freilich findest Du die deutschen Verhältnisse in einem Zustande, der unmöglich kläglicher sein könnte. Rechts und links, bei Fürsten und Volksmännern, ebensowenig Einsicht als Redlichkeit, und der drohende Bruch eigentlich nur dadurch noch aufgehalten, daß die Rathlosigkeit beiderseits zu groß ist. Mein Glaubensbekenntniß in diesen Wirren ist kurz beisammen. Ich war aufrichtig für Durchführung eines wahren Constitutionalismus und einer festen Einheit mit möglichster Schonung des Bestehenden: geht es aber damit nicht, und habe ich nur zwischen fürstlichem und Massendespotismus zu wählen, so bin ich unbedenklich für den ersteren. — —

233. **An Rapp.**

München, den 9. Juni 1849.

— Mit meinem Umgang hier fängt es allmählig sehr schlecht zu stehen an. Zwischen Neumann und mir öffnen die immer mehr

[1]) Aus der er in die Ges. Schr. II, 159 ff. übergieng.

sich spannenden politischen Konflikte eine immer größere Kluft. Man kann nicht mehr miteinander reden, denn was er reden möchte, ist mir peinlich und wovon ich gerne spräche, das interessirt ihn in seinem furor democraticus[1]) nicht. — Kürzlich lernte ich in einem Biergarten Kaulbach kennen; ich will ihn nun einmal besuchen. — Ich lese jetzt Immermann's opera omnia, um einen Artikel in die „Gegenwart" über ihn zu machen. Auch um einen Artikel über Goethe plagt mich Brockhaus fortwährend; aber dieser Stoff ist mir — ich weiß nicht — zu groß oder zu nah, wahrscheinlich beides, so gerne ich namentlich auf's Jubiläum etwas schreiben möchte. Vor einiger Zeit erhielt ich aus Anlaß der Krankheit meines kleinen Fritz einen Brief von meiner Frau, den ersten seit undenklicher Zeit, der mich nicht krank machte, sondern mir eher wohlthat. Denn er war, wenn man bei einigen Stellen die Augen zudrückte, freundlich und mild geschrieben. Wenn es doch gelingen wollte, das Verhältniß als freundschaftliches Getrenntsein zu constituiren. — Obwohl ich Deine Bedauernsäußerung über die Verbrennung meiner Gedichte nur für Spott halte, so gestehe ich Dir doch Folgendes: Bald nach dem Zerstörungsakt begann ich zu fühlen, daß ich hier zu viel gethan hatte und mehr als wozu ich berechtigt sein konnte, indem in jenen Sachen ein großer Theil meines Lebens und Empfindens steckte. Die Geister der unschuldig gemordeten Kinder umschwebten mich beständig und flehten mit leiser flüsternder Stimme, wieder verkörpert zu werden. Was wollte ich machen? ich kaufte also ein sauberes, in violettes Leder gebundenes Schreibheft und trug darin Alles, dessen ich mich ohne Mißfallen erinnerte, auf's Neue ein. Es war ein natürlicher Wiederherstellungsproceß, ein Treiben von innen heraus, wie wenn einem Krebs die abgerissene Scheere oder einer Eidechse der abgeschlagene Schwanz wieder wächst. So wurden in 3—4 Tagen über 100 Stück wieder hergestellt. Mit dieser Wiederherstellung des Zerstörten aber war der Trieb befriedigt und nicht ein einziger neuer Vers kam hinzu.

234. An Rapp.

München, den 28. Oktober 1849.

Deine beiden Briefe, der eine geschrieben ehe, der andere nachdem Du von dem Verluste wußtest, der uns betroffen hat, habe ich richtig

1) „Seinem demokratischen Fanatismus."

erhalten; Du kannst Dir denken, wie die Botschaft auf mich wirkte, da ich Märklins Ankunft jeden Tag erwartete, sein Bett stand aufgeschlagen, dem er jedoch das Grab vorzog. Er hatte so Unrecht nicht! Doch hätte er noch ein wenig auf uns warten sollen. Wir sind gar zu sehr verarmt durch seinen Tod, insbesondere ich, der ich nur von meinen Freunden lebe. — Ich habe gleich den Vorsatz gefaßt, ihm ein biographisches Denkmal zu errichten. — Ich empfinde Märklins Tod wie ein Schuldner den Tod seines Bürgen empfinden mag. Seine Freundschaft verbürgte mir, daß ich überhaupt noch etwas werth bin. Mit der Stockung meiner wissenschaftlichen Thätigkeit und dem Verlust meiner Familie sind die beiden Springfedern, die das Innere höher heben konnten, lahm geworden und ich lebe statt in beständigem Streben wie sonst, nur noch in beständigem Bemühen des Selbstvergessens. Da war es nun Märklins Freundschaft, durch die ich mich an das Gebiet des Idealen geknüpft glauben konnte. Nun dieses Band zerrissen ist, komme ich mir ganz gottverlassen vor.

235. **An Kauffmann.**

München, den 3. November 1849.

— Hier haben wir diese Woche viel Musik gehabt; Sonntag die Zauberflöte, die sehr gut gegeben wurde; Neumann's waren mit drin, und da hättest Du Deine Freude gehabt, wie Neumann sich vor Allem für den Text zu interessiren anfing: die Grundidee sei ganz indisch: Götter, Menschen und Thiere kriechen durcheinander wie in der indischen Poesie; die Königin der Nacht sei Kali, die Gattin des Shiwa; es liege eine ganze Kulturgeschichte abgelagert in diesem Libretto; „Sei standhaft, duldsam und verschwiegen", ja über das komme auch die tiefsinnigste Moral nicht hinaus &c. Doch auch die Musik machte ihn ganz glücklich, so daß er beim Herausgehen, als es sich um die Frage: Bier- oder Weinkneipe? handelte, ausrief: „Nach der Zauberflöte trinkt man kein Bier!" und wir zu Mittnacht einbogen. Die Hoffnung, die Du ihm rücksichtlich des Chapusets eröffnest, freut ihn sehr und es wäre möglich, daß er Deine Bemühungen durch eine Abhandlung über die Quellen der Zauberflöte (freilich hat ihn der nachher gelesene Text etwas abgekühlt) erwidern würde. Auch Frau Neumann war durch Deinen Gruß erfreut; beide gedenken Deiner auf's Freundschaftlichste. —

Doch, auf die Musik zurückzukommen, so war vorgestern als erstes Abonnements-Konzert Beethovens 2. Simfonie, in D, ferner Mendelsohns erste Walpurgisnacht, wo ich besonders gewünscht hätte, daß Du dabei gewesen wärest, um Dein Urtheil zu vernehmen. Er hat sich manche Freiheiten genommen: im ersten Absatz fällt schon bei Zeile 4 ein Frauenchor ein; der Absatz: Einer aus dem Volke, wird von einer weiblichen Stimme gesungen u. s. f. Was die übrige Besetzung betrifft, so ist der Druide am Anfang Tenor, später immer Baß, der christliche Wächter wieder Tenor, Alles dieses wie mir schien ganz passend. Das Einzelne müßte ich erst noch öfter hören, um etwas darüber sagen zu können; die herrlichen Verse gleich am Anfang: „Doch eilen wir nach oben" ꝛc. hatte ich durchschlagender erwartet; dagegen war der zweite Vers: „Doch ist es Tag, sobald man mag ein reines Herz Dir bringen" — wie auch der Schluß: „So reinig' unsern Glauben" ꝛc. sehr ergreifend, nicht minder der Höllenspektakel recht wohl gelungen.

236. An Rapp.

München, den 11. November 1849.

— Du tadelst mich, weil ich immer noch von einer Neigung rede, wo ich doch selbst eine Vereinigung als unmöglich erkenne. Jene Hinneigung, wenn man es so nennen will, beruht auf zweierlei. Erstlich die Kinder. In den Kindern kann man doch sich und die Mutter nicht trennen. Die noch so zwieträchtigen Elemente — hier sind sie realiter vereinigt. Dann die Gewißheit, dieser Kinder, des einen jedenfalls, bei der Trennung niemals recht froh werden zu können — welcher beständige Reiz für die Phantasie, sich eine Wiedervereinigung als möglich vorzuspiegeln! Und Du glaubst nicht, wie tief sich diese Kinder bei ihrem letzten Besuch in die innersten Falten meines Herzens wieder eingewurzelt haben! — Der andere Punkt ist die Erinnerung an die ersten Zeiten meiner Neigung. Diese waren und bleiben doch die schönsten meines Lebens. Das Beste, was an mir ist, Kunstbegeisterung und Liebe, hatten sich damals zu einer Blüthe vereinigt. Kann ich diese Tage nicht aus meiner Erinnerung reißen, so folgt dann das Andere. So wie in der Gegenwart die absolut conträren Eindrücke zurücktreten, so erscheint mir die Frau wieder im Nachklang der Empfindung von damals. — Sei ganz ruhig, sie wird immer

dafür sorgen, daß ich bei jedem Versuch der Annäherung durch einen conträren Eindruck aus dem Traum geweckt werde.

Gelesen habe ich zuletzt, außer Gervinus über Shakespeare, Laube's erstes deutsches Parlament und Ranke's preußische Geschichte; in ersterem Buch sind die Expositionen der Tragödien vollkommen gelungen, während für die Lustspiele der Mann zu ernsthaft und moralisch ist, zu wenig Humor und reine Freude am Unsinn hat. Laube ist ein vortreffliches Buch, kerngesunde politische Farbe neben meisterlicher Darstellung, besonders Porträtirung. Ranke ist ein Hofhistoriograph geworden, malt Figuren, die den Pinsel eines Rembrandt forderten, in der Manier von van der Werff. So kann man herunterkommen? Ja wohl und sehe Jeder, daß es ihm nicht auch so gehe!

237. An Vischer.

München, den 30. November / 1. Dezember 1849.

— — Das Material, das Dir Baur für mich mittheilte, ist mir vom höchsten Werth und ich will es gewiß discret benutzen [1]). Auf der andern Seite jedoch ist gerade diese Partie für mich nicht ohne Schwierigkeit. Ich kann nämlich in diesem Kampfe durchaus nicht Märklin oder der speculativen Theologie geradezu Recht geben gegen die Pietisten. Meine Meinung ist in Kurzem die, daß die Speculativen sich eine Stelle innerhalb der Kirche nur durch Unwahrheit, Untreue gegen ihr eigenes Princip, erkaufen können. So ist es uns allen gegangen: man wird erst ganz wahr, nachdem man den letzten Schritt aus den Grenzen dieser Selbstbelügungsanstalt herausgemacht hat. Auch Märklin, dieser Wahrheitsliebende, zeigt sich in seinem Pietismus und den Vertheidigungsschriften in diesem Gewebe von Accommodationen und Reticenzen, Ausdeutungen und Umdeutungen, auf eine keineswegs erfreuliche Weise befangen. Insofern, die faktische Richtigkeit der exegetischen und dogmatischen Behauptungen betreffend, sind die Pietisten gegen ihn großentheils im Recht. Blickt man weiter, so ist das höhere, culturhistorische Recht freilich auf seiner Seite, aber erkauft durch hundert Unwahrheiten in Bezug auf das Zunächstliegende. Ich bin überzeugt, daß M. jene ganze theologische Stellung

1) Für die Biographie Märklin's (Ges. Schr. X,) von der S. 67 ff. zum folgenden zu vergleichen ist.

(seines Pietismus rc.) später nicht mehr vertreten haben würde, nachdem er den Fuß auf's feste Land einer außerkirchlichen Stellung gesetzt hatte. Dieses nun so zu sagen, wie ich es ansehe, ist mir zwar keineswegs in Bezug auf den Verstorbenen bedenklich, erstlich weil er auch so durchaus ehrenwerth erscheint, und zweitens weil ich durch Aussprechen der Wahrheit, ob sie auch unlieb sei, ganz in seinem Sinn zu handeln überzeugt bin; aber in Bezug auf die uns gleichdenkenden Kirchendiener, ich will nur z. B. sagen Rapp, — werde ich mich äußerst in Acht zu nehmen haben, um ihnen nicht zu schaden. Es wird dies am Ende nur so geschehen können, daß ich diese ganze Partie doch nicht so ins Licht rücke, wie Du meinst. — Daß ich hiernach darin ganz mit Dir zusammenstimme, es für ein Glück zu halten, daß M. nicht nach Tübingen kam, versteht sich; so wie auch der sittliche Grundgedanke der ganzen Darstellung, wie Du ihn bezeichnest, ganz der meinige ist.

— Mit Kauffmann wird's am besten so sein, Du gehst in seiner Vakanz 8 Tage nach Heilbronn, oder ladest ihn so lang zu Dir; da arbeitet ihr Vormittags zusammen, und er demonstrirt Dir das Fragliche auf'm Klavier. Er hat aber auch eine Letze von seiner Lungenentzündung; wenn er meine 3 Treppen herauf war, schnaufte er sehr bedenklich.

238. An Vischer.

München, den 1. Januar 1850.

— — Vortreffliches Material habe ich seither namentlich durch Rapp bekommen. Märklin's Briefe an ihn sind werthvoller als die an mich, er schließt sich ihm mehr auf, ist lehrhafter, mir wollte das Anfangs weh thun, allein ich fand es der weiblichen, receptiven Natur Rapp's gegenüber natürlich; wahrscheinlich schreiben auch wir beide an Rapp unsere besten Briefe. Gar liebenswürdig sind auch M.'s Briefe an Emma Gärtner in Calw, die mir Frau Märklin verschafft hat, so wie einige an seinen Vater noch aus der Universitätszeit. Mit Einer Schwierigkeit, die sich bei biographischen Arbeiten leicht einstellt, werde ich ganz besonders zu kämpfen haben, nämlich mit der Antinomie zwischen allgemeiner Charakterschilderung und fortlaufender Erzählung; ich liebe das Voraus- und Nachschicken der ersteren nicht, und doch ist auch das gelegentliche Einschalten einzelner Züge mißlich, weil es

leicht den historischen Fortschritt stört, und dabei die Totalanschauung des Charakters erschwert. Dennoch will ich diesen Weg versuchen.

— Auf Deine Abhandlung über Religion und Revolution bin ich begierig; aber Rath in Bezug auf den praktischen Punkt, von welchem Du sprichst, weiß ich keinen. Ohne eine Revolution bekommen wir keinen neuen Boden in der Religion, und dieser läßt sich nicht legen, ohne eine Revolution herbeizuführen, und zwar eine ziemlich bestialische, wenn die alte Religion die Leute nicht mehr recht im Zaume hält, und die neue noch nicht da ist.

239. **An Vischer.**

München, den 3. Februar 1850.

Dein letztes Schreiben sammt den Beilagen habe ich richtig und dankbar erhalten. Ich bin nun seit 8 Tagen mit dem Concept der Arbeit fertig, schreibe seitdem daran in's Reine, und werde in ca. 12 bis 14 Tagen die Abschrift — erschrick nur nicht — Dir zur Revision schicken. Ich weiß wohl, wie ungeschickt Dir bei Deinen vielen Geschäften die Durchsicht von etlich und 30 geschriebenen Bogen kommen mag, und würde Dir's bei einer andern Arbeit auch nicht zumuthen als bei dieser, wo Du das Opfer zugleich dem verstorbenen Freunde bringst. Unmöglich kann ich ein solches Denkmal ganz auf meine eigene Verantwortung nehmen; ein gemeinschaftlicher Freund muß es durchsehen, um jeden Mißlaut zu tilgen, den der Verfasser im Eifer des Machens leichter überhört. Dazu kommen dann so manche faktische Punkte, wo ich nicht ganz sicher bin, und die Du leicht berichtigen oder feststellen kannst. Du wirst Dich vielleicht wundern, daß die Arbeit eine solche Ausdehnung gewonnen hat. Allein ich schrieb sie so, wie ich dergl. Bücher gerne lese, nämlich ganz concret und episch.

— Also sei so gut und halte Dich mit Deiner Zeit ein wenig auf dieses Geschäft gefaßt; von Dir aus soll dann das Manuscript an Frau Märklin gehen, die es auch vorher lesen muß.

240. **An Rapp.**

München, den 7. März 1850.

Meine Märklinsbiographie ist jetzt bald 4 Wochen auf der Revisionsreise (so lange als ich brauchte, sie zu machen). Vischer behielt sie 14 Tage (allein er hatte die Grippe und machte einige gute Bemerkungen, die ich benützen werde), nun aber liegt das Manuscript

seit 12 Tagen in Heilbronn — ich schrieb Frau Märklin, das Liebste wäre mir, sie gäbe es Niemand zu lesen, damit ihr Niemand Flöhe in die Ohren setze. Dies scheint nun aber doch geschehen zu sein. — Meine Entschlüsse sind aber sehr bestimmt, ich werde mich auf Mildern und Vertuschen nicht einlassen, sondern lieber das Ganze im Pult behalten.

241. **An Vischer.**

München, den 16. März 1850.

Vor einigen Tagen habe ich nun von Frau Märklin mein Manuscript zurückerhalten, und seitdem an demselben alle diejenigen Verbesserungen vorgenommen, welche Du in Antrag gebracht hattest, ebenso Baur's Aenderungen eingetragen, wie auch einige Bemerkungen, welche Frau M. mir gemacht hatte, berücksichtigt. Diese Frau schreibt in ihrer Herzensnoth so ächt weiblich und so grundgut und brav, daß ich ihr nicht böse werden kann, so sehr mich auch die Stockung, welche ihre Zaghaftigkeit in die Sache der Biographie bringt, ärgert.

— Sie schreibt, ich solle ihr nur noch einige Zeit lassen, sie hoffe, sich wieder zu fassen, und setzt hinzu, wenn sie die Sache mit einem oder einigen von den Freunden hätte durchsprechen können, so würde sie eher zu einer Entschiedenheit gelangt sein. Das ist es freilich. Sie hat keinen Mann an der Seite, der ihr hierin eine Stütze sein könnte. Kauffmann taugt zu solcher Rolle nicht, und Rümelin steht ihr nicht nahe genug. Nun setze ich große Hoffnung darauf, daß Du in Deiner nächstens beginnenden Vakanz einige Tage daran wendest, in Heilbronn zu verweilen und hier beruhigend und kräftigend einzuwirken. Dabei handelt es sich (was Du natürlich wohl weißt, ich will nur zeigen, daß auch ich es weiß und nichts andres will) nicht darum, einen schnellen Entschluß herbeizuführen, welchem später ein Rückfall folgen könnte, sondern eben diesem letzteren durch Pflanzung einer klaren Einsicht in die Sache und den Stand der Verhältnisse, vorzubeugen. Zu dem Ende sollten, meines unmaßgeblichen Erachtens, folgende Punkte hauptsächlich in's Licht gestellt werden:

1. In den letzten Jahren sind, auch in religiösen Dingen, solche Ansichten zu Tage gefördert worden, gegen welche unsere Ketzereien als sehr zahme erscheinen. Es sind nicht mehr die Calwer Jahre, wo auch das Unverfänglichste Aufsehen und Anstoß erregte. Die gute Frau schreibt, sie sei kürzlich auf einem Spaziergang vielen Menschen be-

gegnet; da hätte sie in den Boden sinken mögen (wahrscheinlich im Gedanken an die Möglichkeit, daß diese Menschen das Geheimniß der Ketzerei ihres Mannes erführen). Allein diese Menschen wissen es zum Theil schon; zum Theil, und zwar zum größern, lesen sie ein solches Buch nicht, und erfahren also nie mehr als sie schon wissen; zum Theil ist es ihnen sehr gleichgültig, was der verstorbene Professor geglaubt hat, und was nicht.

2. In Märklin's Natur und Art war eine Schüchternheit, ein rücksichtsvolles Zurückhalten, in dessen Sinne seine Wittwe ganz zu handeln glauben kann, wenn sie der Veröffentlichung seines Lebens und seiner Gesinnungen entgegen ist. Allein dies war für's Erste an Märklin entschieden seine schwächere, sterbliche Seite, wie er selbst erkannte, und für's Andere hatte jene Zurückhaltung bei ihm den guten Grund, daß er sich durch offenes Hervortreten die Möglichkeit praktischen Wirkens abgeschnitten haben würde. Diese Rücksicht fällt jetzt weg.

Und so weiter. —

242. **An Kauffmann.** München, den 28. Mai 1850.

— — Emilie[1]) fährt fort, an mir und meinen Kindern wie ein Engel zu handeln. Ohne sie wäre ich ganz von ihnen abgeschnitten. Ihre Briefe über ihr Zusammensein mit den Kindern sind Idyllen. Neumann's verehren sie sehr; ich zeige ihnen manchmal einen Brief, was aber E. nicht wissen darf.

Auf den Oheim Hiller habe ich das Mörike'sche: „Der Engel ist hinüber" — angewendet. Was Du von seiner Heiterkeit bis zuletzt schreibst, hat mich sehr gefreut. Er muß schrecklich elend geworden sein; ich kann mir ein solches Aussehen an ihm gar nicht vorstellen. Letzthin sah ich ihn im Traum ganz jung und rosig, wie das Simanowitzische Bild in seiner Stube[2]).

---

1) Emilie Sigel; vgl. Br. 205. — 2) Eine Photographie dieses (noch vorhandenen) Bildes, wie es scheint für Vischer bestimmt, begleitete Str. im Herbst 1870 von Rorschach aus mit den nachstehenden Versen:

Kennst Du ihn nicht? Sieh ihn genauer an!
Wir waren jung, er schon ein ältrer Mann;
Uns lockten Wein und Scherz, er war dabei;
Wir hatten Ferien, er war immer frei;

243. **An Vischer.**

München, den 28. Mai 1850.

— — Wegen eines Titels für Deine 2 Abhandlungen, auf die ich mich freue, sprach ich auch mit Neumann, da ich wenig Erfindungsgabe für Büchertitel habe; er meinte, Du solltest sie „Zwei Zeitfragen" betiteln; wobei dann nur vielleicht die Ueberschrift der Abhandlung über Deine Haltung in der deutschen Frage etwas objectiver zu fassen wäre. Auf's Neue ist es mir aber beim Lesen einer Anzeige von Gervinus Shakespeare 4 Bände (das Buch selbst habe ich noch nicht gelesen) gekommen, wie absolut nothwendig dieser immer toller werdenden Shakespeareolatrie gegenüber ein verständigendes Wort von Dir wäre, das Du in sechs Wochen fertig haben könntest und das Dir besser honorirt werden würde, als die Aesthetik, die es um so weniger beeinträchtigen wird, als Du Vieles daraus in den dritten Band brauchen könntest. Folge mir doch nur auch einmal, da ich Dir schon so oft gefolgt bin. Ein specielles Anliegen von mir wären dabei vindiciae Goethianae [1]), d. h. ein Nachweis, daß Goethe keineswegs so schlechthin unter Shakespeare steht, sondern seine Sphäre hat, wo er Herr ist und Sh. nicht hin kann. Damit wirst Du doch auch übereinstimmen?

Möchtest Du mir nicht zu einer Abhandlung über Rückert und Platen, die ich zu meinen zu sammelnden kleinen Schriften noch machen möchte, einige leitende Gedanken beisteuern? Ich leide so sehr an meiner Dilettanterie im ästhetischen Felde; für's Einzelne sind meine Fühlfäden fein, aber der geschichtliche Ueberblick und systematische Richtpunkt fehlen. So glaube ich sehr genau zu wissen, daß beider Dramen nichts taugen; aber warum? Da bin ich überfragt.

Wo man den besten trank in Stadt und Land,
Im Hirsch, im Ochsen, war ihm stets bekannt;
Im Bruckenhause, bei gebacknem Fisch,
Wie saß er fröhlich unter uns zu Tisch;
Von seinen Sprüchen drollig und gesund,
Lebt mancher heute noch in unsrem Mund;
Und wer vergäße, welch ein Fest es war,
Sang er das Kaplied uns mit Kommentar?
Jetzt kennst Du ihn: zwar lange schon ein Stiller,
Spricht er im Bilde noch — der Onkel Hiller.

1) „Schutzschrift für Goethe".

Von Vieweg bin ich auf meinen Brief, der ihn bat, mir seinerseits einen Vorschlag wegen der näheren Bedingungen hinsichtlich des Märklinschen Manuscripts zu machen, zu dessen Uebernahme er sich, leidliche Bedingungen vorausgesetzt, bereit erklärt hatte, seit einem Monat ohne Antwort; und habe nun eventuell das Manuscript zurückbegehrt. Es ist kein Segen in dieser Sache von vorn herein; ich glaube gewiß, daß auch das Manuscript noch zu Grund geht, dessen Concept ich im Unmuth längst verbrannt habe. Sprich mit Frau Märklin ein freundliches Wort für mich und mache gut soviel sich an der Sache noch gut machen läßt.

244. An Käferle. München, den 30. Mai 1850.

Schon wieder ist Dein unstet- und flüchtiger Freund auf dem Sprung, seinen Sommerflug zu beginnen; freilich — patriae quis exul Se quoque fugit[1]? schreibt Horaz, besonders wenn in dem Se eine Frau mitsteckt, von der ein zwar ziemlich schlechterer Dichter als Horaz — übrigens diesmal wenigstens ganz bezeichnend — gesungen hat: Sie, die ich liebe, hasse, verstieß und doch nicht lasse. Da ich dasselbe von meiner geistigen Frau, der Theologie, sagen kann, so bin ich freilich von beiden Seiten gehörig angeführt. Zwar lösen sich von beiden Seiten die alten Bande immer mehr und es kommt allmählig zum Lassen, besonders bei der geistigen Frau; doch da sich auf beiden Gebieten neue Bande theils nicht knüpfen wollen, theils nicht knüpfen können, so bleibt eben Dein Freund ein Blatt, welches schon im Sommer herbstlich abgefallen, vom Winde hin und her geweht wird. Wie glücklich bist Du, im festen Boden menschlichen Daseins Angewachsener! War ich denn hiezu untauglich? Ich kann es nicht glauben; im Gegentheil ich traue mir einiges Talent zum Stillleben zu, auch scheint das dafür zu sprechen, daß ich mein jetziges unangebundenes Dasein so wenig zu genießen weiß. Und doch glaube ich, daß im Grunde der Mensch selbst seines Schicksals Schmied ist, daß uns, im Großen wenigstens, nichts widerfährt, was uns ganz fremdartig wäre. Doch was nützen solche Grübeleien?

Morgen also erwarte ich meinen Bruder hier, den ich einige Tage bei den Göttern und sonstigen Herrlichkeiten Münchens herumführen,

1) „Wer entflieht mit der Heimath Boden sich selbst auch?“

und dann Mitte künftiger Woche nach Kissingen begleiten will, wo ich bis gegen Ende Juni mich aufzuhalten gedenke. Ich hoffe und freue mich darauf, dort bald einen Brief von Dir zu bekommen. Ob mir dieser den Einzug Goethes in's Dobler Pfarrhaus melden wird, bin ich begierig; mit Deiner Bestellung wenigstens bist Du vom Regen in die Traufe gekommen, da die Demokraten dem Goethe noch weniger hold sind, als die Pietisten, besonders die patriarchalisch gesinnten.

245. **An Schöll.**

München, den 25. Juli 1850.

— — Die Mittheilung über Deinen Pindarischen Plan mit beigelegter Probe hat mich sehr interessirt. Zwar halte ich die Position eines Pindarübersetzers für mißlicher als die des Uebersetzers irgend eines andern alten Dichters. Denn wenn er einerseits ganz unstreitig die Metra des Originals genau einhalten muß, so erwächst ihm doch, wenn er dies leistet, daraus aus eben der Ursache kein rechter Dank, welche ihm die Arbeit so schwer macht, weil nämlich die Pindarischen Maaße in unsrem Ohr niemals in der Art lebendig werden können, wie die horazischen, die epischen und tragischen, bei welchen letztern selbst die Chorgesänge, wenigstens in ihren anapästischen Theilen, unsrem Gehöre näher liegen. Sehr glücklich ist daher Dein Gedanke, die Uebersetzung mit einem Zeitgemälde zu umgeben, und dem Leser so die Befriedigung, die ihm jene für sich der Natur der Sache nach nicht geben kann, auf andrem Wege zu ersetzen. Deine Uebersetzung finde ich sowohl in Vergleichung mit dem Original, als mit der freien Humboldt'schen, sehr wohlgelungen; sie liest sich, trotz der metrischen Strenge, leichter als diese und ich habe mir nur wenige Stellen als solche angestrichen, die ich nicht gleich verstand.

— Du schreibst von der Möglichkeit einer Anstellung für Dich in Wien. Vorausgesetzt, daß Du es über Dich gewinnen könntest, den Docentenberuf so leicht zu nehmen, als Du bei Deiner Befähigung berechtigt wärest, so wäre die Sache der Ueberlegung wohl werth; vorausgesetzt freilich ferner, daß Du in Weimar keine Aussicht hättest, so gestellt zu werden, daß Du ökonomischer Sorgen überhoben wärest. Denn wenn sich dieses irgend erwarten ließe, so denke ich mir Dich doch immer am liebsten als Hüter der Weimarischen Heiligthümer.

Um von Weimar auf die Unsterblichkeit zu kommen, so bin ich in meinem Letzten diesem Punkte deswegen ausgewichen, weil man in

unsern Jahren einander nicht mehr bekehrt. Die Ueberzeugung in diesem Stücke ist eine solche, die erlebt sein muß; nun ist in früheren Jahren wohl eine theoretische An- oder Einsicht im Stande, sich im Menschen festzusetzen und es darauf ankommen zu lassen, ob sie sich im Leben behaupten, oder von demselben wieder abgesetzt werden wird. So ist es mir mit dem Sterblichkeitsdogma ergangen; es empfahl sich mir zuerst von rein theoretischer Seite, aber ich fand hernach auch praktisch, daß sich im Leben gar wohl ohne den Glauben an Unsterblichkeit auskommen läßt, welcher sonach in mir auf ganz natürlichem und unwiederbringlichem Wege exstirpirt ist. Ich suche aber keine Proselyten zu machen, wenigstens bei Altersgenossen nicht, weil ich weiß, daß das unmöglich und auch unnöthig ist. Jenes, weil in unsern Jahren ein theoretischer Satz gegen die Lebensgewohnheiten immer zu kurz kommt; dieses, weil mir Freund Schöll lieb und theuer ist mit oder ohne Unsterblichkeit.

246. An Schöll.

München, den 16. August 1850.

— — Die Mittheilungen über Deine Goethe betreffenden Arbeiten haben aufs Neue die Begierde in mir erregt, die Früchte derselben recht bald genießen zu können. Wenn auch zunächst getrennte Behandlung beider Themen passend sein mag, so scheint mir doch, als müßten in letzter Ueberarbeitung beide Stücke in einander geschmolzen werden. Denn wie das allmählige Entstehen der Werke, so gehören ja auch die Wirkungen und Rückwirkungen zur Biographie, wenn diese in ihrem vollen Sinne genommen wird. In diesem Sinne aber — welche herrliche Aufgabe! und daß in ihrer Lösung Dir gewiß Niemand zuvoreilen wird, das sollte man Dir eigentlich gar nicht sagen, um Dich nicht zur Zögerung zu verleiten, so gewiß es auch ist, da sonst Keiner die äußeren wie inneren Mittel so beisammen hat.

In Betreff des Pindar sind wir eigentlich ganz einig. Wie weit sich das deutsche Ohr für Versmaße noch entwickeln mag, darüber verneinend abzusprechen, kann mir nicht einfallen; ich sage nur: für jetzt sind die Pindarischen Maße unsrem Ohre als Ganzes nicht faßlich (denn daß hie und da eine oder ein paar Zeilen ihm eingehen, damit ist es nicht gethan). Ich schließe dabei von dem grünen Holz auf das dürre: kann ich z. B. die Platen'schen Hymnen nicht lesen, ohne entweder das Metrum, oder wenn ich diesem nachgehe, den Sinn dahinten

zu lassen, wie wird es dem gewöhnlichen gebildeten Publikum gehen! Und nun eine Gewissensfrage: bei Deiner Uebersetzung — kannst Du da eine ganze Strophe aus dem Kopf metrisiren, d. h. lebt das Metrum als solches, und unabhängig von den Worten des griechischen Textes, die Du etwa auswendig kannst, in Deiner Einbildungskraft, wie dies beim alcäischen u. a. Versmaßen, ohnehin beim Trimeter allerdings der Fall ist? Denn daß auch diese schwer nachzubilden sind, das ist etwas ganz anderes. So lang Du nicht auf jene Fragen ausdrücklich Ja sagst, erlaubst Du mir, daß ich es bezweifle; obwohl auch das Ja des langjährig ex professo damit beschäftigten Uebersetzers für's Allgemeine noch nicht beweisend wäre. Im Ernst, an eine bedeutende Erweiterung der Grenzen unsrer metrischen Fassungskraft nach dieser Richtung hin glaube ich nicht, und halte daher die Hymnen Platens geradezu für Verirrungen. Etwas ganz anderes ist es mit einer Pindarübersetzung: sie ist eine unumgängliche und bisher ungelöste Aufgabe für uns Deutsche; also nur — langsam voran!

In Betreff der Unsterblichkeitsfrage würde ich einem Gelehrten, der mir die Frage vorlegte, in heiterer Stimmung etwa Folgendes erwidern: Ueber das bewußte spinose Thema mit E. Wohlgeboren meine unmaßgeblichen Meinungen auszutauschen, würde mir vor beiläufig 10 Jahren überaus angenehm gewesen sein, und es ist Schade, daß E. W. mir nicht dazumal die Fragen vorgelegt haben, die in dem werthen Neuesten zu lesen sind. Wie ich sie übrigens damals beantwortet haben dürfte, das können E. W. noch heute in meiner um jene Zeit geschriebenen Dogmatik finden, wobei ich mir nur von Ihrer Güte ausbitten müßte, daß dieselben nicht blos meine Prüfung des philosophischen Unsterblichkeitsglaubens, sondern auch die der kirchlichen Eschatologie Ihrer geneigten Durchsicht würdigen möchten, — eine Lectüre, die zwar im Allgemeinen langweilig, doch im Einzelnen manches Kurzweilige darbieten dürfte. Zwar weiß Niemand besser als ich, daß ich dort non optime disputavi; aber melius[1]) — Sie möchten mich unter die Kelter legen — könnte ich's auch heute nicht. Ueberhaupt, verehrtester Gönner, spüren Sie denn nicht auch etwas Aehnliches? ich komme mir seit einigen Jahren oft ganz wie eine Puppe vor. Zwar weiß ich leider, daß ich zu keinem Schmetterling bestimmt

1) „Daß ich dort nicht das Beste geleistet habe, aber besser“.

bin, weder dies- noch jenseits, und ohne diese Bestimmung ist der Puppenzustand freilich ein unvollkommnerer als der der Raupe; aber es ist so: die 10 oder 12 dialektischen Raupenfüße sammt Freßwerkzeugen früherer Jahre sind mir abgegangen, und ich lebe nun so als maul-, fuß- und flügellose Puppe in einfacher Empfindung dessen, was ich als Raupe in mich hineingefressen, resp. verzehrt habe, wozu denn auch die s. v. Unsterblichkeit gehört, die ich jetzt, wie Sie hiernach selbst einsehen werden, unmöglich vor dero werthen Augen noch einmal aufessen, sondern nur versichern kann, daß ich sie seiner Zeit wirklich verschluckt, und bis heute noch keine Ursache gefunden habe, sie wieder von mir zu geben. Doch für welchen Grillenfänger werden Sie Ihren Ergebensten halten, daß er sich in solche tropische Redensarten verwickelt! Damit Sie sehen, er ist wenigstens in dem Einen noch vernünftig, daß er zur rechten Zeit zu schließen weiß, genehmigen Sie pp.

247. **An Vischer.**

München, den 13. Oktober 1850.

— — Eine erfreuliche Neuigkeit kann ich melden: Bassermann hat den Märklin in Verlag genommen, freilich gegen ein Honorar, das ich gar nicht schreiben mag, doch schrieb er mir einen artigen Brief, worin er sagt, das Büchlein sei ihm im Lesen lieb geworden — was ich als gutes Vorzeichen seines Eindrucks auf das Publikum betrachte. Er will den Druck schnell fördern und ich erwarte ehestens die erste Korrektur.

Nach Venedig gehe ich diesen Herbst nun nicht mehr, dann aber wahrscheinlich auf's Frühjahr gleich auch noch weiter. Am Tag nach Deinem Abgang sah ich mich nach einem italienischen Lehrer um, und fand einen schon ältlichen Florentiner, einen artigen, unterrichteten Mann, von dem ich zwar nicht mit Zimmermann sagen kann: „ein vortrefflicher Mann, er liest meine Schriften", — der aber doch meinen Namen und was daran hängt, kennt. Dies muß ich des Folgenden wegen erwähnen; denn höre nur wie der Himmel Dich, oder vielmehr Deinen Hund, an meiner ungastfreundlichen Misokynie rächte. Der Italiener nämlich, mit dem ich dem Obigen zufolge bereits auf dem Fuß der Artigkeit stand, brachte in die erste Stunde seinen Hund, einen Pinscher, mit und nicht etwa nur ins Haus, oder nur ins Zimmer, sondern er band ihn mit einem kleinen Strick an den Stuhl fest, auf den er sich setzte. Zwar, als ich bei seinem zweiten Kommen

fragte, ob wir den Hund nicht in der Küche lassen könnten? verstand mich der Mann vollständig, und erklärte gleich, ihn künftig zu Hause lassen zu wollen; indeß wer weiß, ob nicht der Hund und die Störung, die er während der ersten Stunden in mein Gehirn brachte, Schuld daran ist, daß ich am schnellen Erlernen des Italienischen verzweifelnd, die Reise für dies Jahr aufgab?

Doch auch an Dir haben die Himmlischen eine recht exemplarische Strafe vollstreckt: am Sonntag nach Deiner Abreise war — die Zauberflöte. Binnen 8 Tagen die zwei schönsten Opern, die es gibt, und bei der einen Du noch nicht da, bei der andern nicht mehr — das deutet auf eine schwere Verschuldung, die Du gegen die Musik auf dem Gewissen hast. Wären wir noch Heiden, so müßtest Du auf ein Sühnopfer denken; im Zeitalter der Vernunft bleibt nichts übrig, als die werkthätige Buße, daß Du bei dergl. Productionen, sowie bei den Abonnementsconcerten, öfters nach Stuttgart gehst. Denn mit solchem Götterzorn gegen Dich, ist es ja ganz unmöglich, daß Du das musikalische Kapitel in Deiner Aesthetik schreibst.

Außer dem Italienischtreiben las ich in letzter Zeit das Buch über Henriette Herz, das sehr viel Interessantes über das geistig-gesellige Leben Berlins von 1780—1806 &c. enthält, und einen Briefwechsel Schleiermacher's mit der schönen Jüdin in Aussicht stellt; ferner Düntzer's Commentar zum Faust, in dem ich aber seiner Ungesalzenheit wegen nicht fort komme. Deine Kritik [1]) muß ihn ungeheuer geärgert haben, da er ihrer in der Vorrede gar nicht gedenkt. Du meinst, ich sollte auch wieder etwas Anderes thun, als lesen, und die Art, wie Du diese Forderung motivirst, ist lustig und pikant. Nur solltest Du nicht verkennen, daß meine jetzige Unproductivität doch keineswegs blos Folge subjectiver Verstimmung, sondern zugleich einer recht objectiven Schwierigkeit ist. Gewiß gestehst Du der Abgeschnittenheit meiner Natur zu, daß mein Feld nicht das unbestimmte des Litteraten überhaupt sein kann, sondern ich war berufen, zwar von allgemeinen, von philosophischen Gesichtspunkten aus und in allgemein genießbarer ästhetischer Form, — aber doch ein bestimmtes Fach zu bebauen. Daß dies gerade die Theologie wurde, war ein Unglück, da mir diese unter den Händen zerging. Denn abgesehen von der Frage, ob in

1) Krit. Gänge II, 118 ff.

der Theologie jetzt überhaupt noch etwas zu machen ist, so ist sie für mich wenigstens nicht mehr vorhanden, seit nach meiner Entfernung von Tübingen auch die übrigen Hoffnungen einer theologischen Anstellung sich zerschlagen haben. Doch das muthest Du mir auch selbst nicht zu, an dem theologischen Faden weiter zu spinnen. Aber was dann? Zur Philosophie als solcher habe ich kein Talent, auch sagst Du ja selbst in Deinem Brief, daß es eine solche jetzt gar nicht gibt. Bassermann meint, ich solle ihm politische Didaskalien schreiben, die würde er auch besser honoriren können. Allein die Politik, wenn ich nur dran denke, setzt mich aus allem produktiven Humor heraus. Das politische Wesen der Gegenwart, so unberechenbar und jede Gegenwirkung des Individuums ausschließend, wie es ist, kann ich nur allenfalls wie einen neben mir stehenden Elephanten betrachten, von dem ich gewärtig sein muß, mit der nächsten Bewegung, die er macht, sammt den fremden und eigenen Pflanzungen, in denen ich mich ergehe, zertrampelt zu werden. Einem solchen Ungethüm muß ich den Rücken kehren, wenn ich mich zum Produciren stimmen will; denn auch der Gedanke an das Heil, was aus den Trümmern der nächsten Zerstörungen ersprießen werde, kann mich so wenig trösten, als die Bewohner der verschütteten Vesuvstädte bei ihrem Untergang der Gedanke an die schönen Weinberge beruhigen konnte, die einst über ihren Gräbern wachsen würden. Nun wüßte ich nur allenfalls noch die Kunst- und überhaupt ästhetische Kritik, — und wirklich ist die Kunst im weitesten Sinne, miteingeschlossen noch die menschlich-biographische Seite der Geschichte, noch das Einzige, was mich anzieht und glücklich macht; auch hätte ich es vielleicht in diesem Felde der litterarischen Thätigkeit zu etwas bringen können, wenn ich es zeitig als Fach betrieben hätte; obwohl mir die Schwäche des Hauptsinns für Kunstanschauung immer im Wege gestanden wäre. Nun aber bin ich auf diesem Felde bloßer Dilettant geblieben, der wohl hie und da einen richtigen Blick, einen guten Gedanken hat, aber dem es an zusammenhängender Ein- und Uebersicht, sowohl in historischer, als in philosophischer Hinsicht fehlt. Und mit dem Bewußtsein des Dilettantismus kann man doch höchstens ein Aufsätzchen, eine Recension, unternehmen, aber nicht eine größere Arbeit, von der man Befriedigung hofft. Eine solche hält man doch nur dann aus, wenn man sich bewußt ist, daß sie kein Anderer, wenigstens dermalen, so zu machen im Stande wäre.

Stellte sich mir eine Aufgabe unter diesem Gesichtspunkte dar, so habe ich sie jederzeit am Kopf genommen; so zuletzt noch die Arbeit über Märklin, da ich wußte, daß Du sie aus Mangel an Zeit nicht machen konntest. Ein Weiteres ist, daß ich, um eine größere Arbeit über mich zu nehmen, durchaus einen pathologischen Antrieb brauche; die pathologischen Antriebe meines jetzigen Lebens aber zu wissenschaftlichen Arbeiten, die ich doch allein machen kann, nicht zu brauchen sind.

248. **An Vischer.**

München, den 22. Dezember 1850.

Heut Abend ist die Zauberflöte; ich habe also einen guten Tag, und den will ich benutzen, Dir zu schreiben — die Tage sind sonst jetzt so kurz und trübe. Wir beide stehen insofern jetzt an den Polen der Menschheit, als Du vom zu viel zu Thunhaben leidest, ich vom zu wenig. Ich erinnere mich noch von meiner Mutter her — 2 oder 3 mal, daß ich weiß, begegnete es ihr, mit einer Arbeit fertig zu sein und nicht gleich eine neue zu wissen, da sagte sie, sie habe ausgeschafft, wobei sie sich aber durchaus komisch vorkam und allen Humor über sich selbst ergoß. Was nun Dich und Deine Ueberladung mit Arbeiten betrifft, so scheint mir das Bedenkliche dabei das zu sein, daß Du Dich auf diese Weise aufreiben mußt. Auch scheinst Du selbst zu fühlen, daß hier ein selbstgemachtes Zuviel im Spiele ist. Dieses sehe ich nicht sowohl in Deiner neuen Umarbeitung der bewußten Vorlesung, als in dem Einstudiren zum freien Vortrag. Meines Erachtens ist es mit akademischen Vorlesungen so: Entweder strenges Concept und abgelesen, oder freier Vortrag, der sich aber an kein Concept hält. Aus diesem Entweder — Oder (um Hegelisch zu reden) ein Sowohl — Als Auch zu machen, scheint mir ein Uebermaß, bei dem's kein Lehrer aushalten kann. Verzeih mir, aber mir scheint, Du habest Deine Zuhörer hierin etwas verwöhnt. Was brauchen die Jungen einen freien und doch stylisirten Vortrag? Du bist hin dabei und sie haben am Ende doch nicht mehr davon, als wenn Du Dich etwas mehr gehen ließest. Ein Blatt mit auf dem Katheder mit den Notizen für die Stunde und dann frei, wie's einem der Geist eingeben mag. Ich weiß sehr gut: ich könnte das nicht und hätte es wohl auch nie gelernt. Darum würde ich wohl immer beim Hefte geblieben sein. Aber Du kannst's, wenn Du's nur nicht allzu genau nimmst. Erinnere Dich doch, wie hoch uns einst der Vortrag von Gans erfreut

und angeregt hat. Und wie improvisirt — mit allen Mängeln des Improvisirten war er doch! Also stimme Dich etwas herunter und bedenke, wen Du vor Dir hast. Dann bekommen wir umso bälder das nächste Heft der Aesthetik und vielleicht auch einmal eines jener „Blätter für Künstler und Kunstfreunde", die ich immer noch nicht aufgegeben habe, von Dir zu begehren. Willst Du dazu einmal einen Beitrag von mir haben, so sollst Du ihn eher bekommen, als jetzt die Württembergische Zeitung einen über Politik, deren gegenwärtige Unvermeidlichkeit ich nur mit der Ubiquität eines gewissen Gases in einem Haus, wo der Abtritt gereinigt wird, zu vergleichen weiß.

Was Du über den Gutzkow'schen Roman [1]) (von dem ja jetzt schon der 2. Band da ist, den ich aber noch nicht gelesen habe) urtheilen wirst, bin ich begierig. Ich kann mir nämlich nicht verbergen, daß ich in Absicht auf Romane der stoffartigste, lebenslänglich 17jährige Leser von der Welt bin. Vom alten Kestner las ich seine römischen Studien: zwar desinit in piscem [2]), sofern die 2. Hälfte des Büchleins sich mit der nazarenischen Malerschule beschäftigt, mit welcher der Mann durch persönliche Befreundung und Religionszöpfchen verwickelt scheint; doch zeigt er sich sonst als ein Mann von Verstand und Empfindung, einzelne Artikel, wie über Thorwaldsen, Koch rc. enthalten interessante Züge dieser Künstlerpersönlichkeiten, und vollends der über die schöne Vittoria von Albano wirkt im tiefsten Sinne wohlthuend. Einen musikalischen Schriftsteller, den ich Dir sehr recommandiren kann, lernte ich gleichfalls inzwischen kennen: Rochlitz, für Freunde der Tonkunst, 4 Thle. Vom ästhetischen und rein menschlichen Standpunkt zum musikalischen Kunstwerk hinleitend, mithin ganz für unser einen.

249. An Kauffmann.

München, den 31. Dezember 1850.

Von unsern nunmehr in erster Hälfte geschlossenen Konzerten wirst Du vielleicht die Anzeige in den Zeitungen gelesen haben; das letzte war Jephtha, wobei ich zu bedauern hatte, daß ich nicht meine Bekanntschaft mit Lachner dazu benutzt habe, in einer Probe Zutritt zu erhalten. Denn so etwas auf's erstemal so zu fassen, daß man

1) Die Ritter vom Geist; vgl. Br. 251.

2) „Oben ein reizendes Weib, abwärts ein schuppiger Fischleib" (Horaz).

einen nur einigermaßen ganzen und dadurch befriedigenden Eindruck hätte, ist für einen meinesgleichen unmöglich. So viel empfand ich wohl, daß die Chöre wieder mächtig, die Recitative ausdrucksvoll, die Arien und Duette das Schwächere sind; auch ist das Sujet, wie mir scheint, zu dramatisch. Da bleiben doch der Messias und die Schöpfung unerreicht. Im Text kommt einmal der Hegel'sche Satz vor: „Was immer ist (what ever is), ist recht," als Ausdruck der Resignation (der Chor singt's), wie das Opfer der Tochter (die hernach durch Dazwischenkunft eines Engels Iphigenienartig gerettet wird) unvermeidlich scheint. Da kriechen nun in den 3 ersten Worten die Töne in allerlei gezogenen Windungen wie auf den Knien heran, um mit dem „ist recht" jedesmal in 2 Fortissimo abgestoßenen, kürzesten Noten ihre aus göttlicher Machtfülle gesprochene Abfertigung zu erhalten. Da hiermit der zweite Theil des Oratoriums schließt, so ist es von ungeheurer Wirkung. Im Theater war indessen nur die Zauberflöte; doch ist seit Sonntag die Palm-Spatzer von Stuttgart hier, und da hoffe ich immer auf den Fidelio, den sie ohne Gast jetzt hier nicht geben können.

Unter den musikalischen Büchern, von denen ich Dir das letztemal schrieb, fand ich in Rochlitz einen sehr vortrefflichen Mann; kannst Du Dir einmal das Buch: Für Freunde der Tonkunst, 4 Bände verschaffen, so wird es Dich auch erfreuen. Dieser treffliche Mann führt das Andante der A dur Symphonie als Muster des Anmuthigen auf; auch sonst finde ich, daß A dur die Tonart der Zufriedenheit sei; dies macht mich an meiner Empfindung irr, welche bei jenem Andante immer die des seligsten Schmerzes war; zwar selig, aber doch nur wegen der Reinheit des Schmerzes. Dabei muß ich freilich sagen, daß dieses Andante eines der ersten Stücke dieser Art war, die ich hörte (Hardegg spielte mir's auf dem Klavier) in einer Zeit, wo ich ganz ohne Uebung im Hören war; es könnte also sein, daß ich einen falschen Eindruck bekommen hätte, der nun nicht mehr weichen wollte. Sei so gut und kläre mich hierüber auf.

250. An Schöll.

München, den 10. Januar 1851.

Es war am Christtag Abend, und ich wollte eben ins Oratorium Jephtha, als ich Deinen Kreuzband erhielt. Lesen konnte ich nun im Augenblick nichts mehr, aber ich sah doch, was drin war, und wider-

stand deswegen nach dem Concert einem Bekannten, der mich ins Wirthshaus mitnehmen wollte, soweit, daß ich nach Haus ging und Deinen Aufsatz: zu Goethe's Leben — las. Er interessirte und erfreute mich sehr, ich sehe Deine Beweisführung hinsichtlich der Geschwister für unwiderleglich und für ein wahres Muster einer solchen biographischen Deduction an. Perge! perge![1]) so mußt Du uns den ganzen Goethe bearbeiten, denn was sonst herauskommt, Schäfer einschließlich, ist doch gar zu ordinär. Und doch sollte der Umstand, daß die ersten 25 Jahre seines Lebens Goethe selbst beschrieben hat, eine Arbeit, neben der sich jede andre, die sich auf den gleichen biographisch-erzählenden Boden mit ihr stellt, unvermeidlich höchst elend ausnehmen muß, den jetzigen Bearbeiter von selbst auf die einzig noch mögliche Bahn, die analytische oder wie wir sie nennen wollen, kurz diejenige, wie Du sie hier einschlägst, hindrängen. Also würde das allmählich zu einem Ganzen! Nur Eins erlaubst Du mir zu erinnern: für's große Publikum etwas weniger Nüsse in der Darstellung! obwohl ich gern bekenne, daß ich keine einzige hohl, ja nicht wenige zweikernig gefunden habe.

Auch Dein Brief vom 1. November war eine sehr werthvolle, inhaltsreiche Gabe, in deren Erwiderung mir fast nur die Erklärung meiner vollen Zustimmung übrig bleibt. Vischer, von dem es mich freut, daß Ihr Euch freundlich berührt habt, weil er es nach Geist und Herz verdient, trug mir gleichfalls seine Idee mit dem 2. Theil Faust vor, ohne auch bei mir mit solcher Conjecturalpoesie Glück zu machen. Schon im Allgemeinen kann ich solches Entwerfen nur demjenigen zugestehen, der die Skizzen auch ausführen kann, mithin dem Dichter; denn nur im Ausführen ins Einzelne entdeckt sich ja, ob jene Skizzen poetisch lebensfähig sind oder nicht. Im Besondern, den Faust betreffend, bin ich dann mit Dir ganz einverstanden, und kann Vischer nicht ganz von einem politischen Stich in seinen Ansichten von der Kunst der Zukunft freisprechen. Doch ist dies, da es die wirkliche Aesthetik nur mit Vergangenheit und Gegenwart zu thun hat, vorerst eine unschädliche Liebhaberei.

Den Pindar betreffend können wir uns nun auch einstweilen vergleichen. Meine Ausstellungen betrafen 1) Platen, worin Du mit mir Einer Ansicht bist; 2) erkenne ich natürlich zum Voraus an, daß

1) „Fortgefahren! fortgefahren!“

eine Erscheinung wie die Pindarische Lyrik im Zusammenhange der griechischen Kunstentwicklung normal war, daß wir mithin auch sie schön finden müßten, wenn wir uns nur in alle ihre Bedingungen ꝛc. hineindenken könnten. Letzteres ist aber eben sehr schwer und gewiß ungleich schwerer als bei den Werken der antiken Bau- und Bildhauerkunst, die Du, im Uebrigen höchst treffend, als Parallele herbeibringst. Also: ich glaube an die Schönheit dieser Lyrik, weil ich ihren Zusammenhang mit der übrigen griechischen Kunst einsehe, deren Entwicklung ich als eine normale erkenne; aber ich empfinde diese Schönheit noch nicht, hoffe aber nach den Proben, die Du mir sowohl von der Uebersetzung als der Erläuterung gibst, daß ich und Viele sie durch Dich werden empfinden lernen.

251. An Vischer.

München, den 10. Januar 1851.

— — Am Christtag erhielt ich von Schöll das erste Heft des Prutz'schen Museums mit seinem Goethe-Artikel, der mich sehr ansprach. Seine Deduction der Goethe'schen „Geschwister" aus dem Verhältniß zu Frau v. Stein ist überraschend und wie mir scheint unwiderleglich. Wird auch das Bedenkliche dieser Dichtung dadurch objectiv nicht gehoben, so wird der Dichter doch subjectiv dadurch entlastet, daß wir nun sehen: es war die Schranke einer blos fingirten oder metaphorischen Geschwisterlichkeit, gegen welche er anging, und das Anstößige rührt nur daher, daß er in der poëtischen Objectivirung die metaphorische Geschwisterlichkeit in eine, wenn auch nur vermeintlich, wirkliche verwandelte. Nur etwas natürlicher schreiben sollte Schöll, welches ich ihm auch in meiner Antwort an's Herz gelegt habe. Das gewaltsame Streben nach Kürze bei einem so weichen Menschen ist mir ein psychologisches Räthsel. Prutz hat mich unterdessen auch zur Theilnahme an seiner Zeitschrift eingeladen, und ich möchte seinen Wunsch gern erfüllen, wüßte ich nur womit. Es wird mir immer deutlicher, daß mein hiesiger Aufenthalt, in Ermanglung eines Umgangs, der mich in das Technische der hier zur Schau stehenden Kunstschätze einführen könnte, täglich unfruchtbarer für mich wird. Ich wollte sagen, über solche Gegenstände allein möchte ich allenfalls für Prutz etwas schreiben; aber so wie ich jetzt bin, kann ich's nicht, da ich Gründliches darüber nicht zu sagen weiß, und an dilettantischem Geschwätz, gedruckt, mich schämen würde. So ist mir nun auch die italienische

Reise wieder ganz zweifelhaft geworden. Ich kann den Muth des dazu gehörigen Entschlusses nicht mehr finden, und sage mir dann auch, es sei Unsinn, nach Italien zu gehen, ehe man Dresden recht gesehen hat. Nun mit letzterem Gedanken umgehend, griff ich neulich zu dem Buch J. Mosen's über die Dresdener Galerie, zog aber die Hand schnell zurück, da ich einem argen Monstrum in den Pelz gegriffen hatte. Es ist ganz wie Hinrichs' Commentar zu Schiller's Gedichten, sucht die verschiedenen Gemälde durch einen geschichtsphilosophischen Ideengang aneinander zu fädeln, findet in Guido Reni's Ecce homo den Todesschrei des sterbenden Italiens, in Rubens' Mercur, den Argus einschläfernd, eine Allegorie auf Wilhelm von Oranien und die spanische Inquisition — „denn — im Gemüth und Werke des Künstlers spiegelt sich immer seine Zeit ab".

— Nun laß mich Dein neues Aesthetikheft bald sehen und sei nicht so fleißig. Jetzt kriegen wir ja den Dingelstedt als Theaterintendanten. Die Anstalt kann's brauchen, sie ist seit den zwei Jahren, die ich hier bin, arg herabgekommen.

252. **An Rapp.** München, den 23. Januar 1851.

— Statt Balzac rathe ich Dir jetzt Gutzkow's Ritter vom Geist zu lesen (1—4 erschienen). Es ist ein ebenso anziehender, als lehrreicher, ebenso lebensvoller, als sittlicher, kurz ein höchst respektabler Roman, vor dessen Verfasser ich den Hut abziehe. Was er darin einmal sagt, es gebe Männer, deren Schicksal es zu sein scheine, immer in diejenigen Weiber sich zu verlieben, die am wenigsten für sie passen — das hat sich an mir, wie bisher, so jetzt wieder, in ipso actu bestätigt, indem ich mich in seine Heldin ordentlich verliebt habe, von der Du Dir hieraus schon wirst vorstellen können, was sie für eine gefährliche Person ist. — Uebrigens sei froh, daß Du eine Natur und sonst nichts bist, Du bist wenigstens Eines ganz. Ich sollte zwar eigentlich ein Kopf sein, aber die Natur, das Stimmungsartige in mir, verderbt den Kopf. Der Kopf läßt die Natur nicht aufkommen. Die Natur verkrümmt den Charakter und dieser knebelt wieder die Natur. So kommt gar nichts heraus. Uebrigens freue ich mich doch über unsere alte Eintheilung, so oft sie mir in einer Ecke wieder begegnet, weil sie eben doch gut ist. — Hier habe ich, was Umgang betrifft, eigentlich so wenig als Du dort. Neumann ist ein Arbeiter, ein

ouvrier; wir werden uns im Innersten ewig fremd bleiben. Sobald ein Dritter zwischen uns stände, so könnte es gehen, und würde der Humor sich einstellen, welcher zwischen Zweien nicht möglich ist, da er immer einen Zuschauer erfordert. Ein solcher Dritter fehlt.

— — Emiliens Briefe über meine Kinder sind das Beste, was ich habe. Schade, daß es keine Engel giebt, denn die würden sich des Verhältnisses freuen, in das sich diese unvergleichliche Freundin zu den Kindern gesetzt hat und Fritz findet einmal in diesen Briefen eine Kindheitsgeschichte, wie sie kaum je ein Mensch so im Spiegel der zartesten Liebe anzuschauen bekommen hat. — Mit der Musik steht's dieses Jahr elend. Ein angefangener Cyklus musikalischer Sonette, der ein Seitenstück zu den plastischen Epigrammen geben soll, ist daher im Stocken.

253. An Vischer.

München, den 11. Februar 1851.

— — Um auf eine anmuthigere Materie zu transiliren, so habe ich die letzten Tage die Memoires der Stephanie-Louise de Bourbon-Conti, die Quelle zu Goethe's natürlicher Tochter, gelesen. Das Buch ergreift sehr, besonders im ersten Theil (gerade so weit geht das Goethe'sche Drama), regt aber auch manche historische Zweifel auf, denen ich im Sinne habe ein wenig nachzugehen. Die Vergleichung dieses Stoffs mit des Dichters Bearbeitung ist sehr interessant und für letztern höchst ehrenvoll. Besonders der Gerichtsrath, — für mich eine seiner liebsten Figuren, ist ganz Goethe's eigene Schöpfung, da im Buch der Mann, dem man die Heldin verheirathet, ein alter, häßlicher, niederträchtiger Rabulist und bezahlter Kerkermeister ist. Wie ganz allein durch diese Veränderung wird aber das ganze Drama möglich! Auch wird das Buch, von dem Punkt an, wo jener abscheuliche Mr. B. . . eintritt, peinlich und unergiebig. Sonst folgt Goethe dem Buch ziemlich treu, nur daß er in der Rolle des Königs dem Louis XV., unter welchen die Katastrophe fällt, höchst weislich Louis XVI. substituirt, sie überhaupt näher an die Revolution heranrückt. Daß III, 2, in einer Rede des Sekretärs, Rousseau angedeutet ist, der in den Memoiren als Erzieher der Prinzessin ein große Rolle spielt, habe ich freilich erst jetzt bemerkt. Der Reiz, den das Goethe'sche Werk immer für mich hatte, hat sich durch diese Vergleichung erhöht, obwohl ich den gefährlichen Spinozismus, der darin liegt, nicht verkenne, wo ein

Verbrechen verübt wird, aber kein Verbrecher vorhanden ist, sondern jede Person in ihrer Art ganz Recht hat. Aber welche wahrhaft göttliche Eloquenz ist in diesem Stück; so hoch geht ihr Strom meines Wissens in keinem andern Goethe'schen Werke; er hat mich an die Reden der Athene in den Eumeniden erinnert, die für mich in dieser Hinsicht ein non plus ultra bezeichnen. Doch verzeih, Du hast die fraglichen Memoiren wahrscheinlich längst gelesen und Dir Alles schon besser selbst gesagt, was ich hier vorbringe.

— Heut Abend vor vier Jahren hielt Märklin, als am Karlsfest, bei Gräßle eine Rede, wo er Karl den Großen mit Herzog Karl, durchaus zum Vortheil des letzteren, parallelisirte.

Wollen wir nicht in Deiner Ostervakanz mit einander nach Dresden gehen? Mit Italien — — — non so, ma —.

254. An Kauffmann.

München, den 16. Februar 1851.

Da jetzt schlechterdings nichts Rechtes von Musik zu hören ist (den Oberon hörte ich kürzlich mit halber, das Nachtlager mit gar keiner Befriedigung), so kam mir's seit dem Abgang meines Letzten, mir Alles vorzustellen, was ich von musikalisch Schönem weiß, und so completirte sich schnell das Dutzend Sonette, die ich nun Dir widme, an den ich dabei immer gedacht habe. Theilst Du's Freunden mit, so sei nur besorgt, daß es Keiner per indiscretionem drucken läßt[1]. —

So eben bringt man mir das Tagblatt, das für heute Abend den Barbier anzeigt. Das ist doch hübsch.

255. An Vischer.

München, den 19. Februar 1851.

Du gibst meinem politischen Schweigen eine Deutung, die ich nicht beabsichtigte; auch ich bin für gegenseitige Freiheit in einer Correspondenz; allein die bringt es meiner Meinung nach eben mit sich, daß sich jeder aus dem Brief des Andern zum Beantworten herausnehmen darf, was er will, und ebenso liegen lassen, was er will, ausdrückliche Anfragen ausgenommen. Sofern nun der Sache nach Dein letzter Brief eine solche Anfrage enthält, so räuspere ich mich und antworte wie folgt:

---

1) Jetzt finden sie sich Ges. Schr. XII, 110 ff.

Bei mir ist die Politik, was in eigenen Häusern jene großen obern Stuben sind, die nicht bewohnt werden; sie sind zur Noth möblirt, auch ein Ofen drin, aber Läden und Fenster immer zu, und allerlei Gerümpelwerk darin angehäuft; wenn nun ein Freund zu mir kommt, um bei einem Glas Wein ein Stündchen mit mir zu verschwatzen, warum sollte ich ihn dann in diese unheimliche Stube führen, wo erst aufgeräumt, erst geheizt werden muß, und unerachtet der Flughitze vom Ofen aus, es doch schaurig bliebe? Nein, Bester, Du bist vernünftig und kommst mit mir in meine untere Stube, wo mein Sopha steht, meine Schwarzwälder Uhr tickt und unterm Ofen die Katze spinnt. Besuche ich umgekehrt Dich, so lass' ich mir ja gleichfalls Deine Studirstube in ihrer jetzigen Metamorphose zu einer Art von Rüstkammer gefallen; sie ist einmal Dein gewöhnlicher Aufenthalt, also wenigstens nicht unheimlich, wenn ich gleich nicht bergen kann, daß es wir wohler drin war, so lange noch statt der Musketen Gypsabgüsse drin standen, und wenn ich auch, falls Du gar an den Schlössern Deiner Pistolen ruckst, um mich von ihrer Güte zu überzeugen, mit zuvorkommender Schnelligkeit erkläre, davon zum Voraus überzeugt zu sein. Was mich noch besonders gegen politische Unterhaltung verstimmt, ist mein Verhältniß zu Neumann, in welchem ich dieses Element, im Extrem einerseits des Banausischen und andererseits des rein Negativen ganz unvermittelt an meiner Seite habe, und dadurch der Frucht des einzigen Umgangs beraubt werde, den ich hier haben könnte. Sed satis superque[1]). Mein Umgang mit ihm ist ein steter Wechsel zwischen Anziehung und Abstoßung.

Um auf einen Gegenstand zu kommen, in welchem wir mehr übereinstimmen werden, so bemerke ich, wie sehr mich in der von mir als Uebung im Italienischen gelesenen Vita di Alfieri, dessen Pferdeliebhaberei, die unter lauter literarischen Bestrebungen immer wieder ganz stoffartig hervorbricht, als etwas Naturfrisches ergötzt hat. Die Beschreibung seiner Rückreise aus England mit 14 dort gekauften Pferden, besonders seines Alpenübergangs, bei dem er, gar nicht blos im Spaß, an den des Hannibals denkt, ist überaus amüsant. Als eigentliche poetische Natur erscheint er indessen doch nicht; wie mir auch seine Tragödien, die ich einmal in der Uebersetzung angesehen zu haben

1) „Aber genug und übergenug."

mich erinnere, nicht eben im besten Andenken sind. — Indem ich auf der Bibliothek aus Anlaß der V. Conti'schen Memoiren alle Dictionnaires biographiques umsonst durchblättere, um weitere Nachrichten über die Glaubwürdigkeit zu finden, kamen mir auch Rosenkranz' Vorlesungen über Goethe in die Hand, die ich dann mitnahm; ein merkwürdiges Gemisch von guten, feinen Bemerkungen und von unausrottbarer Scholastik ist dicht nebeneinander. So ist seine Exposition der Iphigenie trefflich, die des Tasso größtentheils abgeschmackt. Bei Schäfer scheint mir der Hauptmißgriff, daß er sich in den Nachtheil stellt, Goethes Jugend, in Parallele mit Dichtung und Wahrheit, gleichfalls zu erzählen; dies darf, wie mir scheint, ein Biograph schlechterdings nicht thun, da, was er hier geben mag, neben Goethe's Werk eine elende Figur spielen muß; er braucht es aber auch nicht zu thun, da Niemand eine Biographie über G. lesen wird, der nicht seine Autobiographie gelesen hat; der Biograph muß sich daher in diesem Theil rein kritisch (in Betreff von Dichtung und Wahrheit) und genetisch (in Bezug auf die Werke) halten, und wird hierin dann mehr leisten können, als Sch. geleistet hat. (Mit Vorlesungen ist es natürlich eine ganz andere Sache.)

Deine Klagen in Betreff Tübingens fühle ich sehr mit, und wie oft wünsche ich Dich hieher zu diesen Schätzen der Kunst, die, obwohl aller Welt offen, doch hier eigentlich ungehoben sind. Ich denke dabei freilich auch an mich, wie wir dann miteinander arbeiten wollten; wir müßten, wie ich schon so oft sagte, fliegende Kunstblätter miteinander schreiben. So etwas wäre das Einzige, was ich noch arbeiten könnte; aber dazu müßte ich Dich als Führer und Meister persönlich an der Seite haben. Uebrigens steht es jetzt hier mit einer ganzen Hälfte der Kunst, ich meine mit Drama und Musik, sehr traurig; Schauspiel- und Opernpersonal sind sehr herunter, das Repertoir im Verhältniß, und Concerte sind auch seit Dezember keine mehr, nach der eselhaften Einrichtung, daß sie erst mit Fasten wieder beginnen, also heuer Mitte März. Dingelstedt hat keine leichte Aufgabe; doch sind alle Vernünftigen froh, daß so ein Mann nur da ist. Manches muß doch allmählich durch ihn besser werden. Ich habe diesen Winter nach und nach ein Dutzend musikalische Sonette geschrieben, als Themata zu meinen Briefen an Kauffmann, Resumés von Musikwerken, oder Charakteristiken von Tonsetzern. Freilich ist es weit mißlicher, eine

Symphonie, als eine Statue oder ein Gemälde zu schildern. Dennoch fand ich auch hier, daß ein solches Zusammenfassen dem Aufmerken und Verstehen förderlich ist.

Nun habe ich, weil ich eine Seite meines Briefes der maledetta politica widmen mußte, dafür eine Seite zugegeben; ich hoffe, daß Du solches in gleichem Falle künftig auch thust, und jedenfalls bitte ich Dich, nicht mehr so lang stumm zu sein.

256. An Zeller.

München, den 12. März 1851.

— — Mit doppelter Stärke kehrt mir der Wunsch wieder, den Du in Deinem letzten Schreiben freilich mit unwiderstehlichem Witze zurückgewiesen hast, daß Du doch durch allmähliche Uebersiedlung aufs philosophische Gebiet Deine Berufung an eine andere Universität, am liebsten nach Tübingen, ermöglichen möchtest. Wüßte ich, wie es auf wirksame Art anzustellen wäre, so würde ich den Fichte und seine neusten Producte so lange loben, bis er nach Berlin berufen würde, und Du seinen Platz einnehmen könntest; denn, wenn Du dich mittlerweile nur halbwegs ordentlich hieltest, so würde man Dir die Stelle, wie ich denke, nicht versagen. Gewiß, die Theologie ist es nicht werth, daß wir uns um ihretwillen so ganz aus der Welt und Wirklichkeit hinausarbeiten, und was die Menschen betrifft, so haben die Klugen ja die Philosophie, und die Thoren lassen doch nicht von ihrer theologischen Suppe.

257. An Rapp.

München, den 29. März 1851.

Dein Veilchen hat den ganzen Frühling nach sich gezogen. Lerchen, Amseln, spielende Knaben, gärtelnde Frauen. Gieng gestern auf dem Türkengraben und Kanaldamm und trank auf dem Heimweg in Schwabing ein Glas Bier. Ein Münchener Bürger (wohl ein Spezereihändler) in gewissen Jahren, kam mit seiner Frau und einem kleinen Hund in dasselbe Zimmer. Er habe heute früh auch nicht gedacht, sagte er, daß er heute Abend in Schwabing sein würde, aber es geschehe des Hundes wegen. Es ist nämlich neuestens hier verboten worden, Hunde ins Wirthshaus in der Stadt mitzunehmen. Auch der Schneider Lechner, der sich sonst nicht leicht außer der Stadt betreffen lasse, sei ihm heut vor den Thoren begegnet und habe ihm

gesagt, auch er gehe seinem Hund zulieb über Feld. Ich machte dem Mann bemerklich, wie gut er und sein Freund Lechner auf solche Motion heute Nacht schlafen würden; zeigte ihm, wie alle Dinge, auch die unangenehmen, ihre gute Seite haben; deutete auf den Vortheil hin, der den Dorfwirthen aus dieser Verordnung erwachse, und ihnen auch zu gönnen sei, wagte die Vermuthung, daß diese Dorfwirthe dem ganzen Verbot nicht fremd sein dürften und schloß mit der Beruhigung, daß ein so hartes Gesetz, so wenig als einst die Drakonischen, sich auf die Dauer werde halten können. Nachdem ich so den trefflichen Bürger mit seiner Frau sichtlich befriedigt hatte, trank ich mein Glas Bier aus und überließ ihn seinen Betrachtungen und seinen Leberwürsten, deren er für sich zwei und für seine Ehehälfte eine bestellt hatte und wovon auch der spazierengeführte Hund sein gutes Theil bekommen haben wird.

— Du fragst schon nach dem „Harmlos!"[1]. Aber so weit sind wir noch nicht.

Schneeverhüllt schaut noch das Gebirg herüber;
Wasserleer noch schweigen die zwei Fontänen;
Und im Kasten winterlich eingeschlossen
Träumet der „Harmlos".

258. An Emilie Sigel.

München, den 3. April 1851.

Da sitze ich wie eine arme Seele, die dem Charon das Ueberfahrtsgeld nicht bezahlen kann; Alles ist reisefertig, nur das Wetter nicht, das ich gern vollends austoben lassen möchte, ehe ich mich auf den Weg mache. So schreibe ich auch diesen Brief im Vorrath, und er wird liegen bleiben, so lang ich selbst noch hier vor Anker liegen muß.

Hatte ich Ihren vorvorletzten Brief (den letzten erhielt ich gestern Abend) nach dem Don Juan vorgefunden und zwar durch seine Inlagen als bitteren Nachtisch zu demselben, so erhielt ich den vorletzten als angenehme Vorkost zur Zauberflöte; ich hatte mir gerade das Glas Wein eingeschenkt, welches ich vor Musikaufführungen zur Magenstärkung zu mir zu nehmen pflege, als mir Ihr Schreiben übergeben wurde, welches ich dann gleichsam als Zuckerbrot hineintunkte und her-

1) Den „Harmlos" nennt der Münchener eine Bildsäule im englischen Garten, weil ihre Inschrift mit diesem Wort beginnt.

nach die Zauberflöte nur um so reiner vernahm. Sie sehen, so regnet es jetzt bei uns classische Musik, nachdem wir den halben Winter Hunger darnach gelitten; denn am andern Tag war, wie ich Ihnen schon früher schrieb, das Beethovenkonzert — nicht ganz zu seinem Vortheil, meinem Gefühl nach, denn wenn nach einer guten Aufführung der Zauberflöte die himmlischen Heerschaaren selbst ein Konzert geben wollten, so würden sie bei mir kein höheres Lob herausschlagen, als daß sie es recht ordentlich gemacht haben.

Unserem Freund Vischer müssen Sie es schon zu Gute halten, daß er den Kindern nichts mitgebracht; er ist jetzt so tief in politischen Gedanken und Empfindungen drin, daß ihm alles andere unwichtig erscheint. Ich kann zwar darin nicht mitthun, da ich die Politik als eine Art Wetter betrachte, das wir nicht machen können, folglich auch nicht allzu schwer nehmen müssen; Deutschland hat seit vielhundert Jahren immer schlecht politisch Wetter gehabt, und was bei uns gerathen ist, das ist trotz dieses Wetters gerathen; es wäre zwar sehr zu wünschen, daß wir einmal besser Wetter bekämen, allein erzwingen läßt es sich nicht, selbst nicht, wenn wir uns als Buße auflegen wollten, so lang kein freundliches Gesicht mehr zu machen. Daß Sie aber den Schubart jetzt so in Gunst genommen haben, daß Sie ihn der Menschheit als Muster vorstellen, das macht mir großes Vergnügen.

Die nachaspergischen Briefe sollten Sie aber doch auch noch lesen, dort bleibt seine forcirte Religion wieder aus dem Spiel und er ist oft recht liebenswürdig. Daß Sie meinen Chr. Märklin unbekannterweis vertheidigen, ist schön von Ihnen; übrigens freut es mich, daß er (auch öffentlich) so angegriffen wird; es geht mir wie einem alten Soldaten, wenn er wieder Pulver riecht, er denkt sich in bessere Zeiten zurück, wo er noch jung war und im Feuer stand. Ihres Bruders [1]) Zeugniß in 2 Worten über das Buch freut mich mehr als ein längeres Lob; mit dem einen hat er gesagt, was wahr ist, wenn er das Buch ehrlich nennt, und mit dem andern, wonach ich wenigstens gestrebt habe. Und lustig ist, daß er mit dem Ehrlich mich im Grunde besser kennt, als Sie, die Sie mich einen Schelm nennen, was ich zwar bin, aber nur ein armer.

Mein Weg, den Sie zu wissen wünschen, geht über Innsbruck,

---

1) Prediger, später Prälat in Heilbronn 1805—1866.

Botzen, Trient, Roveredo nach Verona, und von da rechts hinüber durch Vicenza und Padua nach Venedig. In Verona und den beiden nächstgenannten Orten werde ich mich je 1 Tag oder mehr aufhalten, weil es da Bauwerke und Malereien zu sehen gibt.

259. **An Vischer.**

München, den 4. April 1851.

Soeben wird mir das Heft Deiner Aesthetik überbracht, da ich schon seit gestern das Eilwagenbillet auf morgen nach Innsbruck gelöst habe. Ich wartete die Zeit her täglich auf das Buch, das ich anzuzeigen mir so fest vorgenommen habe, als man sich etwas vornehmen kann, ehe man's versucht hat. Ich nehme nun das Buch auf die Reise mit, wo ich wenigstens Zeit zu finden hoffe, es zu lesen, und dann kommt eben die Anzeige ein paar Wochen später. Ich werde kaum über 4 Wochen aus sein, da ich meine Reise auf den Umfang des ersten Plans zurückgeführt habe, wonach sie über Verona nach Venedig gehen, und dort ein Aufenthalt von etwa 14 Tagen gemacht werden soll. Ob ich den Rückweg über Triest und Wien machen werde, lasse ich einstweilen noch unentschieden. Dresden bleibt auf den Herbst reservirt, wo wir also doch noch zusammen treffen könnten.

Nun sind ja 2 von den Fresken an der neuen Pinakothek enthüllt, und ohne mir ein Urtheil über das Einzelne zu erlauben, das zum Theil gerechtem Tadel unterliegen mag (der Herold stürmt heraus wie ein Rasender; der trauernd sitzende Künstler vorn ist ein Räthsel 2c.), so ist doch der allgemeine Eindruck dieser großen, lebensvollen und bis jetzt sehr kräftig gefärbten Bilder ein höchst erfreulicher.

Was ihnen vor denen unter den Arkaden des Hofgartens jetzt einen Vorzug gibt, daß sie ganz im vollen freien Lichte stehen, muß freilich mit der Zeit der Witterung wegen ihnen zum Schaden gereichen. Doch warten wir.

— Hiermit schließe ich diesen Zettel (denn ein Brief ist es nicht, der erst nach meiner Rückkehr folgen soll) und in der Hoffnung, daß das Lichtlein meines deutschen Patriotismus nicht so schwach befunden werden möge, um sich erst an der Flamme der Paßtrübsal besser entzünden zu müssen, grüße ich Dich am Vorabend der Reise noch einmal herzlich.

260. An Emilie Sigel.

Verona, den 8. April 1851.

Mein Versprechen, Ihnen womöglich schon von der Reise aus zu schreiben, war im Stillen so gemeint, daß ich dies thun würde, wenn es mir gut gehe. Und da dies bis jetzt mehr, als ich hoffen konnte, der Fall war, so will ich dem freundlichen Schicksal, das es so fügte, meinen Dank dadurch abstatten, daß ich Ihnen erzähle, wie artig es gegen mich gewesen ist. Ich schreibe dies, nachdem ich von einem Gange nach Hause gekommen, auf dem ich das oben abgebildete Denkmal Römischer Größe[1]) mit Andacht in Augenschein genommen, in einer Abendstimmung, so still glücklich, wie ich lange keine mehr gehabt habe. Und dieses Glück rührt eben daher, daß das Schicksal, oder wie wir das Höhere über uns Waltende nennen wollen, mir bis jetzt so freundlich gezeigt hat, daß ihm doch noch etwas an mir liegt.

Gleich anfangs hat es mich ganz wie sein Kind behandelt, mir einen Gefallen gethan, von dem es selbst am besten wußte, daß er an sich nichts werth war, aber doch auf mich viel Eindruck machen würde.

Ein Hauptzweifel nämlich, der mich über die Route, die ich nehmen wollte, umtrieb, war der, ob ich auf dem Weg nach Verona von der Straße abgehen und den Gardasee besuchen sollte, wohin mich die gerühmte Schönheit seiner Ufer lockte, aber der Mangel einer Postverbindung u. s. w. abschreckte.

Wie ich nun in den Eilwagen steige, treffe ich da einen Sekretär des Königs von Bayern, der zu diesem — an den Gardasee reist.

Ein gutherziger Reisegefährte, wie diese Bayern, selbst die Hofleute sind, war gefunden, und so war mein Entschluß, diesen See zu besuchen, gefaßt.

R e i s e — Schnee und wieder Schnee, schon zwischen München und dem Starnberger See;

Scharnitz, die Grenze zwischen Oestreich und Bayern, tief verschneit, ein Bube von 3 Jahren, (es ist eine einsame Zollstation) strampft mit Wonne im frischgefallenen Schnee, und sein Hund, gleichfalls extravergnügt, steigt ihm mit den Vorderfüßen von hinten auf die Achseln. Inzwischen und während unsere Päffe visirt werden, stellt sich der Postillon kältehalber an einer Mauer wie ein Spalierbaum in die Sonne. Immer mehr Schnee und Frost, wobei der Sekretär, auch

1) Das Amphitheater zu Verona.

für mich, für Heu und Teppiche sorgt. Selbst nachdem der Brenner, der höchste Gebirgspaß, passirt ist, will die Kälte kaum abnehmen. Ich äußere gegen den Sekretär die Vermuthung, daß am Ende alles, was man von der milden Luft Italiens erzählt, Mährchen sein möchten, und mache mit ihm aus, wer den andern zuerst mit Grund auf milde italienische Luft aufmerksam mache, dem müsse der andere eine Flasche vom besten Welschtiroler Wein auftischen. In Trient trafen wir mit einem Passagier zusammen, der meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und so gewann mir der gefl. Sekretär die Wette ab, denn nun hatte sich wirklich eine recht liebliche Frühlingsluft eingeschlichen. Jener Passagier war ein alter Karthäuser Mönch, der, aus der Schweiz durch den Umschwung des Freischaarenkriegs vertrieben, sich nun in die Karthause bei Pavia zurückzuziehen gedachte. Die kindliche Einfalt des alten Mannes rührte mich, und ich wäre im Stande gewesen, hätte ich nicht das Sonderbare gefürchtet, ihn um seinen Segen zu bitten. Im Wagen betete er lange, lange aus seinem Brevier, nachdem er zuvor gefragt hatte, der wievielte heute sei; er war der Meinung, es sei der 23. (März), da doch der 7. April war. Nachdem er aus dem Brevier gebetet, betete er aus dem Herzen, aber darüber schlief er bald ein, und sein Hut, der zum Wagen hinausstürzen wollte, wurde nur durch mich aufgefangen.

G a r d a s e e — hundekalt, grauer Himmel, die Wolken in halber Höhe der umgebenden Berge. Demokratisches Wetter, denn der König von Bayern ist auf dem Schiff, der es gewiß besser gewünscht hätte. Seinen Kammerdiener lerne ich bewundern. Ein alter grauer Mann, aber jeder Schritt wie vom Tanzmeister, keinen Zahn mehr im Mund, aber doch eine gewisse Gracie im Gesicht. Ganz Aufmerksamkeit, ganz Dienstbeflissenheit, aber auch in der Erniedrigung eine gewisse Würde. — Ideal eines Kammerdieners. Daß er einen Tubus um den andern für seinen Herrn aus der Tasche zog, hätte Kauffmann gefreut, weil er da der aufgelegte graue Mann aus dem Peter Schlemihl war. Die Ufer des Sees sind zwar noch ohne frisches Grün, außer ein wenig Gras und Weiden, die jetzt auch bei uns grün sind (auch blühen die Pfirsiche wie bei uns), aber Wälder von Oliven mit ihrem überwinternden grauen und Lorbeer mit seinem hellen Grün sind zu sehen, und dazwischen die Pflanzungen von Orangen und Citronen, jetzt noch mit Brettern verdeckt wie unsere Frühbeete. Doch das

liebste, was ich auf dem Gardasee sah, war mir der Commandant unseres Dampfschiffes, ein östreichischer Lieutenant von — 18 Jahren. Eine so liebe Knaben-Jünglingsgestalt, wie sie mich innig rühren können. Nachdem sein Dienst beim König vorbei war, sprach ich ihn italienisch an, und er antwortete lieb und natürlich; bald fand sich, daß er ein Deutscher sei, obwohl in Venedig geboren; um so herzlicher unterhielt ich mich mit dem frischen unschuldigen Menschen und hatte die Genugthuung, daß er mir beim Abschied von selbst die Hand reichte und den Wunsch aussprach, mich auf dem Rückweg wieder zu sehen.

Ich werde dieses liebenswürdige Menschenbild nie vergessen.

Verona. Zufällige Empfehlung bringt mich in das Gasthaus, wo ich dies schreibe, und der Zufall unserer Ankunftszeit an eine kleine Tafel älterer italienischer Herren, die ich natürlich so wenig kenne, als sie mich. Meine Erwähnung des Amphitheaters, das ich im Hereinfahren gesehen, bringt einen Discurs auf die Bahn, in welchem diese Herren so viel Sachkenntniß, und besonders Einer[1]) so viel Geisteстiefe verrathen, daß ich im Innersten erwärmt, meinem bischen Italienisch alle Schleusen öffne, und das Glück habe, daß die Herren aufmerksam auf mich hören, und nachher sogar mein Italienisch loben. Jenem Einen gebe ich nach Tisch meine Karte und bitte, ihn morgen besuchen zu dürfen, — es ergibt sich, er ist Professor der Geschichte an der Universität Padua, auch die andern lauter Professoren. Die Auslese von da, hierher berufen, um die Universität neu ordnen zu helfen. Die Herzlichkeit, mit welcher der Mann den Zufall begrüßt, der ihm meine Bekanntschaft verschafft, die Wärme unserer Unterhaltung, da er, auch in politischen Dingen, durchaus mit meiner Mittelstellung zusammenstimmt, würde auch Sie erfreut haben, wie mich, der ich nie denken konnte, in Italien Männer zu finden, unter denen ich wie zu Hause wäre.

Am 9., Morgens.

Guten Morgen, l. Emilie; der Frühling kommt — mit einem Landregen. Nicht gut für meinen Kirchgang heute, weil es nämlich ein Kirchengang ist. So muß ich ihn eben mit dem Schirm machen und damit auch diesen Brief auf die Post tragen. Heut Abend oder morgen früh geht's nach Vicenza, wo ich auch ca. 1 Tag bleiben werde, dann, ohne Aufenthalt in Padua, nach Venedig, um von da

1) Menin; vgl. S. 292.

aus einen Abstecher nach Padua zu machen, wenn meine Freunde, die Professoren, wieder dort sein werden, welches in der Charwoche der Fall sein wird.

261. **An Emilie Sigel.** Padua, den 22. April 1851.

Aus Venedig einen Brief von mir zu erhalten, konnten Sie so bestimmt erwarten, als ich im Sinne hatte, Ihnen von da zu schreiben; und doch, nach einem 12tägigen Aufenthalt in Venedig, fange ich diesen Brief an Sie nicht dort an, sondern im „goldenen Kreuz" in Padua, wohin ich gestern einen Ausflug unternahm, um diesen Abend noch einmal in die Lagunenstadt zurückzukehren. Denn man wird nicht fertig mit diesem Meerwunder, immer ist noch etwas zu sehen übrig, und je fester man sich vornimmt, niemals mehr in dieses Labyrinth zurückzukommen, desto weniger will man etwas ungesehen zurücklassen. Es ist eine unendlich merkwürdige, aber auch unendlich unbehagliche Stadt. Und darin haben Sie auch den Grund zu suchen, warum ich dort zu keinem Brief an Sie (sonst ohnehin an Niemand) kam — daß ich nämlich nicht eine einzige behagliche Stunde hatte. Den ganzen Tag rennt und läuft man nach den Sehenswürdigkeiten, die, selbst wenn man die Hauptwege in einer Gondel macht, noch genug Laufen's erfordern; dann Abends, statt sich zu einem Glas Wein zu setzen, muß man, um nicht allein zu sein, abermals eine Stunde oder mehr auf dem Marcusplatz auf- und ablaufen, so daß, kommt man endlich gegen 10 Uhr Nachts nach Hause, man froh ist, zu Bette gehen zu können. Soll ich in 2 Worten ausdrücken, was einem Ludwigsburger Venedig so unbehaglich macht, so ist es 1. der Mangel an allem Grün, und 2. die engen Gassen, wo jedes Wegfinden, ohne zu fragen, unmöglich ist. Bekanntlich sind die Straßen in Venedig im Durchschnitt so schmal, daß man die Häuser zu beiden Seiten mit ausgestreckten Armen erreichen kann (das Militär marschirt beim Auf die Wache ziehen in Gansreihen auf) und alle 100 Schritte wenden sie sich, man sieht auf keinen Platz, keine Kirche, nach der man sich richten könnte, daher war ich 8 Tage in Venedig, ohne meine, vom Marcusplatz gar nicht weit entfernte Wohnung auch nur einmal ungefragt finden zu können.

So weit in Padua. — Diesen Guten Morgen schreibe ich in Venedig, in einem Kaffée, bei einem Glas Cyperwein, womit ich mich nach 4 Kirchenbesuchen zu 4 weiteren stärke. Mein Ziel bei diesem

Gange ist hauptsächlich Giovanni Bellini, aber ein anderer, als der Opernbellini, ein Maler des 15. Jahrhunderts, dessen Madonnen und Christkinder einen wie die Wahrheit und Treue selbst ansehen. Guten Morgen, l. Emilie, Mittwoch nach Ostern, $^1/_4$ auf 12 Uhr.

Abends auf meinem Zimmerchen im Gasthof zur Luna; (vor meiner Reise nach Padua wohnte ich in der aquila d'oro, wo mir die Aussicht zu wenig war;) Aussicht in den kleinen Garten des kaiserlichen Palais, weiterhin auf die Lagunen, und ein Stück von Venedig. Morgen gedenke ich mein Tagwerk in Venedig zu endigen, und in der Nacht um 12 Uhr nach Triest in See zu gehen, um den Rückweg über Wien zu machen. Heute sah ich unter Anderem in einer Kirche eine Madonna von einem uralten Maler, der sie als Schutzherrin der Gemeinde dadurch darstellt, daß er sie eine Menge Menschen unter ihren Mantel nehmen läßt. Da dies im Verhältniß zur Madonna lauter kleine Figürchen sind, so scheinen die Kinder diese Madonna als die ihrige zu betrachten, wenigstens war die Kapelle, worin das Bild sich befindet, fast mit lauter knieenden Kindern besetzt, welches einen rührenden Eindruck machte. Von einer Freundin habe ich heute auch noch Abschied genommen, die ich mir schnell in Venedig erworben, ihr noch einmal die goldenen Haare gestreichelt, und die letzten Liebkosungen mit ihr getauscht. Hoffentlich errathen Sie, daß von einer Katze die Rede ist, die mein Herz erobert hat, und gewiß auch das Ihrige erobert haben würde, wenn Sie sie gesehen hätten. Denken Sie sich einen alten Palast, der in ein Magazin von verkäuflichen Raritäten, alten Gemälden, Rococomöbeln aus den alten Zeiten Venedig's verwandelt ist. Gegen die Straße hat er eine Glasthüre mit großen Fenstern, hinter diesen Fenstern sitzt auf einem alten Pult beständig ein großer rother Kater, der sich, wie ich hineintrat, gleich erhob, sich von mir streicheln ließ und mich durch das ganze Etablissement begleitete. Man erzählte mir, der Eigenthümer der Sammlung behaupte, ihm könne nichts gestohlen werden, ohne daß er's erfahre; ich bin geneigt, diese Katze für eine Art von Hausgeist zu halten. Heute nun machte ich blos der Katze einen Besuch, und die Leute, die mich schon kennen, ließen mich ganz unbeschrien kommen und wieder gehen.

Da ich einmal an Schönheiten bin, so sei hier beiläufig bemerkt, daß mich in dieser Hinsicht Venedig ganz getäuscht hat; ich habe hier lediglich nichts gesehen, das mir an's Herz gegangen wäre, dagegen in

Padua auf dem Theater das Ideal eines Blumenmädchens (das war ihre Rolle im Stück); sie heißt Anna de Martini (so stand's auf dem Zettel) und schien mir höchstens 16 Jahre alt zu sein; das Profil, das ich liebe, dadurch gemildert, daß die Nase, obwohl nach deutschem Maßstab nicht klein, doch nach italienischem eine Neigung zum Stumpfnäschen verriet. Allerliebst.

Nun muß ich noch einmal auf den Marcusplatz, diesen Gesellschaftssaal unter freiem Himmel, von der Größe eines bedeutenden Marktplatzes, durchaus mit Marmorquadern gepflastert, von 3 Seiten mit Palästen und Hallen, auf der 4. durch die Marcuskirche geschlossen, die Anfangs dieses Briefs abgebildet ist — (für mich der wunderbarste Bau Venedig's wie ein aus dem Meer aufgestiegener Nixenpalast). Da geht nun also Alles von 7 — 10, 11 Uhr auf und ab, von den Gaslampen, die rings um den Platz her brennen, beleuchtet, theils unter den Hallen, wo vor den Kaffée's besetzte Tische und Stühle stehen, theils auf dem freien Platze selbst; hier treffen sich Bekannte, wie ich, z. B. heute den hiesigen deutschen Arzt, dessen Bekanntschaft ich gemacht, (Gottlob nicht als Patient, obwohl ich gleich anfangs durch Erkältung einen Katarrh bekam) noch einmal zu sprechen hoffe.

Fortsetzung 8 ½ Uhr im Speisehaus Gallo bei einer ½ Flasche Ofener Wein. — Der Freund in Padua hielt sich trefflich, führte mich überall herum und nahm zärtlichen Abschied.

Er hatte mich bis zuletzt nicht für den Dr. St. gehalten; als es sich im Gespräch ergab, gestand er, den hätte er sich anders vorgestellt, und nicht tanto gentile e umano, wie er mich finde.

Am meisten gelacht habe ich hier am schrecklichsten Ort, in den alten Kerkern Venedigs, in welche der alte Aufseher sich amtshalber so verliebt hatte, daß er sie als die angenehmsten Logis von der Welt darzustellen suchte. Einen besonderen Zahn hatte er auf die Schriftsteller, die so schreckliche Mährchen (Lügen, so groß wie der St. Marcusplatz, sagte er) über diese Gefängnisse ausgebreitet haben. Die Herren Schriftsteller, sprach er mit Nachdruck, sollen erst kommen und sehen, und dann schreiben. Uebrigens hat er so Unrecht nicht; diese Kerker sind besser als ihr Ruf. —

Guten Morgen, l. Emilie! d. h. guten Abend, denn es ist bald 5 Uhr (am 24.).

Mein Tagwerk in Venedig ist nun gethan, das Billet auf das

Dampfschiff gelöst, mit dem ich diese Nacht nach Triest reisen werde. Diesen Morgen war ich noch in der Gondel in einigen Kirchen am äußersten Saume Venedigs, die ich bis dahin noch nicht besucht hatte, aber nicht unbesucht lassen wollte, weil sie Bilder meines theuren Bellini enthalten. Bei der Gelegenheit kam ich durch mehrere der abgelegenen Quartiere der Stadt, wo man deren traurigen Verfall recht sehen kann. Die Häuser, zum Theil ehemalige Paläste, sind mehr als nur halbe Ruinen, ganzen Stockwerken fehlen oft die Fenster; einen Balkon sah ich, dessen Einfassung herabgefallen und durch einen herumgespannten Strick ersetzt war. Vor den 2 Säulen, die Sie hier oben sehen, steht das Dampfschiff, mit dem ich abfahren werde.

Zum Wappenthier sollte sich Venedig eigentlich den Taschenkrebs gewählt haben, wie einen solchen eine griechische Stadt Siciliens wirklich auf ihren Münzen führte, während Venedig vornehmer sich den geflügelten Löwen des heiligen Marcus erkoren hat. Das eigentliche, lebendige Stadtthier aber ist hier, wie gesagt, der Taschenkrebs. Fährt man durch die Kanäle der Stadt, deren Häuser bekanntlich in's Wasser selbst hineingebaut sind, so sitzt unten an den Mauern, wo das Wasser sie bespült, Alles so voll von Taschenkrebsen, wie bei uns zu gewissen Zeiten die Fenster mit Fliegen. Auch die Jugend, wie sie bei uns einen Maikäfer am Faden fliegen läßt, so sah ich gleich in den ersten Tagen ein paar Jungen, die einen armen Taschenkrebs am Faden durch die Straßen zogen.

Der Morgen war hier sehr heiß und hell, jetzt ist's ein wenig weiß überlaufen und windig, doch das ist der tägliche Wechsel schon seit mehr als 8 Tagen, und immer sieht man um 10 Uhr wieder die Sterne, und in der Frühe geht die Sonne wieder heiter auf. Und so, hoffe ich, soll mich das Schiff ohne Seekrankheit in die deutsche Heimath zurücktragen, die zwar in Triest noch nicht recht anfängt, doch werde ich, nur nach wenigen Stunden Aufenthalt, von da weiter nach Wien gehen, wohin man den größten Theil des Weges schon Eisenbahnen hat. In Wien gedenke ich hierauf etwa eine Woche zu bleiben, um nach 4 wöchentlicher Abwesenheit in meine Stiefheimath München zurückzukehren. Denn die wahre werde ich wohl mein Leben lang nicht mehr erreichen, und gebe mich schon darein, ich, der Reiseunlustigste aller Menschen, zum beständigen Flüchtling und Pilgern bestimmt zu sein.

Von Wien aus erhalten Sie noch einen Brief von mir; jetzt will ich diesen zu befördern suchen; ich sorge immer, trotz der östreichischen Francokarten, wovon mir der Postsekretär in Verona sagte, damit sei der Brief frei bis an's Ende der Welt — müssen Sie doch noch etwas dafür zahlen.

262. An Emilie Sigel. Dresden, den 4. Mai 1851.
(Heller Sonntag-Morgen.)

Sie werden sich wundern, theuerste Emilie, daß meine Reisebriefe Wien überschlagen, wo Sie sich, wie ich selbst, gleichfalls einen längeren Aufenthalt gedacht haben werden, und daß Sie nun gar einen von Dresden aus erhalten, wohin ich eigentlich gar nicht im Sinne hatte, meine Reise auszudehnen.

Allein das Schicksal verfährt mit Ihrem Freunde nach einer unerbittlich strengen Regel: alles Geistige, alles, was mit seiner litterarischen Stellung zusammenhängt, gewährt es ihm vollauf; sein bloßer Name genügt, daß an jedem Orte die gebildetsten, besten Menschen sich beeifern, ihm Dienste zu leisten; eine Fülle von neuen Kunstanschauungen und Ideen strömt ihm zu, ein Schatz, an dem er den ganzen Rest seines Lebens hindurch zu zehren haben wird: — aber alles behagliche Glück anderer Menschenkinder, woran auch er seinen Theil haben möchte, das versagt ihm sein Schicksal mit eiserner, ja höhnischer Folgerichtigkeit. So mußten ihn aus Wien, wo er nach den Mühseligkeiten des fremdartigen Venedigs eine Woche voll Behagens sich versprochen hatte, — sobald das Nöthigste gesehen und ein paar litterarische Bekanntschaften gemacht waren, nach 4 Tagen die Wanzen wörtlich hinausbeißen (es war nämlich durch einen merkwürdigen Unstern Wien gerade so voll von Fremden, daß in einem wanzenfreien d. h. neuen Gasthof an kein Unterkommen zu denken war), und nur, um nicht mit diesem Verdruß nach Haus zu kommen, auch weil ich nach so vielem Reiseungemach zweifeln mußte, ob ich so bald wieder zu einer Reise kommen würde, entschloß ich mich, den Besuch Dresden's, den ich eigentlich für den Herbst bestimmt hatte, gleich an die jetzige Reise anzuhängen.

Es ist dies auch ganz gut so, wie ich nun sehe, da der Kreis malerischer Anschauungen, in dem ich mich auf der ganzen Reise bewege, in der hiesigen Galerie seinen würdigsten Abschluß findet. Dieser

Galerie wohne ich gegenüber, im Hôtel de Saxe, auf dem Neumarkt, und bin nun hier zum erstenmal auch mit der Wohnung zufrieden. Die Galerie und ihre Gemälde kann ich Ihnen nicht schildern wollen, ebenso wenig die Aussicht von der Elbbrücke, oder der Brühl'schen Terrasse (und so wenig ich der nur einmal auf der Welt vorhandenen Aussicht vom Marcusthurm in Venedig in meinem früheren Briefe gedacht habe); nur so viel, daß mich das Studium jener Kunstwerke beglückt, so sehr, daß ich bis jetzt nicht einmal eine litterarische Bekanntschaft zu machen gesucht habe, welches ich jedoch heute thun und dem Dichter Gutzkow einen Besuch machen werde.

Auf dieser ganzen letzten Strecke meiner Reise bin ich durch die Heimath meiner Frau gezogen: sie ist in Wien geboren, in Theresienstadt in Böhmen aufgewachsen, und hier in Dresden musikalisch gebildet worden; besonders der Anblick von Theresienstadt stimmte mich weich, und ich gab ihm meinen Segen für alles Gute und Böse, das ich daher empfangen.

Unter dem Guten verstehe ich besonders die Kinder; sie sind doch gesund geblieben, und ich darf bei meiner Rückkehr nicht vor übeln Nachrichten bange sein?

Mittags halb Zwei. — Soeben komme ich vom Besuch bei Gutzkow zurück, der mich nach Tisch, (hier speist man um 2 Uhr) mit seiner Familie zu einer Landparthie in den Plauen'schen Grund abholen wird. Der treffliche Mann dachte schon an eine Gesellschaft aller möglichen, hier lebenden Schriftsteller und Künstler, die er meinetwegen zusammenrufen wolle, bis ich ihm bedeutete, daß mir der engste Kreis der liebste, und es mir nur um wenige, aber solche Bekanntschaften zu thun sei, die geeignet sind, im Herzen fortzuleben. Auf den Abend ist Don Juan, und so scheinen die bisherigen musikalischen Leiden dieser meiner Reise einmal einer musikalischen Freude Platz machen zu wollen.

Die Sachsen sind ein freundliches, zutrauliches Völkchen. In einem Gartenkonzert auf der Brühl'schen Terrasse fragte mich gestern eine alte Dame nach der Uhr, und ich gab ihr mit Vergnügen Auskunft. Aber die Gute glaubte mir auch den Grund schuldig zu sein, warum sie fragte; wir erwarten, setzte sie hinzu, zwei junge Menschen, Lehrlinge in der Salomonsapotheke, die um 7 Uhr zu kommen versprochen haben. Da es $^{1}/_{2}8$ Uhr vorbei war, so wollte die Dame

schon die Hoffnung aufgeben; doch beruhigte ich sie durch die Bemerkung, daß sie vielleicht durch Geschäfte über die Zeit aufgehalten worden seien, und siehe da, indem wir noch redeten, kamen die 2 Lehrlinge in der Salomonsapotheke zur Thüre des Gartensaals herein.

Am 5., geschwind noch vor Tisch: Für einen Vater, der ein Töchterchen hat, gibt es nichts Rührenderes, als ein Bild, das in den von mir besuchten Galerien häufig wiederkehrt: Maria als kleines Mädchen, wie sie sich dem Tempeldienste widmet. Vor dem Tempel eine hohe Treppe, oben der Hohepriester wartend, die Treppen steigt das blonde Mädchen mit einem Lichtlein in der Hand hinauf, ringsum Volk, das auf das Kind hinsieht. Guten Tag, l. Emilie, ich werde zu Tisch gerufen. —

Nach Tisch. — Gestern Nachmittag machte ich also die Landpartie mit Gutzkow, Auerbach, und deren Frauen; die Gegend ist wirklich recht hübsch; kaum 1/2 Stunde von der Stadt hat man die romantischsten Berg- und Felspartien. Und Alles auf Weg und Stegen voll Menschen, d. h. spazierengehenden Dresdenern. Was anderer Leute Frauen betrifft, so habe ich mir zwar seit meinen eigenen Unfällen zum 11. Gebote gemacht: „Du sollst nicht richten über Deines Nächsten Weib, noch sein Kind, — Knecht, — Magd, — Ochsen, — Esel ꝛc.“, doch weil Loben nicht zum Richten gehört, so darf ich von Gutzkow's junger Frau (er ist seit 1 Jahr zum zweitenmal verheirathet) sagen, daß sie eines der lieblichsten Geschöpfe ist, die mir jemals vorgekommen. Sie ist eine Frankfurterin, durchaus frisch und naiv, und doch von den gewandtesten Formen.

Den 6., Morgens 9 Uhr, in Erwartung eines Malers, der mich in die Galerie abholen soll. Nun, liebste Emilie, fängt mir sogar das Behagen zu kommen an, aber nun muß auch geschieden sein, — morgen, längstens übermorgen reise ich, und zwar ohne Unterbrechung, nach Hause. Eben die Bekanntschaften, die man an einem solchen Orte macht und die uns den Aufenthalt verschönern, sind es auch, die einen wieder forttreiben: sie opfern einem ihre Zeit, und so würde man ihnen in die Länge lästig. Nun erwarte ich so bald als möglich einen Brief von Ihnen zu erhalten; wenn Sie brav waren, so haben Sie unterdessen bisweilen eine Zeile für mich aufgeschrieben, die Sie nun gleich abschicken können, — und doch bin ich wahrschein-

lich immer noch vor Ihrem Briefe zu Haus, der übrigens, wenn er vorher kommt, mir wohl aufgehoben wird.

Guten Morgen für heute; später noch eine Zeile, wenn ich den Brief abgehen lasse.

½ 2 Uhr. Von einem Gang durch die Gemäldegallerie in Begleitung eines Malers und durch die Antikengallerie in Begleitung des Direktors zurückgekehrt, mache ich diesen Brief sammt Einschluß an Benedict zum Abgang fertig.

263. An Kauffmann. München, Pankraz 1851.

Wollte ich die musikalischen Leiden und Freuden der Reise, von der ich vorgestern Abend zurückgekehrt bin, episch beschreiben, so müßte ich von dem Zorn der Hl. Cäcilie darüber ausgehen, daß ich der Aufführung der C-moll Symphonie hier davon gereist bin. Eigentlich hatte diese Heilige einen doppelten Groll auf mich, einen musikalischen und einen malerischen, sofern ich mich nämlich seit meinem Hiersein des Wohlgefallens schämte, das ich vor 19 Jahren in Dresden an ihrem von Carlo Dolce gemalten Bildniß gefunden hatte, — bis ich bei meiner jetzigen Anwesenheit in Dresden fand, daß das Bildniß wirklich schön ist, ich mithin meine falsche Scham, und damit auch die Heilige den Groll zurücknahm, mit dem sie mich bis dahin auf der Reise verfolgt hatte.

Nach diesem epischen prooemium von neuem ausholend, beginne ich mit einer Frage. Ist es richtig, daß der Mensch sich immer nur Eines vorsetzen, und diesem Hauptzweck mit Ausschluß aller Nebenzwecke allein nachgehen soll? Das Schicksal wenigstens hat auf meiner Reise diese Frage mit einem strengen Ja beantwortet. Gemälde zu sehen war mein Hauptzweck, den hat es mich im vollsten Maße erreichen lassen; doch meinte ich, auch etwas von alter Kirchenmusik in Venedig hören zu können — das hat es mir mit Hohn verweigert. Alle Porpora's und Konsuelo's im Kopfe kam ich einige Tage vor dem Palmtag nach Venedig, suchte die Corte Minelli, (die sich aber nur mit Einem l schreibt) und die Kirche, wo sonst die Zöglinge des Conservatoriums sangen, auf: allein das Conservatorium ist so spurlos verschwunden, daß mir Niemand auch nur recht zu sagen wußte, wann es eingegangen ist. In der Revolution sagten die Einen; nein, schon anno 42, die Andern; o, schon zu den Zeiten der alten Republik,

meinte ein Dritter. Ich immer noch voll Eifer, wohnte am Palmtag dem Hochamt bei, das der (8 Tage darauf gestorbene) Patriarch celebrirte — lauter Donizetti'sche Opernmusik. In der Kirche des ehemaligen Conservatoriums, Carità oder Pietà, ich weiß nicht mehr recht, genannt, fragte ich den Sakristan, ob denn nichts mehr von guter Musik zu hören sei. Er zuckte die Achseln; wenn ich kommen wolle auf den Abend, so werde ich es ja hören, aber es werde kaum der Mühe werth sein, indem nur ein paar Veteraninnen einen Choral singen werden. Kam, hörte, und ging wieder: triviale Melodien, von schetterigen Stimmen gesungen. Poëtisch, poëtisch, poëtisch! wann werden wir einmal klug werden? Im Theater il furioso von Donizetti, — nomen et omen. Nun kommt aber der zweite Akt: Wien, eigentlich die Hauptsache an der Sache. Einige interessante Autographen fand ich auf der Bibliothek, wovon ich eines abschriftlich beilege, und machte die Bekanntschaft eines Professors Fischhof, des ersten Musiklehrers von Wien, der auf den Abend ein Concert von fast lauter Bach'schen Stücken veranstaltet hatte und mich nun auf's Freundlichste dazu einlud. Ich freute mich sehr, einmal auch von Bach etwas zu hören, wie ich mich gefreut hatte, in Padua etwas von Giotto und Mantegna zu sehen — aber siehe da, was geschah. Die Hl. Cäcilia (tantaene animis coelestibus irae[1]) hatte sich (flectere si nequeo superos, Acheronta movebo[2]) an den Herrn der Ratten und der Mäuse, der Fliegen, Frösche, W a n z e n, Läuse — gewendet und dieser sendete nun die Nacht vor dem Conzert eine Deputation von 2 Stück der unterstrichenen Thierchen in mein Bett, welche mich dermaßen desperat machten, daß ich erst einen andern Gasthof suchte, dann aber, als ich wegen Ueberfüllung nirgends Raum fand, ohne eine zweite Wanzennacht abzuwarten, gerade um die Stunde, wo das Conzert anfing, von Wien abreiste. In Dresden am ersten Abend eine Beethoven'sche Symphonie als Gartenconzert. Neues Martyrium, nicht wegen schlechten Spiels, sondern wegen flüsternder Damen, klappernder Tassen und Gläser, gerückter Stühle &c. Nun endlich that ich vor dem Bilde der Cäcilia die schon Eingangs erwähnte Abbitte: Versöhnung der Heiligen und deß zum Pfande am andern Abend eine recht brave Aufführung des Don Juan.

1) „Ist derartiger Zorn in himmlischen Seelen?" — 2) „Rühr' ich die Oberen nicht, so ruf' ich die Hölle zu Hülfe." (Beides aus Virgil.)

Meine menschlichen Freuden und Leiden habe ich an Emilie, die malerischen muß ich an Vischer schreiben, suum cuique[1]). Hoffentlich treffen wir uns bald beim Radetzkymarsch. Das Palais des Helden in Verona sah ich; ihn selbst nicht. Dem Laube beschrieb ich die Aufführung seiner Karlsschüler in Wimpfen, was ihn sehr amüsirte. Gutzkow versprach mir, seine Heldin nicht allzu unglücklich zu machen. Neumann ist von Kerner's Gedicht an den König für seinen Sohn sehr ergriffen gewesen. Und nun Punctum, schreib mir recht bald.

Doch ein Stück von meinen menschlichen Leiden gehört noch für Dich. In höchst traurigem Zustand fand ich in Venedig das Getränk. Das ist eine Stadt, die nach Eichner[2]) kein Wasser, keinen Wein, kein Bier sondern nur Südfrüchte hat. — — —

264. An Vischer.

München, den 13. Mai 1851.

Meinen Brief mit der Anzeige meiner (Samstag Abend erfolgten Rückkehr von der Reise muß ich mit einer Entschuldigung anfangen). Ich hatte Deine Aesthetik mitgenommen und gedachte sie unterwegs zu lesen: doch wahrscheinlich wußtest Du aus mehreren Reiseerfahrungen besser als ich, was auf Reisen möglich ist und was nicht; unmöglich nämlich, ein Buch zu lesen, das studirt werden muß, wozu man sich zusammennehmen, einem geschlossenen Gedankenzusammenhang nachgehen muß. In den 14 Tagen, die ich in Venedig, den 4, die ich in Wien, und den 8, die ich in Dresden zubrachte (kürzere Aufenthalte ohnehin nicht zu rechnen) hatte ich kaum Zeit und Applikation, das Nöthigste im Förster und Kugler nachzulesen, so viel gab's zu laufen und zu sehen, und so wenig hatte ich auch nur Lust, mich im Zimmer aufzuhalten, nachdem ich mich gleich in den ersten Tagen dadurch erkältet hatte. Also laß mich nur hier ein wenig zu Athem kommen, so werde ich mich dahinter machen und mein Versprechen zu lösen suchen.

Meine Reise hat mir als Kunstreise viel, als litterarische Bekanntschaftsreise ziemlich, als Vergnügungsreise wenig Ausbeute gewährt. Von dem Eindruck Venedigs in seiner einzigen Eigenthümlichkeit, der Aussicht vom Markusthurm, des Markusplatzes u. s. f. rede ich nicht, da sich dieser Eindruck in der Hauptsache bei jedem Eindrucksfähigen

---

1) „Jedem das Seine". — 2) Der mit Str. befreundete katholische Stadt- und Garnisonspfarrer von Ludwigsburg.

gleich sehen wird. Die venezianische Malerschule kennen gelernt zu haben, was man doch, wie es scheint, nur in Venedig selber kann, achte ich für einen großen Gewinn. Es waren große und glückliche Menschen, groß durch ihre Gabe aus dem vollen Leben zu schöpfen, und glücklich dadurch, daß sich ihnen ein so reiches Leben bot. Auch die Verbindung von Kunst und vaterländischer Geschichte im Dogenpalast, ich meine, daß hier die Bilder noch an ihrer ursprünglichen, geschichtlich bestimmten Stelle stehen, nicht in einer Sammlung entwurzelt aufbewahrt werden, ist von eigenthümlicher Wirkung. Von den einzelnen Meistern ist Paul Veronese ein überaus flotter Kerl (seine ganze Größe ging mir zuerst in S. Sebastiano, wo er begraben ist, auf, vor dem großen Gemälde: S. Marco e S. Marcellino incorraggiati da S. Sebastiano); Tintoretto, obwohl in vieler Hinsicht höchst tüchtig, wurde mir doch durch seine Breite und seine gedunkelten Farben etwas zu viel; aber meine innigste Liebe und Verehrung mußte ich Giov. Bellini zuwenden, dessen Madonnen und Christkindern ich, ganz wie Platen von sich schreibt, bis in die fernsten Kirchen, bis nach S. Giobbe, wo der Sacristan einen mir kaum mehr verständlichen Dialect sprach, nachgegangen bin. Von Tizian habe ich in Venedig eigentlich ein Porträt, das des Jac. Soranzo in der Akademie, am meisten bewundert; an seiner Himmelfahrt Mariä fand ich zwar die Composition, die Charakterköpfe und die Färbung herrlich, aber die Madonna genügte mir nicht, wie mich überhaupt von Tizians Madonnen nur Eine, und zwar eine dolorosa, ansprach. Es konnte ihm eine Venus und eine Herodias, eine Danaë und eine schmerzhafte Madonna gelingen, aber jene ruhige Mitte göttlicher Anmuth nicht. Rührend für mich als Vater eines Töchterchens war sein großes und herrliches Bild, wo die kleine Maria mit dem Lichtchen die Treppe zum Tempel hinaufsteigt. Weil ich oben mich auf ein Platen'sches Gedicht bezog, so will ich hier hinzusetzen, daß mir seine venezianischen Sonette weit mehr im Gemüth aufgegangen sind während meines dortigen Aufenthalts, als Goethe's mir an und für sich so werthe venezianische Epigramme. Ein Grund mag in der Verschiedenheit der Zeiten liegen, daß das dunklere Colorit der Platen'schen Gedichte zu dem jetzigen Zustande Venedigs besser paßt, als das helle der Goethe'schen; ein anderer Grund lag aber leider in mir, da ich mich durchaus unfähig fühlte, auch nur einen Anklang von dem Behagen in mir zur Wirklichkeit zu bringen, das in jenen Goethe'schen Gedichten sich so köst-

lich ausspricht. Mein ängstliches und gedrücktes Wesen plagte mich nirgends mehr als in Venedig, und nur vor einem oder dem andern Bilde wurde es mir bisweilen wohl. Erleichterung gewährte mir während der ersten 6 Tage die Anwesenheit von Moriz Wagner, den ich von hier aus kannte, und mit dem ich auch in S. Lazaro war; ferner während der ganzen Zeit meines Aufenthalts die guten Dienste des Fremdenführers Bulgari, den ich in jeder Hinsicht — auf Kenntnisse, Gefälligkeit und Rechtlichkeit, nur rühmen kann. — In Padua hatte ich einen trefflichen Führer in dem dortigen Geschichtsprofessor Menin, dessen Bekanntschaft ich in Verona zufällig gemacht hatte; er hat mir Giotto's und Mantegna's Fresken Stück für Stück mit feiner Kenntniß erläutert. Der geist- und kenntnißreiche Mann hat ein Buch in Folio über die Trachten aller Zeiten und Völker, mit Kupfern, geschrieben; am 3. Band, die neuere Zeit enthaltend, arbeitet er jetzt; ich sagte ihm von H. Hauffs Buch, allein er kann nicht Deutsch und ins Französische ist's wohl nicht übersetzt? ich hab' ihm Nachricht versprochen. — In Wien sah ich die Sammlung im Belvedere, die Esterhazy'sche Galerie, die Münzen- und Gemmensammlung, bestieg den Kahlenberg, wohnte in Laube's Loge einer Aufführung des Clavigo im Burgtheater bei, und sollte eben ein Concert von Bach'scher Musik anhören: als eine Wanzennacht mich toll machte und forttrieb. — In Dresden wurde mir's zum erstenmal recht wohl; ich logirte mich der Galerie gegenüber im hôtel de Saxe ein, und war täglich dort, einmal in Begleitung des Malers Prof. Hübner, der mir die Gläser vor der Sist. Madonna und andern Hauptbildern wegnehmen ließ; ebenso in der Antikengalerie einmal in Begleitung des Reg.-Rath Schulz, ferner in der Quandt'schen Sammlung, in den Ateliers von Rietschel, Bendemann rc. Ich suchte Gutzkow auf und befreundete mich mit demjenigen in ihm, was Mensch und Poët, nicht litterarisch ist, auch mit seiner äußerst reizenden (2.) Frau; traf Auerbach, welcher den Wunsch aussprach, Du solltest eine ästhetische Zeitschrift als kritisches Tribunal aufthun, um Deine Gewalt in dieser Hinsicht auch äußerlich als Macht zu bethätigen — worin ich ihm gar nicht Unrecht geben konnte. Von der Dresdener Galerie kann ich hier eigentlich nicht mehr anfangen. Nur Eins also. In Betreff der Sixtinischen Madonna hatte mich Rumohrs Bericht fast ängstlich gemacht, ein Werk von zweifelhafter Integrität zu finden; allein beim Anschauen fand ich

mich einmal wie das andere ganz einfach überwältigt, und so, wie mir dies noch bei keinem Kunstwerk begegnet ist. Eine solche Unendlichkeit in Einem Blick, weiß ich sonst nirgends. Von den Restaurationen sagte Hübner, sie haben nur den Leib des Kindes, das Gewand der Madonna und den Kopf der hl. Barbara betroffen; ein anderer Maler meinte, die Idee des Werks sei auch durch Uebermalung, schlechte Copie 2c. nicht umzubringen, — Letzteres in dieser Allgemeinheit gewiß falsch — allein was ist hierin das Wesen? Wie vieles möchte ich noch sagen von Holbeins Madonna mit der Bürgermeisterfamilie, der Tizianischen Venus, den herrlichen Ruysdaels, Correggio's Lichtschatten und zweifelhafter Zeichnung; in anderer Hinsicht von Rembrandt's Ganymed, der mich förmlich unglücklich machte, und mich durch die tiefe nordische Häßlichkeitslust, die er verräth (denn Humor suchte ich vergeblich darin), vollends ganz von diesem Mann, den ich nie geliebt habe, abwendete. — Doch das Papier geht zu Ende und der Brief soll fort. Also nur noch die herzlichsten Grüße.

265. An Vischer.

München, den 4. Juni 1851.

— — Deine Bemerkungen über die Venetianische Schule finde ich höchst treffend. Den Tizianischen Christus mit dem Zinsgroschen in Dresden habe ich sehr genau wiederholt betrachtet und vergaß ihn nur in meinem Letzten unter dem, was mich besonders angezogen hatte, zu nennen. Das protestantisch-Rationelle, wovon Du sprichst, läge bei ihm darin, daß er den Pharisäer nicht als supernaturaler Gottmensch, sondern mit der bloßen Kraft der sittlichen Wahrheit niederschlägt. Was uns Deutsche in Venedig so zu Bellini zog, ist doch wohl, außer dem Künstlerischen, noch das, daß uns seine Innigkeit neben dem expansiven Streben der andern Venetianer gemüthlich wohl that. Aber je mehr ich aus Deinen Darstellungen die Wichtigkeit jener zweiten (mythischen) Welt für die bildende Kunst erkennen lerne, desto mehr beschleicht mich der Zweifel, ob wirklich ohne eine solche eine blühende Malerei möglich sei? Eigentliche Beweise haben wir noch nicht; wir postuliren's bloß; freilich kann man sagen, für historische Belege sei es noch zu früh.

Die Oberflächlichkeit meiner Anzeige Deines Werks in der Allgemeinen Zeitung wirst Du entschuldigt haben. Eingehend davon zu sprechen in einer Art, die für diesen Ort paßte, wollte mir nicht ge-

lingen: so hielt ich mich lediglich an den praktischen Zweck, das Publikum aufmerksam zu machen. Mir hat das Heft hohen Genuß gewährt; ich habe nichts gefunden, dem ich nicht zustimmen mußte; Einzelnes wie z. B. Deine Exposition von König Lear[1]), hat mich wahrhaftig hingerissen. Perge bonis avibus[2]).

266. An Käferle. München, Sonntag Trin. 1851.

— — Doch nun will ich nicht länger säumen, Dir zu sagen, daß ich von meiner Reise wohl und im Ganzen befriedigt zurückgekommen bin, und auch in der Zwischenzeit fleißig Deiner gedacht habe.

Im Ganzen befriedigt, sage ich; denn eine ziemliche Portion Täuschung läuft bei solchen Reisen, besonders wenn Italien ihr Schauplatz ist, immer mit unter. Man hofft sich zu amüsiren, zu belehren, nebenher wohl auch etwas zu ärgern; und das wirkliche Ergebniß ist, daß in erster Linie umgekehrt die Beschwerden, in zweiter die Belehrung, und erst ganz hintenan mit einer ganz kleinen Ziffer das Amüsement steht. Hinterher findet man auch das in der Ordnung, und ist froh, wenn das Bischen Vergnügen und die allerhand Plackerei vorübergegangen, den Gewinn an Belehrung und neuen Anschauungen bleibend in sich zu tragen.

Meine Reise ging (in der 2. Aprilwoche) über den Brenner an den Gardasee, weiter nach Verona, endlich nach Venedig, wo ich einen Aufenthalt von 14 Tagen machte, nur von einem $1\frac{1}{2}$ tägigen Abstecher nach Padua unterbrochen, wo ich doch nothwendig Herrn Schwertleins Grab beim heil. Antonius besuchen mußte. Für Venedig wüßte ich, was den Eindruck, den sein Anblick macht, betrifft, kein Prädicat, als daß ich es fabelhaft, zauberisch nenne. Daß die Aussicht von dem St. Markusthurm — die Stadt mit ihren Häusermassen, Thürmen und Kuppeln unter sich, von allen Seiten im Wasser stehend, mit dem festen Lande nur durch die eine Stunde lange Eisenbahnbrücke in Zusammenhang, umher Inseln, vor Anker liegende Schiffe und ein Gewimmel rudernder Barken — daß diese Aussicht einzig in der Welt ist, kann man wissen, ohne noch viel von der Welt gesehen zu haben. Die Markuskirche mit ihren Kuppeln und Spitzen, ihren Vergoldungen und Mosaiken macht einen Eindruck, als wäre sie eben wie ein Nixen-

---

1) Vischer Aesthetik III, 46—49. — 2) „Viel Glück zur Fortsetzung.“

palast aus dem Meer emporgestiegen — (erinnert aber im Innern den Ludwigsburger deutlich an seine Schloßkirche). Von ihrem Markusplatz führen die Venezianer mit Selbstgefühl das treffende Wort Napoleons an, er sei der schönste Saal der Welt, mit dem Firmament als allein würdiger Decke. Ein fleißiger Kirchengänger war ich in Venedig, und mein Dienst darin darum nicht minder andächtig, weil er ein Augendienst war — ich meine die herrlichen Werke der Venezianischen Malerschule. Giovanni Bellini heißt ihr Patriarch, dessen Madonnen und Christkinder mit den geigenden und blasenden Engelknaben von herber Süßigkeit und grad zum Herzen gehender Wahrheit sind. Von da an geht die Rose rasch in die reichste und glühendste Blätterfülle auseinander: Titian mit seinen Juno-Madonnen und Venus-Magdalenen, Paul Veronese, der die Hochzeit zu Kana und das *δεῖπνον* [1]) des Levi als Venezianische Festmahlzeiten behandelt, wenn er auch noch nicht soweit geht wie ein späterer, der bei der Hochzeit zu K. einen Flügel aufstellt. Die Leute schöpften aus dem vollen Leben ihrer reichen Gegenwart, und thaten Recht daran.

267. An Kauffmann.

München, den 16. Juni 1851.

— — Vorigen Freitag wohnte ich der ersten Aufführung des Matrimonio segreto bei. Seit ich ins Theater gehe (welches unter Anleitung meiner beseligten Tante Rike frühzeitig der Fall war) weiß ich mich eines solchen Jubels des Publikums nicht zu erinnern. Eigentlich waren die Leute in der Stimmung, Alles da capo zu verlangen; nachdem es jedoch Einmal geschehen war, dämpfte die Einsicht Einiger, daß es so unmöglich fortgehen könne, der Uebrigen und ihren eigenen Eifer so weit, daß man sich mit Herausklatschen der einzelnen Sänger nach jeder Hauptnummer, mit Hervorruf aller nach beiden Akten und mit Beklatschen fast aller einzelnen Nummern begnügte. So viele Freude ich an der Musik hatte, so freute mich diesmal doch das Publikum ebenso sehr. Wie wohl thut Einem — so hörte ich einen Herrn in meiner Nähe zum andern sagen — solche natürliche Musik nach dem Meyerbeer! und in einem Biergarten, wohin ich nach dem Konzert noch ging, sagte ein ganz einfacher Mann, der eben daher kam, zu seinen Bekannten, denen er das Stück beschrieb: Nur eine einzige De-

1) „Mahl".

koration, und doch so unterhaltend! — Ich freue mich, wenn, wie nicht zu zweifeln, die Oper bald wiederholt wird, sie nochmals zu hören, um mir über sie ein bestimmteres Urtheil zu bilden, als daß sie mich eben sehr, sehr amüsirt hat. Gestern war Don Juan, wobei mich die gemeinen Sprechscenen, nachdem ich sie in Dresden recitativisch hatte vortragen hören, wobei natürlich die ärgsten Plattheiten des Textes wegfallen, nicht wenig genirten. Neulich brachte ich einen Nachmittag allein mit Franz Lachner zu, den ich zufällig auf dem Weg nach Föhring traf; wir unterhielten uns recht gut und machten aus, öfter zusammen zu gehen. Ich werde ihn dieser Tage einmal abholen. Er sagte, daß im Propheten nicht eine Nummer sei, für die er sich interessiren könne. Dagegen war er für das Matrimonio segreto begeistert und beklagte nur, daß Lindpaintner sich nicht aller Retouchen enthalten habe; es wären keine nöthig gewesen.

In meinem letzten vergaß ich zu melden, wie ich in Dresden von Auerbach hörte, daß dem Mörike der 6jährige Genuß einer Tiedgestiftung, zu circa 100 Thaler jährlich, zuerkannt worden sei. Seitdem erzählte mir Dr. Lichtenstein, der zur Zeit meiner Reise in Mergentheim war, Mörike sei, bald nach seiner Ankunft daselbst, nach Konstanz abgereist, um dort mit seiner Schwester eine Mädchenerziehungsanstalt zu errichten. So sehr mich für ihn jede Veränderung freuen würde, die ihn mehr wieder beleben könnte, so hat für mich dieser Plan doch etwas Amtmännisches[1]).

Oulibischeff sei gestorben, hörte ich von dem Custos Musicalium auf der K. K. Bibliothek in Wien, der es aus sicherer Quelle zu wissen behauptete. Du solltest sein Buch deutsch bearbeiten; theils bedürfte es einiger Kürzungen, theils ist die Stuttgarter Uebersetzung gar zu scheußlich; in den Theilen, die ich mit dem französischen Original verglich, wollte ich auf jeder Seite einen Schnitzer und an allen Hauptstellen nachweisen, daß dabei dem Uebersetzer alle Gedanken ausgegangen waren.

268. **An Vischer.** München, den 30. Juni 1851.

— — Dein Urtheil über Gutzkow's Roman freut mich doppelt, einmal für den Mann, und dann für mich, weil es mir meine eigene

1) D. h. an E. Mörike's Bruder, den Amtmann Karl M. in Scheer, Erinnerndes.

Empfindung bestätigt. Was Du von der Mischung des Gediegenen und Litteratenhaften in dem Buch sagst, zeichnet ebenso den Verfasser selbst. Doch wiegt auch in ihm das Erstere vor und ich habe ein wirkliches Interesse auch für seine Persönlichkeit gefaßt. Daß Dir der Schlurk gefällt, freut mich als Verehrer aller Epicuräer natürlich ganz besonders; unter den Proletariern ist mir der französische Kunsttischler Armand noch mehr als Hackert zuwider. Die Dehnung durch 9 Bände ist freilich nicht zu entschuldigen — im 5. und 6. Band fängt sie erst recht lähmend zu wirken an — doch erinnere ich mich, daß Gutzkow selbst sein Loos beseufzte, so viel Ballast mitgeben zu müssen (aus ökonomischen Gründen). Im 4. Bande macht der Schluß Vieles gut; mich hat nicht leicht eine Romanscene so ergriffen wie diese (ich meine wie Melanie die Papiere zurück gibt und der Alte ihr um den Hals fällt). Für diese Heldin habe ich bei dem Dichter die Schubartin gemacht, d. h. Fürbitte eingelegt [1]), weil es mir schien, er wolle es ihr noch recht schlecht gehen lassen; ich erhielt aber die tröstliche Versicherung, daß sie noch Fürstin von Hohenberg werde.

269. An Emilie Sigel. Den 24. August 1851.

Nachdem ich Ihnen von Venedig und Dresden aus geschrieben habe, will ich Ihnen auch einmal von Echterdingen aus schreiben.

Daß mir dies möglich wird, wenn es Ihnen angenehm ist, verdanken Sie dem Nichteintreffen von Vischer, oder vielmehr seines Briefs, der mir sagen sollte, daß er erst morgen kommt, und der nach Enslingen lief, wo ich nicht war.

Ich war also vergangene Woche in Heilbronn, wohnte bei Sicherer, speiste alle Tage im Carlszimmer, zwischen den Büsten von Carl Herzog und Franciska, und vor einer von Pfr. Hahn in Kornwestheim [2]) verfertigten Carlsuhr. Sah alle Freunde wieder, wenige abwesende, z. B. St. R. Goppelt, ausgenommen, und trank in altbekannten Kneipen, vor allem bei Gräßle, verschiedene Schoppen. Der Mensch ist doch ein leichtsinniges Geschöpf.

Nach Neuenstadt, wie ich vorausgesehen, führte mich mein trefflicher

1) Ein Brief, worin sich Frau Schubart bei Miller für einige seiner Romanfiguren verwendet, findet sich in Strauß' Schubart, Ges. Schr. VIII, 294.

2) Einem nicht blos in Württemberg hochangesehenen Mechaniker aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. — Ueber Sicherer S. 155, [1]). 161, [2]). 195, 6.

Gastfreund, um den Oberförster Schiller kennen zu lernen, welcher mir beim Essen im Stern die Krebse schälte. Auch interessante Familienbilder sahen wir bei ihm; doch das wichtigste, sein Vater, von Frau Simanowitz, ist in Stuttgart bei Bildhauer Hofer, wo Sie es doch auch zu sehen suchen sollten. Kauffmann spielte mir mit seinem Sohn — Klavier und Violine, den ganzen Don Juan durch, was mir großes Vergnügen gewährte.

270. **An Vischer.**

Weimar, den 14. Oktober 1851.

— — Ich vermisse freilich hier Manches. Erstens meine neue, reinliche Wohnung — die mir hier verspätet gemiethete ist mal-propre; dann das edle Bier — doch habe ich gestern mit Hülfe eines andern Hofraths als Schöll ein leidliches bairisches aufgefunden; vor Allem dann den Zweck meines Hieherzugs — die Kinder, von denen ich jedoch nun hoffe, daß sie freiwillig werden verabfolgt werden, ihre Mutter hat's wenigstens ausdrücklich versprochen.

Von vorn herein lege ichs nun hier blos auf einen $^{1}/_{2}$jährigen Aufenthalt an. Um Georgii soll mir die Heimat frei gemacht werden, und da gedenke ich gleich hinzuziehen. Es ist mir in der letzten Zeit meine Empfindung und Bedürfniß ganz klar geworden; allein wäre ich wohl lange nicht mehr heimgekommen, aber mit Familie mag ich nur dort mein Nest haben.

Wie es mit der Geselligkeit hier gehen wird, kann ich noch nicht sagen. Schöll ist lieb und gut und gefällig, aber ein Theetrinker. Sauppe[1]), den ich mag und der eher auch in eine Kneipe zu bringen sein soll, ist im Augenblick verreist. Die Musiker hier, deren einen ich kennen lernte, sind alle toll von einem gewissen Wagner, der den Lohengrin ꝛc. componirt hat und mir aus Allem, was ich von ihm weiß, als eine Art von musikalischem Rohmer[2]) zuwider ist u. s. f. — In Neuses bei Coburg Rückert besucht; freundlich aufgenommen; kräftig und bedeutend, doch das Unabgestaubte seiner Poesien aus seinen Umgebungen im Zimmer begriffen.

---

1) Der bekannte, 1892 als Professor in Göttingen gestorbene Philolog, damals Gymnasialdirektor in Weimar. — 2) Friedrich R. (1814—1857), der sich als philosophisch-politischen Messias aufspielte und von einer Anzahl unbedingter Anhänger als solcher bewundert wurde.

271. **An Wilhelm Strauß.** Weimar, den 20. Oktober 1851.

— — Doch wollte ich Dir eigentlich erzählen: bei Liszt, der hier Kapellmeister ist, einem Violinquartett beigewohnt, und mich dabei von der russischen Fürstin Wittgenstein, die er nächstens heirathen wird, anrauchen lassen — was will man mehr? Das Quartett ist gut, nur sind die Leute etwas rapplig durch einen allerneusten Komponisten, Namens Wagner, der sich hier aufgehalten hat, so daß ihnen Beethoven selbst noch nicht toll genug ist, wenigstens spielen sie seine spätesten krausesten Sachen am liebsten. Meine bescheidene Anfrage an Violino I°, einen gescheidten ganz jungen Virtuosen, ob denn auch der alte Haydn noch bei ihnen ankommen dürfe, führte dann doch ein Gespräch herbei, dessen Ende war, daß er mir ungebeten versprach, nächsten Sonntag solle ich ein Haydn'sches Quartett von ihnen hören.

272. **An Kauffmann.** Weimar, den 7. Dezember 1851.

— — Den Romanzero und den Faust als Ballet habe ich auch gelesen; letzteres ist ein leeres Machwerk; in ersterem hat auch mich Manches angesprochen, oder vielmehr meinen Aerger über so vieles Gemeine oder Platte entwaffnet; Heine bleibt sich eben gleich und daß er dies thut, ist doch Etwas unter solchen Umständen. Mit der Bekehrung hat es nicht viel auf sich, obwohl ich sie als Probabelfinden des Gottesgedankens nicht bezweifeln möchte.

Von Musik habe ich seither nichts gehört, als 3 Quartette von Haydn, Mozart und Beethoven, die in einer öffentlichen Quartettsoirée, dergleichen noch 3 folgen werden, so viel ich merken konnte, sehr gut ausgeführt wurden. Das Opernrepertoir (Zampa, Martha 2c.) wird mich nicht oft in's Theater ziehen; um so mehr freue ich mich, daß sich die Stuttgarter Oper putzt. Die glänzenden Nachrichten aus München in musikalischer Beziehung haben mich doch oft gestochen.

In Paris ist ja der Teufel wieder los. Möchte er doch bei dieser Gelegenheit einmal das ganze Nest holen, von dem doch nur unverdautes und unverdauliches Zeug ausgeht!

273. **An Vischer.** Weimar, Thomas-Abend 1851.

— — Dieser Tage war Künzel hier und amüsirte mich sehr. Er kam von Berlin und Dresden, wo er, seiner Versicherung nach,

die Gustel von Blasewitz als jetzige Stadträthin N. N. gesehen hatte. Wie er zu ihr hindurchdrang, der er, da sie diese Verewigung krumm genommen, den Grund nicht sagen durfte, bildete ein Künzelianum, bei dessen Erzählung ich immer an Märklin denken mußte, wie herzlich der darüber gelacht hätte.

274. An Wilhelm Strauß.

Weimar, den 18. Februar 1852.

Alle herumreisenden Sängerinnen zum Kuckuck wünschend, habe ich die Sonntag, die hier 3mal sang, nicht gehört, überhaupt seit Januar nichts Gescheidtes mehr, obwohl ich letzthin einem musikalischen Abend bei Liszt nicht ausweichen konnte. Während der Fasten soll nun die 9. Symphonie von Beethoven, und später die Musik zu Goethe's Faust vom Fürsten Radziwill sein, auf welche ich wenigstens neugierig bin.

Haben Euch Wasser und Winde nicht beschädigt? Hier war vor 14 Tagen das ganze Wiesenthal, vom Park bis zum Goethe'schen Garten durch die Ilm überschwemmt, wobei ich mich an sein unvergleichliches Gedicht An den Mond B. 7 erinnerte, wo die vor seinem Garten vorbeifließende Ilm gemeint ist.

275. An Vischer.

Weimar, den 26. Februar 1852.

— — Von der Politik erinnerst Du Dich wohl nicht, mir in Deinem Letzten verboten zu haben, nunmehr noch zu schreiben. Daß ich mir dies nicht ungern verbieten ließ, kannst Du Dir denken. Es kann zwischen uns in diesem Punkte nur zu Zerrereien kommen, aus zwei Gründen:

1. nämlich empfinde und denke ich in dieser Sache zum Theil ganz anders als Du. Der jetzige Zustand der östreichischen Angelegenheiten, so unerfreulich er auch mir ist, ist mir doch immer noch lieber als der, den wir unter radikalem Regiment zu erwarten gehabt hätten. Ich bekenne offen, so lange wir noch in Europa sind, will ich lieber russisch als demokratisch regiert sein.

2. Empfinde ich auch, was ich gleich mit Dir empfinde, doch lange nicht so stark und leidenschaftlich. Dies a) schon deswegen nicht, weil bei mir die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten nie vorwaltete, sondern nur den blassen landschaftlichen Hintergrund meines

Lebens bildete. Noch mehr deswegen nicht, weil ich b) keineswegs so bestimmt, wie Du, zu wissen glaube, welcher Weg uns zum politischen Heile führen kann. Daß in unserer *πολυκοιρανίη* [1]) unser Unglück besteht, weiß und empfinde ich klar und tief; allein, wie aus derselben herauszukommen, weiß ich nicht, und kann es nun auf keine Weise als meine Pflicht betrachten, mich abzuärgern, daß der Knoten sich verwickelter gezeigt hat, als wir vor 4 Jahren glaubten. Ich lasse das Weitere mit Resignation an mich kommen, das vielleicht (ich meine die vorläufige Sauerei) durch L. Napoleon näher ist, als man denkt. An diesem habe ich übrigens insofern eine Freude, als er den Franzosen anthut, was sie und ihre Revolution werth sind, und als er doch einmal wieder ein Mann ist, der das Herz hat, dem Pack gegenüber etwas auf sich zu halten.

Doch satis superque [2])! Du wirst mir eine schöne Zeche machen schon über das Bisherige. Meinetwegen — nur laß nicht mehr so lang auf einen Brief warten und in alle möglichen Zweifel gerathen

Deinen

D. F. Strauß.

276. An Vischer.

Weimar, den 25. April 1852.

Aus Deinem l. Schreiben vom 22. greife ich vor Allem den passus wegen des musikalischen Theils Deiner Aesthetik auf und bemerke Folgendes. Seit vier Monaten dem ganz elementarischen Unterrichte meiner Kinder im Klavier bei einem tüchtigen Lehrer regelmäßig anwohnend, habe ich oft bedauert, einen solchen nicht selbst in jungen Jahren genossen zu haben, dabei aber doch gelegentlich über so Manches klarere Vorstellungen bekommen, daß ich mir oft stille Vorwürfe darüber machte, warum ich noch jetzt nicht einen solchen Unterricht, wenigstens in rein theoretischer Absicht und mit Verzichtleistung auf alles Praktische nehme. Was ich hiemit an dieser Stelle sagen will, ist dies, daß ich glaube, Du könntest Dir durch ein paar wöchentliche Stunden, die Du bei einem tüchtigen Musiklehrer in der Theorie der Musik nähmest (wobei ein Klavier zur Verdeutlichung bei der Hand sein müßte) binnen eines halben Jahres weiter helfen, als Du Dir jetzt vorstellst. Dabei müßte aber nach meiner Meinung der Lehrer ein alter Lehrpraktiens

---

1) „Vielherrschaft". — 2) „Genug und übergenug".

sein, der die Methodik des stufenweisen Beibringens der Dinge gewohnheitsmäßig los hätte. Ich weiß nicht, wie Du mit Silcher stehst; allein ich würde, da mir Andere dort natürlich nicht bekannt sind, in dubio[1]) zu ihm oder einem seinesgleichen rathen. Bis Du einen solchen Versuch $1/2$ Jahr lang gemacht, meine ich, solltest Du Dir keinen Mitarbeiter aufbürden; dann müßte wohl ein Ferienaufenthalt — sei es in Stuttgart bei Ruoff, oder in Heilbronn bei Kauffmann — nahezu hinreichen, die Sache zum Ziele zu bringen. (Von einem Musiktheoretiker und Aesthetiker Marx in Berlin sind kürzlich „Musikalische Briefe von einem Wohlbekannten" erschienen, die eine Charakteristik sämmtlicher Componisten von Gluck und Haydn bis Mendelssohn enthalten sollen, mir jedoch noch nicht zu Gesicht gekommen sind.)

— Droysen sprach ich neulich einen Nachmittag. Sybel von Marburg, der auch hier war, leider nicht, der aber Schöll viel Freundliches über Zeller und seine Frau sagte.

Verzeih, daß ich so bald wieder schreibe. Ich las einmal irgendwo, man sollte jeden Brief gleich nach Empfang beantworten, so lang er noch ganz frisch wirkt. Wenn's freilich „Alle so machen wollten", würde sich das Leben in Briefe auflösen. Aber Du wirst's auch schwerlich nachthun.

277. An Emilie Sigel.

Ilmenau, den 25. Mai 1852.

Auch einmal wieder einen Reisebrief. Und zwar aus Ilmenau, mitten im Thüringer Wald. Freund Schöll beredete mich zu dem kleinen Ausflug, den noch ein 2. Hofrath, Gymnasiumsrektor Sauppe, mitmacht. Die Kinder weinten schon den Abend vorher, faßten sich aber am Morgen auf Zuspruch Georginen's, doch kamen Fritz beim Nachsehen aus dem Fenster wieder Thränen. Gestern halb mit Eisenbahn und Eilwagen, halb zu Fuß hieher, einem ehemals durch Bergwerk, jetzt noch durch gute Luft, Wasser, und Bäder bekannten Ort, wohin Goethe öfters sich zurückzuziehen pflegte. Heut früh bergauf durch den Tannenwald, zu dem einsamen Jagdhaus, wo der Gr.-Herzog Karl August mit Goethe und seinem Jagdgefolge oft lustigen Hof hielt. Noch ein paar hundert Schritte weiter oben auf der höchsten Höhe steht ein hölzernes Häuschen, wo Goethe übernachtete, wenn es

1) „Im Zweifelsfalle".

ihm im herzoglichen Pavillon zu geräuschvoll war. Da steht noch von ihm mit Bleistift an die Bretterwand geschrieben der schöne Vers:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein ruhen im Walde;
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Die tiefe Waldeinsamkeit dieser Plätze nöthigt die Phantasie, sie mit den Gestalten der Vergangenheit zu beleben. Vor einer andern Waldhütte, welche ein kleines Wirthshaus ist, trafen wir den Förster, der uns an allen merkwürdigen Punkten und Aussichten des Waldstücks herumführte. Da ist mitten unter dichten Tannen ein hoher, mit dickem Moos bewachsener Fels, Hermannstein genannt, und in seiner Seite eine Höhle, wo, wie Schöll aus den von ihm herausgegebenen Briefen wußte, Goethe in den 70er Jahren ein S, den Anfangsbuchstaben der Frau von Stein, seiner geliebten Freundin, eingehauen hatte. Niemand wußte sonst noch von diesem S, und auch Schöll zweifelte, ob es noch zu sehen sei; er war zum erstenmale da. Wir treten zu 4 in die kleine Höhle, und während die andern suchen, finde ich das schöngezogene wohlerhaltene S; Sie können sich denken, mit welcher Freude. Ob ihm diese Entdeckung gut bekommen wird, steht dahin; denn nun werden die Reisenden es mit Inschriften umgeben, es überfahren und so ruiniren, wie sie jenen Vers auf dem Gickelhahn (so heißt der Berggipfel, wo jener steht), schon ruinirt haben. Um Mittag kamen wir wieder hieher zurück, da brach ein Gewitter aus, und wie es aufgehört hatte, ein zweites — so daß es sich fragt, ob wir heute weiter können, wenn wir nicht fahren. Hier kommen einige Blümchen und Blüthen von diesen Bergen, das gelbe unscheinbare ist nur wenige Schritte vom S gepflückt.

278. **An Vischer.** Weimar, den 20. Juni 1852.

— — Daß Du in Deiner Aesthetik die Künste einzeln herauszugeben Anstalt machst, finde ich ganz passend. Wie Du am Abfassen, so wird auch der Leser je mit Einer genug zu verdauen haben. Laß

Dich also dieses nicht bekümmern, und mach nur als[1]) fort. Auch mit der letzten Redaction und Glättung würde ich's so genau nicht nehmen, da Du Dir in dieser Hinsicht bei einem in so langen Zwischenräumen geschaffenen Werke nie ganz genügen kannst, und es, wenn es in dieser Gestalt fertig ist, auf jeden Fall in usum Delphini[2]) umgießen mußt. Mit der Musik hätte es zwar demnach noch gute Zeit; nur solltest Du einmal anfangen, Dich instruiren zu lassen; ehe Du damit $^1/_2$ Jahrlang fortgemacht, kannst Du unmöglich wissen, wie es später bei der Abfassung allenfalls anzugreifen sein möchte.

Mein Nichtsthun betreffend, habe ich mich durch den Disput aus meiner Stellung herauslocken lassen, welches die ist, daß mir in meinem Fach, seiner Scheußlichkeit wegen, nicht mehr zuzumuthen ist, etwas zu schreiben, außer seinem Fach aber, als Dilettant, etwas zu machen, von Niemanden gefordert werden kann. So trostlos es ist, so habe ich eben in Nichts Fachstudien, als in der Theologie; Du hast viel früher umgesattelt, und nicht, wie ich, erst nachdem Du deine beste Kraft auf jenes Unglücksfach verwendet. Ein einziger Fall wäre denkbar, den wir aber, selbst im Interesse meiner litterarischer Reputation, nicht wünschen wollen: wenn Verhältnisse einträten, die mich ökonomisch nöthigten, wieder zu schreiben. Absit omen![3]).

— Wegen des Fausts darfst Du bei mir keine Auskunft suchen; Schöll meinte, das Niedergeworfenwerden 2c. bedeute die Unzulänglichkeit jeder Theorie zur Natur. Schöll hat eine artige Novelle geschrieben.

Gutzkow hat ja unterdessen etwas aus seinen Knabenjahren herausgegeben, welches im Ganzen ein recht ansprechendes Büchlein ist. — Auerbachs Roman[4]) las ich indeß auch: tüchtige dorfgeschichtliche Masse mit unreifem, socialistischem Aufguß. Ich wäre auf Dein Urtheil begierig.

— Stahr war kürzlich bei mir. Adieu.

---

1) Dialektisch = immerzu. — 2) „Für den Schulgebrauch"; wörtlich „für den Gebrauch des Dauphin", wie nicht selten auf den Titelblättern französischer Schulausgaben aus dem 17. und 18. Jahrhundert steht.

3) „Unberufen"! — 4) „Neues Leben" 1851.

279. **An Emilie Sigel.** Den 19. Juli 1852.

Diese Zeilen schreibe ich Ihnen auf der Rückreise von Marburg in Koblenz, wo ich meinen Bruder erwarte, dem der Arzt keine Ruhe gelassen hat, bis er sich dazu verstand, noch eine Molkenkur in Schlangenbad zu brauchen. Hätten wir das früher gewußt, so konnten wir unsere Reise zusammenrichten; jetzt geht er, wann ich komme, und umgekehrt, und wir können nur unterwegs noch zusammentreffen; denn ihm in Schlangenbad zu assistiren, konnte ich mit Rücksicht auf sein Befinden diesmal mit Beruhigung ablehnen. Mir graut seit 1850 vor jedem Badaufenthalt.

In Marburg blieb ich noch bis letzten Freitag, weil Zeller vorher nicht abkommen konnte, mich eine Strecke zu begleiten. Am Freitag fuhren wir dann bis Wetzlar, bekannter als durch sein ehemaliges Reichskammergericht durch die Goethe-Werthers-Erinnerungen. In Wetzlar selbst wird noch des jungen Mannes Grab gezeigt, dessen Selbstmord Goethe den Anstoß zu seiner Dichtung gab; wir sahen im Vorbeigehen den schön gelegenen Kirchhof, das Grab aber konnte uns ein dort arbeitender Taubstummer nicht zeigen. Den Abend spazierten wir dann in das Dorf Garbenheim (Wahlheim im Roman genannt), hinaus, wo sie Goethe an seinem Lieblingsplätzchen ein Denkmal errichtet haben. Aber die 2 alten Linden sind nicht mehr, und von den 3 nachgepflanzten lebt nur Eine, die andere ist krank, und die dritte todt. Unfern davon saßen wir im Wirthsgärtchen unter schattigen Akazien, an denen ein junges Kätzchen wie ein Eichhorn auf- und abkletterte. Des Wirthes Wein war gut, er selbst aber so melancholisch, als ob er ein Nachkomme Werthers wäre.

Von Wetzlar gingen wir am folgenden Morgen noch vor dem Frühstück — um der Hitze zuvorzukommen, zu Fuß nach Braunfels, der hoch auf dem Berge gelegenen Residenz des Fürsten von Solms-Braunfels, mit schönster Aussicht, aber garstigem Menschenschlag. Dann wieder zu Wagen das Lahnthal abwärts nach Weilburg und Limburg. Von hier bis Diez mit einem sehr schönen Mädchen gefahren, welcher ich, da sie leidend war, aus dem Coupé helfen mußte.

Von Diez zu Fuß in großer Hitze nach Schaumburg, abermals ein Bergschloß, wo ein halbverbannter Oestreichischer Erzherzog (Stephan) existirt und baut, und weiter, da Herr Maier in Geilnau nicht mehr logirt, bis nach Holzappel, wo uns Herr Priester freundlich be-

herbergte. Hier trennten wir uns am andern Morgen, da Zeller den Sonntag braucht, um heimzukommen, wo er Montag wieder Vorlesung hat.

Immer hatte ich in Marburg bei der großen Hitze Abhülfe durch den Neumond, der am Samstag war, prophezeit, nun war der Spaß groß, als wir in der That am Sonntag Morgen drohend bewölkten Himmel sahen. Nach genommenem Abschiede ging ich auf angenehmeren Wegen nach Nassau, wo das Stammschloß des fürstlichen Geschlechts als Ruine auf dem Berge steht, und auf einem Hügel etwas tiefer das der Herren von Stein, dessen letzter Sproß der Minister von Stein war, dem Preußen und Deutschland so viel verdankt. Er trieb und stützte die schwachen Monarchen im Freiheitskampfe gegen Napoleon, begründete das Verfassungsleben in Preußen, und wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte man im Jahr 1814 die Zaunkönige nicht mehr hergestellt. Sein Schloß und Garten steht in der Stadt, ich ging hin, und wurde, da die Besitzerin, eine kinderlose Tochter des Ministers, abwesend ist, überall herumgeführt. Er hatte sich nach dem Siege über Napoleon einen 8eckigen Thurm an das Schloß angebaut, wo er arbeitete und wo die Bilder seiner Mitkämpfer für die gute Sache, eines Blücher, Scharnhorst u. s. w. nebst den Büsten der 3 Monarchen, mit deren Schwäche, Selbstsucht und Seichtigkeit er so viel zu kämpfen hatte, aufgestellt sind. Im Schlosse selbst sind 2 Bildnisse von ihm selber, ein Porträt in Oel vom Jahre 1803, noch ehe er in's Große zu wirken Gelegenheit hatte, und eine Büste aus seiner letzten Zeit († 1831), ein herrlicher Greisenkopf, mit heller Stirne, gewaltiger Nase, scharfem, doch feinem Munde.

280. **An Vischer.** Weimar, den 1. August 1852.

Meinen herzlichsten Glückwunsch zur Vollendung der Architektur! ich freue mich, sie bald gedruckt zu sehen, und noch mehr auf die Plastik. Dein Werk hat, wie ich finde, mit jedem folgenden Hefte mehr Anklang und Verständniß im Publikum gefunden, und so wird es sicher auch fortan gehen.

Dem Prutz habe ich, wie Du Dir denken kannst, abgeschrieben. Wo die Lust fehlt, kann aus dem Bewußtsein des Berufs zu einer Arbeit ein Pflichtantrieb zu derselben erwachsen und jene ersetzen; bei mir fehlte beides durchaus, und so konnte mein Entschluß nicht zwei-

felhaft sein. Was die Lust betrifft, so hätte der bloße Gedanke an das Litteraten-Wespennest, in das ich mit einer solchen Kritik hätte stechen müssen, allein hingereicht, mir sie gründlich zu benehmen. Daß Du meinen Entschluß, scribendo finem imponendi[1]) aus persönlicher Empfindlichkeit herleitest, muß ich mir gefallen lassen, obwohl ich mir bewußt bin, daß dies nicht der Grund ist. Ich kann mit dem Wind dieser Zeit als Autor nicht fahren, und so sehr ich übrigens demjenigen zustimmen kann, was Dein Schreiben Politisches enthält, so scheint mir doch Dein Postulat des Unwillens als der politischen Grundempfindung in jetziger Zeit, aus einer irrigen Ansicht hervorzugehen. Es ist gewiß nicht die Schlechtigkeit, Verkehrtheit, Selbstsucht dieser oder jener Individuen, Stände 2c., welche das deutsche Einheitswerk nicht hat zu Stande kommen lassen, sondern der Gang der geschichtlichen Entwicklung, welcher den Oestreichichen Staatencomplex an Deutschland an- und aus demselben wieder hinaus hat wachsen, ihm gegenüber Preußen entstehen lassen 2c., — zwei politische Existenzen, die sich nun mit historischem Rechte d. h. mit historischer Macht zu erhalten streben, sie mögen uns gefallen oder nicht. Daß sich aus dieser Zerklüftung Deutschland jemals als Eines herausarbeiten werde, ob das im Gang der Entwicklung Europa's liege, können wir nicht wissen; hoffen mögen wir's, aber dürfen's nicht fordern. Du siehst, ich kann Deine Forderung der Thätigkeit für die Verbreitung des Bewußtseins der nationalen Einheit ganz zugeben; aber Deinen Unwillen nicht, weil er mir den rechten Gesichtspunkt zu verschieben scheint. Neben dieser Einheitsfrage aber betrachte ich das Mehr oder Weniger von Despotismus oder Constitutionalismus, Junker- oder Demokratenthum in den einzelnen deutschen Ländern als sehr gleichgültig.

281. An Rapp.

Köln, den 17. Oktober 1852.

Die Jahreszeit wird sich nun bald schließen und ich darf mir keine Rechnung darauf machen, noch einen Freund aus der Heimath dieses Jahr bei mir zu sehen. Doch will ich nicht unzufrieden sein, da erst Sicherers und dann Vischers Anwesenheit mir sehr wohlthat und ich Deinen und Kauffmanns Besuch auf nächstes Jahr gut behalte. Vischer war wahrhaft menschlich und liebenswürdig und auch

1) „Nicht mehr zu schreiben."

seine alte Kameradschaft mit meinem Bruder gab unserm Zusammensein etwas gar Trauliches.

Ach, lieber Rapp, wirst Du denn auch so alt? Ich glaube, die Kinder machen's; wo es dann freilich billig ist, daß man den Segen, den man an ihnen hat, auch theuer erkauft. Allein, man lebt eben gar nicht mehr selbst, sondern nur noch als Hülse, Erbsenschote, deren eigentliches Leben die jungen Erbschen sind. Mir nur fällt diese Veränderung mehr auf, weil ich die Kinder nach abermaligem Junggesellenthum so spät bekam und nun, in Ermanglung anderen Berufs, den Schwerpunkt meines Lebens ganz in sie verlegt habe, von ihrem Hauche lebe.

282. An Vischer.

Köln, den 24. Oktober 1852.

Etwa 8 Tage nach Deiner Abreise erhielt ich das neue Heft Deiner Aesthetik und machte mich gleich dahinter. Jetzt begreife ich erst, warum es Dir so viel Arbeit gemacht hat; es ist ja ein ungeheures Material darin verarbeitet. Ich sehe Dich aber gern so schaffen, so im Schurz und mit gestülpten Aermeln zum Steinmetzen Dich gesellen. Es steht Dir trefflich, auch im Styl, wenn Du von solchen Dingen sprichst. Mir hat freilich diese technisch-terminologische Seite Schwierigkeiten gemacht; es hängt mit meiner Blindheit zusammen, daß meine Phantasie im Vorbilden räumlicher Verhältnisse, soweit sie nicht plastisch sind, äußerst ungeschickt ist. Ich müßte Zeichnungen dazu haben, um Alles zu verstehen. Auch an der Sprache habe ich einigemal zu beißen gehabt, welches aber ebensogut von meinen stumpfer werdenden Zähnen als von der Härte jener Bissen herkommen kann. Der Inhalt, so weit ich ihn beurtheilen kann, hat durchweg meinen Beifall; ein paar Nebensachen oder Ausläufer abgerechnet, wo ich vorerst noch dissentire. Dahin gehört Deine Hoffnung, daß auch eine Religion ohne einen objectiven Gott noch Kirchen, und zwar in neuem Style bauen werde. Diese Annahme scheint mir mehr aus dem Wunsche zu fließen, die Baukunst der Zukunft nicht ihres Herzblattes verlustig gehen zu lassen, als aus der logischen und historischen Wahrscheinlichkeit. Gehäuse für ein Göttliches zu machen scheint mir für ächtkirchliche Architektur wesentlich. Nicht nur der griechische Tempel war das; auch die mittelalterliche Kirche war Schrein eines Reliquienschreins, der Hostie ꝛc., daneben aber freilich auch Versammlungshaus

der Gemeinde. Daß jedoch letzteres allein nicht hinreicht, einen Kirchenstyl zu begründen, sehen wir daraus, daß es einen protestantischen nicht giebt, obwohl der Protestantismus wenigstens noch einen objectiven Gott, wenn auch freilich keinen eingekapselten mehr hat. Und nun vollends ohne diesen — und woher wissen wir denn, daß auch nur dieses religiöse Versammlungswesen fortdauern wird? Und warum sollte die Kirchenbaukunst nicht in ähnlicher Weise halbkünstlich fortvegetiren, wie die Plastik? Sind nicht vielleicht überhaupt diese drei objectiven Künste zu einem allmählichen Ableben bestimmt? Denn mit der Zukunft der Malerei steht es doch auch höchst bedenklich, wenn wir ehrlich sein wollen. Einen andern Punkt haben wir mündlich schon berührt, die Färbung der griechischen Tempel. Aus Deiner Darstellung im Buche ist deutlich zu sehen, daß sie Dir ästhetisch auch unverdaulich ist; aber einer ästhetischen Sünde magst Du doch die Griechen nicht zeihen, so machst Du einen technischen Fehler (wegen mangelnder Dauerhaftigkeit) daraus. Das scheint mir mehr eine Auskunft als eine Vereinigung der Sache zu sein. Es ist diese freilich um so schwerer, weil wir doch so genau nicht wissen, wie so ein farbiger Tempel eigentlich aussah. Ich helfe mir damit, daß ich die Bemalung der Tempel auf die Seite der Superstition schlage, wie die Bemalung und Bekleidung der Tempelbilder. Die Masse will überall Farbe haben, und sofern in diesem religiösen Bedürfniß auch der griechische Baukünstler noch befangen war, kam ihm die künstlerische Forderung nicht rein zum Bewußtsein. Daß insofern unser anschauender Geschmack reiner ist, als der hervorbringende der Griechen, sofern er nämlich nicht mehr religiös (damit aber freilich auch nicht mehr productiv) ist, das halte ich für einen Satz, der sich ohne Unbescheidenheit vertheidigen läßt. — — —

Dein Brief hat mir, ehrlich zu gestehen, ein paar unangenehme Stunden gemacht. Ich wollte erst Manches entgegnen, begnüge mich aber mit Folgendem. Dir kann so wenig wie mir die Ueberzeugung fehlen, daß alles Pflichtpredigen nichts nützt, wenn man es nicht versteht, in den Menschen Neigung zu demjenigen zu erwecken, wozu man sie ermahnt. Davon wirken solche Ermahnungen aber in der Regel das Gegentheil, wie ich z. B. an jenes Project vollends gar nicht denken mag seit Deinem Brief. Ich wiederhole, ich erkenne nur Pflichten an in bestimmten Verhältnissen; so weit ich in solchen stehe, gebe

ich mir Mühe, dieselben zu erfüllen, eine Pflicht gegen das Publikum oder gegen die Menschheit ist für mich ein Unding, von dem ich nichts verstehe. In Betreff der freien, durch kein bestimmtes Verhältniß gebotenen Production verhält sich der Geist wie die Eiche, welche Eicheln herabwirft, wenn Boden und Wetter sie begünstigen, aber ganz ohne Rücksicht auf die Nothdurft der lieben Schweinheit, die unten herumläuft. Mit diesem Gleichniß werde ich zwar schön ankommen. So will ich sagen: Dein Schütteln am Zwetschgenbaum nützt nichts, wenn eben diesmal keine Zwetschgen darauf gewachsen sind. Belebe seine abgestorbenen Wurzelfasern wieder und schaff ihm nächstes Jahr einen schönern Sommer, — wenn Du kannst; darauf will ich Dir mehr halten. Also Dein dixi et salvavi animam[1]) sei Dir hiemit bescheinigt; jetzt nimm wieder eine Zeitlang mit mir vorlieb, so wie ich eben bin.

283. An Zeller.

Köln, den 3. November 1852.

— — Vor etwa 6 Wochen kam mir auch der Schluß Deiner griechischen Philosophie zu, für welches Geschenk ich Dir herzlich danke. Ich habe, was ich in Marburg noch nicht gelesen hatte, nacheinander vorgenommen, und mich der Gründlichkeit und Klarheit Deiner Entwicklung und Darstellung stets gleichmäßig zu erfreuen gehabt. Mit dem Neuplatonismus selbst geht es aber doch wie mit allen Mysterien, wenn sie enthüllt werden: es ist nicht so viel dahinter, als man sich allgemein vorstellte.

— Der mündlich und brieflich von uns besprochene Plan eines Dictionnaire rc.[2]) scheint nicht gedeihen zu wollen. Auf Vischer hat der Buchhändlersbrief noch abschreckender als auf mich gewirkt, obwohl er darum nicht abließ, mich durch die Kantische Vorstellung meiner Pflicht, zu schreiben rc. — vollends von der Sache abzuschrecken. Auch Baur billigt, wie V. mir schreibt, den Plan nicht; denn wenn er zwar nur die Wörterbuchform verwirft, so verwirft er mir die ganze Idee, welche für mich außer in jener Form nicht vorhanden ist. Eine Hauptschwierigkeit würde auch der Mangel an Büchern bilden, wodurch ich mich auf jedem Schritt gehemmt fühlen müßte. Also lassen wir's vorerst liegen.

---

1) „Ich habe gesprochen und meine Seele in Sicherheit gebracht."
2) Das als modernes Gegenbild des Bayle'schen gedacht war.

284. An Rapp.

Köln, den 5. Januar 1853.

Also das neue Jahr wäre begonnen, von meiner und meiner Kinder Seite im besten Wohl, wie denn überhaupt seit der Eröffnung meiner neuen Haushaltung vor nunmehr $^{5}/_{4}$ Jahren, im Innern derselben ich nur von Glück zu sagen habe. Die Kinder entwickeln sich gesund und gutartig, die Haushaltung geht ihren stillen Takt vorwärts und es ist in letzterem Stücke auch durch das Ausscheiden des Fräulein C. keine Veränderung eingetreten. — Emilie, die aus ihrem Krankenbette heraus auch jetzt mehr für mich thut, als ihr gesunden Freunde und Verwandte Alle zusammen, machte dieß durch schleunige Hiehersendung der von ihr auserwählten Nachfolgerin möglich. Diesem guten Zustand im Innern, steht leider ein sehr bedenklicher im Aeußern gegenüber — die Krankheit des Bruders. —

In Köln wollen im Uebrigen sich keine neue Hilfsquellen für Umgang und geistiges Leben entdecken lassen. Wegen des Mangels einer öffentlichen Bibliothek bin ich einem Bücherleseverein beigetreten. — Heute Nachmittag will ich mit den Kindern eine große Menagerie besuchen. Mein Fritz brachte heim, es sei ein Löwe darin, der Papa und Mama sagen könne. Als ich ihm die Unmöglichkeit entgegenhielt, meinte er, vielleicht sei es auch ein Affe.

285. An Käferle.

Köln, den 15. Januar 1853.

Zwar denke ich überhaupt fleißig an meinen lieben Bergpropheten, doch gestern Abend besonders lebhaft, da ich die Quartette hörte, die auf beiliegendem Zettel verzeichnet stehen. Ich dachte an die alte Zeit, da ich in der kleinen Communität[1]) Eurem Spiele zuhörte, und die ersten musikalischen Eindrücke und Ahnungen empfieng; an das Schicksal, daß nun der eine von Euch[2]) Prälat, der andere[3]) Musikdirektor, einer Pfarrer, und einer — der gute Bühler nämlich, gar gestorben oder wenigstens für mich verschollen ist[4]). Dann wünschte ich Dich herbei, an meiner Seite die schönen Sachen zu hören, oder dachte Dich an die Stelle des Violincellisten am Musikpult. Es waren wirklich herrliche Dinge — Du wirst sie ja kennen — gewissermaßen immer eines schöner als das andre, Beethoven hier gleichsam noch das horazische Böcklein,

1) Einem von den zwei Hörsälen des Tübinger evangelischen Seminars.
2) Hauber. — 3) Hetsch vgl. S. 41, [1]). — 4) Er starb erst 1882.

Cui frons turgida cornibus
Primis et Venerem et proelia destinat[1]),

in den ersten 3 Sätzen noch ganz manierlich, nur pathetischer als seine Vorgänger — nun aber fängt der 4. Satz, wo man einen felix exitus[2]) in Presto erwartet, mit einem bedenklichen Adagio an, worin sich der Baß immer bedrohlicher entwickelt — nun, denkt ein unbescheidener Kritikus, was fällt dem Sonderling ein, in den letzten Satz noch ein Zerwürfniß zu bringen, zu dessen ordentlicher Lösung der ganze Verlauf des Quartetts erforderlich wäre? — ja, so geschwind geht's nicht, denkt er weiter, es kommt nämlich auf einmal das munterste Allegro, um jenes Lastende wegzuscherzen; allein das läßt sich der Dämon mit Recht nicht gefallen, mit centnerschweren Tönen fällt er in jene Lustigkeit ein, und nun nimmt sich diese zusammen, geht in sich, entwickelt einen seelenvollen Gesang — jetzt ist's gut, und in jubelndem Prestissimo wird das Ziel erreicht.

— Kürzlich las ich die Biographie des alten Paulus[3]), die nur leider in plumpe und faule Hände gefallen ist; ich war darüber so boshaft, daß ich vor mich hinbrummte: Mein Schaden ist es nicht, daß solche Sachen nicht mir in die Hände fallen! Der Verfasser hatte nämlich von Paulus selbst das reiche Material dazu an Briefen, Tagbüchern 2c. erhalten.

286. An Rapp.

Köln, den 24. Januar 1853.

— — Ja, der neidische alte Tieck. Ein häßliches Bild, dieses böse, gelbe Gesicht, im Bett, und dieser Neid, diese Schrullen noch bis zum letzten Schnapper. Der bleibt sich auch treu, in seiner Art. Da ist mir Schlegel noch lieber. Auch er war ein Neidhammel, aber das Kindische seiner Eitelkeit hatte wieder etwas Gutmüthiges. — Der alte Paulus war freilich ein Mann. Es war Ein Gedanke, den er in jungen Jahren ausgeprägt und in dieser Form unverändert bis in sein höchstes Greisenalter festgehalten hat. Ein solcher Gedanke muß entweder eine innere Unendlichkeit in sich schließen, und selbst dann wird er sich nicht ohne mancherlei Wandel und innere Entwicklung festhalten lassen, wie z. B. bei einem Kant, Goethe 2c.; oder, je be-

1) „Dem vom ersten Gehörn die Stirn — Strotzend beides verheißt, Kämpfe und Liebeswerk." — 2) „Glücklicher Ausgang." — 3) Von Reichlin-Meldegg; vgl. Br. 288.

grenzter der Gedanke an sich, und je enger seine Fassung ist, desto mehr gehört eine gewisse Bornirtheit dazu, um ihn lebenslänglich festhalten zu können. Eine solche Bornirtheit von Seiten der Phantasie und des Geschmackes kam auch Paulus zu Statten, sonst hätte er unmöglich auf seine natürliche Erklärung leben und sterben können. —

287. An Rapp.

Köln, den 4. Februar 1853.

— Ich schrieb Dir neulich, aus Gelegenheit des Paulus, von einer Goethe'schen Grundidee, deren Entwicklung und Darstellung dieser, wenn auch unter Modifikationen, sein ganzes Leben treu geblieben. Als der Brief fort war, fragte ich mich, wie sich denn diese Idee allenfalls aussprechen ließe und fand folgende Formel zur ungefähren Bezeichnung am bequemsten:

Die reichen Lebenskräfte der Natur in ihrer Entfaltung, ihren Stockungen (Entwicklungskrankheiten), und ihrer Wiederherstellung

a) nach der Seite des menschlichen Gemüths poëtisch darzustellen,

b) nach Seite der äußeren Natur theoretisch zu erkennen.

Im Gegensatz zur kahlen Regel, zur dürren Convenienz der französisch-deutschen Poëtik, der Zeit seines Herankommens, ist sein Götz ein solches Schöpfen aus dem vollen Meere des Lebens, ein Erschließen der Fülle quellender Kräfte in der menschlichen Natur. Noch üppiger wuchern diese im Werther, — aber hier bereits so, daß sie in der Ueberfülle ihrer eigenen Säfte ersticken. Auch Faust, auch Egmont gehören hierher; auch sie gehen, wiewohl in verschiedener Weise, an ihrem eigenen Reichthum zu Grunde. So weit geht Goethe's erste Periode. Wie nun hier herauszukommen? Wie die stockenden, sich gegen sich selbst zerstörend wendenden Kräfte wieder in gesunden Fluß bringen? Das ist das Problem der zweiten. Iphigenie eröffnet hier den Reihen, der durch Tasso, Wilhelm Meister rc. fortläuft und die Antwort enthält: Durch Wahrheit und Liebe, Maß und Entsagung. Am Schlusse der 2. Periode bezeichnen die Wahlverwandtschaften eine Zurückwendung zur ersten, zum Werther, wobei aber die Errungenschaft der zweiten in den sich aufrecht erhaltenden 2 Personen (Charlotte und dem Hauptmann) unverloren bleibt. Mit der 3. Periode steht der Dichter, bei abnehmender Produktionskraft, auf der Betrachtungshöhe,

von wo ihm jeder Streit gelöst, seine eigene Entwicklung überschaulich vorliegt: Divan und Wahrheit und Dichtung. In genauer Beziehung zu diesen verschiedenen Perioden steht dann auch Goethe's jedesmalige poëtische Form. Urkräftig, Leben quellend in der ersten, lauterste Harmonie in der zweiten, Nestorsweiser, honigsüßer Mund in der dritten. Dieser produktiven Seite Goethe's in Betreff der menschlichen Natur geht seine erkennende Thätigkeit in Bezug auf die äußere Natur genau parallel. Die Metamorphose der Pflanzen und der Thiere, wie die vegetabilische Idee sich von Blatt zur Blüthe, die animalische von einer Stufe des Thierreichs zur andern und endlich zum Menschen sich emporarbeitet, wie sie, der Blüthe gleich aus Blättern, endlich die Rückenwirbel oben sich zum Schädel entfalten läßt — Alles allmählich, ordentlich, stufenweis ohne Sprung (auch der Mensch hat noch den Zwischenknochen!); — wie ebenso aus den einfachen Potenzen von Hell und Dunkel das wunderbare Reich der Farben sich ausgebiert; wie der von einer Kugel verletzte Elephantenzahn durch dieselbe Heilkraft der Natur, welche das tieferkrankte menschliche Gemüth wieder herstellen kann, sich ausheilt — selbst bis auf die Ausschließung des revolutionären Princips aus der Geologie (als Vulkanismus) und Geschichte — überall dieselbe Grundidee dieser ebenso reichen, als in sich harmonischen Natur — aber freilich eine in sich unendliche Idee, und doch, damit die Bäume nicht in den Himmel wachsen, in der zuletzt berührten Ausschließung, nicht ohne Beschränkung und Einseitigkeit. — Si tu cum tua Julia valetis, bene est, ego cum liberis valeo, nec frater male se habet [1]).

288. An Zeller.

Köln, den 25. Februar 1853.

— — An dem über Freund Gildemeister [2]) ergangenen Sturm habe ich lebhaften Antheil genommen, und mich herzlich gefreut, daß er sich so klug und glücklich herausgeholfen. Ich erfahre wohl durch Dich etwas Näheres. Und nun scheint's, will man in Heidelberg auch

1) „Wenn Du mit Deiner Frau wohl bist, ist's gut; ich mit meinen Kindern bin es, und auch meinem Bruder geht es nicht schlecht."

2) Der gelehrte Orientalist, welcher damals in Marburg mit der Vilmar'schen Partei lebhafte Kämpfe zu bestehen hatte. Str. war ihm bei seinem Br. 279 erwähnten Besuch in Marburg persönlich näher getreten. 1859 kehrte er nach Bonn zurück, wo er 1890 gestorben ist.

der philosophischen Facultät auf den Leib. Ad vocem Heidelberg fällt mir das Paulus'sche Leben von Reichlin-Meldegg ein, das ich mit lebhaftem Aerger darüber gelesen, daß so ein reicher, prächtiger Stoff einem solchen Schmierer in die Hände gefallen. Der Tropf hat sich nicht einmal Mühe gegeben, das Material recht zu ordnen, eine Menge Briefstellen finden sich zweimal, und z. B. am Anfang der Würzburger Periode herrscht eine solche Verwirrung, daß die Chronologie nur mit Mühe herzustellen ist. Von der Seichtigkeit der Bemerkungen, der Vornirtheit, die Paulus'schen Erklärungen als bleibende Wahrheiten anzunehmen, der Gemeinheit der Gesinnung, sich am liebsten an die Stellen zu hängen, wo über academischen Brodneid geklagt wird &c., zu geschweigen.

Das Dictionnaire [1]) könnte ich wirklich, auch wenn ich sonst Lust hätte, mich auf's Neue in Händel einzulassen, hier am Orte nicht machen, wegen Büchermangels. Es gäbe eine Menge Notizen jeden Augenblick nachzuschlagen, und bei meiner Art zu arbeiten würde mich der Verzug, bis allemal wieder ein Buch von Bonn &c. herbeigeschafft wäre, ganz aus dem Concept bringen.

289. An Zeller.

Köln, den 25. April 1853.

— —. Aus der Heimath kamen zuletzt allerlei betrübende Nachrichten — Hardegg's Tod, der mir sehr nahe ging, — er war einer der geistreichsten und anziehendsten Menschen, und bei aller Mephistophelesnatur doch von treuer Anhänglichkeit an Jugendfreunde und Jugenderinnerungen, daher auch einer der patriotischsten Ludwigsburger.

— Freund Gildemeister bitte ich zu seinem fabelhaften Sieg über Dummheit und Bosheit der Menschen meinen bewundernden Glückwunsch zu machen.

290. An Rapp.

Köln, den 9. Mai 1853.

— Hardegg's Tod hat mir recht Leid gethan, er lebte gerne und wußte zu leben, wie Wenige — warum ihn nicht leben lassen? Er war als Mensch ein seltenes Kunstwerk und Künstler zugleich, als Freund liebenswürdig, anhänglich, wenn auch vielleicht nicht zuverlässig; als

1) Vgl. Br. 282.

Ludwigsburger das wahre Haupt dieser humoristisch-patriotischen Genossenschaft. Daß er den Pfaffen noch kommen ließ, rechne ich zum mimus vitae[1]) wie bei Talleyrand. —

Schwegler's römische Geschichte, I. 1. bis auf Romulus, ist ein opus vastae eruditionis, multi acuminis, utilius lectu quam suavius, sed mansurum[2]). — Wo er auf die Begründung des mythischen Standpunkts für die römische Geschichte kommt, da hat der alte Jagdhund in mir, obwohl längst unter dem Ofen liegend, doch gewaltig die Nasenflügel bewegt.

Sonst lese ich vor Schlafengehen einmal wieder des guten alten Wielands Oberon. Alles, was mir sonst an dem leider in der elendesten Schule, der der Franzosen, gebildeten Mann zuwider ist, tritt hier zurück; hier ist ein Dichter und zwar ein recht edler und liebenswürdiger. Wieland gleicht in vielen Stücken, auch in seiner Stellung zu Goethe, wie der andere zu Mozart, dem alten Haydn, den er freilich an Reinheit und Reichthum des Genius nicht erreicht, aber die heitere Gesundheit hat er mit ihm gemein, sowie noch besonders das, daß beide den neben ihnen heraufgewachsenen Größeren (Goethe, Mozart) nicht blos nicht beneideten, sondern sich auch durch ihn nicht niederschlagen ließen; im Gegentheil anerkennend und heiter lernten sie von ihm und producirten lustig weiter. Das thue ihnen einer nach! Und in dieser Hinsicht steht noch besonders der Oberon in Parallele mit der Schöpfung: dort Wieland geläutert und neu angeregt durch Goethe, wie hier Haydn vertieft und bereichert durch Mozart.

291. An Rapp.

Köln, den 3. Juni 1853.

— Ich las die Zeit her Rankes neues Buch über die französische Geschichte im XVI. Jahrhundert; im Einzelnen vielfach belehrt und angesprochen und doch im Ganzen nicht befriedigt. Wenn es erlaubt ist, die Eintheilung der Poësie vergleichungsweise auf andere Fächer überzutragen (und das thut ja Jedermann), so ist die Grundform der Geschichtschreibung zweifelsohne die epische. Herodot's Musen sind ein in der höheren Bildungstemperatur nur soeben erst in Prosa zerflossenes

---

1) „Komödie des Lebens." — 2) „Ein ungemein gelehrtes und scharfsinniges Werk, mehr nützlich als angenehm zu lesen, aber von bleibendem Werth."

Epos. Entschieden episch ist auch Livius und andere Geschichtschreiber werden es wenigstens stellenweise. Daneben drängt sich in sententiösen und pointenreichen Historikern, wie Sallust, Vellejus, etwas Epigrammatisches ein und so manche ergreifende Szenen im Tacitus dürfen wir wohl dramatisch nennen. Ranke ist ein lyrischer Geschichtschreiber. Sein Standpunkt ist nicht der des Erzählens, sondern der der Reflexion über den Erzählungsstoff, einer Reflexion mit Empfindung und Phantasie, daher ganz eigentlich lyrisch. Er verhält sich zum historischen Stoff nicht wie Homer, sondern wie Pindar zum mythischen. Er will uns nicht erst mit dem Gegenstand bekannt machen, wie das sonst die Absicht des Geschichtschreibers ist, sondern diese Bekanntschaft setzt er voraus; er entwirft nicht selbst das historische Gemälde, sondern setzt demselben, wie er es im Gedächtnis seines Lesers postulirt, nur die letzten Lichter — und oft an ganz unerwarteter Stelle auf. Dem entspricht auch sein Styl: kurze Perioden, welche in Gemüth und Einbildungskraft des Lesers in langem Echo nachhallen sollen. Offenbar ist dies eine sehr vornehme Art von Geschichtschreibung, oder wie der selige Rektor in Ludwigsburg zu sagen pflegte, höllisch nobel. Mit dem trivialen Geschichtsstoff mag man sich die Hand nicht beschmutzen, man greift nur die merkwürdigsten Stücke heraus. Auf die Neugier des Menschen, die in der lieben Unwissenheit wurzelt und dem Epiker und epischen Historiker seinen Zuhörerkreis verschafft, wird nicht gerechnet — wie grob und gemein auch unwissende und neugierige Leser voraussetzen — nein, das Publikum des Herrn Ranke weiß Alles schon, weiß mehr als ihm lieb ist und will das Bekannte nur in neuer Beleuchtung, von neuen Gesichtspunkten aus sehen. Dabei wird über das ganze Gemälde ein einhüllender Farbenton, eine elegante Glätte gebreitet. Eine Dennerisch [1]) runzlichte und borstige Haut erscheint unter solchem Pinsel wie frisch rasirt; von einem Heinrich III. von Frankreich, wie in einem früheren Ranke'schen Werk von Friedrich Wilhelm I. von Preußen, bekommt man die Borsten und Schmutzpartien kaum zu ahnen. — Ein Zeichen mehr von unserer blasirten Zeit et senescentis mundi [2]).

1) Balthasar Denner, Portraitmaler, 1685—1747. Auf seinen Portraiten „sieht man die Poren und Blutgefäße auf der Oberfläche der Haut, ... jede Runzel nachgebildet". (Seuberts Allgem. Künstlerlexikon.)

2) „Und dem Altern der Welt."

292. **An Vischer.**

Köln, den 25. Juni 1853.

— — Was Du mir von dem Fortgang Deiner Arbeit an der Aesthetik schreibst, hat mich freudig überrascht, indem ich Dich noch nicht so weit vermuthete; wegen der Musik könntest Du ja allenfalls in der Herbstvakanz einige Wochen in Stuttgart zubringen und mit Ruoff und Kauffmann conferiren, dann würde sich zeigen, was weiter zu thun ist. Es ist mir leid, daß ich nicht dabei sein kann; ich verspräche mir selbst viel Genuß und Belehrung davon, und dann glaube ich, wäre ich geeignet, den Kauffmann an den für Dich erforderlichen Stellen anzubohren, überhaupt vermittelnd förderlich zu sein. Wären wir drei nur $^1/_2$ Jahr an einem Ort beisammen, so sollte die Sache auf guten Weg kommen.

Daß der Verleger von selbst so billig gewesen, ist sehr löblich, und auch insofern erfreulich, als es guten Absatz der bisherigen Theile des Buches erweist.

Ueber Mörike's Mährchen, das mir unterdessen von ihm selbst aus zugekommen, kann ich leider nicht ganz so glimpflich urtheilen wie Du. Ich halte es geradezu für ein mißlungenes Produkt einer verwilderten oder besser vergrillten Phantasie. Die Vergleichung mit dem Schatz, die er im Vorwort veranlaßt, ist der ungünstigste Maßstab, den er einem in die Hand geben kann. Das neue Mährchen verhält sich zu jenem, wie die Zaubergeschichten bei Apulejus zum Gygesring und Aehnlichem bei Herodot. Genauer tadle ich den Mangel an Einheit — es ist ein wahres Mausnest von Fabeleien, die durch einander krabbeln, ohne Plan, ohne Schürzung und Lösung eines Knotens. Indem so Eins über das Andere herpurzelt, wird nichts aus- und durchgeführt: a) nicht die Sachen. Indem das Hutzelmännchen nicht blos Hutzelbrod, sondern auch Glücksschuhe spendet, kommt bei keinem von beiden etwas Rechtes heraus. Wie anders sind Fortunats Seckel und Wunschhütlein, und selbst P. Schlemihls Schatten ausgebeutet. Insbesondere von der Schuhverwechslung erwartet man bedeutende Verwicklungen, aber es folgt nur ein Hühneraug und das weiterhin ganz sterile Gampen mit dem Fuß. Auch das Hutzelbrod ist eigentlich für nichts, denn auf die Lösung der Papageienzunge war gewiß von Anfang nicht gerechnet. b) Ebensowenig sind die Charaktere gehörig, oder auch nur nothdürftig ausgeführt. Abgesehen davon, daß vom Hutzelmännchen selbst Niemand weiß, ob es ein Mensch oder ein Gnom

ist, so bekommt man auch weder für den Schustergesellen die Theilnahme wie für den Goldschmid des Schatzes, noch weniger für seine Geliebte oder geliebt werden Sollende auch nur den 100. Theil der Empfindung, die einem dort die Josephe einflößt. Ueber die scheußliche Art, wie beide einander zuletzt zugeführt werden, hast Du Dich selbst tadelnd ausgesprochen. Nun kommt aber überdies die Verwüstung hinzu, welche der Umstand, daß der Verfasser über dem Studium von Schmids Wörterbuch einer neuen, dialektischen Grille genesen, in Sprache und Styl angerichtet, und diese um Haltung und Würde gebracht hat. — — Du siehst, dieses Misch-Product hat mich ordentlich unglücklich gemacht; ich bin gewohnt, diesen unsern Dichter so als ein Stück von mir zu betrachten, daß seine Unverdaulichkeiten und Blähungen auch mich im Bauche grimmen. Als einen besonderen Punkt hätte ich noch die Neigung zum kraß Wunderbaren nennen sollen, wie sie sich am grellsten in der Geschichte von dem durch einen unsichtbaren Träger durchs Dorf getragenen Färbersjungen zeigt — eine wahrhaft Hoffmannsche Fratze. Eigentlich gefallen hat mir in dem Büchlein nur das Geschichtchen mit dem Krebsstiefelzieher, der die Bauern fängt; denn das mit der Wasserfrau ist zu oft dagewesen und hier mit keinem wesentlich neuen Zug erhöht oder beseelt oder vertieft. Hoffen wir, daß mit diesem Werklein das ganze Wurmnest, das sich in der Mergentheimer Einsamkeit in der Phantasie des Dichters angesetzt, nunmehr glücklich abgegangen sei! — —

293. An Rapp.

Köln, den 16. Juli 1853.

— — — — Vorgestern früh sah ich, auf meinem Balkon spazierend, wen anders als den alten Freund Neumann, meine Wohnung suchend, und auf meinen Ruf war er bei mir. Er reist, wie ja die Zeitungen meldeten, nach England, um für seine Geschichte des anglo-indischen Reichs noch aus Parlamentsverhandlungen und persönlicher Anfrage bei den Indiamännern (wie Lord Ellenborough &c.) Manches zu schöpfen, oder vielleicht auch, wenn sich ihm eine chinesische Anstellung bietet, dort zu bleiben. Je nachdem sich die Sachen anlassen, beabsichtigt er im Oktober noch einen Abstecher nach Amerika zu machen, wo ein längst verschollener Bruder von ihm (der zuletzt bair. Gensdarm war) als vermögender Kaufmann im Staat Georgien aufgetaucht ist, und ihn zu sich ladet. Und zu solchen Unternehmungen reist der

unzerstörliche 56er ohne Mantel, ohne Ueberzieher, ohne Koffer, im Ueberrock, Schuhen und mit 2 Reisetaschen, um sich erst in London von einem dortigen Schneider von Kopf bis zu Fuß salonfähig kleiden zu lassen. Unser früheres Zerwürfniß war schon durch die lange Zeit aufgezehrt, und so fanden wir uns gleich auf dem Laufenden. Gestern Abend ist er mit dem Dampfschiff nach Rotterdam weiter gereist, und versprach, mir von London aus zu schreiben. — —

294. **An Rapp.** Köln, den 8. August 1853.

— Seit 14 Tagen wohne ich nun mit meiner kleinen Familie allein in einem kleinen Haus, ganz zufrieden. — Als ein gutes Zeichen wollen wir es betrachten, daß sich am ersten Morgen nach dem Einzug nach so langer Zeit zum ersten Mal wieder meine Autorfeder rührte und ich einen Artikel über Beethoven's neunte Symphonie schrieb, der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 5. August[1]) steht. Eben als ich fertig war, fuhr unser alter Freund Hetsch (Musikdirektor)[2]) vor's Haus und blieb 3 Tage bei mir. Er hat mich durch sein an einem Musikus leider doppelt erfreuliches, weil seltenes, schlichtes und ehrliches Wesen wieder recht herzlich erfreut. —

295. **An Zeller.** Köln, den 25. Oktober 1853.

— — Meine Herbstreise, von der ich seit drei Wochen zurück bin, hat eine ganz andere Richtung angenommen, als ich gedacht hatte. Da es mir auch nach München an einem Begleiter fehlte, sofern ich auch auf Vischer im besten Falle 14 Tage hätte warten müssen, so zog ich vor, lieber einmal wieder etliche Württembergische Pfarrhäuser zu inspiciren, und wandte mich daher zuerst nach Baden-Baden, um von da aus den Dobel zu besteigen, wo ich den Pastor auf der Pfarrwiese, mit der Heugabel in der Hand behend aufladend traf, und, wie Du Dir nach diesem Anfang denken kannst, fünf Tage recht idyllisch und angenehm verlebte. Nach Baden zurückgekehrt, benutzte ich einen mehrtägigen Aufenthalt daselbst zu einem Ausflug nach Karlsruh, wo ich außer der wenig bedeutenden öffentlichen, die Privatgemäldesammlung des Baron v. Uexküll aufsuchte, die in meinen jüngeren Jahren in Lud-

1) Jetzt Ges. Schr. II, 339 ff. — 2) Vgl. S. 41,[1]).

wigsburg im Hause meines Oheims Ruoff aufgestellt gewesen war. Der gefällige jetzige Besitzer gab mir sehr werthvolle Papiere seines Oheims, des Stifters der Sammlung, zur Benutzung mit, woraus ich einen Aufsatz gemacht habe, den Du nächstens in der Allgemeinen Zeitung finden wirst[1]). Das zweite Pfarrhaus, das ich inspicirte, war natürlich Münkheim, Rapp's neuer Sitz, wo ich diesen so glückselig traf, daß wir übereinkamen, zwei Scheiben, welche der Wind zerbrach, als Mahnung der Solonischen Nemesis zu betrachten. In einem geräumigen, angenehmen Pfarrhaus, mit wenigstens ausreichendem Einkommen und einer wirklich musterhaften Familie war mir der Eindruck seiner jetzigen Existenz sehr erfreulich. Daß Mehring in einer Art Ungnade und auch in Hall allgemein verfeindet ist, macht sich für Rapp ganz gut, und zum fürstlichen[2]) Hause scheinen sich gleichfalls freundliche Verhältnisse anzubahnen. Bei seiner Investitur hatte Helfferich[3]) als Zeuge die Ueberschläge vergessen, und es mußten ihm, da Rapp's Garderobe noch in Enslingen war, damit doch der Humor nicht fehle, in der Eile Ueberschläge aus einem Sacktuch geschnitten werden. — Auch in Ludwigsburg hielt ich mich natürlich mehrmals bei der Tante Hiller auf, kam mit Kauffman und Emilie Sigel etlichemal in Zuffenhausen zusammen, und machte einmal eine Partie nach Hartneck[4]), dem neuen Besitz des Vetters Ruoff — wirklich ein himmlischer Erdfleck.

Ein solcher ist leider Köln nicht, wohin ich jetzt wieder gebannt bin und mich nach diesem Besuch in der Heimath fast gar nicht mehr zurechtfinden kann; es ist ein scheußlicher Aufenthalt.

Sicherer verfehlte ich leider in Heilbronn, mit Vischer aber traf ich in Ludwigsburg zusammen.

Viel Glück zur Arbeit an der griechischen Philosophie. Ich las kürzlich Volckmar's Schrift über den Marcion, die mir, von ihm geschickt, verspätet (über Tübingen) zugekommen war, fand mich aber um so weniger dadurch wieder in die Theologie zurückgelockt, als mir daraus hervorzugehen schien, daß die positive Kritik in diesen Sachen noch lange keinen so festen Boden gefunden hat als ich glaubte.

---

1) Jetzt Ges. Schr. II, 239 ff. — 2) Hohenlohe-Langenburgischen. — 3) Ein Tübinger Universitätsfreund, Prediger in Hall. — 4) Schlößchen auf einer Höhe über dem Neckar, unweit Ludwigsburg.

296. An Rapp.

Colon. Ubior. seu Agrippinens. ipsis
Calendis Jan. 1854 [1]).

Auf Deinen ersten Brief vom 17. Dec. hatte ich schon, weil die poëtischen Trostgründe nicht hinzureichen schienen, nach kirchengeschichtlichen gesucht; freilich ist es arg, daß die Gemeinde M. einen ehemaligen Dieb zum Kinderhirten haben soll; aber bedenke, hat nicht einst die gesammte Christenheit zum Oberhirten sogar einen ehemaligen Räuber und zwar Seeräuber, welches die schlimmste Sorte von Räubern sein soll, gehabt [2])? Dies und ähnliches wollte ich zu Deiner Beruhigung anführen, als Dein zweiter Brief ankam, aus welchem erhellte, daß der Inculpat Dir schon Hasen schießt, also seine ehemaligen Seeräubers- und Wildererstalente dem Dienst der Kirche widmen will, was will man weiter? —

Dieser Winter hier ist besonders trübselig, der Rhein, mehr als zur Hälfte eingetrocknet, treibt in schmalem, kümmerlichem Rinnsal träge Eisschemel, fast alle Bronnen sind vertrocknet und Alles stockt. So bin ich denn auch seit 8 Tagen nicht aus dem Hause gekommen.

297. An Kauffmann.

Köln, den 17. Februar 1854.

— — Indessen hat doch die Ankündigung des Tannhäuser zur hiesigen Aufführung mich so weit gespornt, von Hetsch eine ins Einzelne gehende Beurtheilung der Musik mir zu erbitten, welche er auch kürzlich, auf Notenpapier geschrieben, das ihn ein Heidenporto gekostet haben muß, zu meiner Freude einsandte; ich will nun ehestens das Stück wieder hören, und dann kann ich vielleicht etwas darüber arbeiten. Die Notiz, daß der nach Form und Inhalt vortreffliche Aufsatz über das Karlsruher Musikfest von Gugler [3]) ist, war mir sehr interessant; ich werde von jetzt an auf sein Zeichen ein aufmerksames Auge haben; es kommt aber selten vor.

Einen Verehrer Mörike's und recht artigen Mann habe ich kürzlich in dem Dichter Wolfgang Müller kennen gelernt; ich theilte ihm den Thurmhahn mit, der ihn sehr erfreute, und jetzt hat er den Maler

---

1) „Köln, 1. Januar 1854". — 2) Unter den Anklagen, welche 1415 auf dem Concil zu Constanz die Absetzung des Papstes Johann XXIII. herbeiführten, kommt auch die vor, daß er in seinen jüngeren Jahren Seeräuberei getrieben habe. — 3) Professor in Stuttgart.

Nolten von mir. Diese Leute kennen alle nur die Idylle am Bodensee außer den Gedichten; er verwunderte sich, als ich ihm sagte, daß ich den ihm gleichfalls unbekannten „Schatz" für Mörike's Bestes von größern Sachen halte. — —

Dieser Brief hat, wie Du bemerkt haben wirst, eine seltsame Beilage: ohne Adresse und Aufschrift; ich weiß wirklich nicht, an wen ich geschrieben habe; es verhält sich nämlich so: Von meinem Karlsruher Gönner, Herrn v. Uexküll, weiß ich, daß ein Sohn des Maler Schick in Stuttgart lebe; als was aber, schreibt er nicht und weiß es ohne Zweifel nicht. Da ergeht nun meine Bitte an Dich, seinen Stand und Titel auszukundschaften und ihm dann diesen Brief, nachdem Du denselben 1. innen mit einem resp. Wohl- oder Hochwohlgeboren, 2. außen mit einem (natürlich) höchst eleganten Kouvert und Ueberschrift versehen, in sicherer Weise zuzustellen. Auch wenn etwa von Wächter's Relicten noch Aufschluß gebende Papiere zu bekommen wären (Du kennst ja den Beerhalter[1])), so würde ich solche gerne zu einer etwas eingehenderen Arbeit benützen.

In dem Briefe an Herrn N. N. Schick steckt die Gelegenheit zu den lustigsten qui pro quo's, den Brief einem Herrn Schick zuzustellen, der sich als sicherer Mann darüber verwundert, von einem Maler Schick nichts weiß — ich bitte Dich aber diese Seite nicht auszubeuten[2]).

298. An Rapp.

Köln, den 13. Februar 1854.

— Neulich war ich in Bonn, um mit der Bibliothek anzuknüpfen; bei der Gelegenheit war ich auch auf dem Friedhof, um verschiedene Grabmäler zu sehen, von denen man mir gesagt hatte. Niebuhr, als seinem Lehrer, hat Friedrich Wilhelm IV. eines errichten lassen. Ein steinerner Sarkophag, hinter diesem an der Mauer eine hohe Hinterwand, in welcher oben ein Christuskopf mit der Dornenkrone nach Art des Medusenhaupts in der Glyptothek eingelassen; weiter unten die Brustbilder Niebuhr's und seiner Frau, Hochreliefs von Marmor.

---

1) Hofmusikus in Stuttgart. — 2) Auf den gleichen Gegenstand bezieht sich ein Brief an Kauffmann vom 10. Febr. 1854. Weiteres Br. 299. Die Arbeit, für welche Kauffman's Beihülfe hier erbeten wird, erschien in der Augsburger Allg. Zeitung und dann in den Kleinen Schriften, jetzt Ges. Schr. II, 203 ff.

Im Halbkreis über den Bildern 6 Sprüche eingegraben: 5 aus der Bibel, der 6. aus Horaz!! Rehfues Denkmal stolz, reich,, mit seinem Kopf, Basrelief in Marmor. Schlegel's seines gewöhnlicher; sein scharfes Gesicht Basrelief in Bronze. Auch Schiller's Wittwe und Sohn nebst Tante Lotte Jakobi liegen dort.

Lebwohl; ich habe allerlei Hauskreuz, eine Art Schmiede in die Nachbarschaft bekommen, die mich wohl nöthigen wird, abermals auszuziehen.

299. **An Kauffmann.**

Köln, Fastnacht 1854.

Habe 1000 Dank, lieber Freund, daß Du alle meine Wünsche so bald und vollständig erfüllt hast! Die Briefe sind Gold werth und haben mir ein unendliches Vergnügen gemacht. Sie sind so überflüssig ausreichend für meine Zwecke, daß ich die größte Noth haben werde, den reichen Stoff für einen Allg. Zeitungsartikel zusammenzudrängen, der bei dem jetzigen Kriegslärm nicht zu groß werden darf. Daß die Briefe an den Senator Erbe gerichtet sind, bei dem Du wahrscheinlich noch manchen Schoppen getrunken hast, schadet ihrem Gehalte nichts; sind sie darum weniger künstlerisch, so sind sie desto menschlicher, und geben doch von seinen Arbeiten immer genug Auskunft. Eine Stelle muß ich für Dich besonders herausschreiben, da ich sie für den Aufsatz nicht brauchen kann, und doch ist sie zu schön, um untergehen zu dürfen.

> „Der Weinschank" (schreibt Schick am 23. Nov. 1805 aus Rom an Erbe) ist in guter und böser Zeit ein herrliches Gewerbe. Denn entweder trinkt der gute Bürger aus Vergnügen, weil es ihm gut geht, oder aus Verzweiflung, weil es ihm schlecht geht: trinken muß er in jedem Fall, und da muß der größte Scharfsinn herhalten, um der trockenen Gurgel eine Ausrede ausfindig zu machen, warum sie angefeuchtet sein wolle."

Sage selbst, ist ein solcher Mann nicht würdig, daß man Alles thue, um sein Andenken in Ehren zu halten? Doch Scherz bei Seite, Schick erscheint in diesen Briefen überaus liebenswürdig, eine echte Künstlernatur im besten Sinn, und dabei doch ein „ehrlicher Gottlieb", wie er sich gern in seinen Briefen unterschreibt. Selbst seine Liebes- und Heirathsgeschichte, die für mich in den meisten Biographien etwas Apprehensives hat, war mir hier sehr anziehend, und seine Geliebte hat mich ebenso wie er ganz für sich gewonnen.

Deine Auszüge aus dem Morgenblatt, so wenig bedeutend, wie Du selbst sagst, die Aufsätze sind, erscheinen mir doch höchst willkommen, weil sie mir einige chronologische und ähnliche Data an die Hand geben, die mir fehlten; auch hätte ich sonst immer gemeint, es fehle mir Wunder was, daß ich jenen Aufsatz nicht gelesen. Daß keiner von uns den Noa gesehen hat (auch Vischer nicht), der doch im Schloß, im Vorzimmer der Königin hängt, ist merkwürdig. Allem nach (ich habe eine Beschreibung A. W. Schlegel's davon) muß es ein Prachtgemälde sein. Du solltest doch einmal suchen, es zu sehen; ich will auch Emilien davon schreiben, die vielleicht mitginge.

— — Auf den Artikel von Gugler freue ich mich; ich habe von Hetsch eine nummernweise Kritik des Tannhäuser, um die ich ihn bat, in Händen; wenn ich einmal aufgelegt bin, will ich die Oper wieder hören, und dann sehen, ob ich das Material in Fluß bringen kann. Die Leipziger Neue Musikzeitung kenne ich, sie ist der wahre Tummelplatz neumusikalischer Lausbuben. Drauf, wer das Zeug dazu hat! Hätt' ich's wie Du!

Mit dem Christus kann es — unbesehen — nicht anders sein, als wie Du schreibst, wenngleich Schick laut seiner Briefe wirklich glaubte, er würde, ausgeführt, sein bestes werden. Mir scheint dabei schon seine Krankheit im Spiel zu sein. Es ist offenbar eine Schrulle.

300. **An Kauffmann.** Köln, den 7. März 1854.

Der Artikel über Schick ist in diesen Tagen abgegangen, und nun tritt der Welt Lauf ein, daß Du, nachdem Du meiner ersten Bitte so gar vortrefflich entsprochen hast, zum Lohn mit einer zweiten in Anspruch genommen wirst, nämlich Dich, wenn Du Zeit hast, nach den Wächter'schen Papieren umzusehen und mir, was Du allenfalls tauglich findest, meiner briefbiographischen Neigung Nahrung zu geben — eher zu viel, als zu wenig, zuzuschicken.

301. **An Rapp.** Köln, den 12. März 1854.

— Das Projekt (über den alten Paulus zu schreiben) habe ich endlich aufgegeben, da kein Segen dabei zu verspüren war; dagegen die Arbeit über Schick mit großem Vergnügen und gleichgroßer Geschwindigkeit ausgeführt. — Daß ich mich kürzlich in der Allgemeinen

Zeitung Hegel's (in der Asteroïdenangelegenheit) angenommen habe [1]), scheinst Du, ungeachtet meines Augusteischen Zeichens, nicht bemerkt zu haben. Da waren unsere Vorfahren viel manierlicher. Ich las eben diesen Morgen in Knebel's Nachlaß dessen Briefwechsel mit Herder, wie die Kleines und Großes von einander mit so ermunternder Theilnahme aufnahmen! Bekam dabei in Herder's Natur, die mir etwas Antipathisches hat, doch einige tiefere Einblicke, die mir ihn menschlich näher brachten und mir sein oft so widerwärtiges, ja selbst neidisches Verhalten zu den produktiveren Genien beziehungsweise entschuldbarer zeigten. Der Hauptha߸ geht, neben Kant, gegen Schiller und es ist merkwürdig, Manches, was die Romantiker gegen ihn geltend machten, schon bei Herder zu finden. Sobald die Allianz zwischen Schiller und Goethe geschlossen ist, tritt Herder selbst von Letzterem zurück, proklamirt Jean Paul als den ersten Genius &c. An Vielem ist sein böses Weib Schuld, d. h. wie alle Welt sagt, eine ganz vortreffliche Frau. Aber an ihr sieht man recht, wie wahr unser Freund Horaz sagt:

. . . . . nomen ferat aequus iniqui,
Ultra quam satis est virtutem si petat ipsam [2]).

Man will ja sonst, daß sich die Frau mit ihrem Mann und seinen Bestrebungen ganz identificiren soll. Gut; aber mit dem inneren Wesen derselben, nicht mit deren äußeren Verflechtungen auf dem Markte des Lebens oder der Litteratur. Dieses Weib hängt sich aber vorzüglich an die letztere Seite. Ihres Mannes litterarische Gegner und Antipathien sind ihre persönlichen. Statt den Mann zu beschwichtigen, hetzt sie. Ihre Briefe sind höchst unweiblich und widerlich hiedurch. Bei all diesen inneren Spaltungen und Spannungen des Weimar'schen Parnasses war Knebel ein höchst liebens- und achtungswerthes vermittelndes Element. Er stand mit Herder gut, wie mit Schiller und mit Goethe wie mit Jean Paul. Freilich sieht man aus seinem neulich besonders herausgegebenen Briefwechsel mit Goethe, daß sein Verhältniß zu diesem das tiefste war. Kommt Dir dieses oder jenes Buch also einmal in den Weg, so mußt Du's lesen.

---

1) Der Ges. Schr. II, 333 f. abgedruckte Artikel.

2) „Unklug nennt man den Weisen und ungerecht den Gerechten,
Wenn in der Tugend sogar über's richtige Maß er hinausgeht."
Epist. VI, 16.

302. An Zeller.

Köln, den 25. März 1854.

Du siehst, wie sehr wir uns zu hüten haben, mit schlimmem Beispiel voranzugehen; denn nachdem Du mir einen Brief von Ende Oktober am Sylvesterabend beantwortet hast, erfolgt nun meinerseits die Erwiederung an Lätare. Wenn Du in der gleichen Progression fortmachst ꝛc. — Von Schwegler's röm. Geschichte gefiel mir I, 2 besser als I, 1, wo mir des gelehrten Apparats allzuviel gewesen war; es lag dies also wohl am Stoff, da die Behandlung dieselbe geblieben ist, die aber freilich in der Folge wird modificirt werden müssen. Auch Sybels franz. Revolution I habe ich unterdessen mit Interesse gelesen. Zwar geht meine persönliche Neigung weniger zu dieser sachlich-pragmatischen, thucydideischen Art, als zu der herodotischen oder taciteischen hin, welche dem Persönlichen und Psychologischen mehr Raum gestattet; doch sehe ich wohl, daß für die Aufgabe, welche sich S. mit diesem, in der andern Manier schon zum Ueberdruß bearbeiteten Stoffe setzte, jene erstere gefordert war. Neu waren mir seine Aufschlüsse über den Champagnefeldzug, und in Betreff Mirabeau's fand ich den Briefwechsel mit v. d. Marck, den ich kurz vorher gelesen hatte, sehr schön benützt.

Zu eigenen Besteleien gab mir der im vorigen Herbst auf's Gerathewohl gemachte Besuch bei Herrn v. Uexküll in Karlsruh fortwährend theils Stoff theils Veranlassung. Ueber den Maler Wächter wirst Du etwas von mir in der Allgemeinen Zeitung, eine von mir restaurirte Reliquie von Koch im D. Museum vielleicht gefunden haben oder auch nicht[1]); nächstens wird die Allgemeine Zeitung einen Artikel über den Maler Schick von mir bringen, dessen Sohn Kauffmann in der Person des Gärtners Schick in Stuttgart entdeckt und mir über 100 Briefe des ersteren aus Rom zur Benutzung verschafft hat. Fiele mir nur mehr dergl. biographischer Stoff und in größerem Umfang in die Hände; denn obwohl ich mich kürzlich unsers alten Hegels in der Allg. Ztg. angenommen, so will mir doch das rein Philosophische gar nicht mehr munden.

Da fällt mir gleich noch etwas ein. Ohne Zweifel stehst Du

1) Beide Artikel stehen jetzt in den Ges. Schr. II, 283 ff. 258 ff. — Ueber den Hegel betreffenden vgl. S. 326.

mit dem jungen Heyd[1]) in unmittelbarer oder doch mittelbarer Verbindung. Seines Vaters[2]) Herzog Ulrich hatte ich kürzlich auch wieder einmal mit vielem Vergnügen unter Händen. Bei dieser Gelegenheit fand ich in Citaten, daß eine Reihe kleiner historischer Monographien von Heyd in den Studien der evangelischen Geistlichkeit und der Tübinger Zeitschrift steckt. Aus diesen theologischen Kloaken sollten diese Perlen herausgezogen werden; eine Aufgabe, die offenbar dem Sohn obläge. Meine Meinung geht also dahin, ihn aufzufordern, die kleinen historischen Schriften seines Vaters zu sammeln, und sie mit einer Lebensskizze zu versehen. Gewiß stecken auch noch in Lokalblättern ꝛc. manche Goldkörner des trefflichen Mannes. Ich denke, dem Fues müßte es nicht unangenehm sein, wenn auf diese Weise an den Ulrich wieder erinnert würde, und mir sollte es zu großem Vergnügen gereichen, durch eine öffentliche Anzeige zur Verbreitung des Büchleins in spe beizutragen.

303. **An Rapp.** Köln, den 29. März 1854.

— — — Also Du bedauerst die Türken? Ich nicht. Dieses kulturunfähige Barbarenvolk hat seinen Sitz in Europa und Kleinasien längst verwirkt. Das Uebrige, namentlich auch Palästina mit seinen widerwärtigen alten Nestern, könnte man ihnen ja lassen. Die Stellung des Czaren hat freilich etwas Xerxesartiges. Aber wo sind ihm gegenüber die Griechen, d. h. die Sache der freien Cultur? Die wirklichen Griechen arbeiten ihm in die Hände; denn ist er auch nicht für sie, d. h. für das was sie wollen, so ist er doch der Feind ihres Feindes. Das Recht beschützen in diesem Kampfe, wenn man ihnen glauben will, Engländer und Franzosen. Allein das Recht in ihrem Munde ist eine ebenso große Lüge als die Religion im Munde des Czaren. Die Engländer fürchten natürlich, daß der Czar, als Herr der Türkei, das Land ihrem Handel sperre, sie gönnen das Land dem schlechtesten Herren, weil der am sichersten ihr Kunde bleibt. Daher gönnen sie es auch den Griechen nicht, denen es doch von Gott und Rechtswegen gehört, weil sie in ihnen Handels- und Seerivalen fürchten. Von den Franzosen ist ohnehin gar nicht zu reden; ihre neue Räuber-

1) Jetzt Direktor der K. öffentl. Bibliothek in Stuttgart.

2) Des bekannten württembergischen Geschichtschreibers, der 1842 als Stadtpfarrer in Markgröningen gestorben ist.

dynastie sucht eben in die Ritzen des europäischen Staatengebäudes geschwind Wurzeln hineinzutreiben. Daß für die deutschen Mächte in diesem Kampf ein Gewinn blühe, ist sehr zweifelhaft und daher ihr Widerwille, sich darein zu mischen, ganz natürlich. Am Ende werden sie freilich Partei nehmen müssen; aber für wen, und ob ihr langes Zuwarten dann ihr Vortheil oder ihr Schaden sein wird — wer möchte das vorausbestimmen? Nur soviel wollte ich sagen, daß man sich alle Fragen des Rechts, als worauf keine der streitenden Parteien die mindeste Rücksicht nimmt, ganz aus dem Sinn schlagen und den Kampf rein als einen Kampf der Macht und der Interessen betrachten muß.

Diese kriegerischen Aspekten, das Auslaufen so vieler Kriegsdampfer, Linienschiffe und Fregatten, hat bisher auch die Ausfahrt meiner kleinen, mit Schicks Leben befrachteten Nußschale aus den Spalten der Allgemeinen Zeitung verhindert. Ueberhaupt geht es mir wieder wie im Jahr 1848: eben da ich wieder einigen Trieb zu schriftstellerischer Thätigkeit empfinde, kommt eine politische Sauerei, die Allem ein Ende macht.

Unterdessen habe ich doch — soviel hat mir der Plan mit dem Paulus und die dadurch veranlaßte Bonner Reise immerhin genützt — etliche hübsche Bücher von der dortigen Bibliothek, die ich nun benutzen kann, gelesen.

1. Leben Yorks, von Droysen, Band 2. und 3. York ist ein Charakter, wie gemacht für eine Biographie. Voll der schönsten Ecken und Kanten, aber durchaus gediegen. Flößt selbst den Feinden Respekt ein, aber auch die Freunde sind dies lieber aus der Ferne, als in seiner Nähe. Das Auszeichnende eines solchen Menschen geht in der großen Geschichte, selbst wenn diese Specialgeschichte ist, größtentheils verloren. Uebrigens macht, wenn man von der allgemeinen Geschichte der Freiheitskriege herkommt, diese Biographie den Eindruck, wie wenn man den Mond durch ein Fernrohr erblickt. Wo man vorher nur Eine glänzende Fläche sah, entdeckt man nun mit Erstaunen ein wild zerrissenes Land, wo neben hellen Spitzen und Ringen finstere, schwarze Klüfte gähnen. So zeigt einem diese Biographie in jener glänzenden Zeit die tiefe Zerrissenheit selbst innerhalb der guten Partei, die gänzliche Verkennung, ja den Haß, der die Häupter trennte; indem York in Gneisenau (wie in Stein ꝛc.) nur den Ideologen, und

seine und Blüchers Siege nur trotz ihrer Strategie erfochten ansah, während York von dieser Seite als tüchtiger aber engherziger und in seinem Gesichtskreise beschränkter Frondeur betrachtet wurde. Daß parva sapientia regitur mundus[1]), und daß der Zufall, oder besser die allgemeinen Verhältnisse der Dinge, das Beste dabei thun müssen, wird einem aufs Neue klar.

2. Anselm Feuerbachs († Bruders von Ludwig F.) nachgelassene Schriften — (Biographie und Geschichte der griechischen Plastik). Eine, wie aus der kurzen Biographie hervorgeht, im Leben krankhaft überreizte und zuletzt auch an Nervenzerrüttung gestorbene Natur — aber seine Schriften, auch diese nachgelassenen (früher schrieb er bekanntlich das treffliche Buch über den vaticanischen Apollo) kerngesund, ohne die mindeste Spur von etwas Angebranntem. Die genialste, tiefste Anschauung des griechischen Wesens und Lebens, in schönster Form.

3. Geschichte des Kaisers Hadrian von Gregorovius. Hatte vor einiger Zeit eine treffliche Geschichte des Constantin und seiner Zeit von Burkhardt in Basel (demselben, der die neue Auflage des Kugler gemacht hat) gelesen, der aber dieses Buch nicht glich. Es ist mühselig und ohne Geist geschrieben. Er nennt den Hadrian einen Romantiker und fügt bei, dies werden a) diejenigen nicht verstehen, welche den Begriff des Romantischen nur auf die neuere christliche Zeit — Schlegel, Tieck 2c. — anzuwenden gewohnt seien; b) auch ich nicht, da ich den Julian einen R. genannt habe. So dankt man in der heutigen litterarischen Welt demjenigen, der einem zu einem Gedanken verholfen hat. Also auch hier, wie beim Wirth in Münkheim, wie beim Czaar, dasselbe Prinzip.

304. An Rapp.

Köln, den 1. Mai 1854.

— — An einer meiner Grundangeln hängt etwas, nur weiß ich noch nicht, ob ich's heraufbringen werde, oder die Schnur reißen wird. Briefe und Urkunden a und de Frischlino[2]) (siehe J. Kerners [der arme alte Mann! ich habe ihm geschrieben wegen des Todes seiner Frau] Gedichte: „Denkmale") liegen auf dem Stuttgarter

1) „Die Welt mit wenig Weisheit regiert wird" (ein Wort Oxenstjerna's).
2) „Von und über Frischlin."

Archiv; ich bin um Zusendung eingekommen, weiß aber noch nicht, ob ich's erhalte.

305. An Zeller. Köln, den 16. Juni 1854.

— — Bei Gelegenheit dessen, was Du von Deinen Arbeiten an der 2. Auflage Deiner Griechen schreibst, fällt mir ein Aufsatz von Macaulay ein, wo er den Unterschied der idealen griechischen, insbesondere platonischen Philosophie von der durch und durch praktischen und nützlichen englisch-baconischen in einer Weise auseinandersetzt, die, ihrer trefflichen Einseitigkeit oder einseitigen Trefflichkeit wegen, einer Beleuchtung in einem eigenen Aufsatz werth wäre, wozu Du vielleicht einmal Gelegenheit findest. Die Ausführung findet sich in der Abhandlung M.'s über Franz Baco, in seinen kleinen Schriften, die obwohl nicht ohne eine gewisse Manier, doch sehr viel Schönes enthalten.

Mich hat mein furor biographicus und epistolicus[1]) in ein rechtes Dickicht hineingeführt. Ich habe vom Stuttgarter Archiv auf mein Ansuchen eine ganze Kiste Frischlinischer Aktenstücke erhalten, in deren Excerpirung ich noch begriffen bin, und erwarte nun auch die Volumina des Mannes von Bonn, die mich wahrscheinlich weniger als die litera scripta, obwohl oft perplexe scripta[2]) (so drückt er sich selbst über seine greuliche Handschrift aus) interessiren dürften. Der vielgewanderte Mann war auch in Marburg, einmal nur besuchsweise fünf Wochen lang anno 1586, dann wieder 1589, wo er sich länger dort aufhalten wollte, aber durch ein Rescript des Landgrafen Ludwig vertrieben wurde. Sollte noch etwas ihn betreffend dort auf der Bibliothek (ich meine unter den Handschriften) zu finden sein, so würdest Du mir einen Gefallen thun, wenn Du mir den Inhalt kürzlich melden möchtest; es hat keine Eile, da sich die Arbeit noch lange hinziehen wird, so eifrig ich auch dahinter bin. Für mich sind diese Aktenstücke höchst interessant, ob aber, was ich daraus machen kann, einmal auch das liebe Publicum interessiren werde, ist höchst zweifelhaft.

---

1) „Meine Leidenschaft für Biographien und Briefe." — 2) „Die geschriebenen, obwohl oft unleserlich geschriebenen Aufzeichnungen."

306. **An Vischer.** Köln, den 22. August 1854.

Dein l. Schreiben vom 13. habe ich richtig erhalten, und bald hernach kam auch Müller[1]) (der sich noch unterwegs aufgehalten) und gab mir mündlich Bericht, sehr befriedigt durch seinen Aufenthalt in Tübingen und die Aufnahme, die Du ihm geschenkt hattest.

Ich freue mich über Deinen Entschluß rücksichtlich des musikalischen Hefts der Aesthetik; der Gedanke ist sehr gut; von Gugler habe ich Artikel über musikalische Angelegenheiten in der Allgemeinen Zeitung gelesen, die ich nach Form und Inhalt bewunderte. Die Vertheilung der Arbeit wird sich geben, wenn Ihr erst angefangen habt. So kommst Du um diesen Stein herum, und warum solltest Du dann an der Poësie zu guter Letzt nicht noch Freude erleben?

307. **An Wilhelm Strauß.** Baden, den 18. September 1854.

— — Im Hotel Schrieder in Heidelberg saß ich 2 Herren gegenüber, wovon der eine, ein kleines, dickes, ganz solides Männlein, beim ersten Glas mit dem andern anstoßend, folgenden Toast ausbrachte: Auf das Wohl unsrer Frauen, und auf den Untergang aller schwachen Nerven!

308. **An Vischer.** Köln, den 16. Oktober 1854.

— — Ergötzt hat mich neulich eine Collectivanzeige neuerer Unterhaltungslitteratur, wo der Recensent, sicher ein Norddeutscher, den Namen Ottilie Wildermuth ohne Weiteres als Pseudonym betrachtet und meint, nun, frischer Muth sei wohl darin, aber wilder; nä, kein wilder denn doch nicht.

Schon lang geht mir, wie Du weißt, ein Aufsatz über Schiller als Komiker im Kopf herum; könnte ich nur mit Dir darüber sprechen. Ich weiß ihn noch nicht beim Zipfel zu kriegen. Mit solchen Abfällen hält man sich hin; wär' es denn doch nicht besser, lieber gar nichts zu schreiben?

---

1) Vgl. Br. 297.

Vierte Abtheilung.

1854—1860.

Diese Abtheilung enthält die Briefe, welche Strauß während seines sechsjährigen Aufenthalts in Heidelberg schrieb. Er selbst rechnet diese Jahre zu den glücklichsten seines Lebens (Ges. Schr. I, 31). Den eigenen Haushalt hatte er wieder aufgelöst und war zu seiner Junggesellenwirthschaft in einer sehr bescheidenen Wohnung und Einrichtung zurückgekehrt. Aber er hatte seine Tochter während der ersten vier Jahre in Heidelberg selbst, in einem Institut, in dem vortrefflich für sie gesorgt war, und konnte mit dem Sohn, der einer württembergischen Schule übergeben war, regelmäßig länger zusammen sein. Er trat in einen Kreis von bedeutenden und geistreichen Männern ein, von denen er mehrere mit ihren Frauen zu nahe verbundenen Freunden für's Leben erwarb. Mit seinen persönlichen Verhältnissen gewann auch seine schriftstellerische Arbeit wieder eine Stetigkeit, er selbst eine Lust und Frische zu litterarischem Schaffen, wie sie ihm seit der Vollendung seiner Dogmatik in diesem Maße nicht mehr eigen gewesen war. Was ihn im Herbst 1860 veranlaßte, von Heidelberg in das vor zwölf Jahren verlassene Heilbronn zurückzukehren, setzt er selbst a. a. O. S. 48 f. auseinander.

Den hier mitgetheilten Briefen schließt sich der an Vatke vom 26. Juni 1859 an, welchen Benecke, W. Vatke, S. 477 f. veröffentlicht hat.

---

309. **An Rapp.**   Heidelberg, den 6. November 1854.

Daß es mir in meinem neuen Zustand schon behaglich wäre, könnte ich nicht sagen; doch das ist Nebensache, und in Bezug auf die Hauptsache, die Versorgung der Kinder, bin ich meines Entschlusses täglich mehr froh. Ganz abgesehen von der Unzulänglichkeit der Wirthschaft mit Haushälterinnen, so ist das Leben eines einzeln stehenden, mit der Welt zerfallenen Mannes jedenfalls ein so formloses, daß Kinder dabei nicht erzogen werden können. — Ich selbst bin nun freilich neuerdings wieder überflüssig. Allein ich kann ja nichts dafür,

daß mir der liebe Gott noch Halbsold gibt, ich wollte seine Kasse gern entlasten. — Gute und freundliche Menschen habe ich hier schon gefunden, z. B. Dr. Kuno Fischer, dem sie seine philosophischen Vorlesungen verboten haben und der nun als Schriftsteller lebt und mir mit wahrer Pietät zugethan ist. Auch bei Gervinus bin ich gewesen, wie auch bei Häusser und freundlich aufgenommen worden. Nächster Tage besuche ich auch den alten Schlosser.

310. **An Zeller.** Heidelberg, den 9. November 1854.

— — So wohne ich nun seit Sonntag hier in einer (weil ich zu spät kam) ziemlich mittelmäßigen Studentenwohnung, habe aber von den Naturschönheiten Heidelbergs bis jetzt nur seinen Regenreichthum zu genießen gehabt. Besucht habe ich bis heute Gervinus, Häusser (Zittel[1]) ohnehin, wegen Georginens), Moleschott, Kuno Fischer; Schlosser traf ich nicht an, werde aber ehestens wieder hingehen. Mein kameradschaftlicher Umgang wird wohl Fischer sein, der sich mir sehr freundschaftlich angeschlossen hat; zu meinem Bedauern fand ich, daß die Männer freierer Richtung hier in zwei Lager gespalten sind: Moleschott mit Hagen und dem tollen Kapp[2]) sind Ultrafeuerbachianer und politisch Radikale, die an Gervinus ꝛc. kein gutes Haar lassen: dagegen bildet dieser, mit Häusser, Fischer u. A. eine gemäßigte Partei. — Schlosser wird von beiden Theilen anerkannt und steht mit beiden gut.

311. **An Rapp.** Heidelberg, den 28. November 1854.

Ich habe mich nun an den neuen Zustand mehr gewöhnt; meine Verbindungen hier sind fester und ergiebiger geworden und mein Verkehr mit meinem hiesigen Kinde, wie die Nachrichten von dem entfernteren, erhöhen, je länger je mehr, meine Zufriedenheit. — Auf den Frischlin war ich schon lange durch ein Gedicht Schubart's aufmerksam gemacht worden, der in ihm einen „Bruder seines Geistes" (und Schicksals) begrüßt; den Entschluß aber, die Biographie zu schreiben, faßte ich erst,

1) Prediger in Heidelberg, und als solcher angesehener Vertreter einer an Schleiermacher anknüpfenden freieren Auffassung der Religion.

2) Christian K., der früher in Erlangen angestellte, dann in Heidelberg privatisirende Philosoph, welcher sich u. a. durch seine leidenschaftlichen Streitigkeiten mit Schelling bekannt gemacht hat.

nachdem ich erfahren hatte, daß auf dem Stuttgarter Archiv noch viele ungedruckte Briefe und Aktenstücke von und über ihn existiren, — die ich, wie Du weißt (sowie neuestens durch Vischer auch Universitätsakten, ihn betreffend), erhalten habe. Daß ich sein Leben an und für sich, nicht mit Beziehungen auf die Gegenwart, schreibe, kannst Du Dir vorstellen; wer an einem solchen Lebensbilde nicht um seiner selbst willen Freude hat, der soll und wird es auch ungelesen lassen. —

Ich wohne hier in der Nähe der Brücke und sehe ein Stück Neckar und Berg. Die Aussicht ist nicht viel, aber die Stille um das Haus hält mich fest. Man beeifert sich wirklich, mir den Aufenthalt angenehm zu machen. Mit Schlosser und Gervinus stehe ich auf dem freundschaftlichsten Fuß.

Gestern war ich bis in die Nacht bei einem lautissimum convivium [1]), das ein jüdischer Professor orientalium und Bibliothekar Weil gab, wobei Umbreit mein vis à vis war. Als zuletzt ein gereimter Toast des Wirthes zu erkennen gab, daß das Ganze mir zu Ehren veranstaltet war, kam ich in nicht geringe Verlegenheit, um so mehr, als ich den Trinkspruch so ex tempore nicht zu erwidern wußte, was man doch zu erwarten schien.

312. An Vischer.

Heidelberg, den 3. Dezember 1854.

— — Hier ist es mir fortwährend recht gut gegangen. Ich bin besonders mit Gervinus auf einen recht freundschaftlichen Fuß gekommen. Ich finde ihn, je näher ich ihn kennen lerne, desto liebenswürdiger, ganz anders als ich ihn mir vorgestellt; denn ich verehrte ihn wohl immer sehr, aber dachte nicht, daß ich mit ihm so gut auskommen könnte. Er arbeitet an seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts und forderte mich auf, ob ich nicht in Bezug auf die kirchlichen Bewegungen der Gegenwart etwas schreiben wollte, in dem Sinn, wie er früher über die Deutschkatholiken geschrieben; er bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß er in theologischer Beziehung im Wesentlichen ganz auf unserem Standpunkte stehe, Deinen Aufsatz über seine Mission [2]) ꝛc. aber kannte er nicht. Es zeigte sich hier freilich, daß seine, im Grunde doch wesentlich politische Natur und die meinige in Betreff dessen, was

---

1) „Einem üppigen Diner“. — 2) Jahrbb. der Gegenwart, 1845 S. 1086 ff.

den Einen und den Andern zu einer Arbeit reizen kann, sehr weit von einander abstehen.

— Aber bei Fries[1]) habe ich eine Skizze von Schick gesehen, die mich ordentlich unglücklich gemacht hat. Es ist dies die verrückte Idee von dem Christus adolescens, der in der Vision das Kreuz sieht. Man kann wirklich nichts Scheußlicheres sehen. Ein Körper ganz in der Manier von Carstens gefaßt, der wohl etwa (wenn er besser gemalt wäre) einem Endymion, Paris ꝛc. angehören könnte und zu dem Kreuz in den Wolken nicht die mindeste Beziehung hat; dann aber, was mich am meisten erschöpfte, so auffallende Zeichnungsfehler, daß sie an der Meisterschaft des Mannes arge Zweifel rege machen. Die vorgeneigten Engelsköpfe alle verschoben, wo ein Arm verkürzt oder durch eine andere Figur theilweise verdeckt ist, ist er sicher entweder zu lang oder zu kurz ꝛc. Das hätte ich in der spätern Zeit von dem Mann nicht mehr vermuthet. Fries ist ein gescheidter, nur etwas verbissener Mensch, der beinah die ganze jetzige Kunst negirt. Aber er hat mehr Kneiptalent ꝛc. als die andern, und so will ich mit ihm fortzukommen suchen. An Moleschott stört mich der tendenzmäßige Materialismus und Radikalismus, der auch die Weiber in den Atheismus hineinzieht, wovon ich einer Scene anwohnte.

313. An Zeller. Heidelberg, den 19. Dezember 1854.

— — Meine hiesigen Bekanntschaften leiden einigermaßen durch den Frischlin, der jetzt bis cap. 6 vorgeschritten ist. Doch bin ich Gervinus insbesondere näher gekommen, und habe ihn, je näher desto mehr schätzen und lieben gelernt. Auch Bunsen habe ich bei ihm und auf dem Museum schon getroffen, und einen Mann von vielem Humor an ihm gefunden[2]). Häusser ist im Augenblick ein wenig leidend und darum weniger sichtbar. Meine täglichen Spaziergänge mache ich mit Fischer, den ich nebst einigen andern jüngern auch zum Kneipen zu erziehen suche, nicht ohne Schwierigkeit, doch auch nicht ohne Erfolg.

314. An Rapp. Heidelberg, den 11. Januar 1855.

— Dabei wird aber Frischlin nicht vergessen, nulla dies sine linea[3]), d. h. ohne wenigstens einen geschriebenen Bogen. Aber ich

1) Vgl. Br. 314. — 2) Vgl. Br. 324 Schl. — 3) „Kein Tag ohne eine Linie“ (an der Zeichnung).

fühle auch, daß er, wie sein Festungskommandant schreibt, ein schwerer und mafter Mann ist: er macht mir viel zu thun, bis ich ihn weiter bringe. Indessen bin ich mit ihm am Anfang des Jahres (15)86 angelangt, also hat er noch $4^3/_4$ zu leben, obwohl ich ihm länger gönnen wollte. —

Wir haben jetzt zwei wöchentliche Kneipabende bei Hofmann, Tübinger Angedenkens, der bekanntlich hier Bierbrauer ist. Mitglieder: Dr. Kuno Fischer, Dr. Locher, ein hochgebildeter und guter Mensch[1]), Landschaftsmaler Fries, der mit Vischer in Rom war, ein 50jähriger Kaufmann Bielefeld aus Hamburg, der sich nach weiten Reisen zur Ruhe gesetzt hat und deutsche Litteratur unter Fischers Anleitung studirt, endlich ein sizilianischer Principe Radali, der aber ein guter blonder Deutscher ist, dessen Vater ein sicilianisches Principat geerbt hat.

315. **An Vischer.**

Heidelberg, den 12. Januar 1855.

Deinem Auftrage gemäß geht Dein Brief[2]), gleichzeitig mit diesem, an Zeller auf die Post. Ich kann nicht wissen, was dieser Dir rathen wird, aber ich rathe ab. Ganz abgesehen davon, daß es keine Universitätsstelle ist, selbst wenn es eine solche wäre, riethe ich ab. Ich sehe nicht, was Du gewinnen könntest, wohl aber was Du verlieren müßtest. Was bietet denn Zürich weiter für Kunst als Tübingen? Und glaubst Du, die Schweizer Jugend sei empfänglicher für Deine Ideen als die Württembergische? Und von Freunden wärst Du ja ungleich mehr abgeschnitten. Ich begreife Dein Unbehagen in Tübingen ganz wohl, aber laß Dich dadurch nicht zu einem Schritt verleiten, den Du gewiß bereuen würdest. Gegen Deutschland spricht jeden Gelehrten die materielle Schweiz wie ein Barbarenland an. Hier wird versichert, daß Hitzig sehr ungern in Zürich sei. Und das Schlimmste ist, daß der Rücktritt aus der Schweiz nach Deutschland immer Schwierigkeit hat. Man nimmt einen immer für einen politisch Angesteckten. Wirklich muß auch namentlich in Z. ein Abschaum beisammen sein, der Dir bald großen Ekel erregen müßte.

1) Ueber ihn: Strauß Ges. Schr. I, 35 f. Ebd. und S. 32 f. über Gervinus, Fischer u. A. — 2) Mit der Nachricht von Vischers Berufung an das Polytechnikum in Zürich. Vgl. über diese (auch in Nr. 318 f. berührte) Angelegenheit Vischer Altes u. Neues H. 3, 327 f.

Erhalte Dich für Deutschland. Wer weiß, wenn die politischen Verhältnisse einen Ruck thun, ob Du nicht in Preußen doch noch Aussicht haben kannst. Im Augenblick steht's freilich mit den Universitäten schlecht; aber nicht nur in Tübingen, sondern z. B. auch hier. In der Schweiz aber glaube ich, daß es damit nie gut stehen kann. Die Art des Volks und das Verhältniß zu Deutschland bringens mit sich.

316. **An Kauffmann.** Heidelberg, den 13. März 1855.

Hier folgt Hanslick[1]), — ich habe ihn zwar erst zur Hälfte gelesen, aber vor vier Wochen kann ich doch nicht dazu kommen, ihn gründlich vorzunehmen, welches dann um so ersprießlicher für mich werden wird, wenn ich vorher Dein Gutachten über das Buch haben werde. Deine Ausführung über die Symphonien trifft mit dem, was er aufstellt, nahe zusammen. Ich meine aber, es müßte einen Weg geben, das, was an seinen Grundsätzen richtig ist, mit dem, worin Oulibicheff nicht zu weit geht, zu vereinigen. Denn wenn Hanslick über Mozart's G-moll-Symphonie im Gegensatz gegen Oulibicheff's Deutung sagt: „Die G-moll-Symphonie ist Musik, und das ist vorderhand genug" — so ist eine solche Abfertigung gewiß gar zu trocken. Du selbst nennst ja schon Haydn's und Mozart's Symphonien ahnungsvoll — das ist schon etwas, das über das rein und blos Musikalische hinausgeht. Eine Hauptfrage bei der Beurtheilung des Büchleins scheint mir aber zu sein, ob man, um das Wesen der Musik zu finden, einseitig von der Instrumentalmusik ausgehen darf?

Daß Dein Emil jetzt im Orchester mitspielt, freut mich herzlich zu vernehmen. Den „Bauer als Millionär" sah ich vor 23 Jahren in Frankfurt mit meinem guten Onkel Ruoff, er gefiel uns aber so wenig, daß wir vor dem Ende zum Nachtessen im Schwanen giengen, obwohl, wenn ich mich recht entsinne, Hassel den Wurzel spielte.

Mörike's späte Vaterfreuden[2]) sind rührend. Er hat hier in meinem Kreise warme Verehrer. Doch ich schließe, damit der Brief fortkommt.

1) „Vom musikalisch Schönen"; vgl. Nr. 310. — 2) Der Dichter (geb. 1804) hatte 1851 eine Ehe geschlossen, aus der noch zwei Töchter hervorgiengen.

317. **An Zeller.** Heidelberg, den 3. April 1855.

— — Von der hiesigen Geselligkeit hat mich theils der strenge Winter, theils der strenge Frischlin etwas abgehalten. Doch ist der Verkehr mit den Leuten, die mir die liebsten sind, nicht unterbrochen worden. Mit Gervinus bin ich erst heute spazieren gegangen. Das vertrauliche Verhältniß zu Fischer dauert fort, er ist ein ausgezeichneter Kopf, dem ich manche Anregung und Ermunterung verdanke; gegen mich beweist er sich fortwährend sehr freundschaftlich.

— Mit dem Frischlin habe ich mich fast zu lang herumgezogen. Das Ding gibt einen Band, und das ist zu viel. Der Mensch hat doch eigentlich keinen Kern, ich sah das gleich am Anfang, aber wie das geht, recht weiß man so was erst, wenn's zu spät ist. Einzelne Partien übrigens, die ich hier Freunden vorgelesen, sind doch nicht ohne Eindruck geblieben.

318. **An Rapp.** Heidelberg, den 31. Mai 1855.

— Ich habe angenehme Pfingsten gehabt. Zeller kam mit Frau und Kind nach Auerbach an der Bergstraße, wo ich 5 Tage gleichfalls war; Baur und Sohn kamen von Tübingen, Mohl, Gervinus, Fischer von hier auf kürzere Zeit; so war man von Anfang beim herrlichsten Wetter, in reizender Gegend, unter trefflichen oder doch interessanten Menschen, recht vergnügt. Vater Baur war sehr kordial — doch ziemlich alt und engbrüstig geworden. Zellers waren angegriffen von dem Tod der beiden Kinder. Mir war diese Zusammenkunft um so mehr werth, da ich sie gleichsam als einen Kongreß der philosophisch-kritischen und historischen Richtung betrachtete, und ich werde mir, wie auch schon bisher angelegen sein lassen, diese Coalition zu befestigen und womöglich fruchtbar zu machen.

Heute Mittag bin ich zu Schlosser zum Essen geladen; eigentlich ist es mir lieber, wenn ich mich mit dem ehrwürdigen Patriarchen auf seinem Studirzimmer unterhalten kann.

Vischer ist ja nun durch die Interpellation in der Kammer und die Erklärung des Ministers aufs Neue beunruhigt; doch will und muß er nun auf jeden Fall gehen, so ungern er es auch thut. Auch Baur war sehr ungehalten über seinen unpraktischen Gang zum Minister, den er gemacht hatte, ohne Jemand um Rath zu fragen.

319. **An Vischer.** Heidelberg, den 4. Juni 1855.

Seit Deinem letzten Schreiben bin ich, wie Du ohne Zweifel indessen von Baur vernommen haben wirst, mit diesem, Zellers, und hiesigen Bekannten in Auerbach an der Bergstraße zusammengewesen; es waren ein paar recht genußreiche Tage, und wir haben Dich oft herbeigewünscht. Möge sich jetzt nur die Angelegenheit Deiner Verpflanzung, da sie denn doch einmal nicht mehr zu umgehen scheint, vollends leicht und schnell abwickeln. Unter Andrem haben wir in Auerbach auch den Plan einer zu gründenden Zeitschrift ernstlich besprochen, wobei auf Dich und Schwegler vorzüglich gerechnet war, und an welcher sich Zeller, Gervinus und ich gleichfalls betheiligen würden; die Redaction wurde dem hiesigen Dr. Kuno Fischer zugedacht, der Dir durch Bielefeld auch darüber Nachricht geben will. Wir werden uns in der nächsten Zeit noch bestimmter über den Plan, die Mitarbeiter rc. besprechen, mit der Ausführung aber womöglich noch auf einen Zeitpunkt warten, wo die politischen Verhältnisse den Buchhandel wieder einen Aufschwung nehmen lassen.

— Ich freue mich des Fortschreitens Deiner Aesthetik. Die Musik betreffend wiederhole ich meine frühere Aufforderung, das Büchlein von Hanslick vom musikalisch-Schönen nicht unberücksichtigt zu lassen, das auch dem Kauffmann, wie er mir schreibt, sehr eingeleuchtet hat; wenn auch sehr einseitig, so enthält es doch gewiß viel Wahres und im Einzelnen viele treffende Urtheile. Zunächst ganz glücklich in der Beschreibung der Uebertreibung, in die Musik gar zu viel bestimmten Sinn hineinzulegen, geht er zu dem Satze fort, daß überhaupt Empfindungen darzustellen oder anzuregen, nicht Sache oder Zweck der Musik, sondern das musikalisch-Schöne ebenso eine Sache für sich wie das Schöne in andern Künsten sei; das Schöne in der Musik seien eben die Tonverhältnisse selbst, wie in der Plastik die Linienverhältnisse rc.; die symbolische Anspielung an Gefühle und Vorstellungen sei nur ein Secundäres, noch dazu höchst Unsicheres. Damit hängt der zweite Hauptsatz der Schrift zusammen, daß das reine Wesen der Musik sich nur in der textlosen Instrumentalmusik zeige, da die Vokalmusik immer nur anhängende, dienende (dem Text), und nur jene Musik an und für sich, selbstständige Musik sei. Letzteres kann man zugeben, und doch bedenklich finden, daß das Wesen einer Kunst aus ihrem letzten spätesten Ausläufer bestimmt werden soll.

Natürlich verlangt mich nun sehr, bald etwas von der endlichen Entscheidung Deiner Berufungsfrage zu vernehmen, und ich wünsche, daß es etwas sein möge, das Dir das Gefühl der Befriedigung gibt. Im Fall des Gehens wirst Du doch wohl nicht so früh gehen, daß wir uns nicht im September noch in der alten Heimath sprechen könnten?

— Was den Hanslick betrifft, so hat er Deine Aesthetik gelesen, zeigt sich nicht unbekannt mit Hegel'scher Philosophie, und stellt seine Ansicht vom musikalisch-Schönen der gewöhnlichen wie Immanenz der Transscendenz entgegen.

320. **An Vischer.** Heidelberg, den 3. Juli 1855.

— — Mit unserer eigenen Zeitschrift steht die Sache noch im Weiten. Daß Fischer, der jetzt verreist ist, in Berlin mit Reimer (d. i. Weidmann) sprechen soll, und wahrscheinlich schon gesprochen hat, schrieb ich Dir bereits; allein wir haben keine Nachricht vom Erfolg. Und wenn, wie man doch glauben sollte, sein wirklich vortreffliches Buch über Leibnitz ihm irgendwo eine Anstellung verschafft, so haben wir keinen Redacteur. Gervinus, dem die Sache sehr anliegt, fragte mich noch gestern, ob in solchem Fall nicht ich die Redaction übernehmen wollte? Allein das kann und darf ich nicht, da mich eine solche Hetzerei schon in den ersten 6 Wochen zur Verzweiflung bringen würde. Es wäre ein ganz ebenso dummer und naturwidriger Streich, als daß ich mich anno 48 zum Abgeordneten hergab. Gervinus aber ist durch seine Geschichte des 19. Jahrhunderts auf viele Jahre hinaus gebunden. Wären wir beide, Du und ich, beisammen, so wollte ich in Gemeinschaft mit Dir ohne alles Bedenken die Sache über mich nehmen; aber allein nicht und mit einem Andern auch nicht.

Kürzlich las ich aus Gefälligkeit für den Buchhändler Flammer in Pforzheim (einen Bekannten Fischers), dem die Waiblinger'schen [1]) Werke im Gant des Verlegers zugefallen sind, und der an eine neue Ausgabe einer Auswahl dachte — wozu ich aber nicht rathen konnte, diese Sachen wieder durch, und fand in einer übrigens schlechten Er-

1) W. Waiblinger, der in Rom früh gestorbene, talentvolle, aber allzu leidenschaftliche und haltlose Universitätsfreund von Mörike, mit dem auch Strauß und Vischer noch in Tübingen zusammengewesen waren.

zählung: heilige Woche in Rom, doch sehr gute Kunstansichten. Ueber das Verhältniß der Malerei zur Religion einer- und der Geschichte andererseits wußte er doch schon ganz richtigen Bescheid.

— Mit Fries im Städelschen Institut gewesen und viel Treffliches gesehen. Das Interessanteste war mir, daß hier die neuen Sachen mitten unter den alten hängen — die vernichtendste Kritik für die ersteren, fast ohne Ausnahme.

321. **An Rapp.** Heidelberg, den 19. Juli 1855.

Mit dem Austritt aus Deinem gesegneten Hause verließ mich wie schon öfters das Glück, welches ich darin, wie immer, so rein genossen hatte. In Oehringen fand ich zwar keinen Brief von Vischer, dagegen einen aus Köln, von meiner Schwägerin, — daß mein Bruder darniederliege, überhaupt keinen guten Sommer habe. Dieser Schrecken beschleunigte meine Rückreise. In Heilbronn blieb ich blos über Nacht in der Sonne, zwei Tage vor dem Schluß der altbewährten Wirthschaft. Hier traf ich Alles im alten Gleise, speiste am Dienstag in gewähltester Gesellschaft (nur mit Schlosser und Häusser) bei Gervinus, wobei Frau Gervinus in ihrer katechetischen Art den alten Herrn ausfragte, Gervinus über diese Katechisation lachte, daß ihm der Bauch wackelte, der Alte aber, dadurch veranlaßt, eine Menge Geschichten von Voß, Jean Paul, Hegel ꝛc. zum Besten gab. —

Ich habe mir gestern die Epistolae obscurorum virorum [1]) gekauft, die ich, zu meiner Schande muß ich's gestehen, noch nie gelesen hatte; es ist doch etwas kostbares um dieses Latein, z. B. utinam omnes Poetae essent ibi ubi piper crescit [2]) u. dgl. An unsere ehemaligen lateinischen Unterhaltungen erinnern sie sehr: z. B. est ex cum eo, es ist aus mit ihm.

322. **An Rapp.** Heidelberg, den 20. August 1855.

— Seit 14 Tagen sind 11 Bogen Frischlin gedruckt, war also beinahe jeden Tag 1 Bogen zu korrigiren. — Dazu kam ein Auftrag des Vetters Ruoff, der den Einfall gehabt hatte, Voltaires Zaïre in der Art, wie Goethe den Mahomet, zu übersetzen und mir diese Arbeit zur Revision zuschickte. So kam ich doch einmal dazu, eine französische

1) „Die Dunkelmännerbriefe", vgl. auch S. 352. — 2) „Wenn doch alle Poëten wären wo der Pfeffer wächst."

Tragödie im Original zu lesen, was ich sonst vor meinem seligen Ende schwerlich gethan haben würde. Das Ding ist mit viel Geschick und rhetorischer Präcision gemacht, läßt einen aber, wer man ist. Die Aufgabe einer Uebersetzung ist sehr schwer, denn jene Präcision ist spitzig; nun sollen die Spitzen abgebrochen werden und doch die Präcision nicht ganz verloren gehen. Das ist schwer, eines vom Andern zu trennen. Die Gedanken des Franzosen kommen mit den Alexandrinern zur Welt und dieser Reifrock soll ihnen abgezogen werden. Was bleibt ihnen dann? Entweder nichts oder doch noch ein Stückchen Reifrock. —

In dem Frischlin habe ich eine Stelle gegen das französische Unwesen in den Mädchenpensionen noch in den Korrekturbogen hineincorrigirt, die Gelegenheit war allzu günstig; damals sollten die Buben in Schulen und Gymnasien grade so, selbst beim Spiel, nur lateinisch reden, wie jetzt die Mädchen französisch. Die Deutschen bleiben eben Narren und Sklaven.

Vischer hat bei Gelegenheit des Fackelzugs recht männlich und maßvoll gesprochen.

323. An Zeller.

Heidelberg, den 23. November 1855.

Dein Schreiben vom 10. d. M. ist mir richtig zugekommen, und ich habe daraus mit Vergnügen ersehen, daß Deine Arbeit an den Griechen ihrer Vollendung entgegengeht. Denn die neue Ausgabe der folgenden Bände wird ja wohl keine Umarbeitung sein. Deinen Gedanken, das Werk in dieser neuen Gestalt Baur zuzueignen, finde ich in jeder Rücksicht vortrefflich. Baur, euer menschlich wissenschaftliches Verhältniß, und die Sache, der es gilt, verdienen ein solches Denkmal. Ich stelle mir vor, daß Du Dich in der Zuschrift über diese Punkte recht ausdrücklich aussprechen wirst.

324. An Rapp.

Heidelberg, den 25. November 1855.

— Ich lese und excerpire von und für Hutten, aber die Idee will sich noch nicht gestalten. Es ist mir auch schon zu viel über Hutten geschrieben. Das mag ich nicht, wenn ich über etwas schreiben soll. Ich liebe den Neubruch. Meine Dogmatik hat jetzt einer in Paris übersetzt, und die Uebersetzung wird nächstens erscheinen. Der Mann hat mir geschrieben. Er ist ein Elsäßer, hat Theologie in

Straßburg studirt, arbeitet aber schon seit 11 Jahren an dem Journal „la Presse“. Er habe, so höre ich hier, schon mehrere Duelle wegen der Persönlichkeit Gottes gehabt; er fordert nämlich die Leute, welche diese behaupten. Also jedenfalls ein Original.

Nun will ich Deine Frage beantworten: Machiavelli; seinen Principe las ich, um italienisch zu lernen. Wenn Spinoza von den menschlichen Leidenschaften, Tugenden und Lastern so handeln will, wie wenn er von Linien und Winkeln spräche, so erörtert dort Machiavelli „die Lehre von den politischen Machtmitteln,“ ganz abstrahirt von dem moralischen Gesichtspunkt. Daß er damit eine Satire hätte schreiben wollen, ist das Allerabgeschmackteste, was man sagen kann; ganz ebenso gut könnte man das von Spinoza sagen. Uebrigens, um seine Ansicht ganz zu fassen, müßte sein Kommentar zu Livius und seine florentinische Geschichte hinzugenommen werden, wovon ich nur die letztere sehr theilweise kenne.

Heute ist Montag, da muß ich noch in Gesellschaft und habe doch das Fieber. Allein ich mag nicht wegbleiben, da auf mein Betreiben die Sache zu Stande gekommen ist, daß man sich diesen Abend jede Woche bei einem Bäcker, der guten Wein und ein eigenes Zimmer für solche Gesellschaften hat, sieht. Theilnehmer sind: Gervinus, Häusser, Fischer, Bunsen (berühmter Chemiker, nicht der Ritter), Stadtpfarrer Zittel und noch etliche mehr — in der That mit die besten Männer von Heidelberg.

325. **An Käferle.**

Heidelberg, den 7. Dezember 1855.

Diesmal bin ich Dir auf zwei werthe Briefe Antwort schuldig; die erste wurde durch die Eile verkümmert, mit der ich die Frischlin's-exemplare zu spediren suchte, die denn auch als Briefe an die Freunde gelten mochten. Daß Du das Buch so aufnehmen, überhaupt in dem Sinn fassen würdest, in dem es geschrieben ist, wußte ich aus früheren Erfahrungen vorher, und freute mich daher längst auf eine Aeußerung von Dir darüber. Meine Erwartung hat mich nicht getäuscht, und Du hast mir durch Deinen Brief große Freude gemacht. Du hast meinem Helden und seinen Schicksalen einen Platz in Deinem Herzen und Deiner Phantasie eingeräumt: und damit hat das Buch seinen Zweck an Dir erreicht. Es hat Zeiten gegeben, wo ich mich recht ärgerte, keinen Roman schreiben zu können: das soll nun mein Roman

sein, so gut ich eben einen machen kann. Die dramatische Scene, die Du zwischen Frischlin und Schubart veranstaltest, ist vortrefflich; besonders hat mich ergötzt, wie Du den letzteren vom ersteren als Lateiner verachten lässest. Ueberhaupt aber, unter allen sowohl freundschaftlichen als öffentlichen Aeußerungen über das Buch, so viele mir bis jetzt zu Gesicht gekommen sind, und — ich setze es zuversichtlich hinzu — noch zu Gesicht kommen werden, sind und werden mir Deine Worte die liebsten bleiben, wie sie mir schon bei früheren Erzeugnissen die liebsten gewesen sind. Ich weiß nicht, ob es an der Lage vom Dobel, oder sonst an etwas liegt: aber auf ihm finden meine Worte immer den vollsten und reinsten Wiederklang. — —

— — Sonst lebe ich, mit Schubart zu reden, so ane[1]); vorigen Winter hielt mich der Frischlin frischer; jetzt habe ich zwar wieder Werg an der Kunkel, oder vielmehr, der Hanf muß erst noch gebrochen werden, und das ist noch beschwerlich und weitaussehend, bis man Hemden davon machen kann. — —

326. **An Rapp.** Heidelberg, den 10. Januar 1856.

Gut ein Vierteljahrhundert ist jetzt unsere Freundschaft alt. Ihre Anfänge zwar, wie die großer Reiche, verlieren sich in's Dunkel der Vorgeschichte. Daß der theure Märklin an ihrer Wiege stand, gibt ihrem Ursprung eine höhere Weihe. Deine berühmte Predigt[2]) half jedenfalls zu ihrer Entstehung mit. Doch in's rechte Wachsthum kam sie erst um die Zeit, die Du am Hof zu Kilchberg[3]) und später mit den Zöglingen im Bossert'schen Haus zu Tübingen lebtest. Es war eine schöne Zeit, wie nicht minder die folgende, als Du verheirathet als Particulier bei Albrechtle[4]) Deinen Sitz hattest.

Hier ein ehrendes, herzliches Andenken Deiner guten ersten Frau. Wir saßen, Du und ich auf meinem Repetentensopha,, und ich wiederrieth Dir die Verbindung mit ihr, weil ich nicht für möglich hielt, die Kluft des Standes und anderer Unterschiede zu überbrücken. Du sagtest ihr das und sie erwiederte, sie sei mir darum nicht bös, denn ich

1) = so hin. — 2) Eine humoristische Predigt über den Mantel des Apostels Paulus, 2. Tim. 3, 13, die noch nach Jahren in Tübingen handschriftlich im Umlauf war. — 3) Ein Dorf bei Tübingen, wo R. in einer adeligen Familie Hauslehrer war, der seine spätere Frau angehörte. — 4) Rapp's Hauswirth in Tübingen hieß Albrecht.

kenne sie nicht. In Ersterem hat sie Wort gehalten und mit dem Letzteren Recht gehabt. Sie hat mit Liebe und Herzensgüte Alles ausgeglichen und zu Deiner jetzigen Familie einen Grund gelegt, der nicht schöner gelegt werden konnte.

Damit stünden wir ja an der Wiege Deiner guten Elisabeth. So groß wie jetzt war sie damals noch nicht, aber ein hübsches, feines Kind war sie gleich. Weißt Du noch die Noth mit der Amme? Du hieltest einmal eine Rede an sie, welche so anfieng: Marie, da Sie täglich mehr anfangen, sich wie ein wildes Thier zu gebärden u. s. f. Und die Taufe, wo die gnädige Frau Schwägerin es nicht erwarten konnte, ihre 2 mitgebrachten Champagnerflaschen aufzustellen, so daß Du dann noch 2 weitere holen lassen mußtest. Die von Deiner Frau so gefürchteten Kneiptage mit Schaaf und Bärlin[1]) ꝛc. fallen in diese Zeit.

Mittlerweile warst Du am größeren Hof in Kupferzell gewesen und hattest Enslingen davongetragen[2]). Ich besuchte Dich zwischen die Arbeit am Leben Jesu hinein dort; die Maurer waren noch im Hause, Deine gute Mutter war da, Deine Frau, ich glaube in Wochen, in Weiler zurückgeblieben. Wie viel Glück war Dir doch auch durch dieses Enslingen zu Theil geworden! Was schloß dieses Thal mit dem unscheinbaren Pfarrhaus eine Reihe von Jahren und ein schönes reiches Leben ein! Für wie manchen Freund war es ein Asyl, wo er sich von der Arbeit erholen, vom Kummer aufathmen konnte! Zwar auch Leiden blieben Dir dort nicht erspart. Du verlorst die Frau. Es war zum Erbarmen, die 3 verwaisten Kinder anzusehen, bald (nach 2 Jahren) folgte der Sohn der Mutter.

Dann kamen die Zeiten des Interregnums, aber ein glückliches Geschick lenkte Dich in der Wahl Deiner zweiten Frau, welche, ein weiblicher Rudolf von Habsburg, die Ordnung im Reich wieder herstellte. Sie vervollständigte den Kreis Deiner Töchter und schenkte Dir endlich den lange gewünschten Sohn. Stürme fehlten auch jetzt nicht. Du sahst Dich von Pfaffen angefochten, vor ein Inquisitionsgericht gestellt. Doch das Ungewitter verzog sich wieder. Unterdessen wuchsen die Kinder heran und das Geschäft ihrer Erziehung und Aus-

1) Zwei Tübinger Gymnasiallehrer. — 2) Die Fürsten von Hohenlohe-Langenburg und H.-Waldenburg (welche letztere in Kupferzell residirten) haben die Pfarrei Enslingen abwechselnd zu vergeben.

bildung gab dem Leben in Enslingen einen neuen geistigen Gehalt. Deine Frau entwickelte ihre unvergleichliche pädagogische Gabe und Du selbst wurdest in der Unterweisung Deines Sohnes unversehens zum Philologen, zum Gelehrten. Daß ich des Fischens nicht vergesse, des Aufstehens in der Nacht, des ängstlichen Nacheilens der kleinen Elisabeth, des alten Fischers, von dem Du mir nicht schreibst, ob Du ihm nun die Trau- statt der Leichenrede gehalten.

Indessen wuchs Deine Familie sowohl als Dein Verdienst über das kleine Enslinger Pfarrhaus hinaus. Welches Glück aber auch hier wieder, daß der Schwung Deiner Beförderung Dich nicht wieder landeinwärts schleuderte, sondern 1/2 Stunde weit von der vorigen Station Dich absetzte, wo Du Fluß und Thal, Berg und Wald, Deine Spaziergänge und Deine Fischwasser behieltest und von einer anderen Seite, von freierem Standpunkt aus sie zu betrachten bekamst. Und das geräumige Pfarrhaus von Dir verschönert gab für die blätterreiche Rose Deines Familienkreises den würdigen Kelch. Möge des Himmels reinster, reichster Thau auch ferner auf diese Blume niederregnen und sie immer schöner erblühen lassen.

Du aber feire Dein Fünfzigjahresfest, wie es ein Glücklicher feiern soll. Die Natur, der Du treu warst, hat Dich gesegnet und die Sitte, der Du mit freiem Sinn huldigtest, den Gaben der Natur ihre Weihe verliehen. Du hast Freuden genossen und Leiden zur Erweiterung und Befestigung Deines Wesens verwendet.

Du hast Frau und Kinder, liebe Sorgen, schöne Hoffnungen, hast Freunde, die Dich lieben und achten. Unter Anderen denjenigen, der nur mit dem Leben aufhören wird

zu sein

Dein D. F. Strauß.

327. An Rapp.

Heidelberg, den 13. Februar 1856.

— Ich erhielt die Nachricht von Kauffmann's plötzlichem Ende. Ich gestehe, so sehr mir der Hintritt meines Freundes nahe gieng, mit dem wir eine schöne Strecke Wegs gemeinsam gewandelt, so überwog doch die Freude, daß ihm das Glück, das er lebenslang gehabt, auch bei diesem letzten Schritt nicht untreu geworden ist: Sortitus exitum facilem et qualem semper optaverat[1]), sagt Sueton von

1) „Es wurde ihm ein leichtes Ende, wie er sich's immer gewünscht hatte, zutheil.“

dem Glücksmann Augustus. Wie schön von diesem ewig jungen Kauffmann, daß er sich dem unaufhaltsam eindringenden Alter auf dem kürzesten Wege zu entziehen gewußt. Bei seiner Constitution warteten allerhand minder gute Todesarten auf ihn. — Also preisen wir ihn glücklich und freuen wir uns eines in Uebereinstimmung mit seinem Verlauf und Charakter wohl vollendeten, in sich abgerundeten Lebens. Möge es uns jedem in seiner Art auch so gut werden! — — Der Auszug im schwäbischen Merkur aus dem schwarzen Buch[1]) hat uns hier großen Spaß gemacht, weil in unserer Montagsgesellschaft nicht weniger als 4 Mitglieder sind, die darin genannt waren, nämlich Zittel und Häusser in zweiter, Gervinus und ich in dritter Klasse. — Das Arbeiten betreffend ergehe ich mich in ziemlich breiten Vorarbeiten für ein Büchlein über Ulrich Hutten. Dessen eigene Werke sind längst alle studirt und excerpirt, nun bin ich an einer Reihe von Zeitgenossen. Nach Ostern werde ich in der Angelegenheit nach Bonn reisen, wo mir Professor Böcking seinen litterarischen Apparat für eine neue Ausgabe von Hutten's Werken zur Benützung angeboten hat d. h. die Ausgabe will er machen, mir können aber seine Sammlungen und mündlichen Belehrungen für meinen Zweck dienlich sein.

328. **An Rapp.** Heidelberg, den 27. Februar 1856.

Kauffmanns Vater, nach dem Du fragst, war Irrenhaus-Aufseher oder, wie er zu sagen pflegte, Tollmeister in Ludwigsburg; er selbst besuchte eine Zeitlang die Lateinschule in Ludwigsburg; bald nahm ihn ein Onkel, Präceptor Braun am Waisenhaus daselbst, heraus, um ihn zum Schulprovisor auszubilden. In dieser Periode entwickelte sich sein mathematisches und musikalisches Talent. Zum Behuf des mathematischen Studiums besuchte er, nachdem er sich mit der Schwester des bekannten Lohbauer verlobt hatte, die Universität. Er wurde Reallehrer in Ludwigsburg und verheirathete sich. Seine ästhetische Bildung und geselliger Humor zogen mich zu ihm hin. In den dreißiger Jahren fieng ich hierin eine unangenehme Veränderung zu verspüren an; statt von Goethe oder Tieck, sprach Kauffmann von Politik; der sonst so wohlgemuthe und wohlwollende Mann fieng über Fürsten und Beamte, über Gott und Welt zu schimpfen an.

1) Einem in Dresden erschienenen „Anzeiger für die politische Polizei Deutschlands", über welchen der Schw. Merkur 1856, Nr. 23 berichtet.

Ich mied seine Gesellschaft, die mir zu behagen aufgehört hatte. Bald brach der Schaden auf: Die Koseritz'sche Verschwörung kam an den Tag und es zeigte sich, daß Kauffmann, für sich, als reine Künstlernatur, ohne politische Ader, aber sehr bestimmbar von Außen, von seiner Umgebung, namentlich von seinem verrückten Schwager, dem damaligen Hochwächters-Redacteur, sich wenigstens zur Mitwissenschaft an jenen hirnlosen Anschlägen hatte mißbrauchen lassen. Er wurde suspendirt und processirt, doch einstweilen gegen mäßige Kaution frei gelassen. Die hier ihm gewordene Anschauung des bodenlosen Treibens und der dummen oder schlechten Gesellen, mit denen er sich allzu vertrauensvoll eingelassen, wirkten jetzt als wohlthätigste Krisis auf Kauffmann. Er wurde selbst 1848 und 49 nicht mehr recidiv. Während meines Verbannungsjahres in Ludwigsburg vom Herbst 1835 an, waren wir tägliche Gesellschafter. Eines Mittags wollte ich ihn abholen, fand aber die Thüre gesperrt. Endlich öffnete man mir. Kauffmann war früh Morgens auf den Asperg geführt worden. Nach mehreren Wochen wurde er gegen bedeutend höhere Kaution wieder auf freien Fuß gesetzt; seine Haft, die auf $4^1/_2$ Jahr festgesetzt war, wurde ihm nach $^5/_4$ Jahren im Gnadenwege erlassen. Die Nachmittage, die ich bei ihm auf dem Asperg zubrachte, gehören zu meinen heitersten Erinnerungen. Er hatte sein Klavier bei sich und mehrere seiner schönsten Lieder wurden auf dem Asperg komponirt. Nach seiner Entlassung wurde er bald in Heilbronn angestellt. Daß er eine durchaus künstlerische und zwar musikalische Natur war, liegt vor Augen. Man kann sich ihn trefflich als Kapellmeister denken. Es war aber doch merkwürdig, wie in seiner Natur das Mathematische dem Musikalischen das Gleichgewicht hielt. Die bürgerliche Grundlage, die ihm das Erstere gewährte, war ihm um so willkommener, da sie ihm zur Musik ein ganz freies Verhältniß übrig ließ. Die Musik war ihm um so lieber, da er nicht genöthigt war, durch sie Geld zu verdienen. Und dann war eine bürgerliche Solidität und Ehrbarkeit in Kauffmann, die doch eher im Lehrer der Mathematik, als im Musikus von Profession ihre Darstellung fand. Auch die stürmische Leidenschaftlichkeit eines solchen fehlte ihm; er war eine durchaus helle, heitere Natur. Und wie liebenswürdig war Kauffmann als Gast. Wie anspruchslos fand er sich in jede fremde Lebensart und Hausordnung. Wie liebenswürdig auch in der Ausübung seines musikalischen Talents, wie entfernt von

Eitelkeit und Ziererei; Niemanden drang er es auf, aber auch nie ließ er sich vergeblich bitten, wenn man etwas von ihm hören wollte. —

329. **An Käferle.**

Heidelberg, den 10. März 1856.

Dein l. Schreiben vom 7., das ich soeben erhalte, und die Aussicht auf einen neuen Winter, die sich seit einigen Tagen aufthut, veranlassen mich, ehe die Wege sich verschneien, einen neuen Gast, wenn auch bis jetzt nur geistweis, auf dem Dobel einzuführen, in der Hoffnung jedoch, ihn Dir einstens leiblich, wenn auch vielleicht nicht so beleibt wie seinen Vorgänger Nicodemus, vorstellen zu können.

Ulrich von Hutten, so heißt mein neuer Held, wurde im Jahr 1488 auf der Burg Steckelberg in Franken geboren, 21 Jahre nach Erasmus, 7 nach Franz von Sickingen, 5 nach Luther, 4 nach Zwingli, im gleichen Jahr mit Eoban Heß, und 9 Jahre vor Melanchthon. Die Zeit arbeitete an einer großen Aufgabe, die sich von verschiedenen Seiten fassen ließ, und die genannten Männer faßten sie fast jeder von einer anderen. Die Aufgabe ließ sich culturgeschichtlich fassen: Vertreibung der mittelalterlichen Barbarei an der Hand des Studiums der Alten: so faßte und förderte sie Erasmus. Das neue Leben, meinte er, sollte sich ausbreiten wie ein Duft, lind und sachte, wie eine wärmere Temperatur, die kampflos das Eis schmelzt und die Knospen schwellt. Aber woher am Ende diese Wärme, als von der Sonne? Sonne aber, oder belebender Mittelpunkt einer Zeitcultur ist die Religion; die culturgeschichtliche Aufgabe war also, in ihrer Tiefe aufgefaßt, eine religiöse. So hat sie Luther gefaßt: Vertreibung der hierarchischen Mißbräuche, die sich wie eine Wolkenschicht zwischen jene Sonne und die verkümmernde Menschheit gelagert hatten. Aber die Träger der Mißbräuche sind Menschen, sind fest und stark gewordene Einrichtungen, politische Mächte: werden sie sich von jenem Dufte der Cultur, dieser Sonne der Religion nur so widerstandslos auflösen lassen? Ihnen wird vielmehr auf dem festen Boden der Wirklichkeit, mit den harten Waffen materiellen Widerstands, entgegengetreten werden müssen: die Aufgabe ist in letzter Instanz eine politische, und da der hierarchische Druck von auswärts kam, eine nationale. So hat Hutten die Aufgabe jener Zeit gefaßt, und wenn wir zugestehen müssen, daß die Erasmus'sche Auffassung die feinste, die Luther'sche die tiefste oder doch innigste war, so war Huttens seine die lebendigste

und concreteste. Letzteres auch deswegen, weil sein Standpunkt die übrigen nicht aus-, sondern einschloß. Er war durchdrungen von der humanistischen Bildung wie Erasmus, und von Luthers religiösem Feuer tief ergriffen. Dennoch ist nicht Hutten, sondern Luther mit seiner Auffassung durchgedrungen; ja, während auch des Erasmus Wirksamkeit durch die Luthers zwar beschränkt und modificirt, aber nicht aufgehoben wurde, ist Hutten mit seinen Plänen geradezu gescheitert. Zum Beweise, daß bei einer Idee weniger auf ihre innere Fülle, als auf die Zeitgemäßheit ankommt, um sie wirksam zu machen. Jene Zeit war eher auf der religiösen als auf der politisch-nationalen Seite zu fassen: in einer Zeit, wie die unserige, hätte eher ein Hutten als ein Luther Aussicht auf Wirksamkeit.

Zu dem, was er war, hatte sich Ulrich von Hutten in merkwürdigem Stufengange entwickelt. Als Knabe in die Klosterschule zu Fulda gebracht, und zum Geistlichen bestimmt, entspringt der Jüngling dem klösterlichen Zwange, besucht verschiedene hohe Schulen, reist, hungert, bettelt wohl auch, zieht sich — er, einer der ersten Vertreter der Neuzeit, — die moderne Krankheit zu, die, wie die neuen Ideen, in ihren Anfängen noch ungleich stärker ist als später, und sein ganzes Leben lang an ihm zehrt. Eine Unbill, die ihm widerfährt, schlägt aus seinem Geiste die ersten Funken. Ein reicher, stolzer Bürgermeister in Greifswald sammt seinem Sohn, einem Professor, hatten den fahrenden Studenten mitleidig aufgenommen, gastlich gepflegt, bald aber auch übermüthig behandelt. Er wollte fort, aber er war ihnen noch Geld schuldig und konnte nicht zahlen. Ungern willigten sie in seinen Abgang, und kaum war er fort, so wurden sie anderen Sinns, ließen ihm nachsetzen, ihn ausziehen und berauben. Halbnackt, im Dezember, kam er nach Rostock, und hier, durch die Pflege großmüthigerer Gönner wiederhergestellt, schrieb er in elegischem Versmaß 2 Bücher Querelarum[1]): die erste Klaue des Löwen, der bald Cardinäle und Päpste zerfleischen sollte. Neue Reisen durch Deutschland und in Italien folgten, auf denen Studium und Kriegsdienst, Gefahren und Pläne durcheinander gingen. Ein Kampf höherer Art hatte sich unterdessen für Hutten in Deutschland vorbereitet. Johann Reuchlin hatte das Studium des Hebräischen, das während des Mittel-

1) „Klagen“.

alters vergessen gewesen, wiederhergestellt. Wie Columbus Amerika entdeckte, in der Meinung, die Insel Cipango und das Reich des Priesters Johannes in Asien gefunden zu haben, so hatte den Reuchlin die Lust nach den Geheimnissen der Kabbala in's Hebräische gelockt. Aber die feine Witterung für die ihnen daraus drohende Gefahr und die Lust nach dem Gelde der Juden veranlaßte die Pfaffen in Köln, den Kaiser um die Befugniß anzugehen, alle Bücher der Juden, mit Ausnahme des alten Testaments, verbrennen zu dürfen. Reuchlin, zum Gutachten aufgefordert, nahm sich der Judenbücher an. Jetzt hieß er der Ketzerei verdächtig, wurde vor ein geistliches Gericht citirt, beim Papst verklagt, seine Bücher verbrannt. Da nahm sich Hutten des Ehrenmannes und der Sache der Wissenschaft gegen die Obscuranten an. Mit einigen Freunden schrieb er im Namen und Ton der theologischen Finsterlinge jene Epistolas obscurorum virorum[1]), eine der geistreichsten und wirksamsten Satiren, welche die Culturgeschichte kennt. Die Niederlage, welche sie in den Reihen der Dunkelmänner anrichteten, war so groß, daß der Papst eine eigene Bulle gegen sie schleuderte. Aber der Sieg blieb nicht zweifelhaft, und wurde von Hutten in dem Triumphus Capricornis (= Reuchlins) poetisch gefeiert.

Kurz darauf richtete die Ermordung seines Vetters Hans von Hutten durch den württembergischen Herzog Ulrich die geistigen Waffen Hutten's gegen einen politischen Machthaber. In einer Reihe von geharnischten Reden und andern Schriften griff er den fürstlichen Mörder nicht schonender an, als Cicero den Verres oder Catilina. Den Feldzug des schwäbischen Bundes gegen den Herzog machte der gelehrte Ritter persönlich mit; im Zelt Franzens von Sickingen lag er vor Stuttgart und Tübingen, auch besuchte er das Wildbad, doch ohne bleibenden Erfolg.

Von entscheidender Bedeutung war für Hutten die genauere Bekanntschaft mit Sickingen. Dieser, ein Götz von Berlichingen im größeren Styl, hatte bis dahin unter Fehden und Kriegsdiensten, ohne höhere Idee als sich zu bereichern und mächtig zu machen, gelebt. Er haßte die Fürsten und die Städte, und suchte durch und gegen beide sich und die Ritterschaft emporzubringen. Ihm lieh fortan Hutten seinen Geist, wogegen ihm der mächtige Standesgenoß den

1) s. S. 342,[1]).

Arm leihen sollte. Dem Kaiser nach oben, den Städten nach unten die Hand zu reichen, so die Zwischenmacht der Fürsten zu brechen, die fremde Macht der römischen Kirche zurückzuweisen, Staat und Religion miteinander zu reformiren, war Huttens Idee.

Die tiefere religiöse Beseelung erhielt diese, bei Hutten zunächst nur politisch-nationale Idee, um dieselbe Zeit durch sein Bekanntwerden mit Luthers Schriften. Sobald sich Hutten's Dienstverhältnisse zum Erzbischof von Mainz gelöst hatten, trat er mit Luther offen in Verbindung. Er erkannte diesen ganz und verehrte ihn tief, während Luther sich zu dem politischen Zusatz in dem Wesen und den Plänen des Ritters, seinem abstract-religiösen Standpunkte gemäß, ablehnend verhielt.

Aber Hutten's und Sickingen's Hoffnungen auf den Kaiser Karl fanden sich getäuscht; eine Reise nach Brüssel an den Hof zeigte einen solchen Stand der Dinge, daß Hutten vor den Nachstellungen der bei Karl mächtigen Romanisten sich auf seines Freundes Veste, die Ebernburg, in Sicherheit that. Hier wurde Sickingen, der alte Kriegsmann, ordentlich sein Schüler. Alle Tag nach Tisch las ihm Hutten aus Luthers Schriften vor und verdeutschte ihm zu lieb seine eigenen. Bereits hatte er nämlich eine Reihe, vornehmlich von Dialogen, gegen das Verderben von Land und Leuten, Staat und Kirche durch die Römlinge geschrieben.

Während des Wormser Reichstags schleuderte er von der Ebernburg herab donnernde Invectiven gegen die päpstlichen Nuntien und die Pfaffen überhaupt, denen er thätlich über die Glatzen zu kommen drohte. Aber die Drohung blieb unerfüllt. Sickingen erkannte, daß ihnen bis jetzt noch die Macht dazu fehle. Nun spottete man aber zu Worms über Hutten, der nur bellen, nicht beißen könne; er war genöthigt in einer Schrift sein Nichtlosschlagen zu entschuldigen; seine Sachen fingen an rückwärts zu gehen.

Im folgenden Jahr ermannte sich Sickingen zu einem Hauptschlag. Ein Kriegszug gegen den geistlichen Churfürsten von Trier sollte zugleich der lutherischen Sache eine Thür aufthun und in die Fürstenaristokratie eine Bresche schießen. Sickingen's Anhänger sahen ihn schon als Churfürsten, ja selbst zum Kaiserthron schien ihnen für ihn die Staffel nicht zu hoch. Allein der Zug, Anfangs durch die Raschheit des Ueberfalls glücklich, endete infolge der mannhaften Vertheidi-

gung des Erzbischofs und des Anrückens ihm verbündeter Fürsten, mit einem Rückzug. Sickingen warf sich in seine festen Schlösser, aber die feindlichen Fürsten blieben im Feld und belagerten ihn im Frühjahr darauf in seiner Veste Landstuhl. Die Werke waren stark, aber neu, das feindliche Geschütz ungewöhnlich wirksam. Nach kurzer Beschießung lag Sickingen's stärkster Thurm nieder und eine große Bresche war geschossen. Sickingen will diese selbst untersuchen, aber eine Kanonenkugel wirft ihn in spitziges Palissadenholz, das ihn tödtlich verwundet. Er übergibt die Veste und unter den Augen der siegreich eingezogenen Fürsten stirbt er, wie er gelebt hatte, als ein Held.

Hutten hatte er schon zuvor entlassen, um ihn nicht in seine Gefahr zu verwickeln. Aber mit Sickingen war Hutten der rechte Arm genommen, er fand sich nicht mehr sicher in Deutschland vor der vereinigten geistlichen und Fürstenmacht und floh in die Schweiz. Sein erster Aufenthalt war Basel, wo Erasmus, der von ihm hochverehrte, seinen Wohnsitz hatte. Ihm setzten damals die Romanisten durch den Vorwurf zu, durch seine Wirksamkeit die Reformation und alle Unruhen der Zeit verursacht zu haben. Wenn sich nun gar Hutten an ihn drängte, von dem er überdies, verschuldet, wie der Ritter war, Inanspruchnahme seiner wohlgeordneten Kasse, und vielleicht gar, der furchtsame Hypochonder, Ansteckung mit dem ihm schrecklichsten Uebel besorgen mußte!

Daher ließ er dem Ritter sagen, wenn es nichts Dringendes sei, das er mit ihm zu reden habe, möge er ihn mit seinem Besuche verschonen. Wie tief solche Kleinherzigkeit den großherzigen Flüchtling verwunden mußte, liegt am Tage. Doch brach er erst los, wie er sah, daß Erasmus die Sache in gedrucktem Brief zu bemänteln suchte, als hätte er Hutten zwar gesprochen, aber an dessen Unfähigkeit in ungeheizten, und seiner eigenen, in geheizten Zimmern auszuhalten, habe sich die Sache zerschlagen. Jetzt schrieb er gegen Erasmus seine Expostulatio [1]), deren adspergines [2]) dieser mit seiner gleich darauf verfaßten Spongia [3]) vergeblich abzuwischen suchte. Trotz des persönlichen Tons beider Schriften sind es im Grunde nur zwei Standpunkte, die sich darin bekämpfen. Beide Standpunkte sind ihrem Inhalte nach schon oben bezeichnet worden; mehr formell und in der

1) „Beschwerden“. — 2) „Anspritzungen“. — 3) „Schwamm.“

Sprache unserer Zeit könnte man sie als den des Liberalismus und Radicalismus bezeichnen. Ohne etwas Halbheit und Feigheit geht es auf jener, ohne etwas Roheit und Tollheit auf dieser Seite niemals ab.

Die bittere Spongia seines Gegners hat Hutten nicht mehr gesehen. Er war von Basel nach Mülhausen, von da nach Zürich gewandert, hatte im Sommer die heißen Quellen von Pfäfers ohne Erfolg gebraucht, und war hierauf von Zwingli, dessen schweizerisch-volksthümliche, kriegerische Reformatorennatur ihn besser als Luther's deutsch-mönchische zu schätzen wußte, auf die Insel Ufenau im Zürichersee, zu dem heilkundigen Pfarrer Schnegg geschickt worden. Aber für seine Leiden gab es kein Kraut mehr: er starb am letzten August oder ersten September 1523, im 35. Jahre.

In einem Jahre waren Hutten und Sickingen, die Träger der politisch-religiösen Reformationsidee, aus der Welt geschieden. Ein Gespräch, ungewiß ob von Hutten, aber durchaus in seinem Geiste, war um diese Zeit noch erschienen, worin zum Ritter und Stadtbürger auch noch der Bauernstand für die Huttenisch-Sickingischen Pläne angeworben ist. Zwei Jahre nach der beiden Ritter Tod brach der Bauernkrieg aus: aber nun fehlten den Bauern die ritterlichen Führer, wie jenen zu ihrer Zeit die Arme der Bauern gefehlt hatten, und sie gingen zu Grunde, wie die andern zu Grunde gegangen waren. Und die Reformationsidee half sich durch, aber nicht im Einklang, sondern auf Kosten der Idee einer politischen Einigung und Neubelebung des deutschen Volkes.

Wenn es mir gelingt, dieses Bild, dessen Umrisse ich Dir hier flüchtig mit der Feder gezeichnet habe, in Farben auszuführen, so hoffe ich, soll es der Betrachtung und Theilnahme nicht unwerth sein. — —

330. An Rapp.

Heidelberg, den 16. März 1856.

Hätten wir nur besseres Wetter; der ahrimanische Nordost macht mich ganz krank. Dies führt mich auf den westöstlichen Divan. Ihn schrieb Goethe 1813—17, angeregt durch Hammers Uebersetzung des Hafis; was aber Goethe gibt, sind eigene Poësien in Hafisischem Gewand.

Das Buch Timur bezieht sich auf Napoleon; der russische Feldzug ist unverkennbar. Das letzte Stück vom Buch der Parabeln: „Bei Mondeschein im Paradeis“ ꝛc. besitze ich in Goethe's Autograph als Geschenk des guten Eckermann. Eine Menge von Dingen vom Schlag der zahmen Xenien hat Goethe im Buch des Unmuths, der Sprüche, aber auch sonst untergebracht, die mit orientalischem Kostüm nichts zu thun haben. Daneben finden sich aber doch nicht wenige ächt orientalische Perlen; das köstliche, von Dir erwähnte: „In tausend Formen“, das in seiner Doppelsinnigkeit im besten Sinne mystisch ist, las ich einst im Pfarrhaus auf dem Dobel, wo es noch unbekannt war, vor. Da legte Käferle unwillkürlich die Hände zusammen. — Die Schlußabhandlung zum Schubart wurde mir durch Märklin abgedrungen, ich wollte keine machen, halte sie auch für schlechter als die Einleitungen und Uebersichten; zudem ist sie durch Druckfehler entstellt, da man mir die letzten Bogen nicht mehr zur Korrektur schickte. —

— Wie Kauffmann komponirte? Einen Fall weiß ich Dir zu erzählen. Wir machten einmal eine kleine Fußreise miteinander; unterwegs schloß sich auch Pfarrer Hopf an uns an. Wir kamen nach Thalheim, um Krais, der damals dort Pfarrer war, im Vorbeigehen zu besuchen. Wir läuten an einer Art Thurm, der eine Wendeltreppe enthielt; man thut uns auf. Wie wir die Treppe hinansteigen (Krais war abwesend), stehen oben zwei seltsam sich entgegengesetzte Gestalten, nämlich ein alter, halb kindischer Onkel von Krais und ein junges Landmädchen von etwa 16 Jahren, eine wirklich reizende Erscheinung, von den zartesten und schönsten Zügen, der die braunen Haare trefflich zu Gesicht standen. Krais hatte sie vom Schwarzwald, wo er Pfarrvikar gewesen war und sie confirmirt hatte, in seinem Dienst mitgenommen und sie wurde als Kind im Hause behandelt. Auf Kauffmann insbesondere wirkte die feenhafte Erscheinung so, daß er dann, kaum heimgekommen, die unterwegs schon empfangene Melodie zu jenem Liede des westöstlichen Divans „Locken haltet mich gefangen ꝛc.“ niederschrieb.

331. **An Rapp.** Heidelberg, den 13. Juni 1856.

— Meine Reise, um auch von dieser etwas zu sagen, ist sehr nach Wunsch ausgefallen. Das Wetter war zwar meistens schlecht,

doch desto ungestörter konnte ich arbeiten. Zwei Wochen war ich in Bonn, und zweimal über den Sonntag in Köln. Dort wohnte ich bei Böcking, in einem Haus am Rhein, in den ich aus dem einen Fenster hinabsah, während vor dem andern das Siebengebirge ausgebreitet lag. In den Gärten umher so viele Nachtigallen, daß man mich am ersten Morgen fragte, ob mich ihr Schlagen nicht im Schlaf gestört hätte. In Böckings unglaublich reicher Huttensammlung lebte ich, wie der Vogel im Hanfsamen; angenehmer Umgang Mittags und Abends fehlte nicht. Böcking erwies sich unendlich gut und aufmerksam; mit dem Philologen und Musiker Jahn (Mozart's Leben) kam ich täglich, mit Dahlmann und Welcker öfters zusammen. —

332. **An Kuno Fischer.** Heidelberg, Pfingstsonntag 1856.

Die beiden jüngern Söhne meines verstorbenen Freundes Kauffmann sind auf der Durchreise noch gestern Abend spät zu mir gekommen, und haben die freundliche Absicht ausgesprochen, mir, da der Eine singt und der Andre Klavier spielt, etliche von den Liedern ihres Vaters vorzutragen. In Ermangelung eines Klaviers, und von Ihrer und Ihrer lieben Frau Güte überzeugt, habe ich mir erlaubt, den jungen Leuten zu sagen, daß ich sie diesen Vormittag 11 Uhr zu Ihnen führen wolle, damit sie mit Hülfe Ihres Instruments ihr Vorhaben ausführen. Wenn Sie also nichts dagegen haben, erscheinen wir um 11 Uhr.

Guten Morgen wünschend

Ihr

D. F. Strauß.

N. S.

Beiliegend etwas, das Sie brauchen könnten:

2816. Thomas, Chr., Einleit. zur Hoff-Philosophie &c. Berlin u. Lpz. 1712. Pb.

333. **An Rapp.** Heidelberg, Pfingstfest 1856.

Heute, als am Pfingstsonntag 1856, an dem es den ganzen Tag vom Himmel schüttete, habe ich einen schmerzlichen, aber hohen Genuß gehabt. Gestern Abend spät kamen noch Kauffmanns zwei Söhne, Paul und Emil, zu mir und sprachen das löbliche Vorhaben aus, etliche von ihres Vaters Liedern, von denen sie wußten, daß ich Hetsch gebeten,

sie mir einmal hörbar zu machen, mir vorzusingen und zu spielen. Da ich nun ein Klavier nicht besitze, so machte ich mit ihnen aus, sie heute Vormittag um 11 Uhr zu Kuno Fischer zu führen, dessen Frau musikalisch ist und einen schönen Flügel besitzt, während ich ihm schon viel von Kauffmann und seinen Liedern erzählt hatte. Sie trugen uns eine Reihe von Kompositionen ihres Vaters aus Goethe, Mörike, Heine vor. Die Wirkung auf die Zuhörer, bei denen wir zu Gast waren, war die günstigste; ich selbst hatte mir immer einen großen Genuß versprochen, aber daß der Eindruck mich so überwältigen würde, hatte ich nicht gedacht. Allein es drang eine ganze Vergangenheit, eine ganze Jugend, mit den Liedern auf mich ein. Alle die guten Stunden, in denen der allezeit willige Freund mir dieselben gesungen, und die Aehnlichkeit in Stimme und Vortrag des Sohnes mit dem Vater legte oft die Täuschung nahe, als ob er selber es auch sei, so daß ich nicht wenig, sondern viel weinen mußte und die ganze Zeit des Singens meine Fassung nicht mehr finden konnte. Von den mir schon bekannten Sachen ergriffen mich die prächtigen Lieder aus dem Divan, Mörike's Rosenzeit, Gärtnerlied, Soldatenbraut, besonders; beim Lammwirth mußte ich zugleich lachen und weinen; an neuen Kompositionen fand ich die von Mörike's „um Mitternacht“ höchst bedeutend; „schön Rohtraut“ hatten sie zu meinem Bedauern nicht bei sich. Fischer hat das pantheistische „in tausend Formen“ sowie die „Locken“ am besten gefallen. —

334. **An Rapp.**

Rippoldsau, den 30. Juni 1856.

Hierher hat mich Chelius geschickt, den ich meiner Augen wegen zu Rath zog. Könntest Du mit mir hier sein! Welche Wälder, welche Wasser. Ich bin gestern Abend angekommen. Früh 9 Uhr aus Heidelberg ab, Eisenbahn bis Appenweier, Eilwagen über Petersthal, Griesbach nach Rippoldsau. Von Griesbach gibt es einen angenehmen Fußweg, auf dem man, wie man mir sagte, in $1^1/_2$ Stunden nach Rippoldsau kommen kann, während der Eilwagen über den Kniebis mehr als 2 brauchte. Ich stieg um 7 Uhr aus dem Eilwagen und machte mich mit einem Heilbronner Kaufmann Namens Fuchs auf den Weg, der wohlgebahnt, mit vielen Ruhebänken, sich durch den Tannenwald windet. Am Wege ellenhohe Digitalisstauden, mächtige Farrnkräuter, auch fand ich eine Orchis. Die Abendsonne blitzt durch die Tannen; wo eine Lücke sich öffnet, Aussicht auf nahe und ferne Gipfel im durchsichtig

vergoldeten Dunst; am Horizont ein Streifen des Rheins wie rothes Gold. Bald senkt sich der Weg, kein Rippoldsau läßt sich sehen, kein Mensch unterwegs zum Befragen. Aus einem einsamen Gehöfte läuft ein bellender Hund hinter uns her. Es war 9 Uhr, als wir in's Bad einrückten. Wir ließen uns erst Zimmer geben, und wollten dann noch etwas essen, was wir auch bekamen. Aber im Speisesaal war kein Mensch mehr — es war ungemüthlich in dem großen Raum — es war ein Essen wie mit Geistern.

335. An Vischer.

Der Mann von 50 Jahren[1]).

Ich bin der Mann von 50 Jahren,
Und hab' auf meiner Pilgerfahrt
Des Guten mancherlei erfahren,
Und wenig Leid blieb mir erspart.

Erklommen hab' ich nun die Höhe,
Von wo ich mit befreitem Blick
Die Landschaft ausgebreitet sehe,
Und vorwärts schaue wie zurück.

Ich sehe dort die sanften Wiesen,
Die ich als Knabe froh durcheilt;
Die klaren Bäche seh' ich fließen,
Wo einst der Jüngling still verweilt.

Wie brannt' es an den Felsenhöhen,
Die ich um Ruhm erstieg, so heiß;
Und wie mußt' ich es welken sehen,
Das kaum errungne Lorbeerreis.

Auf jenen Pfaden im Geleite
Ging ich von Freunden voller Kraft:
Sie hat der Tod von meiner Seite,
Der grausame, hinweggerafft.

Ich selbst auch, nach dem weiten Gange,
Bin jener nicht mehr, der ich war:
Gefurcht, verfallen ist die Wange,
Gebleicht das vormals braune Haar.

Gebrochen ist, der einst verwegen
Zu rascher That mich trieb, der Muth,
Und matter mit gedämpften Schlägen,
Rinnt durch die Adern jetzt das Blut.

Oft möcht' ich mit den dunkeln Mächten,
Die unsres Schicksals Fäden drehn,
In trübem Unmuth grollend rechten,
Daß sie zum Leid mich auserſehn.

Doch denk' ich wieder: Tand gewonnen,
Das nicht erreicht, was man erstrebt,
Das schwer Errungne leicht zerronnen:
Was heißt das Anders als gelebt?

Und sind mir Freunde nicht geblieben?
Und blieb mir nicht das eigne Herz,
Noch frisch, zu hassen und zu lieben,
Und reingestimmt für Lust und Schmerz?

An Deinem Füllhorn voll Verlangen
Häng' ich nicht mehr, du schnödes Glück,
Ich schaue vorwärts ohne Bangen,
Und ohne Bitterkeit zurück.

So lenk' ich meine Schritte munter
Zur Tiefe nieder von den Höh'n:
Ging es zu Berge schwer mitunter,
Wird es zu Thale leichter gehn.

Schon seh' ich sanftgewundne Stege,
Manch Ruheplätzchen lädt mich ein;
Und endlich, nach dem langen Wege,
Wie muß der Schlummer köstlich sein.

1) Titel einer Goethe'schen Novelle. Strauß stand damals im 49sten.

Dies Liedchen sang ich auf der Reise
Durch Wald und Feld mir selber vor;
Und war ich heute leidlich weise,
So bin ich morgen wieder Thor.

Dann rufe Du mich zu den Spuren
Zurück der Wahrheit und der Pflicht:
So sind wir ächte Dioskuren,
Im Wechsel zwischen Nacht und Licht.

Vom Kniebis auf den Dobel 11. Juli 1856.

D. F. Strauß.

336. An Rapp.

Heidelberg, den 17. August 1856.

— Ob Du aus dem Aristoteles viel Weisheit herauslesen wirst, bin ich begierig. Ich habe einmal in Weimar die Poëtik im Grundtext gelesen und da dachte ich, wenn die Lessing u. A. nicht ein tüchtiges Licht mit hineingebracht hätten, darin würden sie wenig gefunden haben. Es scheint auch der Zustand des Textes zum Theil ein gräulicher zu sein. Die Rhetorik kenne ich nur zum Theile. — Hutten ist jetzt auf dem Wege durch Mähren nach Wien und Du kannst ihm dort begegnen. Wenn Du ihn vor Olmütz triffst, so erkennst Du ihn an einem sehr abgerissenen Aufzug, zu Fuß; hinter Olmütz sieh, ob Du nicht einen Reiter gewahr wirst, ritterlich gekleidet, der öfters in Gedanken zu reiten scheint und in den Herbergen die Verse, die er zu Pferde gemacht, auf einzelne Blätter schreibt. Es ist ein Gedicht an Kaiser Maximilian, daß er den Venetianern den Teufel im Glas zeigen soll. Triffst Du mit dem Mann zusammen, so hüte Dich ihn zu reizen, er fängt leichter Feuer als die Heidelberger Zündhölzchen.

337. An Rapp.

Heidelberg, den 19. Oktober 1856.

Gestern Nachmittag um $2^1/_2$ Uhr bin ich wieder glücklich hier angekommen. Es ist uns auf der weiteren Reise Alles nach Wunsch gegangen, nur sollte man immer in Deinem Hause zuletzt sein, da nach demselben einem nichts mehr schmecken will. — Da wir morgen Abend ein Violinquartett von Pariser Künstlern hören werden, die eigens auf Beethoven einstudirt sind, so darf ich wohl unsere Reise, wie ich Fischern bereits im Schultheißlichen Wagen sagte, mit einer Symphonie vergleichen. Davon bildet unser erster Oehringer Aufenthalt das muntere Allegro, die Tage in Münkheim das seelenvolle Adagio und nun giengs, wie es mir bei wirklichen Symphonien zu gehen pflegt: wenn mich das Adagio recht ergriffen hat, so fallen die 2 letzten Sätze dagegen

ab. Das wäre das Scherzo des zweiten Oehringer Aufenthalts, und das Finale bei Sicherer war doch zu lärmend für denjenigen, dem die zarten Töne und Weisen des Adagio noch in Herz und Ohren nachtönten. —

338. **An Rapp.** Heidelberg, den 8. Dezember 1856.

— — Du fragst mich, warum ich keinen rechten Geschmack an Aristoteles finde. Da muß ich vor Allem bekennen, daß ich noch zu wenig von ihm gelesen habe, um eigentlich urtheilen zu können. In früherer Zeit las ich das erste Buch seiner Metaphysik im Original mit einem Berliner Kollegienheft, die Nikomachische Ethik gleichfalls griechisch mit Vergleichung mit Garve's Uebersetzung, zuletzt in Weimar die Poëtik, sonst nur Einzelnes in der Politik, Rhetorik und dem Organon. Was mich nun im Allgemeinen zurückstößt bei dem Manne, den ich natürlich als einen großen Weltweisen, eine Vorrathskammer der besten antiken Gedanken verehre, ist sein Styl. Ich bin ein geborener Stylmensch, wie Du weißt. Ich denke mir das Verhältniß des Gedankens zum Styl als ein ehliches: bei Aristoteles scheint mir der Styl nur die Sklavin des Gedankens zu sein. Er wird schlecht behandelt, also kurz gehalten; oder lassen wir das Bild, sein Styl erscheint mir todt, es *wird* nichts in seinem Vortrag. Seine Darstellung zeigt mir nicht ein Gewächshaus mit wachsenden Pflanzen, sondern ein Magazin mit aufgespeicherten Waaren; dabei bin ich aber überzeugt, daß Zeller oder ein Anderer auch in seinem Styl Vorzüge nachzuweisen wüßte, in die ich noch nicht eingedrungen bin. — Die Ethik ist noch das Verständlichste.

339. **An Rapp.** Heidelberg, den 17. Dezember 1856.

— Kuno Fischer geht es sehr gut, sofern seine Vorlesung ungemeinen Beifall findet, mir geht es um so schlechter, da er mir als Umgang gar nicht zu ersetzen ist. Sein Abgang ist für mich nicht blos ein Verlust, sondern ein Unglück. Ich muß mich ganz neu einrichten und bin dazu viel zu verdrossen. Einiger Trost liegt mir in der Arbeit am Hutten. Du fürchtest, ich möchte sie zu gelehrt machen, allein ich kann — und darin gibst Du mir gewiß Recht — kein anderes Gesetz für eine solche Arbeit anerkennen, als daß ich die Sache so

wiedergebe, wie sie in mir lebt. Dieser Gegenstand nun lebt in mir in der Mitte zwischen gelehrter Forschung und ästhetisch-populärer Wirkung, und so muß ich ihn auch wiedergeben. Auf das große Publikum habe ich nie spekulirt und werde es auch nicht. Geräth meine Darstellung noch nicht populär genug, so wird sie ein Anderer schon bearbeiten. Dagegen habe ich im Mindesten nichts. Ich folge meinem Sterne.

340. **An Zeller.**

Heidelberg, den 20. Dezember 1856.

Dies, lieber Freund, als Bescheinigung, daß ich das Gespräch der Gespräche erhalten habe. Es überkam mich gleich dialogische Lust. Den Inhalt dieses Spasses habe ich längst für Dich auf dem Herzen, der ich übrigens in Scherz und Ernst der Deinige bin[1]).

D. F. St.

341. **An Kuno Fischer.**

Heidelberg, den 22. Januar 1857.

— — Ihr curriculum vitae[2]) hat mich erfreut. Die Steine, die man Ihnen in den Weg warf, haben Sie zu Staffeln Ihres Emporsteigens zu machen gewußt. Sie sind von dem Zeuge gemacht, das weder biegt noch bricht, und an dem sich das Schicksal die alten wacklichten Zähne ausbeißt. Wohl bekomm's ihm und Ihnen. Perge bonis avibus[3]). Ich muß mir den Kopf, wie Papageno, wieder in den Sack stecken lassen, um noch länger in dem finstern Prüfungstempel umhergeführt zu werden. Kämen die Genien bald und sängen ihr: „Bald prangt, den Morgen zu verkünden!" ꝛc.

342. **An Rapp.**

Heidelberg, den 17. Februar 1857.

— Am 29. v. Mts. brachte ich den armen Ulrich von Hutten zu Grabe und am 4. d. Mts. machte ich das punctum finale[4]) des ganzen Koncepts. Bis gestern brachte ich dann damit zu, dasselbe im Zusammenhang zu lesen und durchzucorrigiren. Dabei ergriff mich

---

1) Mit diesen Zeilen begleitete Str. das Manuscript des „Papierreisenden" (Ges. Schr. II, 365 ff), welches er Zeller als Gegengabe für dessen Uebersetzung von Plato's Gastmahl (Marburg 1856) zusandte. — 2) „Lebenslauf". — 3) „Viel Glück für den Fortgang." — 4) „Schlußpunktum".

der Stoff so sehr, daß ich meine Arbeit ganz vergaß. Daß die deutschen Geschichtschreiber vom Fach mir diesen Stoff übrig gelassen haben, ist unbegreiflich und ich habe es als einen Glücksfall zu betrachten.

— Mit Gervinus stehe ich ganz freundschaftlich, nur daß durch seine dogmatische Engherzigkeit in aestheticis — poëtisch nur Shakespeare, musikalisch nur Händel gelten zu lassen — unser Verkehr sehr gespannt ist.

— Den zweiten Theil seines 19. Jahrhunderts habe ich nun gelesen, — was nicht immer leicht ist, — er ist durchaus gediegen; das Mark der Geschichte setzt er einem vor. — Fischers Baco habe ich noch nicht ganz gelesen, da mich die nähere Auseinandersetzung des Bacon-Systems weniger interessirte, was ich aber gelesen, habe ich sehr gut gefunden. Einzig ist bei Fischer die Verbindung höchster philosophischer Präcision mit volksthümlichster Deutlichkeit.

— Und nun eine Bitte. Du hast viele Sachen von mir, die eben nur für Deine Augen bestimmt waren. Die Briefe hast Du, wie Du mir früher einmal schriebst, bereits expurgirt. Noch nöthiger aber haben dies die poëtica, wofern sie nicht vielmehr sammt und sonders vertilgt werden sollten. Sie stammen meistens aus einer Zeit, wo ich am Gemüth tief krank war und mir mit allerhand unsinnigen Sachen zu helfen suchte. Ich war wie eine Schwangere, die in krankhaften Gelüsten Kalk u. dergl. ißt. Bei mir ist fast Alles aus dieser Zeit vernichtet, ich bitte Dich, thue das doch auch, — handle darin als Freund und zwar ohne mir über die Sachen im Einzelnen noch zu schreiben, an die ich nicht gerne erinnert werde.

343. An Vischer.

Heidelberg, Charfreitagmorgen 1857.

— — In dem letzten Heft Deiner Aesthetik lese ich Abends mit großem Genuß. Zum Auffassen des philosophischen Zusammenhangs der §§ bin ich nach der Schreibarbeit des Tages zu abgespannt; ich halte mich also, wie ein rechter Laie, an die Noten. Diese an sich unerwünschte Probe besteht Dein Buch trefflich. Wo man hineingreift, bekommt man die Hand voll, Deine Ausführungen über das Wesen der Poësie im Allgemeinen, über Lyrik, Epos, Roman 2c. haben mir vieles licht gemacht, was mir nur dunkel vorschwebte. Besonders haben mir auch einige exegetische Stellen — über Goethe'sche Gedichte

ꝛc. gefallen. Einiger Shakespearolatrie möchte ich Dich zeihen. Du rechtfertigst bombastische Phrasen aus den Zuständen der redenden Personen, in denen ich nur Manier im Zeitgeschmack sehen kann. Schiller hat am Macbeth freilich Manches verdorben, aber auch gewiß verbessert. Ich erinnere mich einiger lausbubischen Reden eines jungen Macduff über Weiber, die zu nichts dienen, als eben der Manier, — die er billig weggelassen. Ich glaube Goethe hat in seinem Leben keinen dummern Streich gemacht, als jene Rede gegen Eckermann von seiner Unterordnung unter Shakespeare. Sie war ihm nicht Ernst, und er hatte es auch nicht nöthig. Ich möchte eine Dissertation schreiben Poëtarum, qui exeunte sec. XVIII in Germania floruerunt classicorum, contra Shakespearium ejusque admiratores nimios vindiciae [1]). Gervinus sagt, die poetische Sprache von Schiller und Goethe sei, mit Sh.'s seiner verglichen, gereimte Prosa. Das ist doch wenigstens consequent gesprochen.

Wir denken (mit Fischer und Zeller, die hier waren) aufs Neue an das Taschenbuch. Was denkst Du? Du und ich sind beide bald von größeren Arbeiten frei und hätten Zeit.

344. An Wilhelm Strauß.

Heidelberg, den 3. April 1857.

Dein liebes Schreiben, das ich diesen Morgen erhielt, hat mir in mehr als einer Hinsicht Sorge gemacht. Daß Dein Anfall, nachdem er gehoben schien, noch eine so schlimme Nachwirkung gehabt, bedaure ich sehr. Fast ebenso bedenklich aber ist mir der Wechsel mit dem Arzte, den Du vorgenommen. So wie sich mir in der Ferne die Sache darstellt, sucht Dich der Homöopath durch Eingehen auf Deine Vorstellung von der Krankheit zu gewinnen, während er, wo es drauf ankommt, dieselben Mittel wie der vorige in Anwendung bringt. Da gewinnst Du also nichts, aber verlierst die vertraute Bekanntschaft des Dr. Spiritus mit Deinen Umständen. Wie gesagt, ich bin mit diesem Wechsel gar nicht einverstanden, und wünsche, daß Du wenigstens den wackern Spiritus nicht ganz von der Hand lässest.

---

1) „Vertheidigung der deutschen Klassiker aus dem Ende des 18. Jahrhunderts gegen Shakespeare und die Shakspearomanen."

345. **An Rapp.** Heidelberg, den 14. Mai 1857.

Vorgestern Abend bin ich von meiner Reise zurückgekommen. Ich hatte gut Wetter, guten Appetit und fand überall gute Freunde. Doch waren die Tage in Oehringen die schönsten. Ich weiß kein innigeres Vergnügen, als mit guten Freunden zu gehen, während liebe Kinder um einen her spielen. — In St. Gallen besuchte ich zwei Bibliotheken, die des alten Stifts und die von dem Humanisten Vadian im 16. Jahrhundert gestiftete Stadtbibliothek; erstere mit ihrem Handschriftenschatz. Was ich aber suchte, war die andere. Dort sind 12 Foliobände handschriftlicher Briefe aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Die Ausbeute für meine Zwecke war aber gering. Der Bibliothekar, ein altes Männlein, war die Freundlichkeit selbst. Er war vor vielen Jahren in Stuttgart bei mir gewesen, was ich nicht mehr wußte. Der andere Bibliothekar führte mich an die schönsten Punkte der Umgebung. Bald kam Vischer, meinem Ruf folgend, aus Zürich herüber. — Am andern Tag fuhren wir miteinander nach Winterthur. Da zeigte er mir in einer Zeitung einen Artikel von ihm über den Uebelstand, daß die Züricher in ihrem See keine einzelnen Badhäuschen haben, ganz im Style seiner früheren Polemik gegen die Tübinger Straßenpolizei; als ich las, wie er am Ende durch einen kühnen Sprung auch noch auf die schlechte Milch in Zürich zu reden kam, mußte ich ungeheuer lachen. Von Winterthur fuhr er nach Z. zurück, und ich nach Schaffhausen. Da ich den Abend frei hatte, ging ich an den Rheinfall hinaus. Ein Distichon, welches ich demselben gegenübersitzend schrieb, erhältst Du beiliegend in natura [1]). Von Schaffhausen fuhr ich nach Basel, wo ich abermals auf 2 Bibliotheken, einer weltlichen und einer geistlichen, ganze Wälder von Reformatorenbriefen, insbesondere auch von Luther, Reuchlin, Erasmus, Hutten, unter Händen hatte. Erasmus' Hand ist überaus flüssig; Luther's etwas mönchisch; Reuchlin's groß und majestätisch; Hutten's die schönste, lebendigste, deutlichste von allen, und erinnert an Schiller's Hand. Ein trefflicher Landsmann, der Chemiker Professor Schönbein, Erfinder der Schießbaumwolle und des Ozons, hielt mich noch $^1/_2$

1) Es lautet:

Am Rheinfall. (10. Mai 1857).

Brausend den Brausenden sah dich vor 20 Jahren der Jüngling,
Heute den Brausenden sieht ruhigen Sinnes der Mann.

Tag länger, als ich wollte, in Basel fest; wir machten einen hübschen Gang auf's Land. Der trefflichen Holbeins auf dem Basler Museum nicht zu vergessen, worunter für mich die 3 Erasmusbilder besonderes Interesse hatten. In Karlsruhe sah ich am andern Tage bei Herrn v. Uexküll den Erasmus im Kupferstich von Dürer: eine höchst merkwürdige Vergleichung. Dürer macht aus dem magern Erasmusgesicht eine Art Dantekopf voll Schärfe und Charakter, während uns Holbein nur Feinheit und Geschmeidigkeit zeigt. Offenbar hat hier Dürer von dem Stahl seiner eigenen Natur dem Abgebildeten vorgestreckt; Holbein ihn genommen, wie er war.

Nun lebe wohl, und grüße Deine Frau und Dein ganzes Haus. Schreib mir bald. Das Wiedersehen hat mich auf's Neue nach Deinen Briefen begierig gemacht. Adieu!

Dein alter und neuer

D. F. Strauß.

346. An Vischer.

Heidelberg, den 26. Mai 1857.

— — Seitdem habe ich Deine Aesthetik, letztes Heft, mit Genuß und Belehrung vollends gelesen, und alsbald eine summarische Anzeige des ganzen nun vollendeten Werks an Brockhaus gesandt. Meine Absicht war auf die Deutsche Allgemeine Zeitung gerichtet, und ich hatte mich deswegen kurz gefaßt; nun schreibt aber Brockhaus, die bringe so ausführliche Berichte nicht, er werde daher den Artikel in die Blätter für litterarische Unterhaltung setzen, wo Du ihn also demnächst finden wirst.

Jetzt lese ich an dem Heft über Musik. Was Du dazu gegeben, muß ich loben, nur ist Einzelnes, aus Mangel an Beispielen, etwas dunkel; ganz vortrefflich aber Dein § 764; der wäre gar nicht besser zu machen, und entscheidet namentlich den Rangstreit zwischen Vokal- und Instrumentalmusik aus dem Grunde. Köstlin's[1]) Arbeit finde ich, auch beim Lesen im Zusammenhang, höchst tüchtig; der Mensch ist gesteckt voll von musikalischen Eindrücken und Anschauungen, und hat eine feine Unterscheidungs- und Beurtheilungskraft. In diesem Handel

---

1) Karl Köstlin (1819—94), der Tübinger Theolog und Philosoph, Vischers Mitarbeiter an dem musikalischen Theil seiner Aesthetik, und später sein Nachfolger.

hast Du wirklich Glück gehabt; ich hätte nie geglaubt, daß eine auch in den Ton des Ganzen sich so trefflich fügende Ergänzung möglich wäre. Ich habe seinen Brief beantwortet.

347. **An Rapp.**

Heidelberg, den 26. Mai 1857.

— — Böcking war der einzige Mensch, dessen Urtheil über meine Arbeit ich fürchtete. Er kennt den Stoff, wie Keiner und ist noch überdieß der Liebhaber, dem der Maler der Geliebten selten Genüge thut; aber der Brief entpuppte sich ganz anmuthig. Böcking schrieb, die Arbeit habe seine schönsten Hoffnungen übertroffen. Er sprach sich nicht blos zufrieden, sondern ergriffen aus. Das freute mich nun natürlich ungemein. Einzelne Berichtigungen und Bereicherungen habe ich durch Böcking doch gewonnen. Auch manche originelle Anmerkung hat er mit Bleistift an den Rand oder auf eingeklebte Blättchen geschrieben. Einmal sage ich aus Gelegenheit Reuchlin's: Pfaffen gegenüber sei eine, auch nur scheinbare, Nachgiebigkeit niemals klug. Sie glauben dann gewonnen zu haben und verdoppeln ihre Unverschämtheit. Dazu schrieb er: Bravo! an den Rand. Ein andermal sage ich: Aufklären lasse sich wohl mittelst der Großen, aber reformiren nur (ob mit, ob gegen die Großen) durch die Mittleren und Kleinen. Dazu schrieb Böcking den Vers: Du sprichst ein großes Wort gelassen aus! An einer andern Stelle hatte ich mich, ich weiß nicht wie ich dazu kam, des Ausdrucks bedient, den ich selbst nicht leiden kann: Den Verhältnissen Rechnung tragen. Dazu schrieb er: Diese moderne Kaufmannsphrase bitte zu tilgen. Die Bemerkungen werden Dir den Mann ganz zu erkennen geben. Wegen des Verlags habe ich mich an Brockhaus gewendet, höre aber nun, der sei krank. Gestern war ein anderer Leipziger Buchhändler bei mir, der mir Anerbietungen machte. Ich will die Sache nicht übereilen. Diese Tochter bleibt mir nicht sitzen. Aber das Markten und Kramen mit der Ausstattung und Mitgift (die hier orientalisch der Freier dem Vater gibt) ist auch bei dem Anbringen dieser Tochter die Schattenseite.

348. **An Rapp.**

Heidelberg, den 26. Juni 1857.

— Vischer scheint wieder leidlicher gestimmt. Aber über den Faust hat er neuestens ein Aufsätzchen drucken lassen [1]), das mir gar

1) S. Br. 349.

nicht gefällt. Er hat sich offenbar an dieser Dichtung, über die er so oft gelesen, so zergrübelt, daß ihm der unbefangene Standpunkt ganz abhanden gekommen ist. Er will überall Goethe zeigen, wie er es hätte machen sollen und wird darüber ganz zum Schulmeister. Ich glaube, er sollte sich ein Jahrer Zehne [1]) gar nicht mehr mit Faust beschäftigen, dann möchte es wieder gehen.

349. An Vischer.

Heidelberg, den 4. Juli 1857.

— — Der Hutten erscheint nun bei Brockhaus. Der Vertrag ist gezeichnet, und in den nächsten Tagen sende ich ihm das Manuscript. Der Druck soll — an beiden Bänden zugleich — in 14 Tagen beginnen. Ob das Buch Deinen patriotischen Zorn schüren wird, weiß ich nicht. Du kennst mich ja. Der Zorn erstirbt bei mir im Vergnügen des Bildens. Doch hab ich in der Vorrede und am Schluß über die Concordate geschimpft.

Da ich nun wünschte, daß Du mein Buch loben möchtest, so sollte ich mich klüglich enthalten, eben jetzt etwas von Dir zu tadeln. Glücklicherweise ist es kein Buch, sondern nur ein Aufsatz, und Du konntest vorherwissen, daß ich nicht mit demselben einverstanden sein werde. Ich meine den über Faust im Züricher Museum. Ich möchte sagen: was von Dir kommt in diesem Aufsatz, ist gut; was mir mißfällt, kommt nur aus einem falschen Princip, das Du angenommen. Denn daß ein Princip falsch ist, das Dich dahin führt, dem Goethe einen Vers vorzumachen, das solltest Du doch, wenn Du Dich nur einen Augenblick von jenem Princip losmachst, selbst erkennen. Ich bleibe dabei: der Kritiker kann nur sagen und aufzeigen, wo und wiefern es der Dichter gut oder auch schlecht gemacht hat; geht er weiter und will ihm zeigen, wie er es hätte machen sollen, so wird er, je mehr er dabei in's Einzelne geht, um so gewisser zum Schulmeister. Mir scheint, Du hast den Faust gar zu oft schon auf dem Katheder als Prosector unter dem Messer gehabt. Du wolltest zunächst zwar nur den Bau eben dieses Dichtwerkes aufzeigen, doch aber zugleich den Organismus der Dichtart, zu der es gehört, daran illustriren, das Individuum an der Gattung messen. Allein der Faust ist ein Phönix. Er ist nur in sehr unbestimmtem Sinne ein dramatisches Gedicht, und

1) Offenbar bewußter Provinzialismus.

ihn an diesem Maßstabe messen, heißt ihm Gewalt anthun. Ja, selbst ein Kunstwerk, möchte ich sagen, ist er nur so, daß er zugleich (in viel eigentlicherem Sinn, als dies bei jedem Kunstwerk ohnehin der Fall) ein Naturwerk ist. Laß mich eine Vergleichung gebrauchen, die mir nahe liegt. Wer mich im Heidelberger Schloß herumführt, würde mich schlecht unterhalten und unfruchtbar belehren, wenn er seine Bemühungen darauf richten wollte, mir aus den ältesten Bestandtheilen des Baues dessen ursprünglichen Plan zu entwickeln, und mir dann bei den jüngern zu zeigen, daß sie dazu nicht passen, sondern so und so sein sollten. Er würde mir ganz consequent beweisen, daß der Ottheinrichsbau im Zusammenhang des Ganzen ein Fehler sei: gleichwohl würde ich vor diesem stehen bleiben und der Bewunderung kein Ende finden. Du wirst sagen, das Gleichniß thue mehr als blos hinken. Freilich; und dennoch ist etwas Wahres daran. Der Faust ist ein durch alle Altersstufen des Dichters fortgesetztes, in immer neuen Ansätzen wiederholtes Ringen des Dichters mit einer übermächtigen Aufgabe, der er von verschiedenen Seiten und je nach den Alters- und Entwicklungsstufen in verschiedenen Weisen beizukommen sucht. Diese Fortentwicklung, diese Veränderungen des ursprünglichen Plans zeige mir der Kritiker, mache auch die Risse, die Inconcinnitäten bemerklich, aber am Ende mäche er jedesmal darauf aufmerksam, wie unter diesen Bedingungen der Anbau eben doch wieder schön geworden. Dies, so weit die Anbaue wirklich schön sind. Hätte das Heidelberger Schloß Anbaue aus der reinen Zopfzeit, so würde ich dem Führer ebensowenig zumuthen, sie zu loben, als Dir den 2. Theil Faust.

350. An Rapp.

Heidelberg, den 9. Juli 1857.

— Ich möchte bald wieder an eine Arbeit, freilich weiß ich noch nicht, an was für eine. Nach Hutten einen gleich trefflichen Stoff zu finden, ist schwer. Gervinus will mich an Luther hetzen, Du an Zwingli. Allein der theologische Geruch ist mir zuwider. Doch kommt Zeit, kommt Rath. Erst muß der Hutten corrigirt und gedruckt sein.

351. An Zeller.

Heidelberg, den 27. Juli 1857.

— — Ich bin begierig, was Du aus den Schwegler'schen Papieren herausfinden wirst[1]). Ich las kürzlich seines Rivals Momm-

1) Schwegler war den 5. Jan. 1857 gestorben und Z. mit einem Abriß seines Lebens (jetzt Vortr. und Abhandl. II, 329 ff.) beschäftigt.

sen röm. Geschichte, Band 1 und 2, mit getheilter Befriedigung. Der 1. Theil war mir von vorn herein, da er die Tradition als unhistorisch voraussetzt, und nur gelegentlich berücksichtigt, doch gar zu incohärent; von Pyrrhus an fand ich mich immer mehr angesprochen, nur durch den Mangel an Styl — im engern und im höhern Sinn, ich meine im letzteren den Mangel an Ruhe und Würde der Darstellung und oft der Betrachtung selbst — zurückgestoßen. Anregend, lehrreich aber ist das Werk immerhin, nur noch lange kein monumentum aere perennius [1]).

Zu Deiner Mühe mit der 2. Auflage Deiner Geschichte der griech. Philosophie wünsche ich Dir Geduld. Das sind die wahren literarischen Märtyrersarbeiten, zugleich aber die Prüfsteine der ächten Gelehrsamkeit und Gründlichkeit. Nicht alle, die eine 2. Auflage machen, bestehen diese Probe. Du wirst sie bestehen und Dich der gethanenen Arbeit um so mehr zu freuen Ursache haben, je sauerer sie Dir geworden ist.

352. **An Rapp.**

Heidelberg, den 11. August 1857.

— Von Wiesbaden gab ich meinem Bruder, der nach Köln zurückreiste, noch das Geleite bis Rüdesheim, wo ein Jugendfreund meines Bruders Weinhändler ist. Der führte uns in seine Weinberge und in seine Keller. Wie schöne Weinberge aussehen, weißt Du wohl; auch einen großen Keller sahen wir ja in Erligheim; allein einen Römer voll Rüdesheimer 1855er frisch aus dem Faß unter die Nase zu halten, ist etwas vollkommen Einziges. Der Geruch ist buchstäblich so herrlich, daß ich vom Riechen fast nicht zum Schmecken übergehen konnte. Es ist wie eine edle Jungfrau, welcher der Anvermählte nur mit heiliger Scheu den Gürtel löst.

353. **An Kuno Fischer.**

Heidelberg, den 21. August 1857.

Corrigo, ergo sum [2]), heißt es jetzt bei mir. Es geht mir wie Ihnen mit Ihrem Baco: erst wartet man lang, bis der Druck anfängt, dann kommt's stromweise, bei mir jetzt um so mehr, als nicht nur an beiden Bänden des Huttens zugleich gedruckt wird,

---

1) „Denkmal, dauernder als Erz". (Horaz). — 2) „Ich corrigire, also bin ich" — Parodie des Cartesianischen: „Ich denke, also bin ich."

sondern außerdem auch die deutschen Frischliniana, welche der Stuttgarter litterarische Verein übernommen hat[1]), unter der Presse sind. Der Hutten soll, so hoffe ich, Ende September in Ihren Händen sein.

— Mein Leben hier ist ziemlich einsam. Mit Gervinus stehe ich sehr freundschaftlich, wir gingen während der heißen Zeit fleißig ins Bremeneck[2]); allein da er, wenn man zu ihm geht, immer schon fort ist, so muß ich eben erwarten, wenn er zu mir kommt. Meyer, der im Augenblick in der Schweiz ist, ist mir ganz angenehm, doch spüre ich wohl, daß ihm Fries und Ihr Schwager ein homogenerer Umgang sind. Wenn Sie nicht bald kommen, gehe ich doch wo anders hin. Ich will Ihnen den Herbst 1858 als Termin setzen: bis dahin gedenke ich meine Georgine noch hier zu lassen und dann zu Rapp zu thun; wenn Sie bis dahin nicht hier sind, geh ich wieder nach München. Und gar nicht unwahrscheinlich ist mir, daß auch Gervinus nächstens einen Winter dahin gehen wird.

— Von Münkheim bekomme ich fleißig Briefe. Ich schrieb kürzlich ein paar Verse, die ich dem Rapp in sein Huttenexemplar hineinschreiben will; Sie sollen sie hierbei haben, ehe er sie bekommt, damit der Brief einen nicht trübseligen Schluß erhalte:

Ulrich Hutten in Münkheim.

Hier will ich von dem müden Rosse steigen,
Vom langen Ritt in Waffen selber matt.
Dort scheint sich mir das liebe Haus zu zeigen,
Das mir der Freund so oft gepriesen hat.
Das sind die Rosenbüsche, dies die Birke,
Das ist das Brückchen und der muntre Bach:
Ich fühls, hier bin ich in des Glücks Bezirke,
Hier will ich ruhn nach so viel Ungemach.

Der Ritter will nicht euren Frieden stören,
Er will ihn mitgenießen: laßt ihn ein!
Von Kämpfen mögt Ihr ihn erzählen hören,
Und froher nun der eignen Ruhe sein.
Er sei, erlaubt's, heut Euer Tischgenosse,
Gönnt ihm zu Nacht die Rast in Eurem Haus,
Dann steigt er mit der Sonne frisch zu Rosse,
Und zieht von Neuem in die Welt hinaus.

---

1) „Des Nicodemus Frischlin Dichtungen übersetzt"; Tüb. 1857.
2) Eine Heidelberger Gartenwirtschaft.

Und nun leben Sie wohl! küssen Sie die Kleine und sagen Ihrer lieben Frau meine besten Grüße und Wünsche.

354. **An Rapp.** Heidelberg, den 3. September 1857.

— Deinem letzten Schreiben nach scheinst Du mir reisefertig. Ueber die Schweiz kann ich Dir nichts sagen, da ich nur ihren nördlichen Rand kenne; eine Reise in das ihr naturverwandte Tirol, die ich einmal machte, rechne ich nicht zu meinen angenehmsten. Es hat da freilich Jeder eigene Bedürfnisse. Für mich gibt es nur zweierlei Reisen, die mich anziehen: Kunstreisen und dann Natur- und Geselligkeitsreisen. Bei den letzteren ist für mich die Geselligkeit die Stimme, die Natur nur das Accompagnement. Sie braucht also nur anmuthig und abwechselnd zu sein, nicht großartig, und Touren, die durch ihre Beschwerlichkeit die gesellige Unterhaltung aufheben, mag ich gar nicht. Wäre ich in Württemberg, so wären mir Schwarzwald, Alb und Bodensee genug.

355. **An Vischer.** Heidelberg, den 25. Oktober 1857.

— — In Deiner Vorlesung über Iphigenie, auf die ich mich freue, hast Du die beste Gelegenheit, Goethe die schuldige Revanche — wegen der (ut mihi videtur [1]) übermäßigen Bevorzugung Shakespeare's in Deiner Aesthetik — zu geben. Denn eben in der Iphigenie — wie außerdem in Hermann und Dorothea, und freilich überall — aber besonders ausgeprägt ist doch in der Iphigenie dasjenige, wodurch Goethe höher steht, einen höheren Entwicklungspunkt der Menschheit bezeichnet, als Shakespeare. Und eben dadurch ist er der U n s e r e, in einem Sinn, wie es Sh. durchaus nicht ist, noch sein kann. Es hängt dies freilich noch mit der Höherstellung der dramatischen Form über alle andern zusammen, gegen die ich auch meine Aber's habe. Das Alles hätten wir besprechen sollen; aber es war zu sehr Jahrmarkt, als Du dort warst; es kam des Guten allzuviel zusammen. So machts einem das Leben. Lange hat man gar nichts, dann wird man überhäuft und hat auch wieder nichts. O weiser Onkel Hiller! Solon, Solon!

1) „Wie mir scheint."

356. An Rapp.

Heidelberg, den 9. November 1857.

— Ich unterhielt mich die letzte Zeit herzlich schlecht. Deßwegen schrieb ich nicht. Ist man verstimmt, so sei man's für sich, theile nicht seine Verstimmung meilenweit Anderen mit. Und warum denn verstimmt? fragst Du. Ich frage wieder: Was ist denn überhaupt Verstimmung und antworte: Lebensstockung. Und das Leben ist am Ende — wenigstens bei einem Menschen, der sich, wie ich, auf nichts Gescheidteres versteht — Thätigkeit. Ich bin noch in keiner neuen drin. Das ist der Punkt. Ich habe für Luther zu lesen angefangen, darunter mich des alten Mathesius Predigten über Luther's Leben sehr angesprochen haben. Er hatte als Student eine Zeitlang den Tisch bei Luther gehabt und predigte nach dessen Tode als Pfarrer in Joachimsthal seinen Bergleuten über Luther's Leben. Ehrlich und tüchtig; neben Luther's Schriften Hauptquelle. Um nun aber Luther zu begreifen, muß man seine Rechtfertigungslehre und die inneren Kämpfe, die ihn dazu führten, sich deutlich machen, sich in dieselben hineinleben. Letzteres ist nicht leicht, wenigstens mir nicht. Zunächst sind mir diese Gemüthszustände widrig und das Resultat derselben, die Rechtfertigungslehre, erscheint als Unsinn. Nun sage ich mir aber, diese Geschichten haben die Welt umgestaltet; auch Du, mit Allem, was Dir an Ueberzeugungen theuer ist, stehst darauf; es kann also kein bloßer Unsinn sein; dringe unter die Oberfläche und grabe dem Sinne nach. Gut, ich thu's, und übersetze mir jene Anfechtungen und deren Lösung in meine Sprache; aber verfälsche ich sie damit nicht? sind das noch Luther's Zustände? Luther's Auskunft? Und doch muß es eine Vermittlung geben, durch welche mittelst einer Reihe von = und wieder =, Luther's Gesetz und Evangelium in Kant's kategorischem Imperativ und Schiller's ästhetischer Erziehung des Menschengeschlechts ausmündet. Du siehst, an welchem Knoten ich mich zerarbeite. Darum denke ich oft: Laß Du Luther Luther sein und schreibe: „Deutsche Dichterleben von Klopstock bis Schiller," da wirst Du mehr plaisir daran haben; ist auch leichter. Leichter? Aber das eben wirft mich dann wieder der anderen Aufgabe zu, die mich durch ihre Schwierigkeit reizt. O Rapp, was hast Du für einen närrischen Freund! Zum Glücke ist er einmal nicht geboren, das ist schon hieraus klar. Wozu dann? Ja wenn wir das wüßten.

357. **An Zeller.** Heidelberg, den 13. Novemberr 1857.

Deinen Lebensabriß Schweglers[1]) habe ich diesen Morgen gleich vorgenommen, um ihn nicht aufzuhalten, und beeile mich, Dir denselben hiebei, mit meinem Dank für die Mittheilung, zurückzusenden. Ich wüßte nichts daran zu ändern, finde ihn vielmehr so wie er ist, seinem Zweck vollkommen entsprechend, und wenn man den spröden Stoff bedenkt, in dem Du zu arbeiten hattest, sehr gelungen. Denn weder die Persönlichkeit, noch der Lebensgang Schweglers waren eigentlich biographischer Natur. Das hast Du durch Einflechtung der Charakteristik in die Erzählung, durch Einrückung von Briefstellen u. dergl., trefflich zu verstecken gewußt. Und getroffen hast Du den Mann gewiß vollkommen.

Nachdem ich mit dem Lebensabriß zu Ende war, nahm ich gleich den Artikel über das Concordat[2]) vor, und habe mich an diesem noch ungleich mehr als an jenem erfreut. Hier war Stoff und Aufgabe Dir homogener und hast Du auch wirklich Deine ganze Stärke entfaltet. Klarheit, Methode und Gründlichkeit, der Verein von wissenschaftlichem Blick mit praktischem Takte, von Schärfe mit Billigkeit und Milde, machen diese Arbeit zu einem wahren Muster- und Meisterstück. Und in der praktischen Beziehung auf Württemberg hast Du dir dadurch eine Bürgerkrone verdient. Dein Incognito werde ich beobachten, nur in Absicht auf Gervinus laß mich eine Ausnahme machen. Die Arbeit wird ihn an und für sich freuen, aber mehr als doppelt, wenn ich ihm sage, daß sie von Dir ist.

— — Deine Sendung hat mir auch den Schlüssel in die Hand gegeben zu verschiedenen Stellen eines Briefs, den ich vor etlichen Tagen erhalten habe[3]). Das ehrliche alte Semikolon schrieb mir, zunächst über meinen Hutten, wobei es mit mir sich wohl zufrieden äußert, um so weniger mit meinem Helden. Es hat nämlich erst aus meinem Buch erfahren, daß derselbe in seiner letzten Zeit damit umging, in

---

1) Vgl. Br. 351. — 2) „Das würtembergische Concordat und seine Folgen." Aus der „Minerva" von Bran. Jena 1857. (Anonym.)

3) Das Folgende bezieht sich darauf, daß Zeller in seiner Schrift über das Concordat der Ermahnung nachgekommen war, welche ihm Strauß in dem „Papierreisenden" (worüber Br. 340) in scherzhafter Form ertheilt hatte, durch Zerlegung der langen Perioden in kleinere, durch Semikolons getrennte, seinen Stil zu verbessern.

seinen Schriften bei einer neuen Ausgabe die meisten Semikolon in Punktums zu verwandeln. Dies weiß sich das gute Ding nur aus der Schwächung von Huttens Geisteskräften durch seine Krankheit zu erklären, über die es sich bei dieser Gelegenheit ein paar sehr spöttische Bemerkungen erlaubt. Nun setzt es aber ganz stolz und muthig hinzu, heut zu Tage erlebe es das umgekehrte. Selbst Solche, die es früher entbehren zu können geglaubt, ziehen es wieder in ihre Dienste. Natürlich, wie wolle man auch das nöthige Semikolon zwischen dem Staat und der katholischen Kirche ohne stylistische Semikolons aufrecht erhalten? Hier schien nun mir das alte Haus seinerseits vor Altersschwäche zu faseln, da ich die Anspielung nicht verstand. Es setzte hinzu: nachdem ihm an der Lahn eine so schwere Eroberung gelungen, hoffe es auch am obern Neckar noch Boden zu gewinnen. Auch dies verstehe ich erst durch deine Sendung recht.

358. An Vischer.

Heidelberg, den 3. Dezember 1857.

— — Ich freue mich, daß Du die poëtische Sendung freundlich aufgenommen; sie wollte mich schon wieder reuen. Ich habe mich in letzter Zeit auch auf ähnliche Weise mit Dir beschäftigt, indem ich ein Exemplar des Jahrbuchs schwäbischer Dichter[1]), wovon mir mein früheres, ich weiß nicht wie, abhanden gekommen war, antiquarisch an mich brachte, und Deine 2 Novellen wieder las. Sie erschienen mir wie gemeinsame Jugendwege, auf die man im Alter, oder wenn Du willst, aus einer andern Welt, zurückblickt. Innig vertraut, und doch durchgemacht, absolvirt; ein wehmüthig heiteres Gefühl. Allein auch davon abgesehen, bleibt insbesondere der Felix Wagner auch an und für sich ein köstliches Stück, worüber ich wieder recht herzlich gelacht habe.

Mit einer neuen Arbeit will's meinerseits nicht recht fort. Ich habe hier und in Darmstadt mich in der Luther-Litteratur umgesehen und theilweise versehen, d. h. Bücher in's Haus geschafft; aber noch nicht eigentlich angebissen; der Widerwille vor dem theologischen Geschmack des Stoffs ist zu groß. Freilich machte ich beim Mustern der Litteratur die überraschende und einladende Entdeckung, daß auch über Luther durchaus noch nichts Rechtes vorhanden ist. Andererseits lockt mich aber die Idee, „Deutsche Dichterleben von Klopstock bis

1) Vgl. S. 26, [1]).

Schiller" zu schreiben. Ich ärgere mich so über das ächt deutsche Gerede, daß erst ein Engländer, Lewes, ein lesbares Leben Goethe's geschrieben habe.

Da bin ich eben wieder in den Schubart hineingekommen. Indem ich mit der Hoyers[1]) Wittwe um die von mir einst benutzten Briefe handle, schickt sie mir einen Pack, der zwar jene nicht, dafür aber, nebst 15 Stück mir unbekannter (auch wenig bedeutender) Briefe Schubarts an seine Eltern, eine Menge Schreiben seines Vaters, seiner Brüder und des Schwagers Böckh enthält, aus denen doch Manches für seine Biographie hervorgeht. Ich würde unter den kleineren Poëten jedenfalls Bürger und Schubart in den Kreis meiner Arbeit ziehen, und letztere ganz neu machen. Einstweilen habe ich aus den Briefen eine Schnurre, das Leben der Barbara Streicherin (Sch. Briefe, I, S. 290) in 10 Kapiteln[2]), herausgearbeitet, und an Rapp geschickt. In den Briefen von Böckh kommt eine Stelle vor, die man dem Märklin telegraphisch in die Ewigkeit nachschicken sollte, da sie, selbst in Abrahams Schoos, sein Glück noch erhöhen würde. Sie heißt: „Unser Jacob (Bruder Schubarts) ist nur 9 Tage nach dem frommen Gellert gestorben. Angenehme Gesellschaft in die Ewigkeit".

359. **An Kuno Fischer.** Heidelberg, den 8. Dezember 1857.

Durch Ihr angenehmes Schreiben vom 4. d. Mts. haben Sie mir große Freude gemacht. So sehr ich Ihr vorübergegangenes Unwohlsein bedauere, so hat es mir doch den Gewinn gebracht, daß Sie mein Buch über Hutten in einem Zuge lesen konnten, welches demselben freilich zum Vortheil gereichen mußte. Was Sie über das Buch äußern, könnte einen Andern vielleicht eitel machen; da ich von der Wärme Ihres Lobes den Antheil abzuziehen weiß, den Ihre freundschaftliche Neigung für den Verfasser daran hat, so soll es mir nicht schaden, sondern nützen, indem es mich aufrichtet und ermuntert. Und der Aufrichtung, das wissen Sie ja, bedarf ich immer, bedurfte ihr aber kaum einmal mehr als jetzt, wo ich, noch immer für keine neue Arbeit entschieden, wenn Sie zu dieser innern Stockung die äußere Reizlosig-

1) Schubarts Schwestersohn; vgl. Strauß Litter. Denkw. Ges. Schr. I, 17.
2) Ges. Schr. II, 355.

keit meines Lebens hinzurechnen, wahrhaftig nicht zu beneiden bin. Wie sehr wünschte ich, daß Sie hier wären! Im Gespräch mit Ihnen wäre mir gewiß schon klarer geworden, welcher von beiden Planen der meiner Natur gemäßere ist.

Damit bin ich denn auf den Gegenstand gekommen, um dessen willen ich Ihnen heute schon schreibe. Ich ging diesen Nachmittag mit Gervinus spazieren. Schon vor mehr als 8 Tagen sagte er mir von dem Brief, den er von Ihnen erhalten, und von dessen Inhalt[1]). Er war sehr verdrießlich über die Wendung, welche die Sache genommen, und sagte, er wisse nicht, was Ihnen antworten, da die Angelegenheit bereits in ein falsches Geleis gebracht scheine. Heute bat er mich nun, auch in seinem Namen Ihnen zu schreiben. Häusser habe sich dahin ausgesprochen, er wolle dem Minister vorschlagen, Ihnen 1200 Thlr. anzubieten. Nun schreiben Sie, daß man dort am Ende wohl auch so weit gehen werde. Wenn dies geschieht, so wären Sie, falls die Sache auf dem jetzigen Boden bleibt, gefangen. Um jeden Preis daher müßte gesucht werden, Sie auf einen Boden zu bringen, wo nicht die ökonomische Frage, sondern die moralische Ihrer Rückkehr in das Feld, aus dem Sie vertrieben worden, und der Genugthuung, welche in Ihnen der Philosophie geboten wird, den Ausschlag gibt. Was Ihnen die Entscheidung der Sache in diesem Sinne an den sächsischen Höfen etwa schaden möchte, das gewinnen Sie vor dem Publikum. Dieses wird den vermeintlichen Undank gegen jene Höfe schonender richten, als den Schein, der im andern Fall entstünde, als hätten Sie sich durch das Nichtgenug des Angebots von hier aus abhalten lassen, demselben zu folgen. Und bedenken Sie nur auch dies. Wenn Sie kommen, so gräbt sich die Geschichte der Ihnen gewordenen Genugthuung in die Tafeln der Geschichte deutscher Philosophie ein; bleiben Sie, so verwischt sich die ganze Sache. Also, wenn es Ihnen noch möglich ist, suchen Sie noch einen Ausweg, der es Ihnen freistellt, wenn Ihnen jenes Anerbieten gemacht wird, zu sagen: Nun nehmet mir nicht übel, da man mich von dort so anständig einladet, so unterlasset es, weiter zu bieten. Gesetzt auch, Ihr bötet mir ebenso viel, so lege ich zwar zu Eurem Gebot noch die Verbindlichkeit, die ich für Euch habe, daß Ihr zuerst mich wieder auf den Katheder berufen; aber

1) Es handelte sich um Fischers Zurückberufung nach Heidelberg.

in die Wagschaale des Badischen Anerbietens lege ich die Satisfaktion, die darin nicht blos für mich, sondern für die freie Wissenschaft liegt, und diese, verzeiht mir, überwiegt.

Möchten doch die Sachen so stehen, daß Sie einen ähnlichen Ausweg noch ergreifen könnten.

360. **An Vischer.**

Heidelberg, den 24. Dezember 1857.

— — Was Du über Luther und sein Verhältniß zu Hutten schreibst, ist freilich wahr. Hutten besaß eigentlich die religiöse Ader gar nicht. Du schreibst gewissermaßen tadelnd von seinem antikisirenden Tugendbegriff. Aber was haben denn wir? Doch nicht den Lutherischen Glauben? Der ist für das Unternehmen, mich mit L. einzulassen, ein großes Hinderniß. Denn so wie er liegt, ist er etwas rein Irrationales, ja Scheußliches. Ergänzung oder vielmehr Ersetzung der eigenen Gesetzerfüllung durch die, und obenein das Leiden, eines Andern. Es klingt wie Blödsinn, wenn mit so vielem Pathos die Uebertragung des Verdiensts von Heiligen auf uns verworfen wird, da doch, wenn Verdienst einmal übertragbar ist, es ganz einerlei ist, ob es von Einem aus dies ist oder von Hunderten. Nun heißt es aber: Von diesem Lutherischen Glaubensbegriff ist eine so große, geistesbefreiende Bewegung ausgegangen; er kann also kein bloßer Unsinn sein. Gut, so suche ich ihn also tiefer zu nehmen, und sage: er ist das ernst sittliche Bewußtsein, daß Idee und Erscheinung auch in diesem Felde, d. h. Gesetz und Werk, sich nie decken, und daß mithin nie in der Erscheinung, der Gesammtheit der Handlungen, sondern einzig in der im Individuum zum Leben gekommenen sittlichen Idee selbst die Deckung des Deficit, die sittliche Versöhnung zu finden ist. Diese im Individuum lebendig gewordene sittliche Idee müßte dann der durch den Glauben in's Innere aufgenommene Christus sein 2c. Allein abgesehen davon, daß diese Lehre der Osiandrischen, Schwenkfeld'schen 2c. näher steht, als der Luther'schen, daß uns Luther, wären wir mit solcher Auslegung seiner Lehre gekommen, in die Hölle verflucht haben würde — so kommen wir mit solcher Allegorisirung ganz ins Bodenlose. So könnte man im Fetischismus die tiefsten Ideen nachweisen. Hegel hat ganz Recht, wenn er sagt, es komme nicht darauf an, was in einer Vorstellung, sondern was bei ihr heraus, für das Bewußtsein ist. Heraus aber ist bei diesem Lutherischen Glauben etwas äußerst Krasses

Diese crassities ist es überhaupt, was mich an Luther so abstößt. Oder genauer gesagt, das Unfreie, Knechtische, dieses ewige Zittern vor dem göttlichen Strafgericht, das dann auch in der Befreiung, wegen der Art, wie es diese sucht, unfrei und illiberal bleibt. Der äußerste Gegensatz gegen das in sich freie und einige Bewußtsein der antiken Welt. Du siehst, wie tief ich hier noch stecke, wie ich noch lange nicht an dem Plane mit Luther angebissen habe. Und doch läßt mich derselbe auch nicht an den andern mit den Poëten kommen.

Es geht mir wie dem Esel des Buridan. Aha, sagte Hr. N., das ist ja der Esel, der gesprochen hat. Es scheint, Sie wollen sticheln, versetzte ich; übrigens hat Buridan's Esel nicht gesprochen; im Gegentheil, nicht einmal gefressen hat der arme Kerl. Man sieht, Sie sind in der biblischen Geschichte fester als in der der Philosophie. Der Esel des Buridan war kein heiliger, sondern ein philosophischer Esel, deswegen ist er auch verhungert ꝛc.

361. **An Rapp.** Heidelberg, den 2. Januar 1858.

— Diesen Morgen haben mich meine Kinder nach 8tägigem Aufenthalt wieder verlassen und ich bin wieder ganz allein. Es ist mir sonderbar zu Muthe. Ich empfinde, wie uns doch eigentlich nur die Familie an die Welt und Wirklichkeit bindet. Denn ich wandle wie im Traum.

Nun will ich mir morgen oder übermorgen die neueste Ausgabe von Luthers Schriften bei Häusser holen, um zu sehen, ob ich's unternehmen kann, ihn neubacken zu machen, wie Du sehr wohl sagst. Es wird jedenfalls langsam gehen, ja vor Ostern sich kaum entscheiden, ob es eine Arbeit für mich ist.

Die Abhandlung über den Verfasser des Simplicissimus wirst Du unterdessen im 2. Bande[1]) selbst gefunden haben. Mich freut, daß Du das wackere Buch schätzest, das gewiß auch sittlich ist. Die Gesichtspunkte, unter welchen es schätzbar ist, scheinen mir zu sein: 1. als Quelle für die Zustände Deutschlands in der 2. Hälfte des 30jährigen Kriegs; 2. als Sprachdenkmal (von dieser Seite ist es höchst achtungswerth, seine Prosa kernhaft und kräftig, seine Poesie zum Theil — wie das Nachtigallied gleich im Anfang — nicht ohne

1) Von Gervinus' Geschichte der deutschen Dichtung (5. Aufl. III, 486 ff.).

Süssigkeit); 3. als einer der ältesten deutschen Romane, die, im Gegensatz zu den phantastischen Ritterromanen aus dem wirklichen Leben genommen waren. Der Held wird durch verschiedene Stände hindurchgeführt, nicht ohne Anklänge an den Schelmenroman. Die Geschichte ist nicht minder eine Bildungsgeschichte in ihrer Art als die des Wilhelm Meister. Am Anfang zeigt sich schon die Hobbes-Rousseau'sche Lust auf Naturzustände zurückzugehen; am Schlusse wird der Roman zur Robinsonade.

362. An Vischer.

Heidelberg, den 3. Januar 1858.

— — Der Hutten wird, wie ich sehe, überall besprochen, auch fast überall gelobt, nur freilich nirgends mit Verstand. Der kann nun füglich hintennach kommen. Durch die Artigkeit des Verlegers kommt mir das Meiste zu, was über das Buch öffentlich gesagt wird; und so wenig das, wenigstens bis jetzt geeignet war, mich über meine Arbeit aufzuklären, so interessant ist mir doch der Ueberblick über die Durchschnittsbildung unserer Zeit, der sich mir dadurch eröffnet. Da sehe ich denn freilich, daß ein Begriff von dem, was eine Biographie ist und soll, gar nicht existirt. Von der Geschichte denkt man sie sich nur quantitativ verschieden, etwa wie eine Special- von einer Generalkarte; da sie doch durch das in ihr durchherrschende Prinzip des Individuellen, der Persönlichkeit, von jener qualitativ geschieden ist. Daß die Leute von der jedem Kunstwerk, wenigstens jedem solchen, das in irgend einer Art geschichtlich ist, unerläßlichen Objectivität keinen Begriff haben, versteht sich ohnehin. Die Art, wie sich dies meinem Buch gegenüber äußert, ist nicht selten spaßhaft. Was Du in Betreff der respectiven Kälte und Wärme desselben so vortrefflich äußerst, drückte ein Recensent in einer Hannöverschen Zeitung, wenn ich seine Sätze zusammenrücke, etwa so aus: „Ein vortreffliches Buch, ein wahrer Krystallspiegel; aber verdammt kalt. Uebrigens bleibt der Verfasser nicht immer so kalt, sondern bisweilen empfindet er mit seinem Helden und wird warm. Aber diese Stellen sind die schwachen des Buchs, Bläschen in dem Spiegel; wir möchten lieber, er wäre durchaus kalt und objectiv geblieben. Indessen machen wir ihm aus jenen wärmeren Stellen des Buches keinen Vorwurf, da sie uns die sonstige Kälte seines Buches erträglicher machen." Du begreifst, daß ich für einen solchen Tadel vieles Lob nicht nehmen würde. Davon, daß irgend Jemand von der so wesent-

lichen Funktion des Humors in der Biographie (als welche es mit der Brechung der Idee im unendlich Kleinen zu thun hat) eine Ahnung hätte, ist ohnehin keine Rede. Und doch liegt in der Art, wie sich Humor und mitfühlendes Pathos gegenseitig binden und wieder abwechselnd vorschlagen, und in der Feinheit und Leichtigkeit der Uebergänge von dem einen Verhalten zum andern (um einen Ausdruck Deiner Aesthetik zu gebrauchen) die wahre Weinblume der Biographie.

Wie ich in das biographische Wesen allmählig hineingekommen (um auf eine Anfrage Deines vorletzten Schreibens zu antworten), darüber kann ich Dir wenig sagen, was Du nicht schon wüßtest. Schon in meiner frühern Zeit zeigten meine Arbeiten über Kerner und über Schleiermacher und Daub eine Hinneigung zu dem Fach. Meine spätere Arbeit aber, über L. Bauer, gehörte demselben ganz an. Die tiefen Athemzüge des soeben frei Gewordenen, die in dem kleinen Aufsatz hörbar sind, machen mir denselben noch immer werth. Dann kamen, noch in demselben Jahr 1847, Julian und Schubart. Nach Ablauf der 48er Wirren gab mir 49/50 des Freundes Tod auf's Neue den biographischen Griffel in die Hand. Das Büchlein über Märklin steht in der Mitte zwischen der Biographie und dem éloge; dem einfachen Stoff kommt die wärmere Gefühlsbeleuchtung ebenso zu Statten, wie einer Landschaft in gleichem Fall. Je mehr das Gefühl an dieser Arbeit Antheil gehabt hatte, um so tiefer verstimmte mich die schändliche Aufnahme, welche dieselbe fand. Erst nach einiger Zeit sah ich mich durch Briefe etlicher Maler, die ich mitgetheilt bekam, unvermerkt auf das biographische Feld zurückgelockt, und fühlte mich so behaglich in demselben, daß ich nach den Urkunden über Frischlin ausging und sie erhielt. Auch dieses Buch wurde entweder ignorirt oder schief beurtheilt (Carrière: das L. J. habe ich nur negativ zu behandeln gewußt; das solcher Lumpen aber wie Frischlin und Schubart behandle ich in breitester Ausführlichkeit); aber es verstimmte mich nicht, weil ich in der Ausarbeitung die reinste sich selbst genügende Künstlerfreude genossen hatte. 2c.

Was Du mir über Luther sagst, ist ganz gut und gewiß richtig; aber zu allgemein, um mir über das Einzelne hinwegzuhelfen. Doch das muß sich eben in der Bearbeitung des Einzelnen finden. Ich will nun an die Werke Luthers gehen, nachdem ich mich bisher mit Bio-

graphien meist unnütz aufgehalten. Es ist unglaublich und doch wahr: auch über ihn existirt nichts auch nur einigermaßen Befriedigendes.

363. **An Käferle.** Heidelberg, 14. Januar 1858.

Aus Deinem l. Briefe die freundliche Aufnahme zu ersehen, welche Du dem Ritter geschenkt, ist mir sehr erfreulich gewesen, obwohl ich es von Deinem gastlichen Hause zum Voraus überzeugt war. Ich finde überhaupt, daß es ihm bisher nicht übel ergangen, und er nur etwa in Menzel einen Lötz [1]) gefunden hat.

Seit der Ritter mich verlassen, habe ich nicht viel gemacht. Einen Aufsatz über Spittler, den Historiker und nachmaligen Württembergischen Minister, den ich für eine Zeitschrift schrieb [2]), hoffe ich Dir, wenn er gedruckt, wenigstens zum Lesen mittheilen zu können. Wegen einer neuen größeren Arbeit habe ich lange geschwankt, und hat mich das Wehthun der Wahl ganz unglücklich gemacht. Endlich habe ich mich entschlossen, Vitas poëtarum Germanorum inde a Klopstockio usque ad Schillerum [3]) zu schreiben. Die Poëten haben mir's doch einmal angethan, und da es bei mir selbst zu keinem gelangt hat, muß ich den wirklichen am Zeuge flicken.

Und gerade von der Höhe des Humanisten- und Reformationszeitalters, wo ich mit Hutten stehen geblieben, ist der Ausblick auf jene Blüthezeit der deutschen Litteratur besonders interessant. Die klassische Litteratur der Deutschen ist die Tochter des Humanismus und der Reformation. Unsere klassischen Schriftsteller sind ohne Ausnahme Protestanten, wie der Protestantismus selbst germanisirtes Christenthum ist. Ebenso waren sie aber ohne Ausnahme humanistisch gebildet. Aber der Humanismus war deutsch geworden. Klopstock dichtete seine Messiade nicht mehr lateinisch, wie Frischlin die Hebräis. Eine entsprechende Umwandlung war aber andererseits in dem Protestantismus vorgegangen: er war, oder wurde doch in unseren klassischen Dichtern immer mehr — zum freien Humanismus. Trägt auch Klopstock noch stark die konfessionelle Farbe, so streift sie in Wieland und Lessing sich ab, Herder macht die Humanität zum Losungswort, und

1) Ueber dessen Benehmen gegen Hutten Strauß Hutten Ges. Schr. VII, 43ff. zu vergleichen ist. — 2) Ges. Schr. II, 83ff. — 3) „Leben deutscher Dichter von Klopstock bis Schiller.“

Goethe und Schiller stehen und bauen auf diesem freien Boden weiter.

Und wie nun alles Leben ein Pulsiren ist, ein Pendelschwung, der das Centrum bald rechts bald links zur Seite läßt, so ist es merkwürdig, wie die deutsche Litteratur, wenn wir den Protestantismus als ihren Vater, die humanistische Richtung als ihre Mutter betrachten, in ihren Hauptvertretern abwechselnd die Aehnlichkeit bald mit dem Vater, bald mit der Mutter vorschlagen läßt. Dem Vater wie aus dem Gesichte geschnitten ist gleich Anfangs Klopstock, während Wieland ebenso bestimmt in die mütterliche Familie sieht; eine Ausgleichung erfolgt in Lessing und Herder; aus der aber sogleich wieder Goethe und Schiller mit den deutlichen Zügen von Erasmus und Luther hervortreten.

Von solchen allgemeinen Gesichtspunkten, die man im Voraus faßt, bleibt zwar in der wirklichen Ausarbeitung, wie ich aus Erfahrung weiß (cf. meinen Brief[1]) an Dich über den Plan zu Hutten mit dem Buche selbst) in der Regel blutwenig; doch sind sie nicht ohne Nutzen; sie führen uns, wenn auch nicht durch die Sache, doch in sie hinein. — —

364. **An Rapp.** Heidelberg, den 29. Januar 1858.

— — Mit meinen Arbeiten ist seit meinem letzten Brief gleichfalls eine Krisis eingetreten. Nachdem ich mich ein Vierteljahr lang bemüht hatte, mich in den Luther hineinzulesen und mir Appetit zu einer Arbeit über ihn zu machen, habe ich es zuletzt als vergeblich aufgeben müssen. Ich sehe ein, daß Hutten der äußerste Punkt ist, bis zu welchem ich mich der Reformation nähern kann; über ihn hinaus beginnt das Theologische, zwischen welchem und mir eine unübersteigliche Kluft befestigt ist und bleibt. Ich habe mich daher an das Thema der deutschen Dichterleben von Klopstock bis Schiller gemacht.

365. **An Zeller.** Heidelberg, den 31. Januar 1858.

Für Deine freundliche Bemühung zu Gunsten meines Hutten[2]) sage ich Dir den herzlichsten Dank. Daß es mit der Allg. Ztg. irgend

---

1) Brief Nr. 329. — 2) Eine Anzeige desselben, die von der Augsb. Allg. Zeitung zurückgewiesen worden war; sie erschien dann im Deutschen Museum 1858, Nr. 14 (1. April).

einen Spuck in der Sache geben würde, darauf war ich gefaßt. Es ist eben ein Elend, daß von den 2 gelesensten deutschen Zeitungen, die eine (die Kölnische) ganz, die andere stark $^3/_4$s ultramontan ist. Daß Du für Deinen Artikel anderwärts eine Stelle suchen, und dabei die Allg. Ztg. nicht schonen willst, damit bin ich auch schon für mich ganz einverstanden, selbst wenn ich mich hierin nicht nach meinem Ritter richten müßte, der immer gern dabei war, wo es Händel gab.

Daß ich mit Deiner Verfasserschaft der Schrift über das Concordat gegen Mohl herausplatzte, dessen habe ich mich nachher genug geschämt, und es ist freundlich von Dir, daß Du es nicht stärker rügst. Ich ging zu ihm, weil ich bei ihm Notizen zu dem Aufsatz über Spittler für Hayms Zeitschrift zu finden hoffte (die ich dann aber doch nicht fand), und da dachte ich im Augenblick, er werde die Sache wohl schon aus Deinem Hause wissen; war dann aber sehr betroffen, als er's nicht wußte, und bat ihn das Geheimniß zu bewahren. Haym, da ich von dem rede, hat mich kürzlich gebeten, ihn und seine Zeitschrift Dir in Erinnerung zu rufen.

Hiebei erfolgt das Rappianum. Er hätt' es nur noch einmal abschreiben sollen. Du kannst's an Ostern — oder also Pfingsten, selbst wieder mitbringen. Ließe sich denn bis dahin nicht eine Zusammenkunft und kleiner Landaufenthalt wie vor 3 Jahren zu Stande bringen? Deine l. Frau käme mit Baur herunter, und hier würde ich mit Gervinus mich anschließen, um Dich etwa schon an Ort und Stelle, d. h. in Auerbach, oder wo es wäre, anzutreffen? Das Wirthshaus, höre ich, habe sich, in Folge der Heirath des Wirths etwas gebessert. Legs doch Baur recht an's Herz; es waren so hübsche Tage damals, und man ist recht närrisch, daß man sich solche nicht öfter macht. Auch ist mir's immer noch unverschmerzt, daß er und Gervinus sich damals nicht kennen lernten, die nothwendig große Freude an einander haben müßten.

— Was meinen Arbeitsplan betrifft, so habe ich seit 14 Tagen entschieden umgesattelt, d. h. den Plan mit Luther dran gegeben, und mich an die Poetenlebensläufe gemacht. Ich fand, daß ich, indem ich eine Zeitlang jenem erstern Plane nachging, dem Einfluß eines von mir hochgeehrten Mannes (Gervinus) mehr nachgegeben hatte, als ich meiner Natur nach thun darf. Ich muß mich 1) an Biographien

halten und darf mich 2) mit der Theologie nicht mehr einlassen. Hic murus aheneus esto[1]). Ich lese und sammle nun für Klopstock.

366. **An Vischer.**

Heidelberg, den 9. Februar 1858.

— — Nun bitte ich mir nur aus, daß Du nicht sagst, da ich schon so weit über die Schöll'sche Arbeit Bescheid wisse, soll i ch die Anzeige machen. Ich werde es gewiß nicht thun, da mir andere Erfordernisse fehlen, ich auch meine größere Arbeit eben in ihrem Anfang nicht unterbrechen darf.

Diese ist allerdings, wie Du verlangst, auf einen Cyclus berechnet, der unter dem Titel: „Deutsche Dichterleben von Klopstock bis Schiller" — in einzelnen Lieferungen, jedesmal Einen Poëten enthaltend, (wo nicht bisweilen eine Gruppe von diis minorum gentium[2]) dazwischen geschoben wird) erscheinen soll. Der Klopstock gewinnt weit mehr Interesse für mich, als ich gedacht hätte. Ich bin freilich noch nicht am Messias, der den eigentlichen Kelch bildet, sondern noch an den Briefen, Lebensumständen und gelegentlich auch Oden. Das enthusiastische Buch von Cramer: Er und über ihn, ist doch für meine Zwecke ganz gut; vortrefflich aber die kleine Schrift von Mörikofer über Kls. Aufenthalt in Zürich. In den Oden steckt doch stellenweise ächte, aus dem Tiefsten quellende Poesie. Und wenn Bodmer in Zürich zu Kl. sagt: „Wir hatten in dem Dichter des Messias einen strengen, heiligen Jüngling erwartet" — und Klopstock zur Antwort gibt: „habt Ihr gemeint, ich esse Heuschrecken und wilden Honig?" — so spricht hier so ganz der Dichter als solcher, daß man nur bedauern muß, wie Kl. durch seine Transscendenz eben zum Theil das Recht verwirkt hatte, so zu sprechen. Aber die Aufhebung dieser Transscendenz, erst in schlechter Art bei Wieland, dann als volle Sättigung bei Goethe, bis die eingesogene in Schiller praktisch überquillt — das, in kurzen, schlechten Worten ausgedrückt, ist der dialektische Proceß und das schließliche fabula docet[3]), wie mir scheint, einer solchen Poëtengeschichte. Ich arbeite also ganz in meinem Beruf, indem ich meiner Neigung folge, und daß ich Recht gethan, die mir eingeredete Luthersidee gegen die andere aufzugeben, sehe ich schon aus der ganz ver-

---

1) „Das sei eine eherne Mauer" (Horaz). — 2) „Geistern zweiten Rangs." 3) = Endergebniß.

schiedenen Stimmung, in die mich letztere versetzt. Sie macht mich wohlgemuth, bei jedem Schritt, den ich in dem Material vorwärts thue, gehen mir Lichter auf; während mich jene verstimmte und ein beständiges Tappen im Finstern war. Angst ist mir's in dem Cyklus nur auf Herder; etwas von ihm zu lesen, ist mir schrecklich, ihn zu lieben, mir schwerlich möglich, und ich schildere doch nur gern, was ich lieben kann. Doch cum Deo et die[1]) war der Wahlspruch des Erbauers unserer Vaterstadt.

367. **An Schöll.**

Heidelberg, den 15. Februar 1858.

So sehr ist unsre Correspondenz aus dem Takt gekommen, daß ich durchaus nicht bestimmt darauf zu kommen weiß, ob ich Dir, außer den drei Theilen Sophokles, auch noch für das Carl Augustsbüchlein den Dank bis heute schuldig geblieben bin. Es hat mich in allen seinen Theilen, ganz besonders aber durch die Anekdoten am Schlusse erfreut, die zudem so volksthümlich erzählt sind, daß sie im Rheinischen Hausfreund hätten stehen können. Habe ich Dir dies schon einmal gesagt, so nimm es eben auch zum zweiten Mal an. Auch was Du mir von Deiner Bearbeitung des Sophokles geschickt, hat mich höchlich interessirt. Freilich, je trefflicher ich insbesondere die Chorgesänge übertragen fand, desto schmerzlicher bedauerte ich, daß Du nicht Gelegenheit hast, am Pindar fortzumachen, da man sich für den Sophokles schon noch mit den vorhandenen Uebersetzungen behelfen könnte, während vom Pindar eine lesbare (meines Wissens) nicht existirt. In Deinen Einleitungen sind mir die zeitgeschichtlichen Nachweisungen, wie schon ehedem in Deinem Werk über Sophokles, höchst anziehend gewesen. Auch Deinem Beweise, daß im Sophokleischen Text spätere Interpolationen stattgefunden, kann ich mich nicht entziehen. Aber ich halte es für eine gefährliche Sache. Die Beweisgründe sind nur innere, nur subjectiver Art, und, wie mir scheint, zum Theil sehr unsicher. Wie z. B. der, daß dem Dichter keine Tautologie, kein Zweimalsagen des Nämlichen, zuzutrauen sei. Da fragt sich erstlich: ist es wirklich beidemal ganz dasselbe? und zweitens: gibt es nicht Fälle, wo es dem Dichter erlaubt, ja gerathen ist, etwas zweimal zu sagen? Eben des Subjectiven der Kriterien wegen greift dann der Zweifel immer mehr um sich, und

1) „Mit Hülfe Gottes und der Zeit".

nichts bleibt mehr sicher. Luther würde diese Art von Skepsis als Teufelsanfechtung betrachtet haben; der gebildete, nicht griechisch verstehende Leser aber, der Deine Arbeit zu seiner Erholung zur Hand nimmt, dankt Dir für diese Zweifel, wie der Tischnachbar, dem Du ein Haar auf seinem Teller zeigst.

Um so mehr macht es mir Freude, was mir Kuno Fischer schreibt, daß es im Werke sei, Dich nach Göttingen zu ziehen. Dann wäre für solche kritische Reizungen der normale Abzugsweg gefunden. Möchte es wahr werden! Dann liesest Du über Sophokles und Pindar, und bringst die Uebersetzung des Letzteren zu Ende, ohne die des Ersteren liegen zu lassen. Auch könnte man eher zusammenkommen. Gib mir ja bald Nachricht, wie es mit der Sache steht.

Aber halt! ich muß es anders angreifen, um vor Jahresfrist einen Brief von Dir zu bekommen. Ich muß Dir einen Auftrag geben, eine Gefälligkeit von Dir verlangen, Dir eine Mühe machen. Dazu findest Du dann gewiß die Zeit. Höre also. Ich habe, in Erwägung (diese Erwägungen kannst Du selbst ergänzen) ꝛc. mich entschlossen, eine Serie „Deutscher Dichterleben von Klopstock bis Schiller" zu schreiben. Bin also jetzt an Vorarbeiten zu Klopstock. Wem wäre seine Fanny unbekannt? Aber wem auch bekannt, wie der Kaufmann in Eisenach hieß, den sie, spernens poëtam[1]), heirathete? ja, wie sie selbst mit dem wirklichen unpoëtischen Vornamen (M. S. druckt Klamer-Schmidt) hieß? Ob noch Nachkommen — und was dergl. ein neugieriger Mensch, wie ein biographus ist und sein muß, gerne wissen möchte. Ferner, ihr Bruder, J. K.(?) Schmidt, ist ja in Weimar abgestorben. Ist von dem noch Näheres bekannt? zog er sich als Mann im Amt ganz von der Litteratur zurück? Endlich: Klopstock informirte in Langensalza einen Kaufmannssohn Namens Weiß, den er ein Genie nennt und einen künftigen Poëten in ihm sieht. Weiß man von dem weiterhin etwas?

Siehst Du, da hast Du nun eine Reihe hübsch formulirter Fragen. Nun versuch's und lasse sie Jahre unbeantwortet.

---

1) „Den Dichter verschmähend." Die obigen Fragen beantwortet Str. selbst, soweit er dazu im Stande war, in „Klopstocks Jugendgeschichte" Ges. Schr. X, 60 ff.

368. **An Rapp.**

Heidelberg, den 25. Februar 1858.

— Mit meiner Arbeit am Klopstock sieht's jetzt aus, wie auf einer Strecke, wo man eine Eisenbahn baut. Ueberall Karren und Schaufeln und aufgegrabenes Erdreich. Aber trotz aller Schubkärrcherei wächst meine Freude an der Sache täglich. Ich hoffe mich und die Freunde zu erfreuen. Der Allgemeinen Zeitung hatte Zeller einen Artikel über meinen Hutten geschickt, der ihm aber zurückgesendet wurde, weil in jetziger Zeit seine Einrückung nicht zu wagen sei (d. h. weil das Blatt ultramontan ist); er wird nun in Prutz' „Deutsches Museum" [1]) erscheinen; auch die beiden (F) und (V)ischer brüten an Artikeln darüber, nur nehmen sie sich etwas lange Zeit.

Neulich schrieb mir ein junger Italiener aus Paris einen originellen Brief. Er habe um ein Mädchen angehalten, sei aber seines geringen Vermögens wegen abgewiesen worden. Nun sei er die Beute der tiefsten Melancholie. Ob ich ihm keinen Trost aus der Philosophie wisse? wenn nicht zur Heilung, doch zur Linderung. Guter Junge!

369. **An Rapp.**

Heidelberg, den 13. April 1858.

— — Ich habe Georginen auf die Konfirmation ein Büchlein zum Andenken an ihre Großmutter, meine Mutter, geschrieben [2]). Sie las es an 2 Abenden mir und dem Bruder vor und die beiden Kinder fielen mir mehrmals mit Thränen um den Hals.

370. **An Rapp.**

Heidelberg, den 4. Juni 1858.

— Was Schlosser betrifft, so ist er in seinen Schriften vor Allem als Charakter zu fassen und kann folglich begreiflicherweise nur von solchen, die selbst Charakter haben, geschätzt werden. Daß die Andern das Beste, was von ihm zu profitiren ist, nicht profitiren, d. h. nichts von ihm lernen können, ist ganz richtig. Auch daß er kein Schilderer, kein Ranke ist, hat seine Richtigkeit, so gewiß, als es unverzeihlich vom Eichbaum ist, daß er keine Aprikosen trägt. Ich bin der Letzte, der behaupten möchte, daß ihm Schlosser's Art genug thäte, aber sein Poltern hat trefflich gewirkt in einer schlaffen Zeit und hat sich in seinen Schülern, Gervinus und Häusser, die gleichwohl das Gepräge des Meisters nicht verläugnen, von selbst ergänzt. — Neu-

1) Vgl. S. 383, [2]). — 2) Jetzt Ges. Schr. I, 81 ff.

mann will mit Familie auf den Herbst hieher ziehen. Tollerweise aber brennt er mir in seinem Brief eine volle Salve amerikanisch-republikanischen Enthusiasmus gerade in's Gesicht. Ich will ihm hierauf sehr bestimmt antworten, damit in dieser Hinsicht unsere Stellung unzweifelhaft sei.

371. **An Kuno Fischer.** Heidelberg, den 3. Juni 1858.

— — Ihre Schillersrede [1]) habe ich gleich in Einem Zuge durchgelesen, und sie hat nun ganz anders als im Manuskript auf mich gewirkt. Daß das Manuskriptlesen mich stört, war zwar immer meine Erfahrung; warum das aber bei einer Arbeit von Ihnen doppelt der Fall sein muß, ist mir jetzt erst klar. Man muß dem raschen Zuge Ihres Denkens ohne äußeres Hinderniß folgen können, muß mit dem Rhythmus Ihrer Dialektik Takt und Schritt halten können, um überhaupt mit Ihnen fortzukommen. Bleibt man Einmal hinter Ihnen zurück, so holt man Sie nicht mehr ein. So gelesen hat mir nun diese Ihre Rede auch zum erstenmal den vollen Eindruck Ihrer lebendigen Redegabe vom Katheder, die ich als solche durch Erfahrung leider nicht kenne, gegeben. Nun ich hoffe, die Zeit kommt doch noch, wo ich einmal hier mich unter Ihre Zuhörer mischen kann. Mit dem Inhalt der Rede bin ich nun in allen Hauptpunkten einverstanden, indem ich einsehe, wie das, was etwa über Manches sonst noch zu sagen wäre, durch Ihre Betrachtungsweise nicht ausgeschlossen wird. Ungemein freue ich mich, nun auch bald Ihre zweite Schillerrede zu lesen [2]), und eine dritte de Schillero per philosophiam renato [3]) krönt dann vielleicht einmal das Ganze.

Für Ihre Anzeige meines Hutten [4]) nehmen Sie meinen innigsten Freundesdank. Die Liebe, mit der Sie dabei von vorn herein auf meine persönliche Art eingehen, ist von mir tief empfunden worden und macht mich für alle Zeiten zu dem Ihrigen, so weit ich das nicht schon vorher war. Daß im Schriftsteller auch der Mensch erkannt wird, ist ein seltenes Glück, und ich fühle wohl, daß Sie mir in

1) „Die Selbstbekenntnisse Schillers" (Vortrag vom 4. März 1857). Frankfurt a. M. 1858. — 2) Diese ist vom 10. März 1858 und erschien u. d. T. „Schiller als Philosoph" Frankfurt 1858. — 3) „Ueber Schillers philosophische Wiedergeburt." — 4) Dieselbe erschien in der „Minerva" von Bran, Jena 1858. II. Bd. 2. Heft S. 247—296.

diesem Stücke haben Ersatz geben wollen für manche Verkennung, die mir widerfahren ist. In Ihrer weitern Auseinandersetzung haben Sie manchen leitenden Gesichtspunkt, der bei mir zu tief im Thatsächlichen stecken geblieben, lichtvoll hervorgehoben. Warum ich Hutten oft den Ritter schlechtweg nenne, davon geben Sie die Gründe, aus denen ich es durfte, richtig an; warum ich es aber so oft that, errathen Sie doch nicht. Ja, theuerster Freund, wenn Sie sich einmal auch auf Ihre alten Tage als Biograph zur Ruhe setzen sollten, wählen Sie sich immerhin einen Helden, der mit Kirche und Staat, aber ja keinen, der mit einem deutschen Hülfszeitwort auf gespanntem Fuße steht, wie Hutten mit dem unentbehrlichen Zeitwort haben. „Hutten hat" oder „hat Hutten" geht zur Noth noch; aber „hatte Hutten" und „hätte Hutten" oder „Hutten hatte" und „Hutten hätte" — wie oft glauben Sie, daß ich diesen λᾶας ἀναιδής[1]) immer auf's Neue aus meinem Wege schaffen mußte? — und dabei mußte dann allemal der Ritter herhalten.

— Wenn Ihr Serenissimus mir etwas gnädig ist, so könnte er es jetzt zeigen. Lassen Sie sich sagen wie. Ein gewisser Julius v. Eichel-Streiber in Eisenach, oder vielmehr dessen Mutter, ist als Urenkel im Besitz von Briefen Klopstock's an Fanny. Ich schloß einen Brief an ihn dem Freund Schöll ein, und der schickte ihn mit eigener und Staatsrath Stichling's Recommandation ab. Allein die Antwort des jungen Herrn an mich war kurz ablehnend. Ich klagte es Gervinus; der meinte, da müsse diplomatischer Vorspann helfen. Ich schrieb dies an Schöll; der antwortet, es sei eine derartige Intrigue von ihm eingeleitet, aber sie sei von langer Hand und die Wirkung zweifelhaft. Hätten nun Sie Gelegenheit, meines Vorhabens, das sich auf Goethe und Schiller sammt Karl August hinaus erstreckt, vor den Allerhöchsten Ohren εὐκαίρως[2]) zu gedenken, und welches Hemmniß mir hier entgegentrete, dem vielleicht ein Allerhöchstes Wort mit einem Zauberschlag — — — ꝛc., so wollte ich Ihrer Begabung als Engel'scher Philosoph für die Welt diejenige Huldigung zollen, mit welcher ich freilich ohnehin bin

der Ihrige und auch Ihrer lieben Frau
ergebenster
D. F. Strauß.

1) „Störrischen Felsblock" Homer Odyssee XI, 597. — 2) „In geeigneter Weise."

372. An Rapp.

Kissingen, den 18. Juni 1858.

Wenn unsere liebe und getreue Mimi [1]) in den „friedlichen Blättern" Widersprüche findet, so ist ihr Solches nicht auszureden, denn sie hat Recht; vielmehr wäre ihr nur deutlich zu machen, wie solche Durchgänge durch den Widerspruch in dem geistigen Entwicklungsgang eines Mannes, besonders wenn er früh hervortritt, natürlich sind. Mich betreffend liegt der Thatbestand so klar wie möglich da. Ich war geistig zu schnell und schmal aufgeschossen (Leben Jesu), die Folge war ein vorübergehendes Ermatten, eine Art Wachsfieber (Friedliche Blätter); bis hierauf die Natur sich kräftigte und verhältnißmäßig auch mehr in die Breite ging (Dogmatik). Die Allegorie ließe sich noch weiter fortsetzen, wenn solches nicht immer verdrießlich wäre.

373. An Rapp.

München, den 4. Juli 1858.

— Ich kam unwohl an und es wurde nur langsam besser (Pfeufer hatte mir etwas verordnet). So kam es, daß ich erst vorigen Donnerstag meine Kunstausgänge anfing. Ich begann mit der neuen Pinakothek, die ich noch nicht gesehen hatte. Diese sollte eigentlich Museum Rottmann heißen, so weit überragen diese Landschaften Alles, was sonst in der Sammlung ist, selbst Kaulbach's Zerstörung Jerusalems und Schorn's Sündfluth nicht ausgenommen. Dem Rottmann hatte der Erdgeist den Bau seiner Rippen, die Lagen und Linien seiner Gebirge und die Züge seiner Niederungen geoffenbart wie vor ihm Keinem. Daß er in seiner letzten Zeit damit nicht mehr zufrieden war und auch mit Lichtern zaubern, ja zuweilen mit Lichteffekten kokettiren wollte, ist ein Beweis, wie auch der Genius der Versuchung unterliegt. — Am Freitag war ich dann in der alten Pinakothek und sah nach unsern alten Freunden. Unser Gelehrter schien mir den Ort verändert zu haben: er ist von der Thüre ab, wo es ihm wahrscheinlich zu sehr zog, an die lange Seitenwand gerückt, sonst aber ganz wohl auf; der Geiger noch immer selig. Frau van Dyck hat noch immer den stillen Leidenszug in dem feinen Gesicht und Francesco Francia's Madonna blickt noch immer in seliger Anbetung auf das Kind. — Nur wir Menschen werden mittlerweile alt und haben zu thun, um der ewigen

---

1) Eine Schwägerin Rapp's.

Jugend der Kunst wenigstens in unserem Gemüth empfänglich zu bleiben.

Die dii deaeque[1]) der Glyptothek werden von mir erst am Montag, in Gesellschaft von Neumann's Töchtern und seinem Neffen aus Amerika, eine Aufwartung erhalten. Daß nämlich ein jüngerer Bruder Neumann's vor 6 Jahren als reicher Kaufmann in Savannah, Staat Georgien, wieder aufgetaucht ist, weißt Du. Nun ist der 2. Sohn, ein sehr anstelliger Junge, hier, und in Jahresfrist wird der älteste, des Vaters Compagnon, erwartet, um sich um die Hand der Cousine, meiner ehemaligen Schülerin, zu bewerben. Ein wirklicher Roman, besonders auch sofern der brüderliche Krösus einst mit einem Sechser in Neu-York ankam, der ihm überdies alsbald gestohlen wurde.

Als ich eben fort wollte, ließ sich ein Privatdocent der Philosophie, Huber[2]), bei mir anmelden, und kam dann zum Besuch. Er sagte, meinen theol. Schriften, besonders der Dogmatik, Vieles zu verdanken; er schreibe jetzt über den Scotus Erigena. Da er aber im Verlauf der Gesprächs verwundert fragte, ob denn nicht Baur durch W. Thiersch widerlegt sei, und ich hierauf meine Ansicht über den jetzigen Stand der Theologie etwas stark aussprach, schien er doch etwas bestürzt von mir zu gehen.

In P. Heyse's Litteratur-Blatt hat Vischer eine Anzeige meiner operum & opusculorum biographicorum[3]) angefangen, die sehr liebenswürdig ist. Sie geht bis jetzt bis zu Schubart incl. —

374. An Vischer.

München, den 15. Juli 1858.

In Beantwortung Deines Schreibens vom 5. d. Mts. erlaube, daß ich Dir zuerst mit wenigen Worten meinen innigen Dank ausspreche. Heyse brachte das Heft seines Litteratur-Blattes, worin Dein mich betreffender Artikel[4]) steht, zu Neumann, mit dem er mich auf der Bibliothek gesehen hatte, und da ich eben selbst zu Neumann kam, so sprachen wir uns einen Augenblick. (Als ich ihn später, dieser Ar-

---

1) „Götter und Göttinnen". — 2) Derselbe, welcher sich später als einer von den Vorkämpfern des Altkatholicismus bekannt gemacht hat. — 3) „Größeren und kleineren biographischen Arbeiten." — 4) „Fr. Strauß als Biograph" jetzt Krit. Gänge N. F. H. 3. S. 1—91.

tigkeit wegen, besuchen wollte, war er mit Familie auf's Land gezogen.) Wie wohl mir die Freundeshand gethan hat, die in jenem Aufsatz über die Contouren meines Wesens und meiner Arbeiten hinstreicht, brauche ich Dir nicht zu sagen. Du setzest fort, was Du im Jahr 1838 begonnen, und es ist liebenswürdig, wie Du des Landsmanns und Spielkameraden Laufbahn von Anfang bis zu Ende (denn eine neue Phase steht ihr nicht mehr bevor) umschreibst. Es ist mir leid, daß ich's so gar nicht vergelten kann; da ich dieses aber, wie Du selbst früher andeutetest, nur als Todtengräber leisten könnte, so wollen wir wünschen, daß es gar oder doch noch lange nicht möglich werde.

Etwas Anderes von Dir, was ich mit Vergnügen hier las, ist Dein Aufsatz über Inhalt und Form in der Kunst[1]). Es ist nicht recht, daß Du einem von solchen Arbeiten nichts sagst; hätte mir diese der Dr. Meyer, den Du in Heidelberg kennen lerntest, und der jetzt am Starnberger See ist, nicht gebracht, so hätte ich nichts davon erfahren. Deine Auseinandersetzung hat mich sehr befriedigt, sowohl in Bezug auf ihren eigentlichen Gegenstand, als was Du gelegentlich über den philosophischen Materialismus sagst.

— Bei Genelli wurde ich auf Deinen Gruß hin freundlich aufgenommen, kneipte auch einen Abend mit dem närrischen Kauzen.

Die Kunstausstellung ist erst im Werden, doch war ich mehreremal darin und habe schon Manches sehen können. Sie wird sehr reich werden. Das Resumé für den gegenwärtigen Stand der Kunst, das sich daraus ergibt, solltest Du ziehen. Seibertz, der im Comité ist, hat mir den Zutritt verschafft. Zu ihm hatte mich Pecht geführt, den ich von Dresden her kannte. Auch im Theater war ich mit Pecht einmal. Ist aber kein Mann für mich. Er spielt den Momus unter der hiesigen Malerwelt, und mich sollte wundern, wenn ihn nicht Kaulbach schon in dieser Rolle karikirt hätte, wozu sich seine knirpsartige Figur trefflich eignet.

Im Theater war keine einzige classische Oper die Zeit; nur die 3 Candidaten und den Fechter von Ravenna sah ich, ohne vielen Genuß.

---

1) In der Monatsschrift des wissenschaftl. Vereins in Zürich.

375. **An Rapp.** München, den 16. Juli 1858.

— — — — Bei dem Maler Genelli, auf den mich Vischer aufmerksam machte, einen Carton, den Raub der Europa vorstellend, gesehen, voll griechischen Schönheitssinns. Am meisten freut mich aber, daß ich Kaulbach besser verstehen und schätzen gelernt habe. Pfeufer führte mich auf sein Atelier, das ich dann, auf K's Einladung noch einmal, während er eben malte, besucht habe. Bisher hatte ich von ihm eigentlich nur die Zerstörung Jerusalems gesehen, die mich durch Stoff und Ausführung nur abstieß. Jetzt sah ich, unter einer Menge anderer, großentheils höchst anziehender Entwürfe, einen Carton und 2 Farbenskizzen nebst dem Anfang der Untermalung eines kolossalen Bildes: der Schlacht bei Salamis. Das wird, wenn es ausgeführt wird, wie es entworfen ist, ein ausgezeichnetes Bild werden. Groß gedacht, trefflich gruppirt und im Einzelnen voll Leben und Schönheit. Im linken Hintergrunde springt Xerxes vom Thron auf (entlehnt aus der herodotischen Erzählung von der Thermopylenschlacht), sein Historiograph läßt entsetzt den Griffel fallen u. s. w.; im rechten Hintergrunde steht Themistokles auf dem Verdeck des Admiralsschiffs, ruhigen Blicks die Schlacht überschauend; im rechten Vordergrund Aristides mitten im Schlachtgewühl; im linken Vordergrund läßt das Scheitern eines Schiffs die reizendsten Frauenkörper sehen; und zwischen Vor- und Hintergrund links steigt aus dem Meere Glaukos der Meergreis auf, dem Xerxes die Ketten, die er ins Meer versenkt, zerrissen hinaufzeigend. Es ist mir ein wahrer Stein vom Herzen, daß ich einen Künstler, dessen Bedeutung ich nicht verkennen konnte, nun auch aufrichtig anerkennen und bewundern kann. Ihm menschlich näher zu kommen bedürfte es längerer Zeit, da er sich in eine etwas mephistophelische Artigkeit hüllt.

Glückselig aber muß ich immer wieder vor allen hiesigen Malern Rottmann preisen, zumal er auch, dem Solonischen Wort gemäß, schon gestorben ist. Während um die erste Stelle in dem höchsten Zweige der Malerei (der historischen) sich Cornelius und Kaulbach streiten, doch so, daß selbst ohne den Rivalen der Andere immer nicht entschieden als ein Erster und Vollendeter gelten könnte, ist in dem untergeordneten Zweige der Landschaftsmalerei Rottmann ohne Frage ein Herrscher ersten Ranges.

Seine Arkadenfresken sind dem größeren Theile nach Werke von

monumentalem Werth, nur leider in einem barbarischen Klima aufgestellt; wie sie denn von beiden[1]) schon gelitten haben. Insofern ist es gut, daß die griechischen Landschaften in der neuen Pinakothek in Sicherheit gebracht sind. Will man aber den Gesammtwerth beider Serien gegeneinander abwägen, so glaube ich, daß sich die Wage auf die Seite der Arkadenbilder neigen wird. Es freut mich auch, daß ich den trefflichen, anspruchslosen Mann noch gekannt habe, und durch ihn in die Pinakothek eingeführt worden bin. Es ist etwas gar so Schönes, in dieser Weise todt zu sein.

Eine hübsche Begegnung hatte ich hier auch, mit der englischen Uebersetzerin meines L. J., die jetzt die Frau von Mr. Lewes, der das Leben Goethe's geschrieben hat, ist[2]). Wie sie von meinem Hiersein hörten, wollten mich beide besuchen, trafen mich aber nicht. Wie ich am andern Vormittag hinging, traf ich nur sie. Ich hatte sie schon einmal in Köln, als Miß Evans, kurz gesehen, wo sie aber noch gar nicht Deutsch sprechen konnte. Jetzt geht's damit besser. Sie ist in den 30ern, nichts weniger als schön, aber ein fast durchsichtiges Gesicht, voll Ausdruck mehr noch von Gemüth als Geist. Zwischen einem Mann und einer Dame als Uebersetzerin findet doch immer eine mystische Ehe statt. Wie ich ging, sagte die Gute: „Wie Sie herein kamen, war ich so erfreut, daß ich gar nicht konnte sprechen."

376. An Rapp.

Heidelberg, den 23. Juli 1858.

— Von Oehringen fuhr ich mit Georgine früh 6 Uhr ab und als wir um 9 Uhr gegen Kerner's Haus hin kamen, ließ ich halten und wir giengen hinauf. Kerner lag noch im Bett und sah so alt und verfallen aus, daß mich der Anblick sehr erschütterte. Mein Besuch freute ihn sehr und auch ich bin froh, daß ich ihn gemacht habe. Es ist Zeit, das Letztvergangene zu vergessen und sich an die bessere Erinnerung früherer Jahre zu halten, in denen ich eben doch dem Alten viel schuldig geworden bin.

---

1) Dem Klima und den Barbaren. — 2) Noch bekannter unter dem Schriftstellernamen George Elliot.

377. **An Zeller.** Heidelberg, den 24. Juli 1858.

— — Seit Dienstag bin ich nun wieder hier, und las gestern Deinen Artikel über Bunsen [1]. Er ist ein Meisterwerk in Deiner Art, die Dir Keiner nachmacht. Ich möchte sie eine unerbittliche Milde nennen. Du scheinst den Gegner nur zu streicheln, während Du ihm jedes Glied zermalmst. Während dem ganzen Lesen brummte ich: Viel zu glimpflich! bis ich am Schlusse fand, daß von dem Mann gar nichts mehr übrig war.

378. **An Vischer.** Heidelberg, den 6. August 1858.

— — Seit drei Wochen bin ich also wieder hier. Ich kann es nicht verschmerzen, daß wir nicht miteinander in München waren. Auf dem Rückweg sah ich in Ulm bei Haßler [2]), außer den alten Bildern, die ich kannte, zwei überaus schöne Porträts, die er Holbein zuschreibt und die dessen wohl würdig sind. Das weibliche Bildniß ist besonders lieblich. Ich fragte gleich, ob auch Du die Bilder gesehen habest? Freilich hat er sie gesehen, antwortete er, und ist schier ein Narr darüber geworden.

— Schreib doch den Modeaufsatz für's Morgenblatt. Du kannst ihn in Baden schreiben, und ich schlage dann vielleicht den schon lang projectirten Aufsatz de Schillero comico [3] unter Deiner Anleitung zu Faden.

379. **An Rapp.** Heidelberg, den 8. August 1858.

Eben habe ich das Exzerpt aus Klopstock's Deutscher Gelehrten-Republik beendigt und mir Kant's Schriftchen „über den Streit der Fakultäten“ zur Vergleichung herausgeholt. Diese Gelehrten-Republik ist ein seltsames Ding: Es wird erdichtet, daß alle deutschen Poëten, Philosophen, Juristen, Philologen ꝛc. sich zeitweise zu einem Landtag in einem Eichenhain versammeln, dabei in Zünften sich berathen und beschließen, z. B.: „Wer 5 Jahre und 7 Tage nichts anders gethan hat, als mittelmäßige Bücher übersetzt, wird Nachtwächter“. Wieland wird wegen Nachahmung beinahe, Lessing wegen Einmischung von

1) Eine Anzeige des 1. Bandes von Bunsen's Bibelwerk, Preuß. Jahrbb. 1858, Juni, S. 685—690. — 2) Professor am dortigen Gymnasium. — 3) „Ueber Schiller als Komiker“.

Fremdwörtern in die deutsche Sprache wirklich verurtheilt. Dabei finden sich aber zahlreiche Kernsprüche, z. B. der: „Jetzt ist unsere Sprache ein tiefgewurzelter, hoher, vieläſtiger, fruchtvoller Baum, dem aber hie und da etwas Laub fehlt ꝛc.“ oder: „Der deutsche Schriftsteller soll keinen größeren, ja beinahe keinen andern Stolz haben, als den, für seine Nation zu arbeiten ꝛc.“ — Ich bin bei der Arbeit über Klopstock einen seltsamen Weg gegangen. Seine wichtigsten Schriften — den Messias guten Theils, — ebenso die Oden und die Dramen ganz, hatte ich in jungen Jahren gelesen. So gieng ich nun an die Briefe und andre Lebensnachrichten, die an 100 Oertern zerstreut sind, und erst zuletzt daran, seine sämmtlichen Werke mit der Feder in der Hand durchzulesen. Mit 8 Bänden bin ich fertig — restiren noch zwei. Gelesen also habe ich den Messias aegerrime[1]), die Oden magna cum voluptate, licet interdum interrupta[2]), die Dramen paucissima cum aedificatione[3]), endlich die Gelehrtenrepublik multa cum curiositate[4]).

Schlosser traf ich wieder ganz wohl; er klagte, daß die jüngeren Geschichtschreiber, auch Gervinus, in der Geschichte so wenig auf Moralität halten und doch sei Gervinus selbst ein so moralischer Mann.

380. **An Vischer.** Heidelberg, den 18. August 1858.

— — Löbell über Klopstock (den 2. Theil über Wieland habe noch nicht gelesen) gibt brauchbares Material, ist aber durchaus gelehrtformlos — kurze, sehr im Allgemeinen sich haltende Vorlesungen, und Anmerkungen resp. Excurse —; der wäre keine Concurrenz.

Die Arbeit über Klopstock, d. h. die Vorarbeiten, mit denen ich nun aber bald zu Ende bin, fährt fort, mir Vergnügen zu machen; ich erfreue mich insbesondere seines treuen deutschen Patriotismus. Ganz ungemein ergötzlich ist, in seinen Arbeiten über deutsche Metrik zu finden, wie er Anfangs ganz schüchtern den Griechen nachfolgen will; dann die deutsche Verskunst der griechischen an die Seite setzt, bis er endlich im Homer, ja in der ganzen Grundlage der griechischen Prosodie, immer mehr Mängel entdeckt, welche die deutsche über sie heben. Heut las ich in ihm folgenden schönen Satz (Werke X, S. 199 f.):

1) „Mit starkem Widerwillen“. — 2) „Mit großem, wenn auch zeitweise unterbrochenem Genuß“. — 3) „Mit sehr wenig Erbauung“. — 4) „Mit vieler Neugierde“.

„Ueberhaupt wandelt das Wortlose in einem guten Gedicht umher, wie in Homer's Schlachten die nur von wenigen gesehenen Götter."

381. **An Rapp.**

Heidelberg, den 27. August 1858.

— In Frankfurt traf ich, nach langer musikalischer Fastenzeit, eine Aufführung des Don Juan. Man ist dann um so andächtiger, wenn man so lange gefastet hat. Ich genoß zwei Stunden reines — —

Hier kamen zwei Fremde; es war ein Professor Cherbuliez aus Genf, ein lieber, gemüthlicher Alter, mit seinem Sohn; ich erinnere mich den Namen schon oft als litterarische Notabilität in Zeitungen gefunden zu haben, ohne daß ich mich doch besinnen könnte, in welchem Fach. Dagegen kannten die Leute meine theologischen Sachen und der Alte nannte mich beim Abschied seinen lieben Lehrer. —

— Glück. Was ist dieser Mozart für ein Mensch! Ich hatte wenige Tage vorher wieder Mörike's kleine Novelle[1]) gelesen, die ja auch auf den Don Juan Bezug hat und in der That manche gute Bemerkung, manchen feinen Zug enthält. Man gab die Oper mit Recitativen statt der gemeinen Sprechscenen; so weit ist man nun; wie lange wird man sich noch das Werk am Schluß verstümmelt bieten lassen und den Höllenspuk als Ausgang dem von Mozart gedichteten vorziehen?

382. **An Kuno Fischer.**

Heidelberg, den 4. September 1858.

Schon vor 14 Tagen verlangte mich's, Ihnen zu schreiben, und ich unterließ es nur, um das Kreuzen unsrer Briefe zu verhindern. Ich hatte nämlich damals Ihre Vorlesung über Schiller als Philosophen vom Verleger erhalten, auf die ich mich längst gefreut hatte, und die ich daher in Einem Zuge durchlas. Sie hat mir großes Vergnügen gemacht, mich ganz befriedigt. Stoff und Behandlungsart stimmen aufs Schönste überein. Eine wesentliche Lücke in der Schillerlitteratur ist ausgefüllt, und so, wie es außer Ihnen Keiner konnte. Als ich Abends mit dem Lesen fertig war, ging ich spazieren, und was hätte ich nicht drum gegeben, wenn es mit Ihnen hätte sein können! Ihre Gedanken hatten mich lebhaft erregt, und ich mußte mir

1) „Mozart auf der Reise nach Prag."

unwillkürlich Schillers spätere Dichtungen, die Dramen vor Allem, nach Ihren Gesichtspunkten construiren. Daraus sehen Sie schon, was ich zu Ihrem Plane eines 3. Theils sage. Sie müssen ihn schreiben, denn er wächst aus dem Bisherigen von selbst heraus. Ich sage nicht, daß Sie denselben sogleich schreiben sollen; vielmehr wäre es erwünscht, wenn Sie vor dem Wiederlesen der Dramen Ihren bisherigen Gedankengang einen Augenblick vergessen, sich zu denselben rein genießend verhalten könnten, damit eine Betrachtungsweise die andere berichtigen oder doch ergänzen möchte. Von constructiver Verschärfung des vorliegenden Objects ist mir in Ihrer Vorlesung nur ein Fall, bei Klopstock, bemerklich geworden. Goethe wird in der Schiller'schen Abhandlung über naive und sentimentale Dichtkunst als derjenige Dichter construirt, der sentimentale Objecte naiv dargestellt habe. Nun stellen Sie diesem den Klopstock als genaues Gegenstück gegenüber:

Sentimentalia native repraesentata[1]: Goethe.	Nativa senimentaliter repraesentata[2]: Klopstock.

Allein Schiller sagt nur: zwar sei Klopstocken jene individuelle Wahrheit und Lebendigkeit, mit der die naiven Dichter ihre Gegenstände schildern, nicht ganz abzusprechen, er zeige besonders da, wo sein eigenes Herz der Gegenstand sei, nicht selten eine große Natur und reizende Naivität; nur liege hierin seine Stärke nicht, diese Eigenschaft lasse sich nicht durch das Ganze seines dichterischen Kreises durchführen, sein unterscheidender Charakter sei vielmehr der eines sentimentalischen Dichters. Es verhalten sich also nach Schiller bei Klopstock Naives und Sentimentalisches nicht wie Stoff und Form, sondern wie Neben- und Grundform. — Doch ich schäme mich dieser Kleinigkeitskrämerei.

Ihre Jenaischen Festlichkeiten[3]) haben auch auf uns, wie überall, einen schönen, erhebenden Eindruck gemacht. Es war, was so selten ist, eine Idee in diesem Fest, und zwar eine ächtdeutsche, zeitgemäße und uns innigst befreundete. Das freie deutsche Geistesleben, wie es auf unsern bessern Universitäten sich entwickelt hat, machte darin nicht blos gegen den Obscurantismus, sondern auch gegen jenen Materialismus, der die Universitäten in polytechnische Schulen verwandeln möchte, Front.

1) „Sentimentales naiv dargestellt". — 2) „Naives sentimental dargestellt." — 3) Das 300jährige Jubiläum.

Ein lebendiger Bote von dort war uns Zeller[1]), der mit Baur von Tübingen und Hitzig von Zürich mehrere Tage dieser Woche uns durch seine Gegenwart erfreute. Wir waren mit Gervinus öfters zusammen, und auch Mohl war eine angenehme Begleitung.

— Die Erklärungen zu Kaulbach's Bildern würde ich an Ihrer Stelle nicht machen. Der Erklärer ist in solchem Falle immer des Malers Famulus. Dazu sind wir zu gut, und wenn Kaulbach Raphael wäre. Er soll's dem Carrière übertragen, den hat er ja in der Nähe.

383. **An Zeller.**

Heidelberg, den 7. Dezember 1858.

— — Ich würge mich an dem Klopstock herum, nicht mit dem Vergnügen, das man an einer Arbeit haben soll; der Stoff ist zu wenig biographisch; hätt' ich nicht so viel schon dran gethan, so ließ ich's liegen. Dem Sybel habe ich eine Anzeige von Stahrs Lessing für seine Zeitschrift versprochen, wenn ich mit dem Kl. fertig bin. Seine Revolutionsgeschichte habe ich nun auch gelesen, mit Belehrung und Vergnügen, denn seine Forschung scheint gründlich und seine Darstellung ist angenehm; wenn ich etwas auszusetzen hätte, so wäre es etwas zu viel Tendenz.

— In unserem l. Vaterland haben die Pfaffen wieder ein hübsches Stück aufgeführt. Mehring[2]) hat den Rapp förmlich zur Rede gestellt wegen meines Aufenthalts in Münkheim, und Wullen war der Denunciant, der Spuren zu haben behauptete, daß die Gemeinde daran Anstoß genommen. Ich schrieb gleich ein offenes Sendschreiben an den M. und wollte es in den Beobachter schicken. Allein Rapp bat mich, es zu unterlassen. Ich schrieb nun die Geschichte an den Wächter-Spittler, bei dem ich eine Art Zutritt habe, bin aber noch ohne Antwort.

384. **An Zeller.**

Heidelberg, den 11. Januar 1859.

— — Nach Münkheim kann ich nicht, und werde auch nicht mehr hinkommen. Es waren nicht blos die Pfaffen, sondern auch

1) Welcher von Marburg zu dem Fest deputirt war. — 2) M. (geb. 1798, gest. 1889) der Generalsuperintendent, Wullen der Dekan der Diöcese, zu welcher Untermünkheim gehört; der letztere Rapps Compromotionale. Weiteres über diese Vorgänge bei Strauß Litter. Denkw. Ges. Schr. I, 43 ff.

unter den Bauern hieß es, ich sei per Gensdarm forttransportirt worden; der Gensdarm aber war — Vischer mit seinem Bart ꝛc. Für solches Volk gehören solche Pfaffen und sind insofern in ihrem Recht.

385. **An Kuno Fischer.**

Heidelberg, den 21. Februar 1859.

— — Dies führt mich auf Ihren Gedanken, die Schicksalsidee in Schiller's Tragödien zum Gegenstand eines Vortrags zu machen. Wenn ich sie nur außer der Braut von Messina irgendwo bei ihm antreffen könnte. Ich meine nämlich das Schicksal im strengen, antiken Sinn, als Vorurtheil, praejudicium. Im weitern Sinn (außerdem, daß ich es nie billigen kann, wenn man einen terminus im sogenannten weitern Sinn, d. h. unbestimmt, nimmt) findet es sich in jeder ordentlichen Tragödie, ist also bei Schiller nichts Besonderes. Ich weiß wohl, er spricht und schreibt um die Zeit, da er die alten Tragiker kennen lernte, viel vom Schicksal, namentlich auch im Wallenstein; aber gerade in dem ist nicht mehr Schicksal, als im Hamlet, Macbeth ꝛc. auch. Sie wissen, ich lasse mich belehren; aber bis jetzt ist das meine Ansicht.

386. **An Rapp.**

Heidelberg, den 27. Februar 1859.

— Ein Poët [1]) hat mir sein soeben erschienenes Trauerspiel „Franz von Sickingen" zugeschickt. Manche gute Gedanken, aber viele schlechte Verse. Ich muß ihm ehestens antworten. Er ist ein gelehrter Mann, hat kürzlich 2 Bände über Heraklit geschrieben. —

387. **An Rapp.**

Heidelberg, den 13. März 1859.

— Was Catull vor allen römischen Dichtern, insbesondere auch vor Horaz auszeichnet, ist seine ungemeine Natürlichkeit und Frische. Von den 3 übersetzten Gedichten ist das auf den phaselus [2]) so schlank und reingeformt wie eine antike Vase; ächt antik, gibt es explicite und ausdrücklich fast nur Anschauungen (von den Orten, wo der phaselus als Baum gestanden und als Schiff vorbeigefahren). Die Empfindung bringt es nur in 3 Versen epigrammatisch hinten nach. Und doch durchdringt diese Empfindung als elegische Seele das ganze

1) Ferd. Lassalle. — 2) „Den Kahn."

Gedicht. Das andere Gedicht auf die Halbinsel spricht uns durch den vollen Gefühlserguß fast modern an. Das Gedichtchen an Cicero [1]) (der einen Proceß für ihn gewonnen haben muß oder so was) ist ein unübertreffliches Muster eines poëtischen Billets.

388. **An Rapp.** Heidelberg, den 20. März 1859.

Hier habe ich Dir noch ein paar Catulliana übersetzt, da sie Dir Freude machen [2]). Unter den 115 Stücken seiner Sammlung sind nun noch etwa 1/2 Dutzend sehr anmuthige, erotische Lieder, auch ein schönes und sittengeschichtlich merkwürdiges Hochzeitgedicht; dann kommen Elegien und hexametrische Gedichte, zum Theil Uebersetzungen aus Kallimachus u. A., endlich eine Anzahl Epigramme. Diese aber, sowie auch

---

1) Dieses Gedichtchen — Carmen XLIX — lautet in der Uebersetzung von Strauß:

An M. T. Cicero.

O beredtester aller Remusenkel,
Markus Tullius, derer welche leben,
Welche lebten und künftig leben werden:
Dank, den herzlichsten, sagt Dir heut Catullus,
Er, der schlechteste sämmtlicher Poëten;
So der schlechteste sämmtlicher Poëten,
Wie der trefflichste Du der Advokaten.

2) Eine von diesen weiteren Uebersetzungen, diejenige von Carmen XIII, lautet:

Einladung zur Mahlzeit.

Trefflich sollst Du bei mir, Fabullus, speisen,
Sind die Götter Dir hold, in wenig Tagen,
Wenn ein leckeres, reiches Mahl Du mitbringst,
Wohlverstanden, mit einem hübschen Mädchen,
Wein und Witz und unendlichem Gelächter.
Bringst Du dieses mit Dir, dann wirst Du, sag' ich,
Trefflich speisen, mein Bester; denn im Beutel
Deines Freundes Catullus hausen Spinnen.
Ich dagegen verspreche, lauter Liebe
Beizutragen und alle Zärtlichkeiten;
Eine Salbe zumal, die meinem Mädchen
Liebesgötter und -Göttinnen gegeben;
Bitten, wenn Du sie riechst, wirst Du die Götter,
Daß sie ganz Dich, o Freund, zur Nase machen.

ein Theil der übrigen lyrica sind meistens so schmutzig, daß sie uns anekeln. Nicht eben in der schlüpfrigen Art, sondern in derjenigen Form des Schmähgedichts, die wir aus Horazens Epoden kennen. Wenn aber Horaz uns das anziehende Schauspiel einer fortgehenden sittlichen und ästhetischen Läuterung bietet, kraft deren der Verfasser der Episteln und der späteren Oden mit dem der frühsten Satiren und Epoden kaum noch Aehnlichkeit hat, so ist bei Catull etwas der Art nicht zu bemerken. — Sonst bin ich im Augenblick mit einer Recension von Böckings Hutten-Ausgabe beschäftigt, deren erster Band soeben erschienen ist. Er hat mir dieselbe geschenkt und jenen Wunsch geäußert, der nicht abzuschlagen war. Nun ist dieser trefflichen Ausgabe gegenüber das Loben sehr leicht, aber um mich bei dem alten Cerberus in Respekt zu setzen, mußte ich ihn auch zu tadeln wissen. Leute seiner Art halten unsereinen so leicht blos für einen Belletristen; es galt also, ihm zu zeigen, daß ich auch in seinem Handwerk etwas leisten kann, sobald ich mich darauf lege. Es handelt sich hier um Lesarten, Textverbesserungen u. dergl. und ich habe wirklich hier einige Funde gemacht, von denen ich gewiß bin, daß er sie selber annehmen muß, so groß ist ihre Evidenz. Ich habe die Arbeit für die Sybel'sche historische Zeitschrift bestimmt, wie die über Klopstock[1]).

389. **An Rapp.** Heidelberg, den 25. März 1859.

— Von Catulls Leben weiß man fast nichts. Nach Nicäa in Bithynien kam er im Gefolge eines Prätors (Propraetors) Memmius, über den er aber sich sehr unzufrieden ausspricht, weil er sich seiner Suite nicht im Mindesten angenommen habe (nec faceret pili cohortem. Deßwegen reiste er denn wohl auch allein zurück.

Die Recension von Böckings: operum Hutteni P. I.[2]) ist abgegangen. Sie hat mir Freude gemacht und ihrem ersten Leser, Gervinus, auch.

— Daß ich's ja nicht vergesse: Kuno Fischer schreibt: Rapps Briefchen hat mir den liebenswürdigsten aller Pfarrherrn mit den idyllischen Erinnerungen an Untermünkheim sehr lebendig und reizend vor die Seele geführt.

1) Sie erschien in den Grenzboten 1859, II, 241 ff. — 2) „Hutten's Werke, Erster Theil".

390. **An Kuno Fischer.** Heidelberg, den 27. März 1859.

— — Wären Sie heute hier, so giengen wir zusammen nach Mannheim in den Figaro. Da Sie nicht da sind, so muß ich wohl allein gehen.

Vom Figaro auf den Wallenstein zu kommen, so hat Ihnen die Art, wie Rapp meines Aufsätzchens[1]) gedachte, eine irrige Vorstellung davon gegeben. Es wurde für den Rapp'schen Familienkreis, incl. meiner Tochter, geschrieben, also ganz in usum Delphini[2]). Ich wollte sie veranlassen, da ihnen zuweilen die Unterhaltung auszugehen schien, den Wallenstein zu lesen und darüber „vernünftige Gedanken" zu haben. Davon können Sie für Ihre tiefer gehenden Untersuchungen so wenig Gebrauch machen, als wer eine Aufgabe aus der höhern Analysis zu lösen hat, von Schmalzrieds Rechenbuch.

Ich freue mich, wenn Sie Ihre Untersuchungen über Schiller fortsetzen.

391. **An Rapp.** Heidelberg, den 1. April 1859.

— Diese Diadochenzeit ist freilich eine schreckliche. Und daß man die einzelnen Seleukusse und Antigonusse, das Durcheinander von Schlachten und Gräueln nicht behalten kann, hat selbst Niebuhr von sich eingestanden. Allein die Weltgeschichte braucht auch solche Perioden, denk an die Völkerwanderung. Mit den Perioden der Gestaltung müssen Perioden der Auflösung und Verwitterung wechseln:

> Dann umzuschaffen das Geschaffne,
> Daß es sich nicht zum Starren waffne —

sagt Goethe. In solchen Perioden ist das Vergehen und Verwesen das Bemerkbare, das stille Werden ist latent. Erst am Ende der Periode sieht man dann aus den Resultaten, daß mitten in der Zerstörung doch verborgene Lebensheerde gewesen sein müssen, an denen das Neue sich vorbereitet. Das Resultat dieser Diadochenzeit ist mit einem Wort das Christenthum. Die Aufgabe jener Zeit war, des großen Alexanders Idee, eine Mischung und gegenseitige Befruchtung griechischer und morgenländischer Kultur wirklich durchzuführen. Diese

---

1) Der Aufsatz findet sich unter „Ungedrucktes aus dem Nachlasse von D. F. Strauß. II, Gedanken über Schiller's Wallenstein", Deutsche Revue Jahrg. 1894 2. Band S. 103 ff. — 2) S. Br. 278,[2]).

Aufgabe ist gelöst worden unter allen Gräueln, welche die Periode entstellten. Unter den Mittelpunkten dieses Bildungsprocesses ist keiner einflußreicher geworden, als Alexandrien. Man könnte Alexandrien geradezu die Wiege des Christenthums nennen, obgleich es auf palästinischem Boden zuerst in die Erscheinung getreten ist. Hier durchdrangen sich Judaismus und Hellenismus. Im Zusammenhang mit Alexandrien bildete sich der Essenismus aus, der nichts anderes als ein jüdischer Pythagoräismus war. Ein platonisirtes Judenthum finden wir in Philo, auf dessen Ideen das 4. Evangelium beruht; und nur seine hellenistische Bildung befähigte den Apostel Paulus, das Christenthum zur Weltreligion zu machen. Also achte mir die aetas successorum Alexandri[1]), wenn ich nicht an Deinem Christenthum zweifeln soll. Wer den Monatrettich gern ißt, darf auf das Mistbeet nicht schelten, worin er gewachsen ist.

— Heute habe ich schon ein gutes Werk gethan, wenn's anschlägt, einen jungen Mann, der sich vom Theologen zum Oberreallehrer herausgearbeitet und über seine theologischen Skrupel etwas geschrieben hat, ermahnt (er hatte sich an mich gewendet und schien mir ein Mensch von ernstem Streben), seine Schrift, so lange man noch Morgens Feuer im Ofen habe, hineinzuwerfen.

392. **An Kuno Fischer.** Heidelberg, den 10. Mai 1859.

— — Was Sie mir über Ihre ferneren Schillerstudien schreiben, hat mich sehr interessirt, und besonders freut mich, daß Ihnen der Faden philosophischer oder wie sie heißen möge — Entwicklung abgerissen ist. Nun erst habe ich den Glauben, daß Ihnen auch dieses Stück gelingen wird. Ich lese eben Thorwaldsens Biographie von einem Dänen Namens Thiele; ein in vieler Hinsicht sehr mangelhaftes Werk, das aber in allerhand Beispielen zeigt, wie der Künstler die Ideen seiner Werke empfängt. Da sieht er im Vorbeigehen einen jungen Römer in besonderer Stellung unter der Hausthür lehnen — und nach Hause gekommen modellirt er einen Apoll; ein Knabe, der ihm Modell steht, lehnt sich ermüdet zurück, und gibt ihm die Idee seines ruhenden Hirten. Auch der Dichter empfängt nicht anders: er blättert in Memoiren, in Geschichtswerken, irgend ein Charakter, eine

1) „Das Zeitalter der Nachfolger Alexanders".

Situation, Verwicklung u. s. w. ergreift ihn, und der Keim zu einem Drama, Roman 2c. ist entstanden. Freilich, daß ihn jetzt dieses ergreift, jenes gleichgültig läßt, was vor 10 Jahren, oder nach ebensovielen, vielleicht umgekehrt sich verhielte, ist Ergebniß innerer Entwicklung. In der Wallensteinszeit würde Schiller von jener Erzählung, welche den Räubern zu Grunde liegt, nicht mehr zu einer Dichtung sich angeregt gefunden haben. Es ist also allerdings ein Faden, ein Moment der innern Nothwendigkeit da, aber es ist nur das Eine, das Andere ist das aperçu, das Zufällige, und gerade das ist das eigentlich Poëtische und überdies dasjenige, welches befruchtend das außerdem blos Mögliche zum Wirklichen macht.

393. An Gervinus.

Heidelberg, den 8. Dezember 1859.

— — Von Böcking habe ich bald nach Ihrer Abreise eine Antwort auf meinen Brief erhalten, in der er nun ausführlich seine Beschwerden [1]) aussprach, und zwar noch immer sehr gekränkt, doch, wie mir schien, einer Verständigung nicht abgeneigt sich zeigte. Darauf hin schrieb ich ihm noch einmal, und habe nun auf diesen 2. Brief heute eine Antwort erhalten, mit der die Sache, so weit sie sich ausgleichen läßt, vorerst ausgeglichen heißen kann. Er hatte im ersten Brief geäußert, an Sie schreiben zu wollen, worauf ich ihm Baumgartens Adresse gab; im 2. erwähnt er nicht, ob er's gethan. Die ganze Geschichte ist mir schmerzlich leid, da sie B. tiefen Verdruß gemacht hat, und den hat er um mich am wenigsten verdient. Aber so ist es mit dem verwünschten Humor; er ist wie das Horn, man greift einen Mißton darauf, eh' man sich's versieht.

Hier ist Alles noch erregt von der protestantischen Conferenz in Durlach, wo besonders Häusser als Redner sich selbst übertroffen haben soll. Von dem Spaß, der sich dabei ereignete, haben Sie vielleicht noch nichts gehört. Kaufmann Spitzer hatte es übernommen, für einen Stenographen zu sorgen; der kam und schrieb wacker darauf los; wie er aber andern Tags die ersten Proben seiner Reinschrift vorlegte, fand sich das elendste Zeug, bis zum Sinnlosen verstümmelte Bruchstücke; kurz, der Kerl war ein Lump, der nichts verstand und sich

1) Ueber Strauß' Anzeige seiner Huttenausgabe vgl. S. 403, 1.

nur einen guten Tag hatte machen wollen. Die Redner mußten zum Behuf des Drucks ihre Reden aus dem Gedächtniß herstellen, so gut es gehen wollte.

In meiner Uebersetzerarbeit[1]) bin ich jetzt an dem ersten Stück der Dialogi novi, dem Bullicida. Für den Ueberdruß an der Dreifaltigkeit haben mich die darauf folgenden Inspicientes reichlich entschädigt. Ich hab sie stellenweis mit wahrem Entzücken übersetzt. Sie sind doch am Ende die Krone der Sammlung. Bei den dial. novi vermißt der Uebersetzer schmerzlich die eigene alte Uebersetzung des Autors[2]). Außerdem, daß sie Manches erklärt, was im Lateinischen mißverstehbar ist, steht sie auch sprachlich höher, als ich früher, vor der Prüfung im Einzelnen, einsehen konnte. Die Bulla ist schwer zu übersetzen, da sie ganz plautinisch-dramatisch ist; ich will mir einen Plautus und eine gute Uebersetzung desselben zu Hülfe holen.

Doch ich darf Ihre Zeit nicht allzulang in Anspruch nehmen, Sie werden ins Archiv wollen und ich will die Bulle vollends todt machen helfen. Also adieu!

394. An Wilhelm Strauß.

Heidelberg, den 14. Januar 1860.

— — Gervinus ist aus Berlin zwar mit Klagen über die flaue Haltung der preußischen Politik, doch mit der überraschenden Nachricht zurückgekommen, daß der Fehler weniger am Prinzregenten, als am Ministerium liege; außer dem Einen Punkt, daß er sich ungern zur Entfernung von Beamten wegen Anhänglichkeit an das frühere Regierungssystem entschließe, „um keine Märtyrer zu machen", sei er sonst vielfach liberaler als seine Minister, deren Haltung z. B. der Schillerfeier gegenüber er von Anfang an nicht gebilligt habe.

395. An Zeller.

Heidelberg, den 3. Februar 1860.

— — Es freut mich, daß Du den Stahrischen Lessing auch lobst; mir wollten manche Leute mein Lob nicht gelten lassen. Was Du tadelst ist freilich wahr, und diesen Fehler würde ich nicht ge-

1) Die „Gespräche von U. v. Hutten", welche 1860 in Leipzig erschienen. Die hier genannten stehen dort S. 227 ff., 94 ff., 186 ff.

2) Seine früheren Dialogen hatte Hutten selbst in's Deutsche übertragen, bei den späteren war dieß unterblieben.

macht haben, dafür aber andere. Für seinen Zweck jedenfalls ist das Buch ganz gut. Die Schiller'schen Familienbriefe haben auch mich höchlich erbaut, und insbesondere der alte Hauptmann auch so eingenommen, daß ich nachher fast ärgerlich war, wie seine Frau sich über ihn beklagt. Zudem glaubte ich doch zu finden, daß der edle Oberförster[1]) dem Großvater ganz ähnlich gesehen hat. An der Reinwald wirst Du auch Freude haben.

— Hier zu Land wird das Concordat wohl fallen. Die Pfälzer und selbst die katholischen Oberländer halten sich ja vortrefflich und beschämen unser dumpfes Württemberg tief. Häusser insbesondere entwickelt all seine Rührigkeit und Geschicklichkeit. Der Großherzog soll schon so viel wie herum sein.

— Unser guter Rapp hat sich wieder in einen Ketzerprozeß verwickelt. Er hat in seiner Träumerei an die Schulkinder im Religionsunterricht hingeketzert und die Bauern haben ihn verklagt. Mehrings fanatische Einmischung (auch meine Besuche hat er die Bauern zu Protokoll geben lassen) scheint dem Rapp eher genützt zu haben; man wird ihm eben unter den Fuß geben, sich wegzumelden.

396. **An Rapp.** Heidelberg, den 7. Februar 1860.

Ich freue mich, daß der Sturm[2]) vorübergezogen, ohne den Stamm umzuwerfen; mag er auch Blätter und Zweige, so viel er will, herabgerissen und selbst Aeste gebrochen haben. Das macht sich wieder. Den Umfang der Zerstörung, die er angerichtet in Dir und um Dich her, wirst Du erst allmählich übersehen, wie ein Bauer, wenn er nach dem Hagel nach einander seine Aecker und Weinberge besucht und überschlägt, was ihm verloren gegangen, was geblieben und wie er sich nun einzurichten hat. Letzteres ist die Hauptsache. Du bist jetzt so erschüttert, daß Du vor Allem Dich in Dir selbst wieder zusammenfassen, Dir über die Ursachen des Geschehenen und die Mittel, es wieder gut zu machen, klar zu werden suchen mußt.

Der Fehler, den Du gemacht (und ihn richtig zu fassen, ist eine Hauptsache) bestand darin, daß Du zwischen Deinem subjectiven Standpunkt und dem objectiven, zu dem Dein Amt Dich verpflichtet, nicht gehörig unterschiedst. Also nicht, daß Du subjektiv diese Ueberzeugungen in Dir zuließest, nicht, daß Du dem Gang Deiner Ein-

1) Schillers ältester Sohn. — 2) Vgl. Br. 395.

sichten und Ueberzeugungen für Dich nicht den Amtsriegel vorschobst, sondern, daß Du diese subjectiven Ueberzeugungen da vortrugst, wo Du ein objectiver Amts- und Gemeinde-Mensch sein mußtest, war Dein Unrecht. Es ist dies gerade das Gegentheil der Schuld der gewöhnlichen Geistlichen: sie tragen den Amtsmenschen in die Ueberzeugung hinein, lassen eigenes Denken, Urtheilen, Anschauen gar nicht aufkommen, ersticken und erdrücken es, um ja mit ihrem Amtsglauben in keine Kollision zu kommen; Du hast jenes Subjektive so erstarken lassen, so ganz darin gelebt, daß Du das Amtscredo darüber vergaßest und jenes in dieses sich ungebührlich einmischen ließest. Der Wunsch, die Sehnsucht, das Bestreben, sich auch objectiv als den geben, die Ueberzeugungen auch aussprechen zu dürfen, die man für sich subjektiv hat, ist ebenso natürlich als ehrenwerth; aber es darf ihm nur so weit nachgegeben werden, als die Verhältnisse es erlauben. Das Amt des Geistlichen ist zunächst unstreitig, der Gemeinde ihren Glauben vorzutragen. Ist dieser Glaube auch der seinige, desto besser; wo nicht, so soll er eher sich weh thun als ihr. Er darf ihr kein Stück ihres Glaubens unterschlagen, von keinem der vermeintlichen Edelsteine ihres heiligen Apparats geradezu sagen: Das ist Glas, wenn es auch wirklich nichts Anderes ist; schon deswegen darf er das nicht, weil er sich dadurch jede weitere Einwirkung auf die Leute abschneidet. Nur in der Art, wie er mit jenem Apparat hantirt, wie er das eine Stück öfter, das andere seltener zum Vorschein bringt, das voran, jenes zurückstellt, dadurch aber auch ganz hinlänglich, wird er seiner subjectiven Ueberzeugung Raum geben und das, was er will, auch im Volk allmählich vorbereiten helfen. Das Licht des Denkens, die Luft der Humanität, die Wärme des sittlichen Strebens, wird auch das Dogmatische, das er vorträgt, durchdringen, das Irrige darin unschädlich und das Wahre und Gute fruchtbar machen.

Was der langen Rede kurzer Sinn ist? wirst Du fragen. Daß Du Dich nicht sollst in Dir selbst erschüttern, nicht auch nur einen Augenblick Deine Ueberzeugung als solche Dir zur Schuld machen lassen, sondern nur die Art, wie Du sie kundgegeben. Also künftig klare und feste Unterscheidung beider Standpunkte: Suum cuique. Caesari quae Caesaris, quae sunt Dei, Deo [1]). Zu diesem Zwecke

1) „Jedem das Seine. Dem Kaiser, was des Kaisers, Gott, was Gottes ist.“

sich mit dem religiösen Bewußtsein der Kirche wieder etwas mehr in Rapport zu setzen, Bibel, Homilietisches und dergl. zu lesen, wird nichts schaden; darin die Spuren des Wahren, das wirklich Religiöse und Sittliche gern anerkennen und freundlich aufsuchen, ist ganz in der Ordnung. Aber nur nicht bußmäßig, nur immer die eigene Ueberzeugung und ihr Recht hoch und muthig und freudig emporgehalten! Dann aber auch wieder triplex aes circa pectus[1])! Eine strenge Zolllinie, daß keine Contrebande heraus darf, kein Wort, das Du nur Dir sagen darfst, das ἕρκος ὀδόντων[2]) da überspringe, wo Du nicht das Recht hast, nur Du zu sein. Diese Zollwache war bei Dir eingeschlafen, das muß anders werden. —

397. An Meyer.

Heidelberg, den 11. Februar 1860.

Es freut mich, daß Ihre Arbeit so viel wie fertig ist, und da komme ich nun auf den Punkt, der mich veranlaßt, Ihnen eben jetzt zu antworten. Brockhaus schrieb mir nämlich um Neu-Jahr, er wolle eine neue Folge des Raumer'schen historischen Taschenbuchs anfangen, und wünschte einen Beitrag von mir. Einen solchen hatte ich nun im Augenblick nicht, hielt es aber Ihnen vortheilhaft, ihn auf Ihre Arbeit mit dem Beisatz aufmerksam zu machen, ich wisse freilich nicht, ob sie nicht zu umfangreich sein werde. Nun erhalte ich heute seine Antwort, in der es heißt: „Wenn Sie meinen, daß die Arbeit des Herrn Dr. Meyer über Rameau's Neffen von Diderot sich für das historische Taschenbuch eignen könnte, so würde es mir ganz lieb sein, wenn Sie denselben veranlassen wollten, mir das Mscpt. zur Einsichtnahme mitzutheilen."

Ich weiß nun freilich nicht, ob Sie 1. überhaupt Ihre Arbeit in einer solchen Sammlung gern erscheinen lassen, die mir übrigens für ein erstes Auftreten ganz passend scheint und ob 2. Ihr Mscpt. nicht zu groß ist; obwohl schon öfters Aufsätze in 2 Hälften in 2 aufeinanderfolgenden Jahrgängen der hist. Zeitschrift erschienen sind. Aber wenn sich auch schließlich diese Zeitschrift nicht als der geeignete Ort zeigen sollte, so schien mir dies doch ein erwünschter Anlaß, Sie mit Brockhaus bekannt zu machen, und ich möchte Ihnen daher sehr zu-

---

1) „Dreifaches Erz um die Brust." (Horaz).
2) „Das Gehege der Zähne." (Homer).

reden, das Mscpt., sobald Sie's im Reinen haben, an ihn zu senden, mit dem Insreinebringen aber nicht länger zu zögern.

Der Druckbogen im historischen Taschenbuch wird mit 16 Thlr. honorirt; ein Aufsatz soll 4—5 Bogen betragen und vielleicht ließe sich durch Kürzen der Einleitung, doch wenigstens so viel erreichen, daß das Ganze auf 2 mal 5 Bogen ging. Doch machen Sie nur, daß Brockhaus Ihre Arbeit einmal sieht, er wird Ihnen dann schon weitere Vorschläge machen, denk ich.

Meine Uebersetzung der Hutten's Dialoge ist fertig, und ich bin eben daran, mit Brockhaus deßwegen abzuschließen.

398. An Vischer.

Heidelberg, den 19. Februar 1860.

Längst würde ich dem in Deinem letzten Brief geäußerten Wunsch gemäß Dir geschrieben haben, wenn nicht nach so langer Unterbrechung der Mensch die zwar natürliche und doch dumme Meinung hegte, erst irgend etwas Bedeutendes abwarten zu müssen, um davon wieder den ersten Anstoß zum Schreiben zu nehmen; dieses Bedeutende findet sich dann natürlich nicht, und so schiebt sich das Schreiben immer weiter hinaus. Deßwegen breche ich nun dieses Warten ab und knüpfe das Schreiben wieder an.

Von meinem bischen Treiben auszugehen, so habe ich mich diesen Winter damit beschäftigt, Hutten's Dialogen zu übersetzen und mit den nöthigen Erläuterungen zu versehen, und ich denke, der Druck soll demnächst beginnen. Die Arbeit schien mir nicht außer der Zeit zu sein, wo hier in Baden der Concordatsstreit im besten Gange ist. Nun sollte freilich zu dem Buch noch eine Vorrede kommen, welche die applicatio[1]) auf die Gegenwart, und natürlich nicht blos der katholischen Kirche, sondern auch der protestantischen machte. Allein ich bin diesen Dingen so lang entfremdet gewesen, daß ich nicht weiß, ob ich eigentlich berechtigt bin, noch drein zu reden; wozu noch kommt, daß ich allen Streits so herzlich müde bin.

Ich bin nun begierig, wie es mit Deinen Arbeiten steht, ob der 3. Theil der krit. Gänge wirklich aufgegeben ist, womit ich immer nicht einverstanden sein kann, und ob wir die Monographie über den Hamlet bald bekommen werden. Zur Lectüre will ich Dir sehr empfohlen

1) „Anwendung".

haben den 4. Theil von Jahn's Mozart, den ich vorigen Monat mit ebensoviel Belehrung als Vergnügen gelesen habe, und der ein äußerst vortreffliches Buch ist. Da dieser letzte Theil die Werke von M. betrifft, die Jeder kennt oder doch leicht zu hören bekommen kann, so ist (natürlich manches Technische abgerechnet) das Buch auch für unser einen wohl verständlich, und wird gewiß auch Dir behagen.

399. **An Rapp.** Heidelberg, den 26. Februar 1860.

Dein letzter Brief hat mich herzlich betrübt; ich meinte die Bauernverschwörung sei niedergeschlagen und Du amtest wieder ungehindert, nun zeigt sich, daß dem nicht so ist. Daß Du standhaften Widerstand leistest und insbesondere Dich gegen das Aufdrängen eines Vikars wehrst, finde ich ganz am Ort — aber ich glaube, Du mußt Dich auf einen Wechsel einrichten; unter diesen Menschen kann es Dir ja unmöglich mehr gemüthlich werden. Und auch aus dem Sprengel dieses Prälaten mußt Du zu kommen suchen. — —

Mit Vischer bin ich endlich wieder im Gleis, doch hat's Mühe und Geduld gekostet, die einen ja einem Freund gegenüber nicht dauern darf. — Ich sammle jetzt Stoff für eine Vorrede zu meinen übersetzten Hutten's-Dialogen und sehe mich deswegen ein wenig in der heutigen Theologie um, lese Kirchenzeitungen u. dgl. Aber Himmel, was ist das für ein Zustand! Welche Verwilderung, welche Zuchtlosigkeit, welche Mißgeburten, welches Lügen- und Heuchlerwesen, wo man hinsieht. Ich werde ein starkes Wort dagegen sprechen und wenn sie mich darum angreifen, so können sie eher, als ihnen lieb ist, eine Schrift von mir bekommen „über die Lüge in der jetzigen Theologie". Da es in diesem Jahre 25 Jahre wird, daß ich mein Leben Jesu herausgegeben, so werde ich auch dieses Jubiläums in meiner Vorrede gedenken und sagen, daß ich mit den Wirkungen des Buchs in dieser Periode zufrieden sei. Ich werde sagen, meine Arbeit sei nicht widerlegt, wohl aber fortgebildet worden. Mein Buch werde wenig mehr gelesen, weil es längst in alle Adern der Wissenschaft eingedrungen sei. Ich werde den Satz aufstellen, daß in den 25 Jahren über die Gegenstände, die mein Buch betraf, keine Zeile von Bedeutung geschrieben worden, in der nicht der Einfluß jenes Buches bemerkbar wäre. Und zwar nicht blos so, daß man ihn abzuwehren suche, sondern selbst die äußersten Gegner haben

mehr als sie wissen, zugeben müssen. Ich möchte sehen, wer mir einen von diesen Sätzen widerlegen wollte.

Eine recht brave Kirchenzeitung ist die Protestantische, die von Berliner Schleiermacherianern und auch von unserm Zittel herausgegeben wird. Natürlich wird die bei euch nicht zu haben sein. Die wissenschaftliche Seite ist zwar die schwächere, aber die kirchlich praktische Gesinnung sehr gut.

Nun leb wohl, lieber Rapp, und laß dich nicht unterkriegen. Dies ist freilich leicht gesagt, ich weiß es wohl. Doch sagt es Einer, der auch weiß, was Kampf und Unglück ist. —

400 **An Kuno Fischer.** Heidelberg, den 7. März 1860.

Daß ich Ihnen heute schreibe, geschieht im Auftrag von Gervinus. Er will die Deutsche Zeitung wieder aufleben lassen, und da sollen beifolgende Programme gutsbesitzende Patrioten zur Betheiligung durch Actien, hirnbesitzende aber (um eine Eintheilung von Beethoven zu brauchen) zur Mitarbeiterschaft einladen. Das Blatt soll eine litterarische Beilage bekommen, und das wäre nun also, was wir früher wollten, nur, wie es zu gehen pflegt, jetzt, wo Sie fort sind und ich gehe. Dennoch meint Gervinus, wir 3, Sie, Zeller und ich, sollten diese Beilage leiten. Unerachtet ich nicht recht sehe, wie das geschehen soll, sage ich doch meine Mitwirkung von Herzen zu, und das thun Sie ja wohl auch. So lange das Unternehmen nicht durch hinreichende Betheiligung von Aktionären gedeckt und sein Erscheinen noch nicht sicher ist, soll die Sache im vertrauten Kreise bleiben.

401. **An Kuno Fischer.** Wimpfen, den 9. Juli 1860.

Ihr angenehmes Schreiben vom 13. v. M. habe ich hiehergenommen, um es von hier aus zu beantworten, wo ich wieder mit meinen Kindern die Sommerferien zubringe. Aber auch Ihr Kant hat mich hieherbegleitet, und ist, in allen Stunden, die mir das Badeleben zu ernster Beschäftigung übrig läßt, mein Studium. Ich stehe jetzt am Uebergang zur transscendentalen Dialektik, und hoffe in den 12 Tagen, die unser hiesiger Aufenthalt noch dauern wird, mit dem Bande gerade noch fertig zu werden. Ich habe mich von Ihrer Darstellung durch alle Abschnitte hindurch immer gleichmäßig angezogen, festgehalten und befriedigt gefunden, und von Ihrer philosophischen Lehrgabe die größte

Vorstellung bekommen. Die Kunst, deren Fichte sich rühmte, den Leser zum Verstehen zu zwingen, besitzen Sie wirklich. Von den Schwierigkeiten, die beim Studium der Kantischen Philosophie theils in Kants Darstellung, theils in der Sache selbst liegen, haben Sie die ersteren gänzlich, die letzteren nach Möglichkeit zu entfernen gewußt und durch genetische Entwicklung, anschauliche Darlegung, scharfe Sondirung und einleuchtende Gruppirung, immer klaren und präcisen Ausdruck, den Weg durch den scheinbar so verwickelten philosophischen Bau aufs Dankenswertheste erleichtert. Der rostig gewordenen Rüstung des alten Recken haben Sie die blankste Politur zurückgegeben, und uns ihre Zusammensetzung, ihre starken wie ihre schwachen Stellen, zur deutlichsten Anschauung gebracht. Während ich Ihr größeres Werk über Kant mit hiehernahm, habe ich meinem Bruder das kleinere ins Bad Teinach mitgegeben, und unerachtet ich ihn reichlich auch mit andrer Lektüre versah, schrieb er mir doch schon nach den ersten Tagen seines Badaufenthalts, daß er sich an Ihrem Kant schon sehr ergötzt habe. Ein Beweis, daß die Berechnung auf weitere Kreise, deren wegen Sie die kleinere Schrift besonders ausgehen ließen, Sie nicht getäuscht hat.

Was den Plan einer Schillersbiographie betrifft, so sind zwar Sie am wenigsten der Mann, der den Rath eines Andern nöthig hätte; doch will ich mein Dafürhalten, da Sie es wünschen, Ihnen nicht verbergen. Gerade die Lectüre Ihres Kant bestärkt mich darin, Ihnen das Merckische zuzurufen: „Solchen Quark mußt Du nicht machen, das können die Andern auch!“ Als Zugabe zur Ausgabe der Werke wird eine Biographie doch nur in usum Delphini[1]) verlangt, die aus dem vorhandenen Material jetzt auch ein sehr mittelmäßiger Kopf machen kann. Auf Sie wartet, wenn Sie mit Kant zu Ende sind, eine Reihe von Aufgaben, die nur Sie in dieser Art lösen können: Die Geschichte der Philosophie seit Kant, eine Ethik und noch so manches Andere, das sich daraus ergeben wird. Diese Aufgaben dürfen Sie nicht durch eine Arbeit verschieben, die des weitschichtig gewordenen Stoffs wegen Sie länger aufhalten würde, als Sie wohl glauben. Was mich schließlich von dem Verfolgen meines biographischen Planes abgehalten hat, mich mit einer sehr gemischten Gesellschaft von Concurrenten drängen zu müssen, wird wohl auch Ihnen die Sache verleiden.

1) Vgl. Br. 278, Anm. 2.

402. **An Rapp.**

Heidelberg, den 20. April 1860.

Dein Schreiben hat mich tief und schmerzlich bewegt. Dein Leiden hat eine Höhe erreicht, die über den Zuspruch hinausgeht; wo die Freunde auch 7 Tage und Nächte schweigend bei Dir sitzen müßten. Es ist im Gefühl der Unzulänglichkeit jedes Trostworts, daß ich Dir ein Buch schicke. Vielleicht, daß die Vertiefung in Völkerschicksale Dich manchmal für eine Stunde von dem persönlichen Geschick abzieht. Es liegt eine tiefe Wahrheit in dem „dextra Piraeus, sinistra Corinthus etc.“[1]) des alten Servius Sulpicius. —

Etwas Ruhe wird Dir der Vikar doch bringen, denn nun haben die Bauern, was sie wollten. An Abdankung mußt Du nicht denken; es findet sich gewiß ein anderer Platz. Unterdessen:

„Durate et vosmet rebus servate secundis“[2]).

403. **An Rapp.**

Heidelberg, den 27. April 1860.

Wenn Dir ein Theil des Bedauerns, das mein voriger Brief Dir brachte, überflüssig gewesen ist, so ist das um so besser. Wir wollen den Ueberschuß aufheben, für den aus der Freundschaft, der ihn zuerst nöthig haben wird. Je mehr Du selbst Balsam für Deine Wunden hast, desto lieber ist's mir, desto leichter wirst Du Dir selbst durchhelfen. Denn in der That, vor der Hand kommt Alles auf Geduld und Abwarten an.

Das Volk lernst Du jetzt freilich von seiner bestialischen Seite kennen. Du wirst dabei am wenigsten vergessen, daß das eben nur die eine Seite seiner oder vielmehr der menschlichen Natur überhaupt ist. Auch dieser Bestialität gegenüber ist das negativste Verhalten das Beste. Wer von einem Bären verfolgt wird, heißt es, soll sich todt stellen; dann beschnüffelt ihn der Bär und geht weiter. So mußt Du's auch dem Volksbären gegenüber machen.

Recht ergriffen haben mich gestern die zwei ersten Nachtigallen, die ich nach einem Morgenspaziergange aus einem buschigen Winkel unserer Anlagen hörte. Es wird also Frühling, bester Rapp. Der kann doch nicht all seine Kraft und Wirkung auf Dich verloren haben. Der Frühling haucht unvermerkt Hoffnung ins Gemüth; laß sie ein! —

1) „Rechts der Piräus, links Korinth.“ — 2) „Haltet aus und bewahrt euch auf für bessere Zeiten.“

404. **An Wilhelm Strauß.** Heidelberg, Palmmontag 1860.

Meinen Brief von gestern wirst Du erhalten haben. Heute fällt mir ein, ich könnte Dir füglich ein Buch, das Dich früher zu interessiren schien, und das ich zwar selbst nur entlehnt, doch erst in 8 Tagen zurückzugeben versprochen habe, inzwischen zum Lesen mittheilen, nämlich A. Humboldt's Briefe an Varnhagen. Ich habe es von Gervinus entlehnt, dem ich, wenn ich ihn wiedersehe, meine Indiscretion wohl eingestehen darf. Nur bitte ich Dich, es mir so zurückzuschicken, daß ich's längstens von heut über 8 Tage wiederhabe.

Das Buch ist trotz manches Unbedeutenden, doch interessant, insbesondere für die preußische Geschichte seit 30 Jahren. Humboldt ist mir jetzt erst recht verständlich und liebenswürdig geworden. Zur Psychologie Friedrich Wilhelms IV. erhält man von ihm unschätzbare Beiträge. Was die mich betreffenden Stellen betrifft, so ist die erste S. 111 dadurch dunkel, daß sie Z. 3 von unten in eine nur angedeutete Beziehung auf Schelling übergeht, dem Humboldt und Varnhagen irgend einen Irrthum oder sonstigen Fehler aus Anlaß einer von mir citirten Stelle Spinozas glaubten nachweisen zu können. Das Nähere ist mir dunkel, so wie Alles was auf der folgenden Seite in eben der Beziehung auf Schelling gesagt ist. Die „Rede über die Kunst" ist von Schelling 1806 gehalten, die im Fackelschein ist eine Anrede an die Studenten bei einem Ständchen in Berlin im Jahr 42.

In Betreff der andern Stelle S. 117 hat mich gegen den naturwissenschaftlichen Vorwurf, den mir dort H. macht, bereits mein Freund Nefftzer in der Revue Germ. (der Aufsatz ist fast blos Auszug, daher schicke ich Dir ihn nicht) ganz hübsch gerechtfertigt, wenn er sagt: il y aurait peut être lieu de faire observer, qu'il n'y a guère que deux opinions possibles sur l'origine de l'homme: la création miraculeuse, ou la formation spontanée. Il ne paraît pas, que Humboldt ait admis la première, et il rejette évidemment la seconde, parcequ'elle ne lui paraît pas scientifiquement démonstrable. Cette réserve scientifique rapproche H. du positivisme, qui s'abstient de spéculer sur l'origine des choses.

In dem ohnehin im Gang befindlichen Prozeß der Zerstörung alles monarchischen Nimbus wird das Buch mächtig, vielleicht gefährlich mitwirken, und vordersamst die gelehrten Neigungen der hohen Herrn nicht vermehren.

— Noch lege ich Dir ein Buch über Faust [1]) bei, das Dich als alten Faustliebhaber interessiren wird. Meines Erachtens hat der Verfasser, was Faust I. betrifft, gegen den Vischer vom Jahr 1857 ebenso Recht, als, was Faust II. anlangt, gegen den Vischer des Jahrs 1839 Unrecht. Du kannst's nach Bequemlichkeit behalten.

405. **An Zeller.**

Heidelberg, den 2. Mai 1860.

— — Köstlin's Schriftchen hat mir im ersten Theil recht wohlgefallen; aber am 2. Theil Faust, den ich bei der Gelegenheit wieder las, ist und bleibt Hopfen und Malz verloren. Hier behält Vischer ein für allemal Recht. — Seit meiner verwünschten Vorrede habe ich allerlei Theologisches gelesen, unter Andrem Ewald's drei erste Evangelien und Geschichte Christi, auch seine Zeitschrift perlustrirt; ferner Hilgenfeld's Schrift über die Evangelien, und, jetzt zum erstenmal ganz, Deine Schrift über die Apostelgeschichte. Das ist freilich ein leuchtendes Muster der Kritik. Ich sehe aber, wie viel schlimmer jetzt der Stand der Dinge ist, als zu meiner Zeit. Während man damals nur hin und wieder einen Stein rechts, einen links aus dem Weg zu werfen hatte, ist jetzt die ganze Straße von schlechten Ausflüchten der Apologeten wie von Schlingpflanzen so überwuchert, daß der Kritiker sich auf jedem Schritt gehemmt sieht. (Beiläufig: ist denn der Baumgarten der Apgesch. der Mecklenburgische Märtyrer?) Es steigt mir immer wieder der alte Gedanke [2]) auf, die Ergebnisse der theologischen Kritik nach der historischen wie dogmatischen Seite in einer Art von Dictionnaire kurz zusammenzufassen, wobei aber in den einzelnen Artikeln der umgekehrte, synthetische Weg, statt des analytischen der kritischen Untersuchungen, eingeschlagen werden müßte. D. h. man nähme auf das dumme apologetische Zeug und selbst auf die kirchliche Tradition von vorn herein keine Rücksicht, sondern entwickelte frischweg, wie entstanden man sich z. B. das vierte Evangelium, die Apostelgeschichte, zu denken hat; erst hinterher würde dann der fabula vulgata [3]) erwähnt. Ich finde aber freilich, daß zu solch einer Uebersicht die Zeit noch nicht da, Vieles noch zu controvers ist. So ist mir z. B. rücksichtlich des Markusevangeliums doch der Zweifel aufgestiegen, ob denn seine Posteriorität auch nach Lucas so ausgemacht sei?

1) Goethe's Faust von Karl Köstlin. Tüb. 1860.
2) Vgl. Br. 283. — 3) „Der herkömmlichen Darstellung."

406. **An Rapp.** Heidelberg, den 7. Mai 1860.

Der Verlust, der Dich unterdessen betroffen, ist mir durch meine Tochter gemeldet worden und diese Zeilen haben nur die Bestimmung, Dir zu sagen, daß ich es weiß und innig mitempfinde. Dich zu trösten können sie schon deßwegen nicht versuchen, weil der unmittelbare Trost Dir näher als dem Entfernten liegt: der nämlich, daß Deine gute Frau einem unheilbaren Uebel, das sie aber noch gar lange hätte quälen können, zeitig entnommen worden ist. Diesen ihren Vortheil wirst Du Deinem Verlust gegenüber gewiß gerne recht schwer in die Wagschale fallen lassen. Heute denke ich mir die Beerdigung. Es ist ein schöner, klarer Frühlingstag, die Erde zwar noch etwas starr, doch schon so treibend und übergrünt, daß man ihr einen geliebten Todten eher, als im schmutzigen Winter, übergeben mag. Auch daß die Erde überall des Herrn ist, wirst Du so leichter denken und Dich darüber trösten, die theure Leiche in dem feindseligen Orte zurückzulassen.

407. **An Meyer.** Heidelberg, den 11. Juni 1860.

Das Schicksal meint es gut mit Ihnen, da es Sie so gründlich zum Autor zu erziehen Anstalt macht. Denn wenn das Erste, das ein solcher, seinen innern Beruf betreffend, lernen muß, das ist, daß er im Stande sei, male tornatos incudi reddere versus[1]), so ist das Zweite, den äußeren Betrieb Angehende, das occallescere ad repulsas Sosiorum[2]). Daß ein Schriftwerk nur von einem litterarischen Tribunal gerichtet werden kann, der Verleger aber es von dem merkantilischen aus richtet, weiß jeder Autor wohl; dennoch wird er über dem verlegerischen Nein von Anfang immer stutzig. Das muß er sich aber ebenso gründlich abthun, als ein Militärpferd das Scheuen vor dem Knall des Schusses. Für den mercantilischen Werth einer Schrift fällt dann auch der Name des Autors ins Gewicht, der bei dem Anfänger natürlich fehlt. Monographien überdies sind als Waaren so mißlich, daß ich Sie versichern kann, ich habe für die meinigen (den Hutten ausgenommen) als alter Autor an mehr als einer Thüre klopfen müssen, und weiß gar nicht mehr, die wievielte es war, wo mir jedesmal Herein gerufen wurde. Wenn das am dürren Holz ge-

1) „Mißrathene Verse nochmals auf den Ambos zu legen.“ (Horaz).
2) „Gegen Ablehnung seitens der Verleger harthäutig zu werden.“

schah (denn warum sollte ich die Schrift nicht so gut verdrehen dürfen, als andere Theologen auch?), wie mögen Sie sich wundern, daß das grüne so lang raucht, ehe es anbrennt? Also: Ehe Sie mir das volle Dutzend Absagebriefe aufweisen können, kommen Sie mir nicht mit Resignation. Ihre Schrift ist druckwürdig, wenn sie auch nicht vollkommen ist. Wem Sie sie zunächst schicken sollen, wird sich darnach bestimmen, was Sie besser wissen werden als ich, welche Handlungen sich mit französischer Litteratur befassen. Sonst schlüge ich vor: Engelmann (wo Sie kein Fürwort von Neumann brauchen), Hirzel in Leipzig, Weidmann in Berlin. Diesen würde ich so wie früher dem Brockhaus schreiben und hinzusetzen, wenn Sie erst wüßten, ob N. N. es überhaupt nehmen wolle, so würden Sie sich beiderseits wohl über die Bedingungen leicht vereinigen.

408. **An Rapp.** Heidelberg, den 21. August 1860.

— Ich glaube die Zeiten werden heller; was in Baden, was in Preußen geschieht, kann auf das freilich sehr zurückgebliebene Württemberg nicht ohne Wirkung bleiben. Also harre noch ein wenig aus, das Schlimmste hast Du ja schon durchgemacht.

Mein hiesiger Aufenthalt spitzt sich jetzt zum Ende zu. Seit es entschieden ist, daß mein Bruder nach Darmstadt zieht, wäre ich lieber auch dahin gegangen und suchte den in Heilbronn angesponnenen Faden zu lösen, allein es ging nicht mehr und ich bin gefangen. Vielleicht ist's gut, vielleicht auch nicht.

— Wir werden nun wohl auch unsere Correspondenz in die alte Ordnung bringen können. Sie hat unter den Stürmen der letzten Zeiten sehr gelitten und ich habe das schwer empfunden. Es hatten sich gewissermaßen die Pole unseres Verhältnisses umgekehrt. Münkheim und Dein Haus war mir sonst das Asyl, wo ich als ein terris jactatus et alto[1]) Zuflucht und Ruhe suchte: und nun war Kampf und Verwirrung und Jammer aller Art dort in einem Grade ausgebrochen, daß im Vergleich damit mein Zustand als ein idyllischer erscheinen konnte. In eine solche Umkehrung findet man sich nicht plötzlich und ich denke, das Verhältniß setzt sich nun auch wieder anders; — Du wirst in einem besseren angulus terrae[2]) ein neues

1) „Durch Länder und Meere Gejagter". (Vergil.) — 2) „Erdenwinkel".

Dasein, einsamer freilich und farbloser — doch das bringt ja schon das Alter — aber ruhig und gemüthlich beginnen, dort mit den Abgeschiedenen wie mit Lebenden, mit den Lebenden wie mit Abgeschiedenen verkehren und so wird auch unserem Briefwechsel noch ein Nachsommer beschieden sein.

Fünfte Abtheilung.

1860—1865.

Am Schluß seines sechsjährigen Heidelberger Lebens sah sich Strauß (wie er selbst in den Litterar. Denkwürdigkeiten, Ges. Schr. I, 48 f. erzählt) durch ein Augenleiden veranlaßt, sich in Berlin bei Gräfe einer Operation zu unterziehen. Nachdem diese glücklich verlaufen war, schlug er seinen Wohnsitz in Heilbronn auf, das er vor 12 Jahren verlassen hatte. Seine Tochter stand dem Haushalt vor, während der Sohn das Gymnasium besuchte. Als aber dieser im Herbst 1863 auf die Universität, erst Heidelberg, dann Tübingen, übergieng, und im folgenden Jahr die Tochter sich nach Bonn verheirathete, wurde die eigene Haushaltung wieder aufgelöst. Strauß brachte den Winter 1864/65 in Berlin, den folgenden Sommer in Heidelberg, Baden und mit seiner Tochter in Biebrich zu, und zog dann für ein Lustrum nach Darmstadt. In Heilbronn entstand außer mehreren andern Schriften das Hauptwerk dieses Zeitabschnittes, das zweite Leben Jesu.

Der gleichen Zeit gehören die 17 Briefe an, welche Benecke W. Vatke 502—546 hat abdrucken lassen.

---

409. **An Kuno Fischer.**

Heilbronn, den 8. November 1860.

— — In Berlin ist es mir, die lange Ungewißheit wegen der zweiten Operation abgerechnet, vollends recht gut gegangen. Sie sagten mir einmal von einer gewissen väterlichen Manier unsres Vatke, die Ihnen unangenehm gewesen sei; er hat sie, und sie fiel auch mir auf; aber ich habe sie nun theils in ihrer Entstehung begriffen, theils nach ihrer besten Seite zu genießen gehabt. Die Eigenthümlichkeit und nun auch längere Abwesenheit seiner Frau nöthigte ihn, das Hausväterliche

in seinem Wesen so weit auszubilden, daß es auch das hausmütterliche Walten theilweis ersetzte: er legt bei Tische vor, versorgt die Kinder, überwacht die Haushaltung, die Wäsche ꝛc. und hat es in allen diesen Stücken zu einer merkwürdigen Virtuosität gebracht. So kam er nun auch zu mir in die Klinik, die Taschen voll Aepfel und Birnen aus seinem Garten, wie etwa ein Papa seinem Jungen in ein mageres Kosthaus Proviant mitbringt; berieth mich bei Ausgaben und Einkäufen, und wickelte mir zuletzt die Friedrichsd'ors für die Aerzte eigenhändig in sauberes Postpapier. Daß ich vor der Operation nicht aus Entsetzen über eine andere, die ich vorher ansehen mußte, durchging, habe ich ohnehin nur seiner Klugheit zu danken. Kurz, er hat mich auf eine Art sich verpflichtet, daß ich lebenslänglich sein Schuldner bleiben werde. Ebensoviel Liebe und Treue hat mir Gervinus und seine Frau[1]) erwiesen; keinen Tag, so lang ich nicht ausgehen durfte, ließ er mich unbesucht; auch sie kam öfters zu mir, und zwar immer ohne ihn, damit ich desto weniger lang allein gelassen werde.

— Meine Arbeitspläne betreffend, so habe ich mich durch Vatke, dem Gervinus beistimmte, überzeugen lassen, daß ich vor Allem mein Leben Jesu in seiner bisherigen gelehrten Form überarbeiten muß; dies werde die beste Vorbereitung sein, alsdann das populäre Buch, das ersteres nicht ersetzen könne, auszuarbeiten. So will ich es nun auch machen; vorher jedoch, so lang ich mich noch schonen muß, vielleicht eine Sammlung kleiner Schriften anordnen.

Daß Ihr taedium cathedrae[2]), wovon Sie mir schrieben, sich unterdeß verloren habe, hoffe ich sicher. Der Mensch hat allerhand Anwandlungen; aber wozu Einer in so seltenem Grade ausgestattet ist, das kann ihm gewiß nicht bleibend verleidet werden. Was den Gedanken, wie sie der mündliche Vortrag ans Licht bringt, an Reife abgehen mag, ersetzt ihre Frische, und die naturgemäßeste, lebendigste Form der Gedankenäußerung ist ja doch die mündliche. Wir Andern, die nur vor dem Papier denken können, sind Kulturmißgeburten; Sie stehen uns hierin als frisch und ursprünglich begabter Mensch entgegen. Also gaude sorte tua[3]). — —.

---

1) Welche damals längere Zeit in Berlin verweilten. — 2) „Ueberdruß am Katheder.“ — 3) „Freue Dich Deines Looses“.

410. **An Rapp.** Heilbronn, den 2. Dezember 1860.

Wie freut es mich, meine ein Vierteljahr unterbrochene Correspondenz mit Dir mit lauter Glückwünschen eröffnen zu dürfen. Erstlich zu der Verlobung Deiner Tochter mit dem Sohn unseres unvergeßlichen Freundes[1]) und dann zu Deinem Auszug von dem bösen und unartigen Volke und dem freundlichen Empfang bei den ehrlichen Schwarzwäldern[2]). Wald und Gebirg hast Du ja von jeher geliebt; wenn also nur das Klima nicht allzu rauh und die Wohnung gut ist, so läßt sich das Beste hoffen. Mit dem Leben immer wieder vorne anzufangen, betrachtet Seneca als Thorheit; während Goethe umgekehrt sagt: „und lebe Dir immer von Vornen.“ Ich halte es hierin mit Goethe und hoffe, Du werdest Dir auf dem neuen Boden auf's Neue ein so heiteres Leben begründen, als es mit unserer Altersstufe verträglich ist.

Deine freundlichen Zeilen erhielt ich durch meine Tochter in Berlin. Du weißt, daß ich dorthin reisen mußte, um meine Kur mittelst einer nochmaligen Operation des einen Auges zu vollenden. Ich habe ziemlich durchgemacht. Das Ergebniß ist, daß ich zwar im besten Fall noch ebenso kurzsichtig, wie vorher, aber nicht mehr doppelsichtig bin. — Und doch hätte ich sowohl von meinem Leben Jesu, als von meiner Dogmatik neue Ausgaben zu besorgen, und möchte außerdem das Leben Jesu populär bearbeiten, um den Theologen in den Rücken zu fallen. Vorerst jedoch will ich eine Sammlung kleiner Schriften veranstalten, worin meine Aufsätze über Spittler, Klopstock, Schlegel sammt Nachträgen zu Schubart und Frischlin kommen sollen. Meine hiesige Existenz ist mir noch wie ein Paar neue Stiefeln: ich glaube sie sind gut gemacht, sie sind mir aber noch nicht bequem.

Deinem unvergessenen Wunsche gemäß sende ich Dir hier Deine Elegien mit herzlichem Danke für die Mittheilung zurück. Ich habe sie mitempfunden und dabei gedacht, wie es recht ein Prüfstein für den Menschen ist, ob er von ebendaher, woher er seine Freuden nimmt, auch Trost zu nehmen im Stande ist, wie Du — von der Natur. —

1) Christian Märklin's. — 2) Rapp war von Untermünkheim nach Schömberg bei Freudenstadt versetzt worden.

411. **An Käferle.** Heilbronn, den 3. Dezember 1860.

Seit einem Vierteljahr Dir wie allen Freunden verschollen, säume ich nicht, jetzt, da ich es wieder kann, Dir ein Lebenszeichen zu geben. Daß es eine Augenoperation war, mit der ich zu schaffen hatte, weißt Du wohl; es war ein aus meiner Kurzsichtigkeit allmählich entstandenes Doppelsehen, das ich los werden wollte; da aber der Erste, zu dem ich mich wendete, die Sache nicht recht machte, mußte ich mich zwei Mal operiren lassen, oder genauer gesprochen drei Mal, d. h. an beiden Augen, dann an dem einen noch einmal. Da ich dabei jedesmal chloroformirt wurde, und ein solches Eingeschläfertwerden doch immer ein Drittelssterben ist, so kann ich zusammengerechnet sagen, daß ich einmal gestorben bin. Auch am Wandeln in der Schattenwelt fehlte es nicht, indem ich jedesmal nachher etliche Tage im dunkelgemachten Zimmer zubringen mußte. Glücklicherweise habe ich meinen Zweck zuletzt erreicht, und sehe die Menschen und die Welt wieder einfach wie ein Christenmensch soll. — —

412. **An Zeller.** Heilbronn, den 4. Dezember 1860.

Die Trauerkunde[1]), die Dein heute früh eingelaufenes Schreiben mir brachte, ist mir schmerzlich erschütternd, wenn auch nach dem, was schon am Samstag die Zeitungen gemeldet hatten, nicht überraschend gewesen. Der Schlag trifft uns alle um so härter, je schneller er eingetreten ist; aber für den Entschlafenen selbst müssen wir eben dies als ein Glück, eine freundliche Fügung des Schicksals betrachten. Der Gewaltige im Leben sollte den Feinden nicht im langen Kampfe einer unterliegenden Natur schwach gezeigt werden; er sollte in voller Manneskraft, vom beginnenden Alter nur eben ehrwürdig angehaucht, in der Erinnerung fortleben. Was die Angehörigen, die Freunde, an ihm verloren haben, fühlen und wissen diese; was der Welt mit ihm genommen ist, werden Viele ahnen, Manche auch zum Theil begreifen; ganz und voll empfinden und ermessen werden es jetzt nur die Wenigen, die sein Geist dazu erzogen hat, es zu können. Aber die Zeit wird kommen, daß man in den weitesten Kreisen verstehen wird, wie mit ihm der letzte große Theologe zu Grabe gegangen.

Dürfte ich meinem Herzen folgen, so würde ich mich zu der Leichen-

1) Von Baur's Tod.

feier persönlich einfinden; da sie jedoch vorzugsweise eine akademische sein wird, so will ich mich nicht zudrängen. Du und Deine l. Frau werden mich hierin verstehen, und meine Theilnahme an Eurem, mein Gefühl unsres gemeinschaftlichen Verlustes darum nicht für minder innig halten.

Doch hiemit sei es für heute genug. Grüße Deine l. Frau. Machet Euch stark, denn ihr habt einen Starken zu betrauern. Meine Kinder, denen die Todesbotschaft nach Maßgabe ihres Verständnisses nahe gegangen, erwiedern Eure Grüße. Laß den gemeinsamen Verlust ein neues Band zwischen uns sein, so fest auch die älteren schon halten. Und so lebe wohl.

413. An Meyer. Heilbronn, den 4. Dezember 1860.

Seit 8 Tagen bin ich hier mit meinen Kindern, wo sich Alles gut anläßt, bis auf die Arbeit, an die ich noch nicht recht gehen darf.

Wie leben Sie mit den l. Ihrigen in München? Hoffentlich gesund und zufrieden. Den Diderot betreffend meine ich, Sie sollten doch den Versuch machen, ob sich die Sache nicht in's Kürzere ziehen läßt. Etwas wahres ist doch wohl an diesem Urtheil des Verlegers. Und unsere größten Schriftsteller sind zugleich die größten Meister und Muster im Streichen und Kürzen ihrer Arbeiten gewesen. Vergleichen Sie einmal die 2 ersten Acte des Don Carlos in der Thalia mit dem jetzigen Text, so werden Sie mit Erstaunen finden, wie viel eine an sich schon gute Arbeit doch durch Streichen noch gewinnen kann. An dem Verlust, den wir alle durch Baur's Tod erleiden, nehmen Sie gewiß auch innigen Theil.

414. An Vischer[1]). Heilbronn, den 6. Dezember 1860.

— — Vorderhand muß ich mich nun eben recht in Acht nehmen, darf nicht anhaltend lesen oder schreiben, da die Augen von der Operation noch sehr angegriffen sind.

So habe ich auch Deine „Reise“[2]), die ich als freundliches Geschenk hier vorfand, so sehr sie mich zum Wiederlesen fortriß, doch nur mit Unterbrechungen lesen können. Ich finde, daß Du lange

1) Nach einem Bericht über sein Augenleiden und die Kur, die er durchgemacht hatte. — 2) Krit. Gänge N. F. 1. H.

nichts so Schönes und Gewaltiges geschrieben hast; die 2 Fäden, aus denen das Ganze besteht, der Natur- und Kunstfaden und der politische, sind mit feinster Berechnung durcheinandergeschlungen und der Wechsel in Stoff und Ton thut die wohlthuendste Wirkung. So viel ich beobachten kann, ist darüber im Publicum hier zu Lande nur Eine Stimme; was mich betrifft, so bin ich mit dem politischen Theil insofern nicht einverstanden, als ich an eine Regenerationsfähigkeit Oesterreichs nicht glaube und Deutschlands Heil nur im Anschluß an Preußen finde; allein die Sachen liegen allerdings noch so kraus, daß man hierin bei gleichem Patriotismus entgegengesetzter Ansicht sein kann. Und Deine Darstellung ist so überzeugungswarm und lebendig, daß auch der Gegner sie gelten lassen muß, und die Composition so wohl abgewogen, daß mich (was ich gefürchtet hatte) der politische dissensus im Genuß — nicht blos der ästhetischen Abschnitte, sondern des Ganzen — nicht im Mindesten gestört hat.

Mit Vergnügen hörte ich (ich weiß nicht mehr von wem), daß Deine Aesthetik eine neue Auflage nöthig hat, und bin begierig, in welcher Art Du dieß bewerkstelligen wirst. Auch mein L. J. und Dogmatik sind endlich vergriffen, und ich gedenke, wenn ich wieder an ernstliches Arbeiten gehen kann, erst für das erstere Buch alles dasjenige nachzutragen, was insbesondere Baur's und seiner Schule Forschungen ermittelt haben; dann aber wünschte ich, nachdem das alte Buch in seiner Art erneuert wäre, denselben Stoff populär und in umgekehrter (synthetischer) Ordnung (1. muthmaßl. historischer Kern; 2. synoptische Mythenschicht; 3. johanneische Mythenschicht) zu behandeln, um mit Umgehung der Theologen die gebildeten Laien zu gewinnen. An diesem letzteren Vorhaben hängt mein ganzes Herz — wenn mir nur die Augen keinen Strich durch die Rechnung machen!

Da ich im Augenblick noch nichts Rechtes arbeiten kann, so möchte ich eine Auswahl kleiner Schriften biograph. und lit.-historischen Inhalts (auch Nachträge zu Frischlin und Schubart) zusammenstellen, wozu ich Dich bitte, mir den Aufsatz über L. Baur, sobald Du kannst, unter Kreuzband zuzusenden.

Daß ein Brief an Dich Baur's letzte Arbeit war, ist schön; es war wohl der Dank für Deine „Reise"[1])?

---

1) Diese Vermuthung war richtig: der Brief, welcher einige Seiten

415. **An Gervinus.** Heilbronn, den 13. Dezember 1860.

Eben saß ich Abends mit meiner Tochter auf dem Sopha und erzählte ihr (nicht zum erstenmal), wie treu Sie und Ihre liebe Frau mich in meinem dunkeln Zimmer zu Berlin besucht, unterhalten und aufgerichtet haben: da kam der Postbote mit Ihrem Brief und Packet. Sie sind mir freundlich zuvorgekommen; ich wollte warten bis ich sicher annehmen könnte, daß mein Brief Sie wieder in Heidelberg treffe.

Herzlich habe ich bedauert, daß Ihre Wiederkehr nach Heidelberg nicht heiterer gewesen ist. Ihren Jugendfreund in Frankfurt habe ich nicht gekannt; aber von Dahlmann begreife ich ganz, wie sein Verlust Ihnen nahe gehen muß. Sicher aber hoffe ich, daß Ihre Stimmung sich indessen wieder heiterer gestaltet hat. Wer so wie Sie in und mit der Menschheit lebt, kann sich nicht in die Länge einsam, niemals abgestorben fühlen. Wie oft habe ich dies an Ihnen bewundert, wie oft mich Ihnen gegenüber beschämt gefühlt, aus dem Kreise des Persönlichen so wenig herauszukönnen, und selbst das Allgemeinere, was ich betrieb, doch nur als persönliche Neigung und Abneigung zu empfinden. Eben dies machte mir den Umgang mit Ihnen so zum Gewinn, daß ich durch Sie immer wieder an die großen, allgemeinen Interessen der Nation und der Menschheit erinnert wurde.

Doch hatten Sie jederzeit auch mit meinen persönlichen Geduld, und so erkundigen Sie sich auch jetzt freundlich nach meinem Ergehen in dem neuen Wohnort. Was zuerst meine Augen betrifft, so hat sich in dieser Hinsicht nichts verändert; ich muß sie eben sehr schonen und thue es auch, was freilich jetzt bei den langen Abenden, wo doch nicht bei Licht gelesen werden soll, etwas Peinliches ist. Hier am Orte habe ich das Gymnasium recht brav, die alten und neuen Bekannten freundlich und zuvorkommend gefunden; aber Stadt und Gegend sprechen mich nicht an, ein anregender Umgang fehlt mir, und was besonders schlimm ist, das mir so dringend nöthige Spazierengehen ist durch den unglaublichen und in Ihrer Gegend unerhörten Schmutz aller Straßen sehr erschwert. Ich sehe, ich habe mich der Heimath bis auf die Erdart hinaus entwöhnt. Dagegen kann ich

---

stark ist, berührt zuerst Baur's Zusammensein mit B. in Baden-Baden, wo sich jener im Herbst 1860 zur Erholung von einem ersten Schlaganfall aufgehalten hatte, bespricht dann mit Anerkennung und Zustimmung die „Reise“, und gedenkt auch mit Theilnahme des Augenleidens von Freund Strauß.

von meinem häuslichen Leben nur Gutes melden. Wir leben recht freundlich und gemüthlich zusammen, und das kommt mir eben jetzt, wo ich mich nicht in die Bücher stecken kann, recht zu Gute.

— Meines Freundes Vischer „Reise“ habe ich hier angetroffen und gelesen; mir schien immer, Sie können den Mann nicht leiden; ich möchte wissen, was diese Schrift auf Sie für einen Eindruck gemacht hat; ich finde möglich, daß Sie bei allem Gegensatz der politischen Ansicht (in dem auch ich mich mit ihm finde) doch dem Verfasser geneigter geworden wären, was mich freuen würde.

416. An Vischer.

Heilbronn, den 29. Januar 1861.

Seit Deinem werthen Brief vom 20. December habe ich nun auch das 2. Heft Deiner neuen Krit. Gänge erhalten, und bin eben mit einer kurzen Anzeige fertig geworden, die ich darüber, oder mehr über die neuen Krit. Gänge überhaupt, an die Grenzboten schicken will[1]. Daß ich das erste nicht angezeigt habe, mußt Du mir verzeihen; über Politik kann ich wohl privatim meine Meinung haben, aber nicht öffentlich sprechen. Dein Aufsatz über Hamlet hat mir viel Freude gemacht und ich bin im Wesentlichen ganz einverstanden. Nur über Einzelnes glaube ich (in der Anzeige sage ich dies nicht) ließe sich noch streiten. Davon, daß die schneidenden Reden Hamlets gegen Ophelia eigentlich der als lauschend vorausgesetzten Königin (oder König) gelten, davon kann ich mich bei wiederholtem Lesen immer weniger überzeugen. Mit Opheliens Unschuld magst Du Recht haben, was Sh.'s Intention betrifft; dann liegt aber in den Liedern, die sie zuletzt singt, nach unsern Begriffen ein Fehler. Endlich möchte ich mich in Betreff des Monologs: Sein oder Nichtsein rc. Sh.'s gegen Dich annehmen. Ich glaube nicht, daß in demselben, wie Du S. 115 sagst, der Schlüssel zu Hamlets Wesen gegeben werden soll, sondern er redet sich hier nur ebenso das Handeln gegen sich selbst aus, wie er sich sonst das gegen den König ausgeredet hatte. Es ist eben nur ein Beispiel weiter für das, dessen psychologischen Grund zu suchen uns überlassen bleibt, daß nämlich Hamlet gegen jede That, sobald er einmal nachzudenken angefangen hat, Gründe zu finden weiß; es ist ein Symptom neben andern, nicht die Krankheitsursache hinter ihnen. Daß nun aber

1) Sie erschien dort im Februarheft.

ein solcher Grund, wie er ihn in jenem Monolog ausspricht, dem H. nicht ebenso gut anstehen sollte, wie der, mit dem er sich die Benutzung des Augenblicks, wo der König betet, wegräsonnirt, sehe ich nicht ein; es sind eben Zeitvorstellungen, die Sh. ihm leiht, wie die vom Fegfeuer 2c.

Mit Deiner Aesthetik wird es Dir wahrscheinlich gerade so gehen, wie mir mit dem L. J. Beide werden wir neue Bücher machen müssen; was jedenfalls auch viel leichter ist, als die alten umbauen. Bei Dir liegt nun zwar zwischen der ersten Ausarbeitung und der neuen nicht die lange Zeit, wie bei mir, auch bist Du wohl innerlich eher zu einer solchen Umarbeitung organisirt. Allein ganz gleichermaßen mahnt uns beide die Richtung und das Bedürfniß der Zeit zu totalem Umguß in populäre Formen. Was mir in Berlin Freund Vatke eingeredet, erst das alte gelehrte Buch wieder aufzulegen, dann das neue populäre zu machen, habe ich so viel wie aufgegeben. Mein Buch war vor 25 Jahren der Theologie auf den Leib zugeschnitten: wie kann es für die heutige zurechtgemacht werden? Im besten Fall des Gelingens bekäme es dann 2 Schwerpunkte, zwischen denen es wie ein knappender Tisch hin und her wackelte. Allein ich könnte es auch gar nicht machen. Was mir je gelungen ist, ist es dadurch, daß ich in eine Stimmung kam, die mich während der ganzen Arbeit emportrug und hielt. Wo sollte aber bei einer solchen Flickarbeit eine Stimmung herkommen? Freilich, ob auch nur aus der populären Arbeit etwas werden wird, steht dahin. Die Aufgabe ist sehr schwer, und hier fehlt es mir durchaus an Anregung. Die Bücher habe ich so ziemlich beisammen (ich las zuletzt Volkmars Religion Jesu, ein bei einzelnen geistreichen Blicken doch durch seinen überschwenglichen und übermüthigen Ton, sein mystisches Schönthun mit Kirchlichkeit 2c. widerliches Buch; kennst Du den Mann?); aber ich kann mit Niemand darüber reden, und das sollte man doch, um sich die Stimmung zu geben und zu erhalten. Dabei muß ich mich mit meinen Augen sehr in Acht nehmen, kann bei Licht nur wenig arbeiten, obwohl sie sich, was den operirten Fehler, das Schiefsehen und Doppeltsehen betrifft, ganz correct halten.

417. An Meyer.

Heilbronn, den 5. März 1861.

Mit Ihrer Idee, Ihren Rameau zu einem Diderot umzuarbeiten, bin ich höchlich einverstanden, und will Sie dringend ermuntert haben, es ja zu thun. Es ist immer nicht gut, eine Arbeit ganz liegen zu lassen, am wenigsten eine erste; wogegen es höchst naturgemäß ist, eine solche in der Art, wie Sie es beabsichtigen, weiter auszudehnen. Gewiß auch verdient Diderot, mehr als Voltaire und selbst mehr als Rousseau, eine monographische Darstellung cum amore et humore[1]). Was Ihr Manuskript über die Kaulbachsbilder betrifft, so habe ich darüber insofern kein Urtheil, als mir die Bilder unbekannt sind; im Ton wäre vielleicht etwas zu mildern, jedenfalls dächte ich, senden Sie es einmal als Probe Ihrer Feder und zur Anknüpfung eines Verhältnisses an J. Schmidt[2]), zu welchem Behuf ich ein Schreiben an ihn beilege.

418. An Wilhelm Strauß.

Heilbronn, Gründonnerstag 1861.

— — Was fürs Erste das Politische betrifft, so bin ich über das, was Du von der Bedeutung unsrer Zeit sagst, vollkommen mit Dir einverstanden; bei Deinem Helden Bonaparte aber möchte ich etwas schärfer zwischen den Folgen seines Thuns und seinen Absichten unterschieden wissen. Daß die erstern zum Theil, wie namentlich für Italien, gut waren, liegt vor Augen, aber nicht minder auch, daß die Sache zum Theil ganz gegen seine Absicht gelaufen ist. Ein einheitliches Italien hat er offenbar nicht gewollt, und wenn er den Papst fallen läßt, so werden ihm das die Italiener noch theuer genug abkaufen müssen. Ich bestreite nicht, daß er gewisse Ideen der Zeit sich angeeignet hat, aber nur als Mittel zu seinen durchaus eigensüchtigen Zwecken. Er will in Frankreich herrschen, darum muß er Frankreich befriedigen, für die verlorene Freiheit entschädigen, seiner Ruhm- und Raubsucht schmeicheln, und dazu paßt er jede Gelegenheit ab. Um Oestreich zu zerbröckeln, rief er die Nationalitäten auf; um es in Italien zu entwurzeln, gibt er auch den Papst preis; seine Wühlereien in Polen gelten Preußen nicht minder als Rußland, und daß er nach der Rheingrenze über kurz oder lang greifen wird, scheint mir ausgemacht. Daß, wenn dies erfolgt, es mittelbar gute Folgen nach sich

1) „Mit Liebe und Laune." — 2) Damals Redakteur der Grenzboten.

ziehen, uns zur Einigung u. s. f. helfen kann, ist möglich; das wird dann aber ganz ebenso wider seinen Willen sein, als die Erhebung Deutschlands seit 1813 wider den des alten Bonaparte war. Es hat in den Jahren 1805 u. s. w. auch Männer, und zum Theil recht wackere Männer in Deutschland gegeben, die für Napoleon schwärmten, und doch können wir darauf jetzt nur als auf eine beklagenswerthe Verirrung zurücksehen.

Die religiöse Frage anlangend, wird es von einer verschiedenen Auffassung abhängen, ob das Christenthum auch in moralischer Absicht Deine Vorwürfe verdient; ich glaube so viel jedenfalls beweisen zu können, daß aus dem Sumpf des faulenden Heidenthums ohne dasselbe nicht herauszukommen war. Noch viel sicherer scheint mir das zu stehen, daß, wer auf die jetzige Zeit wirken will, nämlich aufbauend, nicht blos zerstörend, wenigstens den einen Fuß auf dem Boden des Christenthums behalten muß. Man muß vorerst mit Preisgebung des Historisch-Wunderhaften und damit des Dogmatischen, das Wesentliche seines sittlichen Gehalts festhalten, in der Hoffnung, daß, was darin noch unrein ist, sich eben mit Entfernung des Mirakulösen vollends läutern werde. Ein Katechismus, wie Du davon schreibst, wäre allerdings eine schöne Sache, aber ich glaube nicht, daß er in den nächsten 20 Jahren geschrieben wird. Dazu sind die Dinge noch nicht weit genug. Ob ich ihn schreiben könnte, ist dann noch eine andere Frage, auf die ich nicht so aus dem Stegreif antworten kann; so etwas muß ich langsam in mir operiren lassen.

419. An Gervinus.

Heilbronn, den 26. März 1861.

Aus Ihrem l. Schreiben vom 20. v. M. habe ich mit Vergnügen ersehen, daß Sie mit Ihrer l. Frau sich wohl befinden und meiner in alter Treue noch gedenken. Ganz besonders interessirt hat mich die Nachricht von dem Hauskauf: ich wünsche, daß Sie beide es lange gesund und frisch bewohnen mögen. Wäre ich noch in der Plöck[1]), wie nahe wohnten wir uns jetzt!

Auf die Freude über Hitzig's Hinkommen wirft auch bei mir das seltsame Hemmniß, das sich Zeller's Berufung entgegensetzt, einen trüben Schatten. Sollte nicht der seitdem bekannt gewordene Umstand,

1) Die Straße, in der Strauß während des größeren Theils seines Heidelberger Aufenthalts wohnte.

daß der Herr Bruder in Baiern dem gefährlichen Manne die Abfassung einer Geschichte der deutschen Philosophie anvertraut hat, Ihren Serenissimum einigermaßen beruhigen? Ich selbst weiß unmittelbar von Zeller lange nichts; ich hoffe immer, er kommt die Ostern einmal unversehens her. Ein solcher Besuch wäre mir sehr wohlthätig. Nach dieser Seite hin ist meine Existenz hier äußerst mangelhaft, und es hat mir bisher jede Veranlassung gefehlt, mich mehr in das gesellige Leben hineinziehen zu lassen. Selbst über Politik ist hier zu Lande kein vernünftiges Wort anzubringen; es ist Alles binnenländisch versumpft und versauert, und keinem andren deutschen Lande wäre der Anschluß an ein größeres Ganze gesünder.

— Meine theologischen Vorarbeiten habe ich unterdessen immer fortgesetzt, und zwar die zum Leben Jesu, wo ich die seit 10 Jahren aufgelaufene Litteratur durcharbeite und excerpire. Daß mich das viele leere Stroh oft müde macht, werden Sie mir glauben; ich wäre auch längst erlahmt, wenn nicht von Zeit zu Zeit eine theologische Spitzbuberei mich in wohlthätigen Aerger versetzte. Ob ich, wenn einmal die Vorarbeiten beendigt sind — was aber noch gute Weile hat, — zunächst eine neue Auflage des alten oder gleich ein neues populäres Buch machen soll, darüber schwanke ich noch und will mir die Entscheidung bis zuletzt vorbehalten. Zur Erholung habe ich mich im Augenblick in den alten Reimarus vertieft, und wenn ich meinem Wunsch gemäß von meinem Hamburger Freunde Cropp mit biographischem Material unterstützt werde, gedenke ich zunächst ein kleines essay über ihn zu schreiben. Es ist dies auch kaum ein Seitenschritt von meinem eigentlichen Vorhaben.

Daß ich der „Zeit" als Mitarbeiter beigetreten bin, wissen Sie. Zwar machte mich das Fehlen Ihres Namens stutzig, und ich erklärte es mir aus der bekannten politischen Differenz, in der ich auf Ihrer Seite stehe; doch da meine Mitarbeiterschaft vorzüglich für die Beilage gewünscht war, und auch das politische Programm im Allgemeinen immer das unsrige ist, trug ich kein Bedenken, Häusser's Einladung anzunehmen. Gleichwohl möchte ich doch genauer wissen, wie Sie sich zu dem Unternehmen verhalten. Meine Chiffre ist Capricornus[1]), damit Sie mich künftig kennen.

---

1) Das Zeichen des Steinbocks.

420. **An Zeller.**

Heilbronn, den 15. Mai 1861.

— — Ganz auf dieselbe Linie fiele insofern die Arbeit, zu der Du mich so freundlich aufforderst. Gewiß, ich weiß das Vertrauen zu schätzen, das Du und die Familie unsers verstorbenen Lehrers und Freundes mir durch diesen Antrag beweiset. Auch lockt mich das treffliche Material, das Du mir dazu in Aussicht stellst, nicht wenig. Allein es stehen entscheidende Bedenken entgegen. Des Details der kritischen Forschungen, wie sie Baur seit 20 Jahren angestellt hat, werde ich mich wohl nie mehr so ganz bemächtigen können, daß ich des Stoffes Meister würde. Meister dieses Stoffes bist nur Du, und es ist mir ganz unbegreiflich, wie Du eine Arbeit, zu der Du in jeder Hinsicht berufen bist, an mich weisen magst. Denn was das Formelle betrifft, worin Du mir ein besondres Geschick zutraust, so hast Du dieses ebenso gut, und bist Dir dessen nur deßwegen vielleicht nicht bewußt, weil es bei Dir Nebensache ist. Gleichwohl würde ich auch so möglicherweise den Versuch machen, was ich leisten könnte, stünde nicht noch ein tieferes Bedenken entgegen. Wenn Ihr Euch fraget, ob wohl Baur, hätte man mich ihm als seinen Biographen vorgeschlagen, damit einverstanden gewesen wäre, so werdet Ihr, und wirst insbesondere Du, gewiß nicht mit Ja antworten können. Baur hat mich immer als seinen Ruben (Genesis 49, 3. 4) betrachtet, und dieser Ruben war wenigstens ehrlich genug, Dir die Josephsstelle von Herzen zu gönnen, und das Urtheil unseres Erzvaters, soweit es Dich betraf, selbst zu bestätigen. Erwäge nun aber, welcher innere Widerstand meiner Arbeit in dem Bewußtsein entgegenstehen müßte, als ein Unberufener die Hand daran gelegt zu haben und wenn ich das Bild des Verstorbenen, statt freundlich mir zuwinkend, vielmehr mit abwehrend aufgehobenem Finger mir gegenüber sähe. Ich weiß, Du wirst mich nicht mißverstehen, und traust mir zu, daß ich den wunden Fleck, den in meinem Verhältniß zu Baur einem so lautren Freundesherzen, wie das Deine, zu verhehlen unrecht wäre, durch den Balsam der objectiven Betrachtung der Sache auszuheilen wissen werde.

Sollten auch Deine anderweitigen und weitaussehenden Geschäfte mit der griechischen und dann neueren Philosophie unter den Gründen gewesen sein, die Dich von der Selbstübernahme der biographischen Arbeit ablenkten, so glaube ich, daß ein Werk von Dir über

einen solchen Gegenstand auch nach Jahren noch willkommen und am Ort sein wird.

421. **An Rapp.** Heilbronn, den 9. August 1861.

Unsere verstorbene Freundin Emilie[1]) hat mir in einem versiegelten Packet nicht nur meine Briefe, sondern auch die anderer Personen letztwillig übergeben lassen, unter anderen auch Deine Briefe, worüber Du nun bestimmen magst. Ich habe nun durch das Lesen ihrer und meiner Briefe ein gutes Stück meines und auch unseres (ich meine Dich) gemeinsamen Lebens rekapitulirt, von 1836 an bis 1842, wo ein Deichbruch alle bisherigen Pflanzungen zusammenreißt; dann also von 1848 erneute Korrespondenz, in der nun meine Kinder den Hauptgegenstand ausmachen. Eine Veränderung aber ist im Lauf der Jahre in der Briefstellerin nicht zu verkennen. Ihre religiösen Ansichten hatten früher in Uebereinstimmung mit ihrer ganzen Persönlichkeit einen ziemlich freien Wurf. Ein keckes Wort gegen Pfaffen- und Obskurantenthum verletzte sie nicht allein nicht, sondern sie erlaubte es sich selbst. Das wird später anders. Ihre früher mehr natürliche Frömmigkeit wird immer kirchlicher. Daß sie ehedem ihrer Mutter die Bücher Mosis mit ihren Opfergesetzen vorlesen mußte, erhielt sie in der Opposition; als sie es nicht mehr mußte, las sie dergleichen von selbst. Mittheilung über religiöse Dinge wurde später zwischen uns unmöglich; sie duldete meine Stellung nur noch an mir als Ausnahme, das mußte unserm Verkehr Eintrag thun; und doch zürne ich mir jetzt, daß ich mich nicht leichter darüber hinweggesetzt habe. — Einem solchen Schatze von Liebe und Treue, als in diesen Briefen enthalten ist, stehe ich nun freilich mit schmerzlicher Beschämung gegenüber. Ganz habe ich sie nicht vergelten können, weil ich sie eben nicht ganz erwidern konnte; aber konnte ich's nicht doch weit mehr, als ich's that? — Schreib mir bald wieder; wie lange wird's währen, so sind auch wir oder doch einer von uns bei Tullus und Ancus[2]), wo das Postwesen noch schlecht sein soll.

422. **An Rapp.** Heilbronn, den 28. August 1861.

— — Dein Verhältniß zum Tod will mir auch nicht recht gefallen; bald wünschest, bald fürchtest Du ihn. Deine Unruhe scheint

1) Emilie Sigel. — 2) Altrömische Könige, „bei T. u. A.“ sagt Horaz für „Unterwelt“.

mir die des Vogels zu sein, nach dem eine Hand in den Käfig hineinlangt und der nun außer sich darin hin- und herfliegt. Und ich glaube gar nicht, daß es schon so weit mit Dir ist. Du wirst zugeben, daß gerade von unserer Weltansicht ein ruhiges Verhalten bei Annäherung des Todes ganz besonders verlangt werden kann. Du besonders mit Deinem Naturdienst, was ist denn natürlich, wenn es der Tod nicht ist? Also hic Rhodus, hic salta[1]). Sollen die Töchter der Philister sich freuen, wenn sie unser einen im entscheidenden Zeitpunkt schwach werden sehen? Sieh, wie die alten Römer, selbst die Epikuräer, gestorben sind. Lies im Cornelius Nepos das Ende des alten Atticus. — Et riget amissa spina relicta rosa[2]), sagt Freund Ovid oder ein Anderer seiner Art. So geht es uns Allen. Willst Du Dich nun vom Tode mit dem Zuruf aufnehmen lassen: Lusisti satis, edisti satis atque bibisti[3]) und nicht lieber, selbst Dich beruhigend, sagen: Vixi et quem cursum dederat fortuna, peregi[4])?

Dieser Tage habe ich mit Brockhaus wegen meiner Schrift über Reimarus und einer Sammlung kleiner biographischer und litterarhistorischer Schriften contrahirt.

423. An Rapp.

Heidelberg, den 8. September 1861.

— — Ueber Mommsen's Römische Geschichte bin ich mit Dir einverstanden. Bei aller Gelehrsamkeit und allem Scharfsinn ist es doch ein wesentlich stylloses Buch. Die Art, wie der Mann mit Pompejus, mit Cicero u. dergl. umspringt, ist auch mir im höchsten Grad zuwider gewesen. — Man fängt auch eine römische Geschichte nicht so an, daß von den Königen nur ganz beiläufig und verlorenerweise die Rede ist. Mag auch die Tradition noch so unhistorisch sein, auseinandersetzen muß man sich doch mit ihr, wenn auch nicht so ausführlich, wie Schwegler gethan hat. Manches freilich ist vortrefflich, z. B. die Schilderung des Pyrrhus — aber die Niebuhr'sche Unart, nervösen Sympathieen und Antipathieen Zaum und Zügel schießen zu lassen, verdirbt Alles. Welche sinnlose Idealisirung des Caesar! er ist ihm ja ordentlich ein Gottmensch, dieser geistvolle, liebenswürdige

1) „Hier ist Rhodus, hier tanze!" d. h. hier zeige, was Du kannst.
2) „Und starr hält sich der Dorn, ist auch die Rose dahin."
3) „Jetzt ist's genug bei Dir mit dem Spielen, Essen und Trinken."
4) „Nun ist vollendet der Lauf, wie mir das Geschick ihn bescheert hat."

Bruder Liederlich[1]). Wie gesagt, der Fehler des Buches oder vielmehr des Manns ist Mangel an historischem Styl. Der Historiker muß Abstoßung und Anziehung durch die Ruhe eines epischen Geistes zu würdiger Haltung ermäßigen; er darf tadeln, aber niemals schelten; loben, aber nicht außer sich kommen vor Bewunderung.

— Glaube nur nicht, daß Du allein alt und bresthaft werdest; ich spüre das Alter auch sehr, nicht blos am Körper, sondern leider auch am Geist. Die Weberschiffchen des Denkens schießen lange nicht mehr so schnell und leicht, wie sonst und das Gewebe verwirrt sich weit häufiger. — Non sum qualis eram bonae sub regno Cinarae[2]).

424. An Kuno Fischer.

Heilbronn, den 17. September 1861.

Auf Ihr letztes Schreiben war es mir einigermaßen bange; ich war mir bewußt, mit der Anzeige Ihres Schiller als Komiker, trotz des besten Willens, etwas Ungeschicktes gemacht zu haben, und war nicht sicher, wie Sie das aufnehmen würden. Sie haben es mit Nachsicht aufgenommen, und daran haben Sie gewiß recht gethan. Die Sache war diese: ich wollte öffentlich auf die Schrift aufmerksam machen, wobei Widerspruch gegen Eines oder das Andere bekanntlich nichts schadet; und wollte dies ungesäumt thun, unerachtet ich nicht ungestört war. Freund Hetsch war 8 Tage bei mir und lediglich auf mich angewiesen: da konnte ich nur auf Augenblicke mich an's Schreibpult stehlen, und in solcher Situation kann ich nichts Rechtes machen. Das hätte ich wissen können, und folglich warten sollen; aber mich verführte, wie so oft, die Ungeduld, die ihrerseits Folge der lebhaften Anregung war, die mir Ihre Schrift gegeben hatte. Daher das nach allen Seiten Ungenügende meiner Anzeige, die mangelhafte Begründung und der nicht immer bündige Ausdruck. Mit der Vergleichung des Hofmarschalls und der 2 Hauptleute meinte ich nur, daß mich jener wie diese weit über die bloße Satire hinaus gemüthlich-humoristisch ansprechen; ich dachte, ob sich nicht das Komische in beiden auf den Contrast des Hofpathos bei dem einen, des Dienstpathos bei den andern, mit dem hohlen Inhalt dieses Pathos zurückführen lasse; sehe nun aber wohl, daß das Komische im Deveroux

---

1) Vgl. jedoch Br. 425.

2) „Nicht mehr bin ich, wie einst, als ich der guten Cinara diente“.

und Macdonald vielmehr wesentlich in ihrer falschen Gewissensberuhigung liegt. Doch wie gesagt, das sind treffliche themata für mündlich; Schade, daß Sie Ihren Gedanken, uns hier zu besuchen, nicht ausgeführt haben.

425. An Rapp.

Heilbronn, den 20. September 1861.

Weil ich Dich nicht selbst besuchen kann, schicke ich Dir ein Bildchen von mir. Die Veranlassung, daß ich es kürzlich machen ließ, gab Frau Gervinus, die ihrem Mann eine solche Duodez-Gallerie seiner Freunde schenken wollte. — Du mußt es nun eben gut verstecken, daß es kein Dekan und kein Prälat zu Gesicht bekommt, sonst schicken sie Dich noch auf einen höheren Schwarzwald hinauf, als wo Du schon bist.

Soweit gebracht,
Daß wir bei Nacht
Allvater heimlich singen.

Was den Cäsar betrifft, so habe ich natürlich nicht gegen ihn, sondern nur gegen Mommsen gesprochen. Ich halte ihn sehr hoch und werth und stelle ihn sowohl über Napoleon (als Menschen) als über Friedrich (als Genie). Aber nichts ist mir unleidlicher, als die dumme Art, dadurch zu idealisiren, daß man die Grenzen einer Persönlichkeit verwischt. Wenn mir also einer den Cäsar zu einem Normalmenschen macht, sage ich, daß Cäsar ein Lump war. Kommt mir dann aber einer und spricht von Cäsar wie von einem Lumpen und sonst nichts, so werde ich dem Sprecher zu verstehen geben, daß er ein Tropf ist.

426. An Kuno Fischer.

Darmstadt, den 7. Oktober 1861.

— — Was nun den Inhalt des 2. Theils Ihres Schreibens betrifft, so brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, wie tief er mir zu Herzen gegangen ist. Auch nicht wie groß für mich persönlich die Freude wäre, Sie in Heidelberg zu wissen, und so einer möglichen Wiedervereinigung mit Ihnen entgegensehen zu dürfen. Mit Zellers Berufung war es, als er mir vor etwa 3 Wochen schrieb, nicht weiter, als die Zeitungen meldeten, ein Ruf noch keineswegs ergangen. Dagegen können Sie sich denken, daß sowohl Reichlin-Meldegg leichter zu bestimmen war, auf ihn als auf Sie anzutragen,

wie daß Schenkels liberale Schwenkung jetzt auch manche freier Denkende und Ihnen Geneigte bewogen haben mag, einen von ihm unversöhnlich Beleidigten zu vermeiden. Was Gervinus betrifft, so dürfen Sie bei ihm auf die alte Freundschaft sicher rechnen, und so lieb ihm auch Zeller ist, so hat er doch gegen mich geäußert, daß ihn seine Aussichten nur halb freuen können, da er sich des Gefühls Ihres ersten Anrechts auf die Stelle nicht entschlagen könne. Nun komme ich in 8 Tagen nach Heidelberg, das ich im Herweg nur durchgereist bin, und werde jedenfalls Gervinus sprechen. Wünschen Sie, so trag ich ihm unter 4 Augen die Sache vor, und schreib' Ihnen dann seine Ansicht. Es ist für uns Freunde nicht ohne Peinliches, daß die Wahl gerade zwischen Ihnen und Zeller steht, und ich bin gewiß, auch jedem von Ihnen Beiden wird der Erfolg nur die halbe Freude machen, so lange nicht auch der Andre auf den ihm gebührenden Posten gestellt ist. Was insbesondere mich betrifft, so kennen Sie meine alte Freundschaft für Zeller, aber die Versicherung kann ich Ihnen aus aufrichtigem Herzen geben, daß ich mit keinem selbst meiner ältesten Freunde so gerne wieder vereinigt wäre, als mit Ihnen, da mich noch keiner so geistig verjüngt und erfrischt hat.

427. An Meyer.

Heilbronn, den 2. November 1861.

Durch Ihre litterarischen Sendungen haben Sie mir große Freude gemacht. Den Artikel über die Kaulbachsbilder zu Goethe las ich jetzt erst im Zusammenhang und fand ihn sehr gut und überzeugend. Das Stück Geschichte der französischen Malerei aber, welches das hier zurückfolgende Heft enthält, finde ich vortrefflich. Man sieht, daß Sie auf gründlichem Studium sicher fußen; die Nachweisung des Zusammenhangs zwischen Kunst und Leben ist höchst belehrend, die Darstellung anschaulich, natürlich, gewandt, und doch ohne Pretension.

Ich kann Ihnen aus vollem Herzen zu diesem Eintritt in die litterarische Laufbahn gratuliren. Daß Sie bei solcher Arbeit recht innerlich glücklich sind, kann ich mir denken. Sie haben nun eine Thätigkeit gefunden, die Ihrem Leben Zweck und Inhalt gibt. Sie ist Ihrer Natur und Ihren Verhältnissen gleich angemessen. Denn auch das gehört dazu, daß einer zum Reisen so die Mittel hat wie Sie. — — —

428. An Rapp.

Heilbronn, den 5. November 1861.

Vor 8 Tagen war ich mit den Kindern bei Kerner. Sein elender Zustand, namentlich die Schlaflosigkeit, drückt ihn sehr darnieder, so daß er oft weint. Als er uns allein hatte (es war ein anderer Besuch da gewesen), thaute er auf, erzählte von den Besessenen und das so komisch, daß Alle lachten und er mit. Den Kindern ist er sehr merkwürdig und sie gehen gerne mit mir hin. Auch an anderen jungen Leuten habe ich das bemerkt, und es zeigt den natürlichen Sinn der Jugend für das Poëtische. Denn eine poëtische Natur wird Kerner bis zum letzten Hauch bleiben.

— Eine Ruthe habe ich mir über den Rücken gebunden durch einen Gedanken, den ich bei den hiesigen Professoren anregte: zu Gunsten der deutschen Flotte im Laufe des Winters eine Reihe öffentlicher Vorträge, jeder einen, zu halten. Der Vorschlag fand Anklang und so werde ich daran glauben müssen, etwas in Bereitschaft zu setzen. Goppelt, den ich auch anging, wand sich aalartig; quo teneam vultus mutantem Protea nodo[1])?

Uebermorgen jährt sich meine Berliner Operation; die Erinnerung und der gute Erfolg geben mir doch ein behagliches Gefühl. Mit Gräfe geht's doch auch wieder besser.

429. An Rapp.

Heilbronn, den 25. November 1861.

— Ich verfiel (bezüglich des Flottenvortrags) auf Lessing's Nathan, da kann der Special[2]) nachher wieder dagegen predigen, wenn er Lust hat. — Gestern wieder mit Fritz in Weinsberg gewesen bei Kerner. Er hatte Tags vorher Morphium genommen und schlief; nachher kamen wir doch vor. Er ist recht leidend, besonders durch Mangel an Schlaf und künstliche Schlafmittel nervös erregt. Er sprach vom Jenseits, von der ungeheuren Sternenwelt, von deren Bestimmung wir nichts wüßten. „Dagegen" sagte er „sind alle Astronomen und alle Philosophen nur Dreck", bat dann mich um Verzeihung, daß er mich mit dem Dreck nicht gemeint habe. Letzthin habe er Nachts beim Erwachen geglaubt, er sei 4 Apotheker, und seine Wär-

1) „Wie doch knot' ich ihn fest, den Gestalten wechselnden Proteus?"
2) = Dekan, eigentlich: „Specialsuperintendent".

terin Alles verschimpft, als sie ihm versicherte, daß er vielmehr Ein Doktor sei.

Wenn nur Du nicht so allein wärest. Ich kann nicht glauben, daß man Dir Schwierigkeiten wegen der Pensionirung machen sollte. Ich finde, daß ich allmählich gerner hier bin. Insbesondere ist mir der Spaziergang auf dem „Damm“ (zwischen Neckar und Neckarsulmer-Straße), wohin ich sehr nahe habe, sehr lieb geworden. Hier fährt kein Wagen, gehen nur wenige Menschen; man wandelt auf einer schmalen, erhöhten Kante, zwischen Wiesen und Feldern, links Fluß — rechts die Hügelreihe, die der Wartberg eröffnet, ein stiller Weg ganz gemacht zur ruhigen Meditation. Von meiner Liebe zur Einsamkeit gäbe ich Dir gern ein Stück ab; mir ist's zu viel und Du könntest's brauchen.

430. An Zeller.

Heilbronn, den 24. Dezember 1861.

— — Das Baur'sche Werk [1]) ist, so weit ich bis jetzt davon gelesen, eine reife Frucht vieljähriger, tiefer Studien, eine köstliche Quintessenz der Kirchen- und Dogmengeschichte des Mittelalters, und reizt sehr das Verlangen, bald auch die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts in seiner Bearbeitung zu erhalten. Ueberdies zweifle ich nicht, daß auch das zwischen beiden liegende, die Kirchengeschichte der Reformation und des 17. und 18. Jahrhunderts, sich leicht aus Baur's Heften müßte druckfähig herstellen lassen; so wie auch die exegetischen Kollegien, z. B. über Johannes (Evangel. und Apokal.), Römerbrief u. dergl. eine solche Bearbeitung bekommen sollten. Dann erst, wenn in diesen Arbeiten der ganze Umfang der Leistungen Baur's übersehbar vorliegt, kann auch, meines Erachtens, mit Erfolg zu einer Biographie geschritten werden. Einstweilen leistet Dein Artikel in den Preuß. Jahrbüchern, zusammengenommen mit dem in Sybel's Zeitschrift, alles Wünschbare.

Sicherers [2]) Gutachten über Deinen Kopf hat mir und den Freunden, denen ich es vorlas, großes Vergnügen gemacht; das Schönste ist doch immer, wo er aus der Diagnose in die Paränese übergeht: aber Geist und Verstand ist, bei aller Tollheit, doch unverkennbar darin.

---

1) Der dritte Band von Baur's Kirchengeschichte, der nach seinem Tod erschienen war. — 2) Vgl. S. 155.

Ich habe das unschätzbare Aktenstück wohl aufgehoben, bis ich etwas zu schicken habe — wofern Du es nicht früher haben willst.

431. **An Rapp.**

Heilbronn, den 25. Februar 1862.

Ich hatte einen Grippanfall, der mich $3^1/_2$ Tage ins Bett sprach und noch länger ins Haus sprechen wird. Dieser leidige Umstand ist auch Schuld, daß ich an dem Leichenbegängniß unseres guten Justinus diesen Morgen nicht theilnehmen durfte; der Arzt hatte es entschieden verboten. So schickte ich Fritz, meine Stelle zu vertreten, der, seit wir hier sind, allemal mein Begleiter bei meinen Besuchen im Kerner'schen Hause und von ihm stets sehr freundlich aufgenommen war. Dabei sah der Junge zugleich Uhland und wie er in Allem Glück hat, wurde er ihm sogar als mein Sohn vorgestellt. — Während in Weinsberg dieses Trauerspiel sich entrollte, spielte hier auf meinem Zimmer ein Lustspiel. Jakob Winter (Theaterdirektor) war bei mir, um mir für meinen Artikel im Sonntags-Merkur[1]) zu danken. Ich bin dem Himmel aufs Neue dankbar für das bischen Talent, das er mir gab, da mir dieses so leicht macht, durch ein paar Zeilen, die ich schreibe, einen guten Kerl glücklich zu machen. Er konnte nicht genug sagen, wie er gestern von allen Seiten mit Glückwünschen deßwegen überhäuft worden sei, und was er sich noch weiter Erfreuliches davon verspreche. Uebrigens sind die wahren Leser für meinen Artikel unter den Todten: sie heißen Kauffmann und Hardegg. Während Winter noch da war, kam Karl Mayer[2]) von Kerners Leiche zurück und sprach sehr freundlich über Dich.

432. **An Meyer.**

Heilbronn, den 9. April 1862.

An der glücklichen produktiven Stimmung, von der Ihr Schreiben beseelt ist, nehme ich den herzlichsten Antheil und nehme sie zugleich für das Unterpfand einer schönen, thätigen Zukunft. Es ist so selten, daß einem das Glück zu Theil wird, eine solche Reise gerade zur rechten Zeit, nicht zu früh und nicht zu spät, zu machen; um so glücklicher ist der zu preisen, dem es gelingt. Auf den Eingang Ihres zweiten Briefes freue ich mich nun sehr, nicht minder auf den der

---

1) Strauß Ges. Schr. II, 345 ff.

2) Der auch selbst als Dichter bekannte Freund Uhlands und Kerners.

Nummern der Grenzboten mit Ihrem Artikel über deutsche Kunst[1]). Auch darin sind Sie glücklich, daß Sie aus Deutschland gerade über die Dauer einer höchst betrübten Episode entfernt sein dürfen. Alles was sich seit 2 Jahren in dem politischen Leben der Deutschen von jungen Trieben geregt hat, ist für den Augenblick durch den Umschwung in Preußen wie durch einen Maifrost versengt und läßt die Flügel hängen. Bis nun die Einheitsströmung einen andern Ausweg gefunden hat, wird es Zeit brauchen; möglich, daß die Chancen für einen deutschen Mazzini kommen, da sich ein deutscher Victor Emanuel nicht finden will.

In meinen Privatkreisen geht Alles im alten Gleise fort. Unser guter alter Justinus in Weinsberg ist Ende Februar gestorben, wie Sie wohl aus der A. Ztg. ersehen haben, und ich habe ihm in unserem Schwäbischen Merkur einen Nachruf (Nekrolog)[2]) gewidmet.

433. **An Käferle.** Heilbronn, den 15. Juni 1862.

— — Das Theologische betreffend, ist es mir eine wahre Beruhigung gewesen, daß auch Du, obwohl in raschem Umschwung, im Ganzen dieselbe Bahn der Ansichten durchlaufen hast, wie ich. Hat man die orthodoxe Ansicht aufgegeben, so steht zunächst der Schwärmer vor einem, aber ein so arger Schwärmer, daß es einem, je länger man zusieht, desto schwerer fällt, sich so viel Schwärmerei mit so viel Vernunft zusammenzudenken. So ist es nicht blos apologetische Schwachheit, wenn man sich immer wieder versucht findet, einen Theil des messianisch-eschatologischen Apparats in seinen Reden auf die Referenten zu überwälzen, oder mit Baur von der jüdisch-nationalen eine allgemeine menschliche Seite in Christus zu unterscheiden; der Fehler ist nur, daß dies zu abstrakt ausgedrückt, daß unterlassen ist, zu zeigen, wie eben diese beiden Seiten ineinander waren und durcheinander wirkten. Ich glaube, gerade vom geschichtsphilosophischen Standpunkt aus fällt es in die Länge unmöglich, eine so solide, gediegene Wirkung, wie das Christenthum und die Wiedergeburt der Welt durch dasselbe ist, aus einer so ungleichartigen Ursache, wie ein jüdisch-messianischer Schwärmer, und aus dem Zufall abzuleiten, daß durch seinen Tod und das Nichteintreffen

1) „Die neueste deutsche Kunst", Grenzboten 1862. II. S. 88 ff., 161 ff., 210 ff. — 2) Ges. Schr. I, 153 ff.

seiner Vorhersagungen die Sache gewaltsam in's Innere zurückgeworfen und so nach und nach vergeistigt wurde. Wenn Du in Deinem 3. Briefe sagst: „Alles, worin er aufwuchs und lebte, verinnerlichen und vergeistigen, das ist sein friedlicher Beruf", so ist das gewiß das allein Richtige, und es kann sich nur darum handeln, das wieso? und wieweit? im Einzelnen nachzuweisen; — welches einem freilich durch die Beschaffenheit der Quellen schwer genug gemacht wird. Aber sowie man nur einmal diese Grundidee hat, so spürt man gleich, daß eine belebende und erwärmende Kraft von ihr ausgeht, man fühlt sich hingezogen und gehoben, und es muß, wenn man davon ausgeht, auch die schärfste negative Kritik des Mirakelapparats sich ganz anders ausnehmen, als eine restitutio in integrum eines entstellten hohen Menschenbildes erscheinen. Was gäbe ich darum, wenn ich über diese Materien bisweilen mit Dir mich besprechen, meine Geister durch die Deinigen beleben und ermuntern könnte!! — —

434. An Rapp.

Heilbronn, den 15. Juni 1862.

— Vischers 3. Theil Faust wirst auch Du erhalten und Dich daran ergötzt haben. Es ist wirklich oft ganz der alte Schartenmaier. Daß nicht Allen Alles darin gefallen kann, liegt in der Natur der Sache. Mir war das Büchlein ein höchst erfreulicher Beweis bewahrter Jugendlichkeit. —

435. An Kuno Fischer.

Heilbronn, den 10. Juli 1862.

Ihr l. Schreiben vom 11. v. M. und bald darauf Ihre akademischen Reden sind mir richtig zugekommen und haben mir, jedes in seiner Art, herzliche Freude gemacht. Auf Ihre Fichterede hatte ich mich lange als auf diejenige gefreut, die mich nach so manchem Unzulänglichen, das bei der Gelegenheit zum Vorschein kam, befriedigen würde, und ich hatte mich nicht getäuscht. Daß Ihnen die Rede Mühe gemacht, glaube ich Ihnen umsomehr, je weniger man es ihr ansieht. Uebrigens war es doch eine Aufgabe wie gemacht für Sie und ich hätte wetten wollen, daß Sie bei der Gelegenheit den besten Schuß thun würden. Daß auch Ihnen die Fichtefeier wie sie insgemein betrieben wurde, wobei der Philosoph nur so mitlief neben dem Patrioten, ja ersterer dem letztern gleichsam verziehen wurde, daß auch Ihnen diese Art ein Mißgefühl erregte, war mir ein willkommener Beweis,

wie unsere beiderseitigen Herzuhren auch in der Entfernung noch gleich gehen. Stellen Sie sich aber auch vor, daß hier zu Lande für die Fichtestiftung (schon vor etwa 1 Jahr) ein Comité zusammentrat bestehend aus den Herrn Ob.-Hofprediger Grüneisen, Consistorialpräsident Köstlin ꝛc., wobei dem Theologen nothwendig Matth. 23, 29 f. einfallen mußte. Die zweite Rede gab mir durch die darin zu Tage tretende Virtuosität in präciser Formulirung und anschaulicher Gruppirung philosophischer Probleme einen Einblick in Ihre Vorlesungen und durch ihren wahrhaft Lessing'schen Schluß einen erhebenden Eindruck. Sie klagen über Cotta und mögen wissen warum; daß er aber Ihre Reden (wie mein sel. Rektor in Ludwigsburg zu sagen pflegte) „höllisch nobel“ ausgestattet, muß man ihm lassen. Schade, daß Sie nicht auch die neue Auflage Ihrer Geschichte der Philosophie, zu deren Nothwendigkeit ich Ihnen von Herzen Glück wünsche, bei ihm erscheinen lassen können.

— Von meinen Arbeiten ist wenig zu sagen. Ich wälze eben fort und fort mein Faß, und bin, nachdem ich nun so ziemlich alles Neuere über die Materie gelesen, im Augenblick mein eigener Leser, d. h. ich lese mein mir ganz fremd gewordenes Leben Jesu wieder. Ob etwas herauskommen wird, weiß ich nicht. Oft fällt mir dabei eine Stelle aus Spittlers Württemb. Geschichte ein. Als der Herzog Eberhard Ludwig, nachdem er 20 Jahre mit der Grävenitz gelebt, sich wieder mit seiner Gemalin vereinigt hatte, hoffte er von ihr noch Descendenz zu gewinnen, und beim ersten Anschein gesegneter Umstände stellte man Kirchengebete an. „Man betete bis in den 11. Monat, erzählt Spittler, aber auch im 11. Monat stellte weder Prinz noch Prinzessin sich ein“ . . .

436. An Gervinus.

Heilbronn, den 17. August 1862.

— — Ein anderer Grund, der mich das Wort gegen Sie so lange nicht finden ließ, lag in Ihrem Brief, wo mich Ihr Urtheil über meinen Kerners-Nekrolog — nicht gekränkt, denn ich hatte das Ding nicht gern, mithin, wie ich wohl wissen konnte, auch nicht gut gemacht — sondern erschreckt hatte. Sie hatten aus jenem Aufsatz eine diametral verschiedene Anlage unserer beiderseitigen Naturen herausgelesen, und da ich den Grund eines so fremden Gegenübertretens in dem Schriftstück nicht zu finden vermochte, so dachte ich, die Sache

sei Ihnen anderweitig klar geworden, und sah in jenen Worten eine Art von Absagebrief, wo es dann wirklich Ihrer Herzlichkeit gegen meine Tochter bedurfte, um mich wieder einigermaßen zu beruhigen. Kurz über die Sache zu sein, so glaubte ich meine Fähigkeit, mit einer verfehlten Richtung zu brechen, in meinem Urtheil über Kerner's Magnetica hinlänglich gezeigt zu haben; ihm selbst aber den gleichen Sprung über den Graben zuzumuthen, hinderte mich der Umstand, daß ich, als ich mich von seinen Ansichten trennte, ein junger Mensch, er ein um 22 Jahre älterer fertiger Mann war; und daß ich ihn in meinem Urtheil persönlich mit Schonung behandelte, dabei bin ich mir keiner Cameraderie, sondern des Geltenlassens der Eigenthümlichkeit, worin ich möglicherweise zu weit gehen mag, bewußt, auch zog ich vor, manchen Tadel, statt ihn auszusprechen, nur scherzhaft anzudeuten. Doch ich bin gewiß, wenn Sie den eigentlich gegen meinen Aufsatz geschriebenen Artikel in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (von Rümelin) gelesen haben, werden Sie von selber auf mildere Gedanken über den erstern gekommen sein.

437. **An Rapp.** Heilbronn, den 18. September 1862.

— Mit Kuno Fischer machte ich eine kleine Reise nach Urach und Tübingen, jenes, um ihm eine der schönsten Gegenden unseres Landes zu zeigen, dieses, um die alte Heimath in guter Gesellschaft einmal wieder zu sehen. Wir hatten das schönste Wetter und waren sehr zufrieden mit unserer Unternehmung. In Tübingen war schon Alles fort, nur den Stiftsbibliothekar Preuner[1]) trafen wir noch, der uns auch sehr gefällig überall herumführte. Im Stift freute ich mich der alten Räume sehr; auf meiner ehemaligen Repetentenstube fand ich freilich ganz andere Geister eingezogen, indem die Wände mit lauter Bildern von Mystikern und Frommen behängt waren. —

438. **An Zeller.** Heilbronn, den 24. September 1862.

— — In der Sache finde ich weniger, daß Du mir Unrecht geben werdest; auch hast Du gewiß in dem ganzen Zusammenhang der Anzeige[2]) meine correcte Gesinnung gegen Baur nicht verkannt.

---

1) Jetzt Professor in Greifswald. — 2) Von Baur's Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts in der „Süddeutschen Zeitung" 14.—16. Aug. 1862.

Ich leugne nicht, daß in den letzten Jahren, seit ich mich wieder mit Theologie beschäftige, beim Durchlesen der Arbeiten Baur's über die Evangelienkritik in Deiner Zeitschrift und sonst, mich öfters eine bittre Stimmung beschleichen wollte über die wegschiebende, überhinsehende Art, die er gegen mich beobachtet; eine solche Stimmung gegen einen Mann, den ich, er mochte es mir machen, wie er wollte, dennoch nicht umhin konnte zu verehren und zu lieben, war mir überaus peinlich; um so wohlthätiger lösend trat nun dieses neueste Werk ein, das, eben weil er es nicht für das große Publikum bestimmt hatte, die Art, wie er für sich dachte und empfand, um so unbefangener sehen läßt.

Das Andenken an Baur in mir zu erneuern, war mir kürzlich auch eine Reise nach Tübingen Veranlassung, die ich mit Kuno Fischer, der uns mit einem Besuch erfreut hatte, machte; es war eben 26 Jahre, daß ich das letztemal dort gewesen war, mir also sehr Vieles, unter Anderem die Aula, mit dem höchst bedeutenden Bildniß Baur's, neu.

439. **An Gervinus.** Heilbronn, den 24. September 1862.

Freund Kuno hat Ihnen, wie er mir schreibt, zuletzt Grüße von mir ausgerichtet und Ihnen gesagt, wie wir hier leben. Wir haben etliche angenehme Tage hier und etliche nicht minder erfreuliche auf einer kleinen Reise nach Urach und Tübingen miteinander verlebt, wenn auch seine Bitterkeit über die Schlußwendung seiner Heidelberger Berufungsangelegenheit bisweilen einen Schatten hineinwarf. Seine Geistesfrische und Regsamkeit hat mir recht wohlgethan, und auch die Kinder hat er auf's Neue an sich gezogen; nur innerlich milder habe ich ihn leider nicht gefunden.

Unterdessen ist auch die in Ihrem Schreiben vom Wildbad angekündigte erste Lieferung Ihres Shakespeare angekommen und von mir mit der Beflissenheit aufgenommen worden, wie ein Bekannter, dem man sich bewußt ist bei einem früheren Besuch nicht gerecht geworden zu sein. Die erste Bekanntschaft mit dem Buche machte ich in München, ehe ich mit Ihnen persönlich bekannt geworden war, und da werden Sie selbst begreiflich finden, daß mir Manches darin schroffer erschien, als es mir jetzt, da ich Sie kenne, erscheint. Ueberhaupt war dies der Eindruck Ihrer Werke, insbesondere auch der Geschichte der deutschen Nationallitteratur auf mich, daß sie mich zwar

und Macdonald vielmehr wesentlich in ihrer falschen Gewissensberuhigung liegt. Doch wie gesagt, das sind treffliche themata für mündlich; Schade, daß Sie Ihren Gedanken, uns hier zu besuchen, nicht ausgeführt haben.

425. An Rapp.

Heilbronn, den 20. September 1861.

Weil ich Dich nicht selbst besuchen kann, schicke ich Dir ein Bildchen von mir. Die Veranlassung, daß ich es kürzlich machen ließ, gab Frau Gervinus, die ihrem Mann eine solche Duodez-Gallerie seiner Freunde schenken wollte. — Du mußt es nun eben gut verstecken, daß es kein Dekan und kein Prälat zu Gesicht bekommt, sonst schicken sie Dich noch auf einen höheren Schwarzwald hinauf, als wo Du schon bist.

Soweit gebracht,
Daß wir bei Nacht
Allvater heimlich singen.

Was den Cäsar betrifft, so habe ich natürlich nicht gegen ihn, sondern nur gegen Mommsen gesprochen. Ich halte ihn sehr hoch und werth und stelle ihn sowohl über Napoleon (als Menschen) als über Friedrich (als Genie). Aber nichts ist mir unleidlicher, als die dumme Art, dadurch zu idealisiren, daß man die Grenzen einer Persönlichkeit verwischt. Wenn mir also einer den Cäsar zu einem Normalmenschen macht, sage ich, daß Cäsar ein Lump war. Kommt mir dann aber einer und spricht von Cäsar wie von einem Lumpen und sonst nichts, so werde ich dem Sprecher zu verstehen geben, daß er ein Tropf ist.

426. An Kuno Fischer.

Darmstadt, den 7. Oktober 1861.

— — Was nun den Inhalt des 2. Theils Ihres Schreibens betrifft, so brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, wie tief er mir zu Herzen gegangen ist. Auch nicht wie groß für mich persönlich die Freude wäre, Sie in Heidelberg zu wissen, und so einer möglichen Wiedervereinigung mit Ihnen entgegensehen zu dürfen. Mit Zellers Berufung war es, als er mir vor etwa 3 Wochen schrieb, nicht weiter, als die Zeitungen meldeten, ein Ruf noch keineswegs ergangen. Dagegen können Sie sich denken, daß sowohl Reichlin-Meldegg leichter zu bestimmen war, auf ihn als auf Sie anzutragen,

wie daß Schenkels liberale Schwenkung jetzt auch manche freier Denkende und Ihnen Geneigte bewogen haben mag, einen von ihm unversöhnlich Beleidigten zu vermeiden. Was Gervinus betrifft, so dürfen Sie bei ihm auf die alte Freundschaft sicher rechnen, und so lieb ihm auch Zeller ist, so hat er doch gegen mich geäußert, daß ihn seine Aussichten nur halb freuen können, da er sich des Gefühls Ihres ersten Anrechts auf die Stelle nicht entschlagen könne. Nun komme ich in 8 Tagen nach Heidelberg, das ich im Herweg nur durchgereist bin, und werde jedenfalls Gervinus sprechen. Wünschen Sie, so trag ich ihm unter 4 Augen die Sache vor, und schreib' Ihnen dann seine Ansicht. Es ist für uns Freunde nicht ohne Peinliches, daß die Wahl gerade zwischen Ihnen und Zeller steht, und ich bin gewiß, auch jedem von Ihnen Beiden wird der Erfolg nur die halbe Freude machen, so lange nicht auch der Andre auf den ihm gebührenden Posten gestellt ist. Was insbesondere mich betrifft, so kennen Sie meine alte Freundschaft für Zeller, aber die Versicherung kann ich Ihnen aus aufrichtigem Herzen geben, daß ich mit keinem selbst meiner ältesten Freunde so gerne wieder vereinigt wäre, als mit Ihnen, da mich noch keiner so geistig verjüngt und erfrischt hat.

427. An Meyer.

Heilbronn, den 2. November 1861.

Durch Ihre litterarischen Sendungen haben Sie mir große Freude gemacht. Den Artikel über die Kaulbachsbilder zu Goethe las ich jetzt erst im Zusammenhang und fand ihn sehr gut und überzeugend. Das Stück Geschichte der französischen Malerei aber, welches das hier zurückfolgende Heft enthält, finde ich vortrefflich. Man sieht, daß Sie auf gründlichem Studium sicher fußen; die Nachweisung des Zusammenhangs zwischen Kunst und Leben ist höchst belehrend, die Darstellung anschaulich, natürlich, gewandt, und doch ohne Pretension.

Ich kann Ihnen aus vollem Herzen zu diesem Eintritt in die litterarische Laufbahn gratuliren. Daß Sie bei solcher Arbeit recht innerlich glücklich sind, kann ich mir denken. Sie haben nun eine Thätigkeit gefunden, die Ihrem Leben Zweck und Inhalt gibt. Sie ist Ihrer Natur und Ihren Verhältnissen gleich angemessen. Denn auch das gehört dazu, daß einer zum Reisen so die Mittel hat wie Sie. — — —

428. **An Rapp.**

Heilbronn, den 5. November 1861.

Vor 8 Tagen war ich mit den Kindern bei Kerner. Sein elender Zustand, namentlich die Schlaflosigkeit, drückt ihn sehr darnieder, so daß er oft weint. Als er uns allein hatte (es war ein anderer Besuch da gewesen), thaute er auf, erzählte von den Besessenen und das so komisch, daß Alle lachten und er mit. Den Kindern ist er sehr merkwürdig und sie gehen gerne mit mir hin. Auch an anderen jungen Leuten habe ich das bemerkt, und es zeigt den natürlichen Sinn der Jugend für das Poëtische. Denn eine poëtische Natur wird Kerner bis zum letzten Hauch bleiben.

— Eine Ruthe habe ich mir über den Rücken gebunden durch einen Gedanken, den ich bei den hiesigen Professoren anregte: zu Gunsten der deutschen Flotte im Laufe des Winters eine Reihe öffentlicher Vorträge, jeder einen, zu halten. Der Vorschlag fand Anklang und so werde ich daran glauben müssen, etwas in Bereitschaft zu setzen. Goppelt, den ich auch anging, wand sich aalartig; quo teneam vultus mutantem Protea nodo[1])?

Uebermorgen jährt sich meine Berliner Operation; die Erinnerung und der gute Erfolg geben mir doch ein behagliches Gefühl. Mit Gräfe geht's doch auch wieder besser.

429. **An Rapp.**

Heilbronn, den 25. November 1861.

— Ich verfiel (bezüglich des Flottenvortrags) auf Lessing's Nathan, da kann der Special[2]) nachher wieder dagegen predigen, wenn er Lust hat. — Gestern wieder mit Fritz in Weinsberg gewesen bei Kerner. Er hatte Tags vorher Morphium genommen und schlief; nachher kamen wir doch vor. Er ist recht leidend, besonders durch Mangel an Schlaf und künstliche Schlafmittel nervös erregt. Er sprach vom Jenseits, von der ungeheuren Sternenwelt, von deren Bestimmung wir nichts wüßten. „Dagegen" sagte er „sind alle Astronomen und alle Philosophen nur Dreck", bat dann mich um Verzeihung, daß er mich mit dem Dreck nicht gemeint habe. Letzthin habe er Nachts beim Erwachen geglaubt, er sei 4 Apotheker, und seine Wär-

1) „Wie doch knot' ich ihn fest, den Gestalten wechselnden Proteus?"
2) = Dekan, eigentlich: „Specialsuperintendent".

terin Alles verschimpft, als sie ihm versicherte, daß er vielmehr Ein Doktor sei.

Wenn nur Du nicht so allein wärest. Ich kann nicht glauben, daß man Dir Schwierigkeiten wegen der Pensionirung machen sollte. Ich finde, daß ich allmählich gerner hier bin. Insbesondere ist mir der Spaziergang auf dem „Damm" (zwischen Neckar und Neckarsulmer-Straße), wohin ich sehr nahe habe, sehr lieb geworden. Hier fährt kein Wagen, gehen nur wenige Menschen; man wandelt auf einer schmalen, erhöhten Kante, zwischen Wiesen und Feldern, links Fluß — rechts die Hügelreihe, die der Wartberg eröffnet, ein stiller Weg ganz gemacht zur ruhigen Meditation. Von meiner Liebe zur Einsamkeit gäbe ich Dir gern ein Stück ab; mir ist's zu viel und Du könntest's brauchen.

430. An Zeller.

Heilbronn, den 24. Dezember 1861.

— — Das Baur'sche Werk[1]) ist, so weit ich bis jetzt davon gelesen, eine reife Frucht vieljähriger, tiefer Studien, eine köstliche Quintessenz der Kirchen- und Dogmengeschichte des Mittelalters, und reizt sehr das Verlangen, bald auch die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts in seiner Bearbeitung zu erhalten. Ueberdies zweifle ich nicht, daß auch das zwischen beiden liegende, die Kirchengeschichte der Reformation und des 17. und 18. Jahrhunderts, sich leicht aus Baur's Heften müßte druckfähig herstellen lassen; so wie auch die exegetischen Kollegien, z. B. über Johannes (Evangel. und Apokal.), Römerbrief u. dergl. eine solche Bearbeitung bekommen sollten. Dann erst, wenn in diesen Arbeiten der ganze Umfang der Leistungen Baur's übersehbar vorliegt, kann auch, meines Erachtens, mit Erfolg zu einer Biographie geschritten werden. Einstweilen leistet Dein Artikel in den Preuß. Jahrbüchern, zusammengenommen mit dem in Sybel's Zeitschrift, alles Wünschbare.

Sicherers[2]) Gutachten über Deinen Kopf hat mir und den Freunden, denen ich es vorlas, großes Vergnügen gemacht; das Schönste ist doch immer, wo er aus der Diagnose in die Paränese übergeht; aber Geist und Verstand ist, bei aller Tollheit, doch unverkennbar darin.

1) Der dritte Band von Baur's Kirchengeschichte, der nach seinem Tod erschienen war. — 2) Vgl. S. 155.

und Macdonald vielmehr wesentlich in ihrer falschen Gewissensberuhigung liegt. Doch wie gesagt, das sind treffliche themata für mündlich; Schade, daß Sie Ihren Gedanken, uns hier zu besuchen, nicht ausgeführt haben.

425. An Rapp.

Heilbronn, den 20. September 1861.

Weil ich Dich nicht selbst besuchen kann, schicke ich Dir ein Bildchen von mir. Die Veranlassung, daß ich es kürzlich machen ließ, gab Frau Gervinus, die ihrem Mann eine solche Duodez-Gallerie seiner Freunde schenken wollte. — Du mußt es nun eben gut verstecken, daß es kein Dekan und kein Prälat zu Gesicht bekommt, sonst schicken sie Dich noch auf einen höheren Schwarzwald hinauf, als wo Du schon bist.

> Soweit gebracht,
> Daß wir bei Nacht
> Allvater heimlich singen.

Was den Cäsar betrifft, so habe ich natürlich nicht gegen ihn, sondern nur gegen Mommsen gesprochen. Ich halte ihn sehr hoch und werth und stelle ihn sowohl über Napoleon (als Menschen) als über Friedrich (als Genie). Aber nichts ist mir unleidlicher, als die dumme Art, dadurch zu idealisiren, daß man die Grenzen einer Persönlichkeit verwischt. Wenn mir also einer den Cäsar zu einem Normalmenschen macht, sage ich, daß Cäsar ein Lump war. Kommt mir dann aber einer und spricht von Cäsar wie von einem Lumpen und sonst nichts, so werde ich dem Sprecher zu verstehen geben, daß er ein Tropf ist.

426. An Kuno Fischer.

Darmstadt, den 7. Oktober 1861.

— — Was nun den Inhalt des 2. Theils Ihres Schreibens betrifft, so brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, wie tief er mir zu Herzen gegangen ist. Auch nicht wie groß für mich persönlich die Freude wäre, Sie in Heidelberg zu wissen, und so einer möglichen Wiedervereinigung mit Ihnen entgegensehen zu dürfen. Mit Zellers Berufung war es, als er mir vor etwa 3 Wochen schrieb, nicht weiter, als die Zeitungen meldeten, ein Ruf noch keineswegs ergangen. Dagegen können Sie sich denken, daß sowohl Reichlin-Meldegg leichter zu bestimmen war, auf ihn als auf Sie anzutragen,

wie daß Schenkels liberale Schwenkung jetzt auch manche freier Denkende und Ihnen Geneigte bewogen haben mag, einen von ihm unversöhnlich Beleidigten zu vermeiden. Was Gervinus betrifft, so dürfen Sie bei ihm auf die alte Freundschaft sicher rechnen, und so lieb ihm auch Zeller ist, so hat er doch gegen mich geäußert, daß ihn seine Aussichten nur halb freuen können, da er sich des Gefühls Ihres ersten Anrechts auf die Stelle nicht entschlagen könne. Nun komme ich in 8 Tagen nach Heidelberg, das ich im Herweg nur durchgereist bin, und werde jedenfalls Gervinus sprechen. Wünschen Sie, so trag ich ihm unter 4 Augen die Sache vor, und schreib' Ihnen dann seine Ansicht. Es ist für uns Freunde nicht ohne Peinliches, daß die Wahl gerade zwischen Ihnen und Zeller steht, und ich bin gewiß, auch jedem von Ihnen Beiden wird der Erfolg nur die halbe Freude machen, so lange nicht auch der Andre auf den ihm gebührenden Posten gestellt ist. Was insbesondere mich betrifft, so kennen Sie meine alte Freundschaft für Zeller, aber die Versicherung kann ich Ihnen aus aufrichtigem Herzen geben, daß ich mit keinem selbst meiner ältesten Freunde so gerne wieder vereinigt wäre, als mit Ihnen, da mich noch keiner so geistig verjüngt und erfrischt hat.

427. An Meyer.

Heilbronn, den 2. November 1861.

Durch Ihre litterarischen Sendungen haben Sie mir große Freude gemacht. Den Artikel über die Kaulbachsbilder zu Goethe las ich jetzt erst im Zusammenhang und fand ihn sehr gut und überzeugend. Das Stück Geschichte der französischen Malerei aber, welches das hier zurückfolgende Heft enthält, finde ich vortrefflich. Man sieht, daß Sie auf gründlichem Studium sicher fußen; die Nachweisung des Zusammenhangs zwischen Kunst und Leben ist höchst belehrend, die Darstellung anschaulich, natürlich, gewandt, und doch ohne Pretension.

Ich kann Ihnen aus vollem Herzen zu diesem Eintritt in die litterarische Laufbahn gratuliren. Daß Sie bei solcher Arbeit recht innerlich glücklich sind, kann ich mir denken. Sie haben nun eine Thätigkeit gefunden, die Ihrem Leben Zweck und Inhalt gibt. Sie ist Ihrer Natur und Ihren Verhältnissen gleich angemessen. Denn auch das gehört dazu, daß einer zum Reisen so die Mittel hat wie Sie. — — —

Nun sehen Sie aber hier freilich an einer hübschen Probe, was es mit meiner demnächst 55jährigen Klugheit auf sich hat: indem ich mich anklage, in meinem frühern Schreiben auf ein gewisses Thema mich eingelassen zu haben, komme ich noch einmal und noch tiefer hinein, und wenn also mein voriger Brief etwas übel gemacht hat, muß dieser es noch ärger machen; deswegen es hohe Zeit ist, davon abzubrechen.

443. An Zeller.

Heilbronn, den 8. Januar 1863.

— — Ich bin begierig zu vernehmen, wie Du Dich in Heidelberg — akademisch und gesellig — eingelebt hast; mit Gervinus zusammenhängend umzugehen, ist Dir gewiß viel werth; so sehr er alle Sachen von einer andern Seite sieht als wir, so trifft man doch in der Regel schließlich mit ihm zusammen, — außer etwa in aestheticis, wo ich am wenigsten mit ihm fortkommen konnte und noch kann. Er nimmt mir da Alles zu praktisch, moralisch, politisch, und hat für das reine, den Geist entfesselnde Spiel in der Kunst keinen Sinn. So macht mir sein Shakespearecultus, so viel Treffliches er über dessen Dichtungen an's Licht gefördert hat, doch schließlich nicht wohl, er macht mir einen Eindruck wie das Wesen der Swedenborgianer mit Swedenborg, ich empfinde etwas Unreifes, Exclusives, dem ich davonlaufe. Doch das sind Kleinigkeiten; aber wie viel werth ist der ganze Mann, wo trifft man solche Lauterkeit der Gesinnung, solchen Adel des ganzen Wesens, mit so viel Milde und Humanität? Ob er für eigentlich persönliche Freundschaft (für politische gewiß) Sinn hat, habe ich freilich öfters gezweifelt.

444. An Käferle.

Heilbronn, den 28. Februar 1863.

Da ich nicht weiß, ob Du den Merkur liesest, so weiß ich auch nicht, ob Du schon Kenntniß hast von der traurigen Nachricht, die ich Dir heute mitzutheilen habe, daß nämlich heute vor 8 Tagen mein guter Bruder gestorben ist. Ich wollt' es Dir von Darmstadt aus, wohin ich auf die unerwartete Nachricht eilte, schreiben, kam aber dort im Drang der Umstände nicht dazu. Seit Weihnachten war er leidender als sonst, doch nicht schlimmer scheinbar als schon öfters; nur 2 Tage hütete er das Bett, als am Abend des 2. Tags, nachdem er eben aus dem Bett gewesen und wieder selbst hineingestiegen war, ein Herzschlag seinem Leben und Leiden ein Ende machte. Die Section,

die wir vornehmen ließen, ergab eine Verwachsung der einen Herzklappe und eine beträchtliche Verengung des Durchgangs für das Blut, die möglicherweise einen langsamen und sehr schmerzlichen Tod hätte zur Folge haben können. Ich geleitete ihn mit seinen 4 Söhnen und 2 Schwägern zum Grabe, wo die Heidelerchen aus dem nahen Wäldchen erbaulicher zu hören waren, als des Pfarrers Gebet. Nachher sprach ich im Kreise der Familie noch ein paar Worte, die ich soeben für die nächsten Freunde drucken lasse, und Du in der nächsten Woche in 2 Exemplaren (eins für Freund Holland) erhalten wirst. Ich weiß, Du wirst dem Verstorbenen ein freundliches Andenken bewahren, und es freut mich, ihn in dem Gedächtniß gerade meiner liebsten Freunde fortlebend zu wissen.

Da er an meinen wissenschaftlichen Arbeiten von jeher innigen Antheil genommen, besonders aber für die Schrift, die ich jetzt unter der Feder habe, ihrer Bestimmung für das Volk wegen sich lebhaft interessirte, so gedachte ich im Stillen, ihm diese zu widmen, und hatte etwa um Weihnachten, mitten unter der Arbeit an dem Buche, die Dedication entworfen. Allein da ich den Bruder überraschen, auch von einem noch nicht fertigen Buche keine Dedication zum Vorschein bringen wollte, so schrieb ich ihm nichts davon. Bisweilen beschlich mich die Furcht, er möchte es nicht erleben, und nun ist es wirklich so gegangen. Meine Schwägerin, der ich den Entwurf zeigte, versicherte mich unter vielen Thränen, eine größere Freude hätte ich ihm nicht machen können.

445. An Amalie Strauß.

Heilbronn, den 28. Februar 1863.

Liebe Schwägerin!

Ich bin wohlbehalten aber betrübt nach Hause gekommen, und noch bis diesen Augenblick nicht im Stande gewesen, mich wieder ganz zu fassen und zu sammeln. Wie wird es erst Dir sein — und doch glaube ich, war unser Weggehen gut; Du warst, die sonstigen Besuche dazugerechnet, allzusehr im Getümmel.

Diesen Morgen habe ich die Blättchen von Wilhelms Hand, die ich mitgenommen, zu entziffern und abzuschreiben angefangen; sie sind gar interessant und hübsch; eins enthält gewissermaßen sein Glaubensbekenntniß, das ihm in jeder Beziehung Ehre macht. Du erhältst die

Originale gewissenhaft zurück; sei aber so gut, was Du noch Aehnliches findest, mir ja Alles mitzutheilen.

Wegen der Rede habe ich mir es überlegt, und zur Ehre des Verstorbenen, wie zu Deiner Bequemlichkeit als das Passendste gefunden, sie in 50 Exemplaren zur Mittheilung an Freunde drucken zu lassen, wovon Du in nächster Woche die Hälfte bekommen sollst, die andere will ich austheilen. — — —

Und nun lebe für heute wohl, auf's Herzlichste gegrüßt

von Deinem treuen Schwager

D. F. Strauß.

446. An Meyer. Heilbronn, den 13. März 1863.

— — Für Ihren Aufsatz[1]) finde ich das Lob, das ihm zu Theil geworden, wohl verdient; ich habe ihn unter Vergleichung des Bildes gelesen und Ihre Ausstellungen wohlbegründet, klar und maßvoll ausgesprochen gefunden. Die Frage drängte sich mir am Schlusse auf: Wenn die Malerei doch die Legende nicht mehr zum Gegenstande nehmen soll, und die Geschichte nicht zum Gegenstand nehmen kann, was bleibt ihr dann? Genre und Landschaft sind ganz schöne Fächer, aber sie haben ein Höheres über sich; worin soll dies bestehen? Kann es wirklich die Geschichte nicht sein? und liegt es nicht vielleicht blos daran, daß man die rechte Art, die Geschichte malerisch zu machen, noch nicht gefunden hat? Wäre es nicht das, sondern die Geschichte wirklich kein Stoff für die Malerei, dann müßte man sich gestehen, daß deren beste Zeit vorüber und von jetzt an nur noch eine Nachblüthe möglich sei. Wie Sie sich zu dieser Frage stellen, wäre mir sehr interessant zu wissen; ich habe keine feste Ansicht darüber, und bin für jede bessere Belehrung empfänglich.

Wie freut mich Ihr rüstiges Fortarbeiten. Die Zeit, die einem so verfließt, ist die glücklichste des Lebens. Für mich ist sie leider vorbei; ich bewundere unsern Neumann, der mit 65en noch so frisch und produktiv ist; ich bin's leider schon mit meinen 55 nicht mehr.

Meine Arbeit geht wohl so nach und nach vorwärts, aber es ist nicht mehr der Zug wie sonst. Auch wird es die letzte, wenigstens die letzte größere sein, die ich mache.

---

1) „Die deutsche Kunst und Kaulbachs Zeitalter der Reformation", Grenzboten 1863. I. S. 241 ff.

447. **An Rapp.** Heilbronn, den 24. März 1863.

— Vischer habe ich durch seinen Sohn einladen lassen, wenn er ins Land kommt, uns hier zu besuchen, ob ers thun wird, muß ich erwarten. Ich denke, die pallida mors[1]), die bei einem und dem andern anklopft, sollte mahnen, die sich rasch verkürzende Frist nicht durch kleinen Zank zu verlieren.

448. **An Schöll.** Heilbronn, den 18. April 1863.

So eben habe ich Deinen Goethe-Staatsmann[2]) vollendet, und muß Dir gleich für die Freude und Belehrung danken, die Du mir dadurch gewährt hast. In Jahren habe ich nichts gelesen, das mir so im Innersten wohlgethan, mich so eigentlich erbaut hätte. Was gibt es auch Schöneres, als wenn Etwas, das man immer gern geglaubt hätte, das man aber gegen die offenliegenden Schwierigkeiten und Einwände durchzusetzen nicht im Stande war, wenn das einem nun von einem mit allen Belegen Ausgerüsteten nachgewiesen und außer Zweifel gestellt wird? Du hast mit dieser Arbeit etwas überaus Dankenswerthes geleistet, was die ganze Ansicht von Goethe's dichterischer Entwicklung umgestalten muß, und worin zugleich für die Verständigung über Wesen und Bestimmung moderner Poesie die bedeutendsten Fingerzeige enthalten sind. Schon die Blumenlese aus Goethe's Selbstbekenntnissen während der 10 ersten Weimar'schen Jahre, die Du zusammengebracht hast, ist unschätzbar. Im Einzelnen da und dort gelesen hat man das wohl auch, aber so zusammengedacht nicht. Dann welche Belehrungen, vor Allem zwar über Wilhelm Meister, außerdem aber noch über manche kleinere Dichtung Goethe's, schöpft man aus Deiner Darstellung; welche goldenen Worte hast Du nur z. B. über den auch mir immer besonders lieb gewesenen Mieding gesagt?

Wolltest Du freilich vor meinem lästigen Ceterum censeo[3]) gesichert sein, so hättest Du mir die Arbeit nicht schicken sollen. Denn daß dieses nun von meiner Seite verstärkt wiederkehren muß, ist na-

1) „Der blasse Tod.“ („An der Könige Schlösser und an des Armen Hütte klopfet gleichen Schrittes der blasse Tod an.“ Horaz.) — 2) „Goethe als Staatsmann“, Preuß. Jahrbb. 1862, 423 ff. 585 ff. 1863, 211 ff. — 3) Cato's bekanntes: „Ferner stimme ich“ (für die Zerstörung Karthago's).

türlich. Ich bin gewiß, daß Du auch auf den philologisch-archäologischen Gebieten, die Dich Deinem Schreiben zufolge zeitweise seitabziehen, Licht und Verständigung bringend wirkst; aber, mit Merck zu reden, das können die Andern auch; dagegen uns über Goethe und seine Entwicklung als Mensch und Dichter solche Lichter anzünden, wie Du auch in dieser Arbeit gethan, das kannst unter den Lebenden — dies ist meine innigste Ueberzeugung — nur Du. Nun ist es ja gut, daß, wie Du schreibst, auch Goethe's Verhältniß zum Theater Dir Anlaß gegeben hat, Dich darüber auszusprechen; allein willst Du denn immer nur einem künftigen Biographen Goethe's Material liefern, da Du das Titelbild ausführen könntest? Am Ende liegt die Schwierigkeit für Dich darin, daß Deine Stellung Dir den Weimarschen Goethe besonders nahe und lebendig macht, und Du, um ein Ganzes zu liefern, mit dem Frankfurter anfangen müßtest. Aber ist das eine Schwierigkeit, die sich nicht überwinden ließe?

449. An Zeller.

Heilbronn, den 3. Mai 1863.

— — Von Vischers Besuch wird Dir Georgine gesagt haben, der ich davon schrieb; ich freue mich sehr, diese Differenz ausgeglichen zu wissen, so weit sie sich eben ausgleichen läßt; er legt auch dem Freund gegenüber die Waffen nie ganz ab, und alle Augenblicke im Gespräch glaubt man zu bemerken, wie er an das Seitengewehr greift. Das hat etwas Unbehagliches, doch es ist nun einmal seine Art geworden, und so muß man sich drein ergeben.

450. An Meyer.

Heilbronn, den 11. Mai 1863.

— — Unsere Debatte über Geschichte als Vorwurf der Malerei betreffend, finde ich mich mit Ihrem Satze, daß dies nur insoweit angehe, als die Geschichte im allgemeinen Bewußtsein lebe, in voller Uebereinstimmung; nur halte ich die Erfüllung dieser Bedingung nicht für so schwierig und weitaussehend, als Sie sie dafür zu halten scheinen. Ist denn nicht für den Engländer seine Elisabeth, Maria Stuart u. s. w., für den Franzosen sein Napoleon I. und die Hauptscenen seines Lebens, für den Deutschen, wenigstens prostetantischen Antheils, sein Luther, Friedrich II. u. s. f. — sind das nicht für die betreffenden Völker Figuren, die im allgemeinen Bewußtsein, in der

Phantasie eines jeden leben? Und hat nicht die ganze Litteratur der Gegenwart, auch in an und für sich schwachen Produktionen, wie so manchen historischen Romanen, die Richtung, dergl. Figuren immer mehr in das allgemeine Bewußtsein zu bringen? Vor 3 Wochen war Vischer von Zürich bei mir zum Besuch. Ich fragte ihn, ob er Ihre neueren Arbeiten gelesen habe; es fand sich, daß ihm in der Schweiz nur Einzelnes bekannt geworden war, wovon er mit Anerkennung sprach, doch hinzusetzte, der Fries'sche [1]) Einfluß sei ihm daran in bedenklicher Weise bemerkbar gewesen. Da, wie Sie sich erinnern, dies schon früher auch meine Beobachtung war, so muß an solcher übereinstimmender Wahrnehmung doch wohl etwas sein. Es versteht sich, daß ich dies, sowohl von Vischer, als von mir, blos Ihnen sage; ich setze also hinzu: Daß ein Landschaftsmaler, der an Ueberschuß der Reflexionsbildung über sein produktives Vermögen leidet, mithin am wenigsten in seinem engen Fach als Landschaftsmaler befriedigt sein kann, sondern von Herzen gern Historienmaler wäre, wenn es nur ginge, daß dieser, weil es eben nicht geht, zu seiner Beruhigung die Geschichtsmalerei für eine unmögliche Sache erklärt, ist sehr begreiflich; aber der Kunstkritiker und Kunsthistoriker thäte sehr unrecht, wenn er sich von der Bitterkeit des Malers anstecken ließe.

Ich habe Fries'ens Vorzüge als Künstler, wie als Mensch nie verkannt; aber wenn er in's Urtheilen über Raphael 2c. hineinkam, oder auch nur von Cornelius oder Kaulbach sprach, wurde mir des subjektiv pathologischen Beigeschmacks wegen wind und weh.

451. An Meyer.

Heilbronn, den 16. Mai 1863.

Aus Ihrem werthen Schreiben vom 13. ersehe ich mit Bedauern, daß mein letzter Brief Sie turbirt hat, was er gar nicht sollte. Und weil ich nicht möchte, daß diese Stimmung in Ihnen auch nur einen Tag länger dauern möchte, als nun schon nicht zu vermeiden ist, antworte ich gleich.

Nehmen wir also die Sache, wie sie liegt. Daß ich in Kunstsachen lediglich Dilettant bin, der auch dieses Dilettiren bald wieder hat aufgeben müssen, und nun seit Jahren aller Kunstanschauung ent-

1) Der Maler Fries, früher (vgl. Br. 314) in Heidelberg, später in München.

fernt lebt, wissen Sie am besten. Ebenso wußte ich meinerseits, daß ich Ihnen auf Ihre Mittheilungen über Ihre Kunststudien nichts zu geben hatte, als was ein Mann meiner Art aus seiner sonstigen Bildung dem, der sich in ein jenem fremdes Fach hineinarbeitet, bieten kann.

Hatte ich nun einmal Gelegenheit, über die Bestrebungen dieses Freundes mit einem Mann eben jenes Faches zu reden und eine Bemerkung dankbar von ihm zu vernehmen, die mir deswegen besonders auffiel, weil auch ich schon Aehnliches gedacht hatte, so erschien es mir als Pflicht, eine solche Bemerkung des Fachgenossen dem Freunde nicht vorzuenthalten. Daß die Meinungen des Technikers, mit dessen Hülfe der von der Seite der litterarisch-ästhetischen Bildung Herkommende sich in das Fach der Malerei hineingearbeitet hat, auf diesen einen bestimmenden Einfluß üben, von dem er sich nur allmählich loswickeln wird, das scheint mir eine so natürliche Sache zu sein, daß er sich derselben nicht zu schämen, oder die Vermuthung eines Dritten, daß es sich so verhalten möchte, als Kränkung aufzufassen hätte. Nur davor wird er sich in Acht zu nehmen haben, daß er sich nicht auch von dem in den Meinungen jenes Technikers bestimmen lasse, was nicht aus dessen technischem Vermögen, sondern im Gegentheil aus der Grenze dieses Vermögens, mithin aus seinem Unvermögen kommt. Das wäre aber gleichfalls etwas, das dem Besten begegnen kann, wovor man den Besten warnen darf. Daß der Warnende, d. h. ich, unserem Techniker hierin Unrecht thäte, wäre allerdings möglich.

Für alle pathologischen Erscheinungen, die aus zurückgetretenem Ehrgeiz, verschnupftem Selbstgefühl und dergl. herrühren, habe ich deswegen eine besonders scharfe Witterung, weil ich weiß, wie viel Mühe es mich selbst gekostet hat, dieses Zeug immer wieder auf die Haut herauszutreiben. Aber wie es in solchen Fällen geht, der Arzt, der sich auf eine gewisse Krankheitsart besonders eingeübt hat, sucht diese wohl auch, wo sie nicht ist. Das habe ich nicht vergessen, und will daher nur vermuthet haben.

Warum mir aber Ihre Stellung zur historischen Malerei, als solcher (nicht zu einzelnen Leistungen; Ihrem Urtheil über Kaulbach stimme ich ja, so weit ich es und ihn kenne, bei) wider den Mann ist, kommt daher, weil sie mir die geschichtliche Perspective verbaut. Wenn mir jemand sagt: mit der Plastik ist's zu Ende, denn die monumen-

tale, die wir allein noch haben können, ist nur eben noch das unterste Ende dessen, was in der guten Zeit Plastik war, so braucht er mir gar nicht erst die Ursachen auseinanderzusetzen, warum dem so sei, die Züge der neueren Zeit, die der Plastik widerstreben, das Fehlen derjenigen, die in der alten sie begünstigten; die Sache spricht für sich selbst. Sagt mir aber einer: Auch mit der Malerei ist's aus, so frage ich billig: warum? wie so? Antwortet er: nun, nicht schlechterdings aus; mit der Heiligenmalerei freilich — nun, wer sich noch das Zeug dazu zutraut, der mag's probiren; dann aber ist ja noch die Landschaft, ist das Genre, damit mag man sich noch lang ergötzen, nur mit der Geschichtsmalerei, die man an die Stelle der Heiligenmalerei setzen will, ist's nichts und kann nichts werden — so sage ich: wenn es so ist, so ist's in meinen Augen wirklich aus mit der Malerei, wie mit der Plastik, denn mit jeder Kunst ist's aus, deren Krone verdorrt ist, und die nur noch in Nebenschößlingen vegetirt. Dazu aber, daß es mit der Malerei ebenso aus sein müßte, wie mit der Plastik, kann ich die Ursachen weder in dem Wesen der Malerei entdecken, noch in den Eigenschaften unserer Zeit.

Gesetzt aber selbst, es wäre so, — denn gewiß könnte es ja doch niemand wissen, wie Sie selbst anerkennen, — so wäre es für den Kritiker und Historiker doch besser, von der besseren Möglichkeit auszugehen, als von der schlimmeren. Ich führe Ihnen eben Vischer als warnendes Beispiel an. Er hat einmal erklärt, in unserer Zeit sei keine ächte und volle Poësie möglich. Er hat nicht gesagt, sie sei für alle Zukunft unmöglich, sondern nur bis auf Weiteres, bis neue politische Zustände gegründet seien. Aber er hat aufgefordert, ihm von neuen Dichtungen zu zeigen, welche man wolle, in jeder erbiete er sich ein Haar zu finden.

Er hatte vielleicht, er hatte vermuthlich Recht. Aber er hat dadurch sich und der Sache, der er dienen wollte, sehr geschadet. Ein solches verbum mali ominis[1]) wendet dem Kritiker nothwendig alle jungen productiven Kräfte ab, beraubt ihn also des besten Theils seiner Wirksamkeit.

Doch genug und auch dies nur, um meine Meinung bei Ihnen in das rechte Licht einer harmlosen Erinnerung zu stellen. — —

1) „Unheilsprophezeiung."

452. **An Vischer.** Heilbronn, den 22. Mai 1863.

Also letzten Sonntag hast Du Deine Uhlandsrede gehalten, wie ich aus den Zeitungen sehe; wozu ich bestens gratulire. Unterdessen ist ja nun auch Notter's Buch erschienen, und ich habe es so ziemlich durchgelesen. Es ist zwar eine eilfertige und auch sonst, wie der Verfasser selbst, etwas zapplige und fiselige [1]) Arbeit; doch bringt sie viel schätzbares Material, und auch das freie Urtheil, das sie sich überall erlaubt, hat mich gefreut. Auf bestimmte Begriffe zwar bringt sie die Mängel des Dichters nicht, auch tadelt sie ihn manchmal, wie mir scheint, am unrechten Ort; dafür bringt sie aber für manches Gedicht höchst werthvolle historische Aufklärungen, worunter mir besonders die vom Schwindelhaber viel Spaß gemacht hat, die auch wirklich für die Natur des poëtischen Aperçu typisch ist. Ich freue mich nun auf Deinen Uhlandsaufsatz in den N. Krit. Gängen [2]), und auch die Rede denke ich, wird wohl nicht ungedruckt bleiben.

— Ueber den letzten Sonntag war Schöll bei uns, er kam von Hohenheim, wo er noch ist, wir sprachen natürlich auch von Dir, und ich gab Acht, ob ich, wie Du vermuthetest, irgend eine Verstimmung seinerseits bemerkte; dies war aber nicht im Mindesten der Fall, er sprach von Dir mit aller Herzlichkeit und ohne Spur einer Kränkung oder eines Mißverständnisses. Hast Du seinen Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern über Goethe als Staatsmann gelesen? Es ist eine, wie mir scheint, sehr verdienstliche und bedeutende Arbeit, die eigentlich die Frage untersucht, ob Goethe's Eingehen in Staatsgeschäfte ihm als Dichter geschadet habe, welches mit Nein, im Gegentheil, beantwortet ist. Dabei zeigen sich Goethe's Verhältnisse und Thätigkeiten in Weimar während der ersten 10 Jahre (auf diese Zeit beschränkt sich der Aufsatz) so vielfach in neuer Beleuchtung, daß auch abgesehen von jener speciellen Frage die Lectüre höchst interessant ist.

Mit der Politik steht's gegenwärtig leider so, daß wir gar nichts zu streiten haben. Mit Preußen ist's ja bis auf Weiteres nichts, wie sollt' ich mich also dafür ereifern? Wie es sonst werden soll, sehe ich freilich nicht ab, man muß eben, scheint mir, vorerst abwarten.

---

1) „Zerfaserte." — 2) Krit. Gänge N. F., 4. H. S. 97 ff.

453. **An Schöll.** Heilbronn, den 22. Mai 1863.

— — Gestern früh war ich auf dem Kirchhof mit der Leiche eines guten alten Herrn, des Kaufmanns H....., wobei ich mich über den Pfarrer (der noch unser bester ist) und diese ganze christliche Art, natürlich menschliche Verhältnisse und Schicksale ins Unnatürliche zu verzerren und zu entmenschen, dergestalt alterirte, daß ich, so wie ich nach Hause gekommen war, zur Nachachtung für meine Kinder eine Verordnung aufsetzte, die jede Betheiligung eines Geistlichen bei meiner dereinstigen Leiche untersagt. Der Pfarrer sprach ganz gut über den Verstorbenen, auch wirklich manches Gute; aber alles war durch den Fischthran, in den es getaucht war, ungenießbar gemacht. Wie traurig, dachte ich, wenn die Menschheit gerade bei solchen Anläßen, wo sie sich besinnen sollte, was sie ist, statt über das, was vorliegt, ernsthaft und männlich nachzudenken, lieber mit tauben Nüssen spielt. Denn lauter Nichtrealitäten, lauter Träumereien sind es doch vom ersten Wort bis zum letzten, womit sich die Menschheit bei derlei Gelegenheiten abspeisen läßt, ja es sehr übel nehmen würde, wenn man ihr dabei einmal die beliebten Kinderklappern und Kreuzertrompeten nicht zu vernehmen gäbe. Was ist denn aber an all den Fortschritten, deren sie sich rühmt, wenn sie es noch nicht einmal dahin gebracht hat, eine solche Fundamentalsache, wie der Tod ist, einfach und wahr ansehen zu können? Sind und bleiben denn Lügen ihre unentbehrliche Nahrung? — —

Ich könnte noch lange so fortschreiben, will aber abbrechen.

454. **An Vischer.** Heilbronn, den 17. Juni 1863.

Künzel sagt — damit ich Deinen Brief von hinten herein beantworte — er habe gleich wie ich ihm zum erstenmal Deinen Auftrag ausrichtete, nach Leipzig wegen der Bilder geschrieben, er wolle jetzt moniren.

Nämlich von hinten herein habe ich auch Dein Buch — das 4. Heft der Krit. Gänge, gelesen, das mir seitdem zugekommen ist. Du wirst Dir das so gedacht haben. An den ersten Aufsatz kam ich schon deßhalb schwer, weil mir lange Nichts von öffentlichen Dingen so widerwärtig war, als dieses Frankfurter Schützenfest. Ueberhaupt schon bin ich für dieses Ueberhandnehmen des Festwesens in unsrer Zeit nicht eingenommen. Das Schöne und Wirksame daran sei nicht

verkannt, aber es ist doch auch viel Bummelei dabei. Und es fragt sich, ob für das Volksleben so viel damit gewonnen wird, als für das solide Familienleben damit verloren geht. Das Frankfurter Schützenfest im Besonderen aber gab mir eine trostlose Vorstellung von der babylonischen Sprach- und Begriffsverwirrung, die in Deutschland über das Eine, was uns Noth thut, herrscht.

Heilsame statistische Lection, wirst Du sagen, wohl bekomms! Du hast nicht Unrecht; aber die Moral dieser Lection war für mich, daß es mit Deutschland auf gütlichem Weg nicht gut werden kann. Es ist jedem Stamm noch viel zu wohl hinter seinem Ofen, als daß sie unter Einen Hut zu bringen wären. Da Du das föderative Verhältniß selbst als ungenügend aufgibst, so handelt es sich um eine Spitze, und da hast Du freilich Recht, wenn Du sagst, die preußische mache der Widerstand der Oestreicher, Baiern, Schwaben unmöglich. Wenn Du aber auch den preußischen Staat an und für sich dazu unfähig nennst, so glaube ich, daß Du ihm sehr Unrecht thust. Von der dermaligen und allen bisherigen preußischen Regierungen ist es zuzugeben — aber das Volk zeigt sich ja eben jetzt von einer so tüchtigen Seite, die selbst dem stolzen England Achtung abnöthigt, und es faktisch, was politische Befähigung betrifft, an die Spitze Deutschlands stellt. Wo ist denn in Oestreich, Baiern, Württemberg das Zeug zu einer solchen Kammer wie die preußische? Daß Du das preußische Volk ganz wie die HH. Orges u. Cie. als eine Mischung von Wenden, Franzosen und Juden darstellst, hat mir wirklich leid gethan. Also mit Preußen gehts *dermalen* nicht, weil die Regierung nichts taugt und weil ein Theil der andern Stämme nicht will; aber mit Oestreich sehe ich nicht ein, wie es *jemals* gehen soll, so lang es 1. diese überwiegenden außerdeutschen Anhängsel hat, und so lang es 2. katholisch ist. Ein katholischer Staat kann nie an der Spitze Deutschlands stehen, denn er repräsentirt gerade das nicht, was das Beste an Deutschland ist. Doch für jetzt ist alles Reden und Schreiben vergebens: wir müssen erst, mit Zimmermann zu reden, wieder in den Tigel, die Stunde der Noth muß kommen, da wirds dann werden, nicht wie es soll, sondern wie es kann, da wird nicht die Vernunft, sondern die Gelegenheit entscheiden.

Die Stelle gegen Goethe im 2. Aufsatz fand ich nicht so anstößig im Zusammenhang, als sie mir bei der mündlichen Erwähnung

erschien; obwohl ich immerhin sagen muß, es wäre zu bedauern, wenn Du Dich durch ursprünglich harmlose Späße immer mehr in einen Gegensatz gegen Goethe hineintreiben ließest, den Du ursprünglich gar nicht in Aussicht genommen hattest. Denn ich bleibe dabei: wir stehen auf Goethe und graben uns selbst die Wurzeln ab, wenn wir uns wider ihn stellen.

Vor allem Andern also hab ich Deinen Aufsatz über Uhland gelesen, und zwar mit immer gleichem Genuß und ungetheiltem Beifall. Ich bedaure doch, daß wir nicht auch Deine Rede erhalten sollen, sie enthält gewiß noch Manches, was der Aufsatz nicht enthielt; vielleicht findest Du doch noch eine Art, sie wenigstens theilweise mitzutheilen.

Ich habe meinen Vortrag über Nathan, obgleich er sehr in usum Delphini [1]) gemacht war, doch, weil man auch den Delphinen predigen soll, und weil mein guter Bruder sich so erbaut davon fand, in den Deutschen Jahrbüchern abdrucken lassen [2]), es wird auch noch ein Separatabdruck gemacht, wovon Du ein Exemplar erhalten sollst; daß ich mich darin der Dichtung gegen einige Deiner Ausstellungen, ohne Dich zu nennen, angenommen, wirst Du mir nicht übel nehmen; Du verfährst als Mann des Fachs streng, der Dilettant darf dem Dichter schon mehr durch die Finger sehen.

In meiner theologischen Arbeit bin ich jetzt bei der Auferstehung, also demnächst fertig. Sie hat sich zuletzt noch gestreckt, so daß ich jetzt zwei gleiche Bändchen (zu ca. 400 Seiten jedes) bekommen werde, auch hat sie mir weiterhin mehr Freude und Muth gemacht. Was weiter wird, muß sich zeigen. Auch mir hat ein dortiger Pfarrer geschrieben, ob es wahr sei, daß ich 2c.? er habe eben etwas Aehnliches schreiben wollen. Resp.: Solls nur thun.

455. An Meyer.

Heilbronn, den 5. Juli 1863.

Ihre mir freundlich zugesandten Architekturartikel [3]) trug ich im Ränzchen auf den Schwarzwald, wohin ich vorige Woche auf einige

---

1) Vgl. Br. 278, Anm. 2. — 2) Jetzt steht er Ges. Schr. II, 43 ff. Im Vorwort zu diesem Bande S. VII ist zu berichtigen, daß der Vortrag 1861 (9. Decbr.) gehalten wurde, 1863 im Juniheft der Deutschen Jahrbücher und 1864 als eigene Schrift erschien. — 3) „Die Münchener Maximilianstraße und der moderne Baustil". Grenzboten 1863, II, S. 361 ff., 411 ff., 441 ff.

Tage gegangen war, um mich ein wenig zu erfrischen, und las sie in der „Sonne“ zu Herrenalb theils Vormittags nach dem Frühstück, theils Abends zu einem Schoppen Klingelberger, mit großem Behagen. Sie gaben mir zwar einerseits das Gefühl meiner Unwissenheit, indem mir viele der technischen Ausdrücke elend unbekannt waren und ihre Bedeutung von mir nur aus dem Zusammenhang errathen werden mußte; andererseits jedoch machten sie mir das Vergnügen, dasjenige, was ich im Jahr 1858 beim Durchwandern der neuen Straße dunkel empfunden hatte, mir in bestimmten Gedanken und mit sicheren Beweisen entgegenzubringen. Es standen zwar damals noch bei weitem nicht alle die Gebäude, wovon Sie reden, aber des Gasthofs „zu den vier Jahreszeiten“ und mehrerer andern, ich meine auch eines Regierungsgebäudes, erinnere ich mich doch noch sehr genau, sowie auch dessen, wie ganz anders, wie viel bedeutender die Berliner Neubauten, obwohl auch nicht ohne Tadel, auf mich wirkten. Ich bin begierig, von Ihnen zu vernehmen, wie die Artikel in München gewirkt haben.

Meine kleine Schwarzwaldtour war dadurch veranlaßt, daß ich mit dem Concept meiner Arbeit, vorbehältlich einer noch ausstehenden Schlußbetrachtung und noch etlicher anderer Nachträge, endlich fertig geworden war; ich ging über Pforzheim und Neuenbürg nach Herrenalb, Dobel und Wildbad, zum Theil in Erinnerungen an meinen guten Bruder, der vor 2 Jahren noch mit seiner Familie einige Wochen in Herrenalb gewesen war, zum Theil einen lieben Freund, der Pfarrer auf dem Dobel ist, — mit Vorsicht, um ihm nicht zu schaden, — besuchend. Die nur 4 tägige, aber meistens zu Fuß gemachte Reise hat mir sehr gut gethan, und ich hoffe nun, bis zum Oktober meine Arbeit vollends druckfertig machen zu können.

Hoffentlich thut Ihnen und den lieben Ihrigen der schöne Landaufenthalt recht wohl. Uebertreiben Sie's nur nicht mit der Arbeit; Sie haben Zeit, da Sie Jugend haben; in meinen Jahren hat man alle Ursache, sein bischen Grummet noch unter Dach zu bringen, ehe der Winter kommt.

Ist denn Neumann jetzt wirklich nach Berlin gegangen? Die Deutsche Politik ekelt mich gegenwärtig an; es ist doch Alles leer Stroh gedroschen und kann nicht gut werden, ehe es erst recht schlecht wird. Lassen Sie uns jeden sein Feld bauen, am Ende werden wir der ge-

meinen Sache so besser gedient haben, als wenn wir uns politisch heiser geschrieen hätten.

Haben Sie Vischer's Aufsatz über Uhland im 4. Heft seiner Krit. Gänge gelesen? Er wird Ihnen gewiß auch gefallen. Auf Schöll's Aufsatz über Goethe als Staatsmann in den Preuß. Jahrbüchern v. J. habe ich Sie, glaub' ich, schon aufmerksam gemacht. Mein Vortrag über Nathan ist nun im Juniheft der D. Jahrbücher gedruckt, aber der besondere Abdruck soll erst noch gemacht werden, den ich Ihnen senden kann.

456. An Vischer. Heilbronn, den 18. Juli 1863.

— — Ich bin vor 3 Wochen ein paar Tage im Schwarzwald gewesen, habe in Pforzheim den seltsamen Volks- und Arbeitermann Moriz Müller, der mir schon allerhand Flugschriften zugeschickt hatte, kennen gelernt, dann in Herrenalb und Dobel Holland und Käferle besucht. Ich war nämlich mit dem Concept meiner Arbeit, eine kurze Schlußbetrachtung abgerechnet, fertig geworden; jetzt hab' ich noch allerlei neu- und auch einiges früher Erschienene nachzulesen, und darnach noch da und dort etwas zu bessern. Vor Wintersanfang wird die Sache nicht druckfertig werden. Bin ich damit fertig und habe noch etwas Arbeits- und Unternehmungslust übrig, so wäre freilich, wie Du schreibst, Goethe ein schöner Gegenstand. Allein dieses Weges werde ich — außer genießend, schwerlich mehr kommen. Sondern was ich machen möchte, ja eigentlich für Schuldigkeit halte, daß es einer von uns macht, das ist eine Moral oder vielmehr eine populäre Glaubens- und Sittenlehre; denn wenigstens die Punkte von Gott und Unsterblichkeit müßten nothwendig auch darin zur Sprache kommen. Wir sagen immer, wir wollen die Moral nicht aufheben, denn, was für den Frommen aus dem Glauben, das ergebe sich für uns aus dem Wesen des Menschen selbst als Pflicht; allein wenn man mich heute beim Wort nähme, so käme ich in keine kleine Verlegenheit, da dieser Zusammenhang für uns doch weit mehr erst im Gefühl und Instinct als im klaren Denken vorhanden ist. Insofern ist es zunächst ein eigenes Bedürfniß, das ich mit einer solchen Arbeit befriedigen würde; und auf jeden Fall werde ich, sobald ich arbeitsfrei bin, einmal in der neuern anthropologisch-moralischen Litteratur eine Umschau halten.

Was Du von dem schwierigen Styl in Schöll's Arbeiten sagst,

ist freilich wahr und ein Uebel; indeß habe ich an einzelnen seiner intricaten Sätze die Probe gemacht und Wort für Wort unter die Lupe genommen, und ich muß sagen, daß ich in jedem einen sehr bestimmten Sinn und auch den Grund entdeckt habe, warum er es gewählt hat. In dem, was er von Goethe's Naturstudien sagt, ist mir besonders das klar geworden, wie hierin eigentlich Goethe's Religion bestand und er nach dieser Seite ein sehr religiöser Mensch gewesen ist. Die Altersphrasen, von denen Du schreibst, wirken auf mich nur komisch, ich stelle mir gleich Kauffmann vor, der sie mit humoristischer Grandezza vorzutragen wußte.

Der Politik habe ich auf einige Zeit — nicht gerade ungern — Ferien gegeben. Die Nothdachprojecte haben für mich nicht das mindeste Interesse. Ob das so oder so, etwas besser oder schlechter wird, ist einerlei, da es doch nichts Rechtes werden kann. Das mögen die politischen Flickschneider machen, ich kann mich nicht dafür begeistern, ja nicht einmal dafür interessiren. Das Kurze und das Lange an der Sache ist, daß die liebe deutsche Begeisterung sich einmal wieder übernommen hat. Sie glaubte den Zweck zu wollen, wie es aber an die Mittel ging, fand sie, daß sie die Mittel nicht will. Mit solchen Leuten ist nichts anzufangen. Die kann nur die Noth beten lehren. Und sie wird's auch.

457. An Zeller.

Heilbronn, den 23. September 1863.

— — Aus Deiner Anzeige des Renanschen Werks[1]) habe ich mit Zustimmung gesehen, daß Du den Mann nicht so gering anschlägst, wie Andere thun. Rechnet man den durchlaufenden Grundfehler, die Ansicht vom 4. Evangelium, ab, so ist viel Gutes in dem Buche. Allein es scheint, der Mann kann nicht Deutsch, und hat Baur's Werk nicht gelesen; denn ein so guter Kopf wie er ist, würde er dieser Evidenz sich nicht verschlossen haben.

458. An Zeller.

Heilbronn, den 25. November 1863.

— — Die Henoch- und Esralitteratur habe ich jetzt nach Möglichkeit durchgegangen, und bin nun so ziemlich überzeugt, daß in Bezug auf das Adlergesicht in 4. Esra Hilgenfelds Deutung (die

1) Süddeutsche Zeit. 1863, Nr. 427.

Federn = die Seleuciden, die 3 Häupter = Cäsar, Antonius und Oktavian) sich nicht halten läßt, sondern Volkmar oder Gfrörer, welche beide die 3 Häupter auf die 3 Flavier, die Federn und Gegenfedern auf Kaiser und Gegenkaiser — aber in verschiedener Art, beziehen, Recht haben. Bei Henoch wird die Partie, auf welche es in Betreff der Messias-Vorstellung hauptsächlich ankommt, cap. 37—71, von beiden Theilen (von Köstlin nicht) für nachchristliche Interpolation angesehen, womit ich einverstanden bin; wogegen mir Volkmars Beziehung des Uebrigen auf die Zeit Barkochba's noch sehr zweifelhaft ist.

459. An Zeller. Heilbronn, den 28. November 1863.

— — Du wirst auch ein paar Stellen finden, die sich auf Baur beziehen; mit der Art, wie ich sein Werk über Johannes einführe, wirst Du zufrieden sein; wo ich mich abwehrend zu ihm verhalte, habe ich mich bestrebt, zwischen dieser nothgedrungenen Abwehr und der Liebe und Verehrung, die ich für ihn habe, die Mittellinie zu finden; Du darfst aber — und ich bitte Dich darum — auch hier Alles streichen, was Dir nicht gefällt; ich erkenne Dich zwischen dem Vater und dem Freund unbedingt als den gerechten Schiedsrichter an.

460. An Zeller. Heilbronn, den 17. Dezember 1863.

— — Bist Du auch erbaut von der Oestreichisch-preußischen Politik in Schleswig-Holstein? Es ist wieder wie immer: Oestreich hat für sich ganz Recht, nur Preußen ist mit Blindheit geschlagen, daß es sich im Verein mit Oestreich einen Arm abhaut, und Deutschland — wird doch endlich einmal lernen, daß Oestreich es mit ihm verständigerweise nie gut meinen kann, Preußen aber nur unvernünftigerweise schlecht.

461. An Zeller. Heilbronn, den 16. Januar 1864.

— — Den neuesten Nachrichten aus Frankfurt zufolge müßten wir jetzt eigentlich den Krieg bekommen, und es wäre zu wünschen, daß es dahin käme; allein ich zweifle an der Energie der Mittelstaaten. Wagen könnten sie es, wie ich glaube; denn Oestreich würde bald Diversion bekommen von Italien her; für die Schwaben rc. wäre es freilich eine unerhörte Großmuth des Schicksals, wenn es

ihnen jetzt die Italiener gegen Oestreich zu Hülfe schickte, dem sie einst gegen jene hatten helfen wollen.

462. **An Rapp.**

Heilbronn, den 21. Januar 1864.

Es ist schön, daß Du an mich mit grober Schrift schreibst, wie die alten Leute grobgedruckte Gesangbücher haben, denn mit meinen Augen steht's nicht gut. Sie wollen eben bei Tag nur noch wenig und bei Licht gar nichts mehr lesen. —

Meine vita nuova di Gesù ist nun zu $^{3}/_{4}$ gedruckt; daß sie gerade in diese politischen Troublen hineinfällt, ist freilich fatal; ich bin froh, daß gleichzeitig eine französische Uebersetzung erscheint; am Ende haben die Franzosen jetzt mehr Muße für so etwas, als die Deutschen. Doch das müssen wir abwarten. —

463. **An Kuno Fischer.**

Heilbronn, den 6. März 1864.

— — Ganz ungemein hat mich gefreut, was Sie mir über Liebig contra Bacon schreiben. Ich habe zwar gerade die Hauptschrift des Freiherrn nicht zu Gesicht bekommen, doch dachte ich zum Voraus, und entnahm es auch dem Wenigen, was ich zu lesen bekam, daß es sich so verhalten müsse, wie Sie schreiben. Und da ist es nun ganz vortrefflich, daß Sie bereit sind, den von der Empirie der Philosophie hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen. Das ist ein Exempel, das zu statuiren dringendes Zeitbedürfniß ist, und das Niemand so statuiren kann wie Sie. Es ist wahr, die Philosophie hat durch ungeschickte Uebergriffe in das Gebiet der Naturwissenschaft auf der einen, durch kindische Verstockung gegen deren unumstößliche Ergebnisse auf der andern Seite Alles gethan, sich bei den Vertretern der Naturwissenschaft in Mißcredit zu setzen; um so mehr ist es jetzt an der Zeit, von Seiten der Philosophie zu zeigen, daß sie nicht mehr auf dem Standpunkt der Schelling'schen Naturphilosophie oder der Hegel'schen Encyklopädie steht, und daß sie eben damit im Stande ist, nun auch den Grenzüberschreitungen einer übermüthig gewordenen Empirie mit allem wissenschaftlichen Nachdruck entgegenzutreten. Das müssen Sie aber durchaus in eigener Broschüre thun, die unter allen Umständen reißenden Abgang finden wird. Lassen Sie es nur nicht zu lang anstehen. Auch was Sie über den moralischen Punkt über Liebig in Vergleichung mit B. bemerken, unterschreibe ich.

464. An Vischer. Heilbronn, den 2. Mai 1864.

— — Deinem Plan, eine Selbstkritik Deiner Aesthetik für die Krit. Gänge zu schreiben, kann ich wiederholt nur meinen vollsten Beifall geben; Du bringst Dich so gewissermaßen mit List in die Lanne[1]) hinein, und wenn die Kritik auf dem Papier steht, wird die neue Aesthetik in Deinem Kopfe schon halb fertig sein. Also von Herzen Glückauf!

Der Tadel, daß mein neues Leben Jesu immer noch nicht populär genug sei, ist mir so vielseitig geäußert worden, daß keine Einrede dagegen möglich ist. Dir brauche ich nicht einmal zu erklären, wie es so gekommen ist, und kommen mußte. Die Versicherung in der Vorrede, es sei mir eins, ob mich diesmal die Theologen lesen, ist sehr cum grano salis[2]) zu verstehen; ich habe sie nicht mehr vor, aber hinter mir, weiß, daß sie mich hören, und rede auch so, daß sie es hören sollen. Vor mir habe ich das übrige Publikum, und das muß sich nun schon ein wenig strecken, um mit jenen im Verständniß gleichen Schritt zu halten. Im Augenblick ist nun freilich nichts zu thun; die zweite Auflage wird nur ein neuer Abdruck sein; aber weiter hinaus läßt sich die Sache in Aussicht nehmen. Nur ist sie auch dann nicht leicht. Zwar die Einleitung läßt sich kürzen, das erste Buch populärer fassen; aber diese Theile sind mir Nebensache; für mich liegt der Schwerpunkt des Werks im 2. Buch — und das ist seiner Natur nach esoterisch, unpopulär. Das Volk will, daß man ihm Vorstellungen gibt, allenfalls die, die es hat, berichtigt und durch andere ersetzt; aber ihm zu zeigen, wie seine Vorstellungen entstanden sind, das wird ihm immer gegen den Strich sein, weil es eigentlich etwas Philosophisches ist.

465. An Käferle. Heilbronn, den 13. Juni 1854.

Dein erster Laut aus Mössingen[3]) ist ein Schmerzenslaut. Das bekümmert mich vom Herzen; doch denke ich: unser aller erster Laut beim Eintritt in unseren irdischen Schauplatz ist ein solcher; wo sich doch die Meisten nach der Hand ganz leidlich amüsiren. Im Ernst, laß uns einmal unterscheiden, was in Deinem neuen Zustand blei-

1) Die Doppeldeichsel an einspännigen Fuhrwerken (Scheerbaum). — 2) „Mit Vorbehalt.“ — 3) Dorf unweit Tübingen, wohin K. sich hatte versetzen lassen.

bende und was blos vorübergehende Uebel sind, und in wieweit die ersteren vielleicht doch zum Theil durch Vortheile aufgewogen werden.

Etwas Vorübergehendes und hoffentlich bereits Vorübergegangenes ist die Erschütterung durch die Assistenz bei der Hinrichtung. Kaum hatte mich Fischer von Oehringen beruhigt, daß dieses Geschäft nicht dem Pfarrer des Heimath-, sondern des Hinrichtungsorts obliege, als ich mit Schrecken aus der Zeitung ersah, daß Du aus besonderem Vertrauen doch dazu erbeten worden. Ich weiß nicht, was ich mir hiebei ergreifender denken soll: die traurige Versunkenheit, worin man die Menschheit kennen lernt, oder die Unmöglichkeit, hier, wo es so viel zu spät ist, etwas zu wirken. Daß diese Geschichte so nahe mit Deinem Abzug vom Dobel zusammenfiel, war ein cumulus von Erschütterungen, der wohl noch länger nachzittern, doch hoffentlich in Bälde vollends ausklingen wird.

Zum Vorübergehenden rechne ich auch etwas, das — und gerade weil es bleibend ist, d. h. weil Du es von jeher getragen hast, Du nur jetzt, wo Du es gleichsam von der linken auf die rechte Schulter genommen — als eine neue Last empfindest. Ich meine die Differenz zwischen der fides subjectiva und objectiva[1]), das alte Joch, das Du nicht erst in Mössingen auf Dich genommen, und das nicht allein Du und die Wenigen Deinesgleichen, sondern wir alle, die wir unser Inneres nicht ganz vom Aeußeren abtödten lassen, tragen. Entweder man lebt doch noch in und für die Welt, thut dann aber sich selbst nicht genug, wie Du; oder man thut das Letztere, um den Preis, von der Welt gehaßt und gemieden zu sein, wie ich. Eins ist so schlimm wie das Andere, und gut ist nur, daß nicht Alle dasselbe wählen, sondern die besseren Menschen in beide Rollen sich theilen, so müßte ja die Welt ganz auseinanderfallen. Also wollen wir beide unser Joch gelassen weiter tragen, Du das deine und ich das meine.

Auch die Unergiebigkeit collegialischer Verhältnisse bist Du ja gewohnt. Und zu den schlimmsten gehören die mir genannten Nachbarn doch wohl nicht. Meinen alten P. kann ich mir wohl jetzt sehr ledern denken, doch ist es wenigstens kein geistliches, sondern ein weltliches Leder. B. ist wohl der Gottlob aus Deiner Promotion, der vor 18 oder wie viel Jahren ein hübsches Volksbüchlein: der Schultheiß Steg-

1) „Dem subjektiven und dem objektiven Glauben."

maier, geschrieben; ich kann mir wohl denken, daß der Humor davon in dem Mann tief vergraben liegt. Vielleicht findest Du aber doch den Schacht dazu. Die Bemühungen Deines Mädchenschulmeisters thun mir nur der dortigen Mädchen wegen leid; mir thun sie nicht weh.

Wirklich schlimm und bedenklich sind mir die vielen Geschäfte, die in dem großen Ort nicht fehlen können. Wie sehr Recht hast Du, hiebei des Spruchs von den *καινὰ καὶ παλαιὰ*[1]) praktisch zu gedenken. Und nach und nach findet sich's mit Eintheilen und Kraftsparen doch. Wobei die von Dir attestirte Gutartigkeit der Gemeinde Dir gewiß zu Statten kommt. Gut ist es auch, daß Du Dich in dem D. von Anfang an nicht täuschtest. Er bleibt immer ein *ἀμφίβολον* und incalculabile[2]), dem man nur mit Vorsicht sich nahen darf. Gewiß meint er es gut mit Dir, so weit er es mit sich selbst gut meint, aber das ist's eben.

Und nun kommen auf der andern Seite die Vorzüge Deines jetzigen Aufenthaltsorts: das milde Klima, die schöne Gegend, das Wasser am Hofe vorbei, der Bäcker und Metzger im Ort, und so vieles Andere noch, was die Frauen erfreut, und durch sie allmählig auch dem Manne fühlbar und behaglich wird. Kurzum, ich bin überzeugt, wenn Du nur Deine Arbeiten auf ein Maß zu bringen weißt, das mit dem Deiner Kräfte nicht im Mißverhältniß steht, so wird cum deo et die[3]) noch Alles gut werden. — —

466. An Rapp.

Heilbronn, den 3. August 1864.

Ich bin nun wieder hier, nachdem ich einen sehr zweifelhaften Erfolg erzielt habe. — Mit dem, was Du über mein Stummwerden sagst, hast Du nicht Unrecht. Das subjektive, im engeren Sinn persönliche Leben ist in mir sehr erstorben; ich betrachte das als die Wirkung des Alters, das ich bei ganz leidlicher Gesundheit doch als Mattheit und Sattheit sehr fühle. Für mich wünsche ich nichts mehr, weil ich nichts mehr zu hoffen habe; die Furcht bezieht sich nur auf die Wolke der Blindheit, die über mir hängt; so lebe ich im Grunde nur noch in meinen Kindern, den geistigen und leiblichen, deren Schicksale mir sehr am Herzen liegen, aber weniger zur Mittheilung drängen. Was

1) „Altes u. Neues"; Ev. Matth. 13, 52. — 2) „Ein schwankendes und unberechenbares Wesen." — 3) „Mit Gott und der Zeit."

in jüngeren Jahren den Briefwechsel zwischen Freunden besonders belebt, sind die Hoffnungen und Pläne, die man macht, die Bezauberungen und Täuschungen des Herzens, die Gegensätze und Kämpfe des Lebens: das Alles ist in unseren Jahren theils vorbei, theils wiederholt sich nur schwach, was früher stärker da gewesen und da treibt es uns nicht mehr so, in die Ferne davon zu reden. Der Rest ist Resignation und die ist schweigsam.

467. An Zeller.

Heilbronn, den 23. September 1864.

Gestern habe ich Deinen Artikel über mich und Renan[1]) erhalten, und säume nicht, Dir dafür mit herzlicher Dankbarkeit die Hand zu drücken. Es ist mir eine ungemeine Beruhigung, Dich in den Hauptpunkten mit mir einstimmig zu wissen, und worin Du anderer Meinung bist, das soll mir ein gewichtiger Wink zu weiterem Nachdenken über die Sache sein. Ein solcher Punkt sind vor Allem die eschatologischen Reden, die Idee der Wiederkunft, worüber ich allerdings nicht habe in's Reine kommen können. Nun ist es merkwürdig, während Du kein Bedenken trägst, Jesu, wenigstens in der letzten Zeit, die Idee zuzuschreiben, hat Colani, in seiner sonst recht tüchtigen Schrift: Jésus-Christ et les croyances messianiques de son temps, ihn im Gegentheil der betreffenden Reden ganz entlastet. Ich habe die Colanische Schrift noch nicht genau genug gelesen, um urtheilen zu können, will es aber jetzt demnächst thun.

— In letzter Zeit habe ich das Schleiermacher'sche Leben Jesu zum Gegenstand meines Studiums gemacht, und bin eben daran, eine ausführliche Kritik davon zu schreiben, die ich vielleicht als besondere Broschüre erscheinen lasse[2]). Das Buch ist überaus merkwürdig und gibt eine Menge Anknüpfungspunkte für wichtige Erörterungen. Vorher hatte ich die 4 Bände Schleiermacher'scher Briefe gelesen, und daraus theils überhaupt einen großen Respect vor des Mannes eminenter Geisteskraft und Charakterstärke, theils die Ueberzeugung gewonnen, daß seine religiöse Stellung im Allgemeinen wirkliche Idiosynkrasie war; was natürlich nicht ausschließt, daß er im Einzelnen oft sich und Andre wenigstens mit halbem Wissen täuschte.

---

1) In Sybel's histor. Ztschr. XII, 70 ff., jetzt Vortr. u. Abhandl. I ^{2}, 480 ff. — 2) Sie erschien u. d. T. „Der Christus des Glaubens" u. s. w. 1865 u. steht jetzt Ges. Schr. V, 1 ff.

Wie ich wünsche und hoffe, hat Dir und den l. Deinigen die Reise zur Stärkung und Erheiterung gereicht; beim Lesen Deines Artikels in der Sybel'schen Zeitschrift hat mich der Gedanke, unter welchen Schmerzen Du einen Theil davon geschrieben, nicht verlassen, besonders ist mir die Stelle S. 127[1]) rührend gewesen. Möge den beiden übrig gebliebenen Kindern an Gesundheit und Lebensdauer zugelegt sein, was dem Dahingegangenen entzogen ward.

468. **An Rapp.**

Berlin, den 5. Januar 1865.

Verschollen, nicht wahr? Oblitusque meorum, obliviscendus et illis[2]), sagt unser Freund Horaz. Aber für diesen Fall hat er nicht Recht. Ich habe meine Freunde nicht vergessen und auch von ihnen hoffe ich ein Gleiches.

— Also seit 6 Wochen in Berlin. Allmählich angewöhnt. Aber anfangs ging mir's schlecht. Vatke war krank, Helfferich[3]) verreist. Auerbach hat mir viele Dienste geleistet, manche Bekanntschaften vermittelt. So sehr ich mich zurückhalte, habe ich denn doch schon manche hübsche und interessante Bekanntschaft gemacht, und werde, da seit gestern die Kammern beisammen sind, bald noch mehrere machen. Vorgestern habe ich den alten Diesterweg besucht. Ein noch sehr munterer Greis. Noch lebendiger und frischer ist der alte, 84jährige Raumer, den ich gestern einen Vortrag über Nordamerikanische Staatsmänner halten hörte. Er kommt häufig zu mir und ich erbaue mich an seiner Jugendlichkeit. Von jüngeren Männern war mir der interessanteste der Schreiber der Volkszeitung[4]), mit dem ich neben Politik auch von Theologie sprechen kann; er ist ein getaufter Jude und großer Kenner der rabbinischen Theologie.

Aber die freien Gemeinden! Ich war heute und vor 8 Tagen bei ihrem Gottesdienst. Beidemal sprach Wislicenus junior. Er sprach von dem Segen und Adel der Arbeit. Nicht schlecht gedacht, aber unerbaulich. Ich bin begierig, ob es ein Anderer besser macht; aber so geht es nicht. Erbaulich — was ist erbaulich? Gehört denn dazu nothwendig ein von der Phantasie für den Glauben zubereiteter Vorstellungs- und Fabelkreis? War denn in Schleiermacher's Predigten,

---

1) A. a. O. S. 548. — 2) „Meiner Freunde vergessend und selbst von ihnen vergessen." — 3) Adolf H. (1813—1894), ein Württemberger, a. o. Prof. der Philosophie in Berlin. — 4) Bernstein.

wenn man das spezifisch-christliche d. h. das dogmatisch-mythologische herausstreicht, nicht doch noch viel Erbauliches? und worin bestand dies?

Musik und gute Musik höre ich viel. Ein Blinder[1]) ist der Musikrecensent für die hiesige Nationalzeitung, ein höchst interessanter Mann, mit dem ich mich gerne unterhalte. Auch einen Maler[2]) habe ich als Freund gewonnen, der mir im Sehen der Galerien behilflich ist, und mir einen trefflichen Stehpult geliehen hat, an dem ich dies schreibe.

469. An Meyer. Biebrich, den 5. August 1865.

Aus Ihrem Briefe zu ersehen, daß Sie sich mit den l. Ihrigen auf dem Lande wohlbefinden, und dem Fischfang auch für herzogliche Rechnung mit gewohntem Glück obliegen, hat mich und Georgine von Herzen gefreut. Von uns kann ich — den Fischfang und das Wassertreten abgerechnet — ein Gleiches melden; die Wochen gehen uns in gemüthlichem Nichtsthun, Baden und wohl auch Lesen, zugleich im Umgang mit den hiesigen Freunden, schneller herum, als mir lieb ist.

Im Theater zu Wiesbaden war ich schon 3 mal, und habe Don Juan, Zauberflöte, Jean de Paris recht brav aufführen hören. Der arme Schnorr![3]) Das war ja aber auch, um einen Elephanten umzubringen.

Mit Ihrem Urtheil über Auerbach's Roman[4]) bin ich durchaus einverstanden, und auf Ihre Anfrage, ob ich meine, eine solche Beurtheilung werde ihm angenehm sein, war ich schon im Begriff, auf meine Faust mit Ja zu antworten, als mir unerwartet die beste Gelegenheit ward, Ihnen aus seinem eigenen Munde die Antwort zu geben. Unerwartet nämlich traf vorgestern Abend Auerbach selbst bei uns ein und verweilte bis gestern Nachmittag, um nach der Schweiz weiter zu reisen. Ich las ihm nun geradezu die seinen Roman betreffende Stelle Ihres Briefs vor, und er erklärte sich mit einem solchen Urtheil ganz wohl zufrieden, nur bat er, Sie möchten das Wort „musivische Arbeit" nicht aussprechen, da so etwas leicht

---

1) Gumprecht. — 2) Eduard Magnus. — 3) Bruder Schnorrs von Carolsfeld, Opernsänger, zuletzt in Dresden, gest. 21. Juli 1865. Seine Hauptrollen waren die Helden in den Opern Richard Wagners. — 4) „Auf der Höhe."

zum kritischen Schlagwort gegen einen Autor werde. Ueber die längere Vorbereitung, die Sie für die Ausarbeitung der Anzeige für nöthig halten, war er mit mir ungefähr derselben Meinung: von sonstigen Romanen haben Sie gewiß genug gelesen und diese hinreichend gegenwärtig; wenn Sie sich von den Auerbach'schen die alten Dorfgeschichten, und als Mittelstufe zu der jetzigen Entwicklung das „Neue Leben" kommen lassen, so sei's genug.

Denn bis dat qui cito dat[1]), ist bei solchen Anzeigen ein wahres Wort.

Sechste Abtheilung.

1865—1872.

Die Briefe, welche diese Abtheilung enthält, sind ihrer großen Mehrzahl nach von Darmstadt, unter den übrigen sind die meisten von München aus geschrieben. In der ersten von diesen Städten hatte sich Strauß im Herbst 1865 niedergelassen, und nachdem er sie im Herbst 1867 für ein Halbjahr mit München vertauscht hatte, war er im Frühjahr 1868 zu ihr zurückgekehrt. Sie empfahl sich ihm als Wohnort nach verschiedenen Seiten: durch ihre Stille, ihre Umgebungen, ihre bequemen Verbindungen nach dem Süden wie nach dem Norden und nach dem Rhein hin, ihre Bibliothek und ihr Theater und bald auch durch angenehme, zum Theil nahe, persönliche Beziehungen. So ist ein erheblicher Theil seines späteren Lebens, und es ist namentlich der letzte Abschnitt seiner litterarischen Thätigkeit auf diesem Boden verlaufen. Während der Darmstädter Jahre hat Strauß, um kleinerer Sachen nicht zu erwähnen, den Hutten neu bearbeitet, den Voltaire und den alten und neuen Glauben, die Briefe an Renan und die Litterarischen Denkwürdigkeiten verfaßt. Als er 1872 in seine Vaterstadt zurückkehrte, geschah dieß fast nur noch, um dort zu leiden und zu sterben.

Die Briefe, welche Str. von Darmstadt aus an Vatke schrieb, hat Benecke im Leben Vatke's S. 574. 579. 576 (so wären sie nämlich chronologisch zu ordnen gewesen). 588. 589. 590. 593 abdrucken lassen.

---

1) „Schnell geben heißt doppelt geben."

470. **An Vischer.** Darmstadt, den 22. November 1865.

Aus Deinem Brief vom 14. hat es mich vor Allem erfreut, zu vernehmen — wenn ich recht verstehe — daß Du an der Neubearbeitung Deiner Aesthetik nun wirklich bist. Nun will ich Dir aber nur gleich an's Herz legen, durch den Fehler, den ich bei der Umarbeitung meines Lebens Jesu gemacht, Dich belehren zu lassen und ihn nicht auch zu machen. Ich habe (in der ersten Hälfte; die zweite ist recht) viel zu wenig aus freier Hand gearbeitet, und dadurch ist dieser Theil des Buchs schwer und trocken geworden; und Du scheinst auf dem Weg, es auch so zu machen. Laß die Gegner und die Abwehr derselben so viel wie möglich aus dem Spiel; die Welt will nicht wissen, wie Du Dich mit dem Carrière, oder den Herbertianern zurechtfindest, sondern was Du von den Sachen denkst, und je runder und frischer, je mehr aus Dir heraus Du es ihr sagst, desto dankbarer wird sie Dir sein. Es ist ja auch in Deinem Fach ganz anders als in der Theologie. Die Aesthetiker bilden keinen Stand, keine Fakultät wie die Theologen; Du stehst als Aesthetiker, wenigstens als Verfasser einer populären Aesthetik — unmittelbar dem gebildeten Publikum gegenüber, das von Dir Anweisung haben will, wie es das Schöne der Kunst genießen soll. Also, um des Himmelswillen, nimm's nicht zu genau, sondern stelle Dich vor das Publikum hin als der Fritz Vischer und sage ihm frischweg wie Du es meinst. Ich habe den Fehler gemacht, indem ich mich an's Volk wandte, doch, wenn auch nur über die Achsel, zugleich nach den Theologen hinzublicken und zu reden; mach Du aus der Hinwendung zum Volk die volle Wahrheit, und vergiß Schule und Schulmeister ganz und gar. Experto crede[1])! Ich weiß gewiß, daß ich Recht habe; aber Du wirst es nicht einsehen, weil ja jeder sein Lehrgeld selber zahlen muß, selbst noch mit 60 Jahren.

Was nun für's Zweite Deinen Gedanken wegen Karlsruhe betrifft, so wirst Du die Schwierigkeit, die die Sache gerade jetzt, bei dem leidenden Zustand und der Abwesenheit des Großherzogs und dem Schwanken der dortigen Regierung, hat, nicht verkennen. Du schreibst von Zeller; ich werde ihm von der Sache schreiben, obwohl er mir etwas zu weit von der Schmiede zu sein scheint. Ich habe daher eine Gelegenheit benützt, die sich mir gerade bot, die Anlegenheit

1) „Glaube meiner Erfahrung."

in Karlsruhe selbst zu unterlegen. Ich hatte einen Brief von Oberschulrath Deimling zu beantworten, der wissenschaftlich ganz auf unserem Boden steht, und sich als ein braver Charakter erprobte. Ihn zog ich also in's Vertrauen, ganz von mir aus, ohne Auftrag von Dir, und nun antwortet er [1]): . . . Welchen Erfolg nun das haben wird, steht dahin; ich wünsche von Herzen den besten. Wenn es einst auch von Dir heißen würde:

Hierauf kamst Du nach Carlesruh
Und wurdest dort noch reifer![2])

471. An Zeller.

Darmstadt, den 22. November 1865.

— — Vischer schreibt mir, wie entleidet es ihm in Zürich sei; ob nicht in Karlsruhe am Polytechnikum etwas für ihn zu machen wäre, und ob nicht Du dazu helfen könntest? Nun ist es gewiß gerade jetzt eine mißliche Zeit; indeß da ich gerade an Deimling zu schreiben hatte, ließ ich auch V.'s Angelegenheit einfließen, und erhielt nun von ihm die Auskunft, man denke allerdings an die Berufung eines Aesthetikers, auch sei V. genannt worden, doch gleich mit dem (zur Vorschiebung eines Andern, wie es scheint berechneten) Zusatz: daß man den doch nicht bekommen werde. Er, D., werde nicht säumen, dieser Meinung entgegenzutreten. Wüßtest Du nun Mittel und Wege, auch mitzuhelfen, so wäre es gut.

— Joachim gehört. Das ist ein Geiger, dem die heilige Cäcilie ihren goldenen Schuh schenken dürfte.

472. An Käferle.

Darmstadt, den 23. November 1865.

Diesen Morgen fand ich zu meinem Schrecken im Merkur die Nachricht, daß Du Deine gute, liebe Frau verloren hast. Ich war natürlich ganz unvorbereitet, wie ja auch der Traueranzeige nach die Krankheit einen raschen Verlauf gehabt zu haben scheint. Daß sie von dieser auswärts befallen wurde, und also nicht in der gewohnten Heimath ihre Tage beschließen durfte, kann ich mir als ganz besonders schmerzhaft denken. Was soll ich sagen, theurer Freund? Diese Zeilen

1) Hier folgt ausführlich, was kürzer Br. 471 berichtet ist.

2) Verse aus einem komischen Hochzeitsgedicht, das Vischer schon 1825 verfaßt hatte; jetzt in seinen „Allotria" S. 267.

sollen Dir nur sagen, daß ich von Deinem Unglück weiß, daß Du es mir also nicht erst anzuzeigen hast, um gewiß zu sein, daß ich es mit Dir empfinde. Es zu tragen, wirst Du jetzt vielleicht kaum möglich, mit der Zeit aber gewiß die Kraft in Dir finden. Den besten, lebendigsten Trost hast Du in den Kindern, die sie Dir geschenkt, die sie Dir erziehen helfen. In ihnen die Spuren ihres Wesens aufzusuchen, aus den Töchtern die Mutter, und zwar aus jeder wieder anders, sich immer mehr herausentwickeln zu sehen, in den Söhnen ihr Beispiel, ihr Gemüth, ihnen jetzt heiliger, da sie geschieden ist, fortwirkend und fortsegnend zu finden — das wird, das muß Dich mit der Zeit aufrichten. Das ist die Unsterblichkeit, die wir glauben, und wir müssen beweisen, daß sie nicht weniger Trost enthält, als die des Kirchenglaubens. — —

473. An Zeller.

Darmstadt, den 1. Dezember 1865.

Endlich bin ich im Stande, Dir einen Abdruck meiner Anzeige Deiner Vorträge[1]) zu senden, aber leider in verstümmelter Gestalt, die sie ohne Zweifel der Furcht der Redaction vor religiösem Anstoß verdankt. Vor 8 Tagen hatte ich die Correctur, wo der Artikel noch vollständig war; jetzt hat er Striche erlitten an den 3 Stellen, wo ich Striche gemacht habe. An erster Stelle stand der Gedanke, den ich schon bei Deiner Uebersendung des ersten Abdrucks der Abhandlung über den Monotheismus 2c. gegen Dich äußerte, daß als Gegenstück nun eine Darstellung der Auflösung des Monotheismus in Pantheismus wünschenswerth wäre. An zweiter Stelle war auf Deine Ausführung verwiesen, warum Mc. Aurel sich von der christlichen Dogmatik würde zurückgestoßen gefühlt haben; und an dritter die Aeußerung, Du weisest nach, wie die verschiedenen neutestamentlichen Schriften nur die verschiedenen Stationen bezeichnen, welche der Konflikt zwischen Juden- und Heidenchristenthum mittelst einer Reihe von Kompromissen bis zur Gründung der katholischen Kirche durchlaufen habe. — Mir sind die Striche unangenehm, weil sie der Anzeige das Salz nehmen; Dir können sie im Grunde gleichgültig, vielleicht selbst erwünscht sein. Den freundschaftlichen Tuck, den ich Dir am Schluß thue, wirst Du mir nicht übel nehmen; mir lag er allzu nahe, und Dir schadet er nicht.

---

1) Kölnische Zeitung 1865, Nr. 333, 2. Blatt.

474. **An Zeller.**

Darmstadt, den 9. Dezember 1865.

Deinen Brief sammt Lotze's Mikrokosmus habe ich richtig und dankbar erhalten und mit dem Studium des letztern bereits angefangen. Ich lasse mir das Buch Abends vorlesen, denn mit längerem Selbstlesen bei Licht geht es ein für allemal nicht mehr. Das ist freilich ein hartes Loos, doch hoff' ich auf Milderwerden durch Uebung; bis jetzt strengt mich die Auffassung des Vorgelesenen dreimal so stark an als das Verständniß dessen, was ich selbst lese. Was den Lotze betrifft, so hat mich die Vorrede, die ich selbst las, als nörgelndes juste milieu, mit ebensoviel Ungunst für rücksichtsloses Philosophiren als Zärtlichkeit für alle möglichen Empfindungen und Empfindsamkeiten, äußerst abgestoßen. Im weiteren Verlaufe ist mir besonders der unendliche, marklose Wortreichthum verdrießlich; dagegen erkenne ich eine Gabe der Beobachtung und feinsten Zerfaserung des Beobachteten an; von eigentlich philosophischem Talente habe ich noch wenig bemerken können. Es wird mir interessant sein, zu vernehmen, wie Du in diesen Rücksichten von dem Buche denkst.

Neben dieser Nachtlektüre bildet meine Tages- und Selbstlectüre Schleiermachers Dialectik. Könnte ich nun sagen, daß mich diese für das Ungenügende von jener entschädigte, so wäre es gut; aber ich kann es nicht sagen. Sie ist so abstrus und ungenießbar wie alle diese nachgelassenen Vorlesungen Schleiermachers sind. Selbst die am schlechtesten redigirten der Hegel'schen Vorlesungen sind lesbarer und verständlicher. Wo das herkommen mag? da doch zwischen den von beiden Männern selbst herausgegebenen Schriften das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Mir ist beim Lesen des in Rede stehenden Buchs, als ginge ich auf einem halsbrechenden Weg, der an einzelnen Stellen durch reizende Aussichten, weite Fernsichten überrascht, während man größtentheils genug zu thun hat, auf den Boden zu sehen, um nicht den Hals zu brechen. Die §§ sind zum Theil ein wahres Kauderwelsch, eine Art Chiffernsprache, die sich sicherlich auch deutlicher hätte ausdrücken lassen. Zum Theil ist dies in den Noten aus späteren Vorlesungen der Fall, so daß ich auch glaube, die von Jonas zu Grund gelegte Vorlesung von 1814 sei noch ganz besonders abstrus gewesen.

475. **An Zeller.**

Darmstadt, den 18. Dezember 1865.

— — Der Lotze, mit dessen erstem Band ich demnächst fertig bin, ist und bleibt mir ein unprästirlicher Mensch. Er erscheint mir in der Wissenschaft als das, was man im Leben einen Schwierigkeitsmacher nennt. Er trägt eine Masse von Problemen zusammen, stupft und nestelt an jedem herum, und löst keines. Ich verkenne nicht, daß zum Theil freilich die Probleme darnach sind; aber zum größern Theil ist es doch nur seine verzweifelt unphilosophische Art, sie zu stellen, die ihre Lösung unmöglich macht. Wenn Du bekennst, Manches von ihm gelernt zu haben, so kann ich dies nur so verstehen, daß er Dich auf manches Problem aufmerksam gemacht hat, das in den Gegenständen noch liegt; aber die Lösung hast Du sicherlich selbst suchen und finden müssen.

476. **An Vischer.**

Bonn, den 9. April 1866.

— — Ueber Deinen Ruf nach Tübingen und Deine Geneigtheit ihn anzunehmen, dachte ich gleich Anfangs so, daß ich Dir Württemberg, wenn es Dich dahin zog, wohl gönnte, aber Dich gönnte ich Württemberg nicht. Mir ist jedes Blatt leid, das demselben an dem Ruhme verloren geht, seine besten Söhne von sich zu stoßen, und ich fürchte, mich selbst nicht mehr zu diesen zählen zu dürfen, wenn der Satz aufgehört hat, sich an Dir zu bewahrheiten. Ich drücke mich absichtlich so aus, damit Du siehst, bei meinem Votum ist persönliche Gereiztheit nicht außer Spiel, und nicht mehr darauf giebst, als es verdient. Daß ich die Pflicht, einen Ruf nach Württemberg einem solchen nach Baden vorzuziehen, nicht ganz so hoch anschlagen kann, wie Du, beruht doch zum Theil auch darauf, daß mir, wie Dir ja sonst auch, der provinzielle Unterschied deutscher Lande wenig bedeutet.

Indeß auf der andern Seite: von Württemberg hast Du einen bestimmt formulirten Ruf in Händen, während in Baden, wenn Du nicht neuere Nachrichten hast, die Sache noch im weiten Felde ist. Und was die Rückkehr nach Tübingen betrifft, so kommst Du ja unter ganz anders günstigen Bedingungen zurück, und sind andererseits Menschen gestorben oder weggezogen, die früher dem Kinde nach dem Leben trachteten. Auch die Eisenbahn, obwohl sehr ungeschickt und umständlich, ist doch immer etwas. Daß Du die Gastrollen in Stutt-

gart auf alle 14 Tage beschränken willst, finde ich sehr gerathen; ich glaube, daß Dir diese Incumbenz sehr beschwerlich werden könnte — im Winter und auch im heißen Sommer.

477. An Meyer. Darmstadt, den 9. Mai 1866.

Ihre beiden werthen Briefe, der 2. mit der 1. Abtheilung Ihres Werkes [1]), sind mir richtig zugekommen, und ich erledige in deren Beantwortung vorerst das Geschäftliche.

Ihr Wunsch, einen Recensenten des Buchs für die Preußischen Jahrbücher zu finden, veranlaßte mich, an deren jetzigen Redacteur, Dr. Wehrenpfennig — den ich, mir von Berlin her bekannt, kürzlich in Frankfurt, wo er sich vorübergehend aufhält, besucht hatte — mich zu wenden, und ich erhalte soeben die beiliegende Antwort, die Ihnen nicht undienlich sein wird. Das Werk selbst habe ich in den letzten Tagen, bis auf einige der summarischen Nebenparthien, bereits ganz durchgelesen, und ich kann sagen: es ist ein Buch, aus dem man etwas lernt. Es ist keine Kleinigkeit, einem, der von allen in Rede stehenden Bildern kein einziges gesehen, doch von der Eigenthümlichkeit und der Entwicklung der französischen Malerei, wie von dem Genius der einzelnen Meister eine Darstellung beizubringen, die sich behalten und über die sich Rechenschaft geben läßt. Dies haben Sie für mich hauptsächlich dadurch erreicht, daß Sie die Beschreibung der Bilder und die Charakteristik der Maler an einen biographischen Faden anreihen. Diese biographisch-artistischen Skizzen von David, Gérard, Gros, Prud'hon, Géricault, sind für mich höchst anziehend, zum Theil ergreifend gewesen; wenn mit Delacroix für mich die Anziehungskraft aufhört, so haben Sie dies ganz subjectiv zu verstehen.

Die Holzschnitte leisten, was sie sollen, einem von der Composition eine Vorstellung zu geben; nur den des Maratbildes fand ich von dem, was Sie dem Original mit aller inneren Wahrscheinlichkeit nachrühmen, sehr entfernt. Schade! Dagegen manche auch recht gut, wie den der Horazier, des Belisar, der Bilder von Fleury und Decamps. Da der oben beschriebene Mann, der von den betreffenden Bildern kein einziges gesehen (doch! den Belisar), ich selbst bin, so bin ich derjenige nicht, der eine ersprießliche Anzeige des Buchs zu

1) Der Geschichte der französischen Malerei seit 1789.

machen verstünde. Daß Sie daran denken, mir das Werk zu dediciren, ist Ihrerseits ein Beweis Ihrer freundlichen Gesinnung für mich, und kann in Betracht der Tüchtigkeit des Buchs für mich nur ehrenvoll sein. Dennoch wünschte ich, Sie überlegten's noch einmal aus dem Gesichtspunkt: ob Sie sich und dem Buche dadurch nicht schaden. Sie verstehen mich, und es ist ja, besonders bei der jetzigen Weltlage, noch lange Zeit, darüber zu verhandeln.

478. An Zeller.

Darmstadt, den 20. Mai 1866.

— — Mit dem Lotze habe ich mich nicht befreunden können; dagegen habe ich, veranlaßt durch die mir von Dir besorgten 2 moralischen Preisschriften Schopenhauer's, nun auch seine Welt als Wille und Vorstellung und seine Parerga gelesen, und mit einem Interesse, wie ich es lange an keinem Buch systematischer Philosophie gehabt. Zwar ist gerade das Systematische die schwächere Seite des Mannes; aber eben deswegen vielleicht waren mir die Bücher genießbarer, weil das Hauptgewicht in denselben nicht auf dem Formellen, sondern dem Inhalt der Gedanken an und für sich liegt. Kein Zweifel, der geistreiche Grundgedanke des sogenannten Systems ist auch nicht annähernd durchgeführt, wie er sich denn auch nicht durchführen läßt; die letzten Resultate sind absurd oder empörend; der Mann selbst ein höchst widerwärtiger Egoist; — allein ein philosophisches Talent und ein Denker (freilich auch Narr) auf eigene Hand ist er ebenso gewiß, und ein Darsteller, der einen immer wach und aufmerksam erhält. In Bonn las ich dann auch zum Theil die Schriften von Gwinner und Frauenstädt über ihn; die könnten einem freilich, besonders die von Fr. mitgetheilten Briefe, den Mann gründlich verleiden, wenn einer seine eigenen Schriften nicht gelesen hätte.

479. An Vischer.

Darmstadt, den 3. Juli 1866.

Meinen besten Dank für Brief und Buch[1]; das letztere erhielt ich vor etwa 10 Tagen und las es sogleich. Im ersten Aufsatz macht die rein sachliche Unumwundenheit, mit der Du früher Verfehltes aufdeckst, einen großen Eindruck; die Abhandlung selbst ist nicht leicht;

---

[1]) Kritische Gänge N. F. H. 5.

man muß die Gedanken scharf beisammen halten, um den zum Theil sehr feinen Begriffsentwicklungen zu folgen, obwohl vom Verfasser Alles gethan ist, der Sache all die Klarheit zu geben, die in einer solchen vorläufig übersichtlichen Darstellung möglich ist. Man wird Alles besser und leichter verstehen, wenn es im Zusammenhang des Systems, unterbaut mit den zugehörigen Beispielen, wieder zur Sprache kommt. Von der allerbesten Wirkung sind die eingestreuten polemica, das pro-memoria für Carriere so einzig, als Du jemals etwas in dieser Art gemacht hast. Das Politische in den beiden folgenden Aufsätzen betreffend, muß ich anerkennen, daß Du die Parteiansicht, der ich angehöre, sehr unparteiisch mit ihren Gründen dargestellt hast. Die Dinge stehen leider jetzt so, daß in jedem nur ein geringes Uebergewicht der Meinung, der er anhängt, vorhanden sein kann, wie bei einer Abstimmung mit schwacher Majorität. Keiner wird das Mißliche, das sein eigenes credo drückt, verkennen. Auch mir erscheint dieser Krieg als ein Greuel; allein nun er einmal ausgebrochen ist, stelle ich mich mit meinen Wünschen ganz auf die Seite, der ich immer angehört habe, überzeugt, daß ein Sieg derselben uns zwar wenig Gutes, der der andern aber nur Schlimmes bringen kann. Oder genauer meine ich, ein Sieg Preußens brächte uns im Augenblick auch Schlimmes, ließe aber für die Zukunft doch Gutes hoffen, während uns von Oestreich jetzt und in Zukunft nur Schlimmes kommen kann. Gerade bei diesem geringen Uebergewicht der einen oder andern Wagschale wird es mir aber mehr als je deutlich, wie das, was dem Zünglein den Ausschlag gibt, am Ende etwas ganz Individuelles ist, in der ganzen Art zu sein, zu empfinden und zu wirken eines jeden liegt. Ich meine, ich sehe es schon gedruckt, wie hübsch Du dermaleinst in meinem Nekrolog im Schwäbischen Merkur meine preußische Gesinnung aus meinem Naturell ableiten wirst. „Unser verewigter Freund, wirst Du dort sagen, hatte eben, es läßt sich nicht leugnen, selbst etwas Gewaltthätiges in seinem Wesen, das sich auch im Umgang mit ihm bemerkbar machte. Mehr als einmal gab dies zwischen ihm und dem Verfasser dieses Nekrologs Zerwürfnisse, die sich jedoch immer wieder gütlich lösten, da er übrigens in der That eine gute Haut war. Schade, daß sie fault! Ich sage: sie; denn da die Knochen nicht faulen, er aber nur aus diesen zwei Bestandtheilen zusammengesetzt war, so kann es dabei nur um jenen andern Bestandtheil sich handeln.“ . . . So Du

Deinerseits; und nicht minder wollte ich, wenn ich, wo Gott für sei, der Nekrologist werden sollte, Deine entgegengesetzte Haltung aus Deiner Eigenthümlichkeit begreiflich machen.

480. **An Rapp.** Darmstadt, den 12. Juli 1866.

— Unsere deutschen Angelegenheiten stehen jetzt auf einem sehr gefährlichen Punkt und die Versäumniß Preußens, sich, ehe es in diesen Krieg sich einließ, des Deutschen Volkes zu versichern, könnte trotz aller seiner Siege sich noch empfindlich rächen. Denn nur mit dem Deutschen Volk hinter sich kann es auch Napoleon entgegentreten. Mein politisches Glaubensbekenntniß kann ich kurz und bündig so fassen:

1. Deutschlands Gesammtverfassung ist so verzweifelt, daß auf dem Wege Rechtens nicht mehr, sondern nur noch durch Gewalt zu helfen ist.
2. Diese Gewalt kann von Oben oder von Unten kommen.
3. Von Unten wurde sie 1848 versucht und es ist mißlungen.
4. Preußen versucht's jetzt von Oben und es ist halb gelungen.
5. Um ganz zum Ziel zu führen, müßte sich die Aktion von Oben mit der von Unten combinirt haben oder noch (wenn möglich) combiniren.

Anders kann ich es auch so ausdrücken:

Oesterreich hasse ich,

Die Mittelstaaten und ihre Politika verachte ich,

Vor Preußen habe ich Respekt, zur Liebe langt's noch nicht; aber meine Hoffnung für Deutschland ruht auf Preußen. Entweder durch Preußen oder gar nicht ist Deutschland zu helfen.

481. **An Kuno Fischer.** Darmstadt, den 4. August 1866.

So ständen wir denn, wie es scheint, am Ende der gewaltigen Kämpfe; viel früher als wir dachten, aber auch mit einem Ergebniß, das wir uns im günstigen Falle doch anders dachten. Mag Bismarck Sünden auf dem Gewissen haben, so viel er will: jetzt büßt er sie reichlich ab, da er sein Werk durch alte Weiber verpfuscht sehen muß. Dieses Freigeben von Sachsen bedeutet auch weiterhin nichts Gutes, bricht der ganzen Annexion die Spitze ab. Denn mit welchem Rechte will man diejenigen verschlucken, die erst im 2. Aufgebot der Feinde standen, wenn man den Staat, der unter den kleinen Feinden voran-

ging, durchschlupfen läßt? Ich fürchte, man wird sich auch bei Hannover besinnen, wird sich mit einem Stück begnügen, und so wird Alles Stückwerk bleiben. Die Dereliction Süddeutschlands trifft zwar gerade mich, als Süddeutschen, besonders schmerzlich; doch muß ich sagen, es geschieht diesen Süddeutschen, in erster Linie meinen Württembergern, ganz Recht. Der politische Unverstand dieser Leute ist unglaublich, und hat sich auch jetzt nur verkrochen, nicht verloren. Deutlich stellt sich auch, wie im Jahr 1848, wieder die Coalition von Ultramontanen und Demokraten heraus. Die Preußen haben ein Recht, auf diesen Süden verächtlich herabzusehen, der in allen Krisen der Nation regelmäßig auf der unrechten Seite steht: zu Napoleon I. Zeiten bei Frankreich, 1848 bei der rothen Demokratie, 1859 und 1866 bei Oestreich. Es mag ganz heilsam sein, diese Süddeutschen vorerst noch zappeln, zum durchbohrenden Gefühl ihres Nichts erst gründlich gelangen zu lassen, sie eine gute Weile klopfen zu lassen, ehe man ihnen die Thür aufmacht. Hat Preußen dies im Sinn, d. h. ist seine Ablehnung des Südens nur temporär gemeint, so darf es nur am Main eine Zolllinie ziehen, dann können's diese Staaten keine 3 Jahre aushalten.

Du siehst, wie sehr wir Eines Sinnes sind, und wie mich auch insofern Dein l. Schreiben vom 28. Juni/4. Juli erfreut hat. Gleicher Sinn ist viel werth in solcher Zeit der Spaltung, und ebenso selten. Nicht nur daß aus dem Kreise meiner Freunde einzelne noch immer im Groll gegen Preußen verharren: ein Mann, dem auch Du es wohl nicht zugetraut hättest, ist eben jetzt in dieses Lager übergegangen. Schon im vorigen Frühjahr überraschte mich Gervinus, als ich ihn in Heidelberg wieder sprach, nicht wenig durch seine Idee eines selbstständigen Schleswig-Holstein, von dem er sich einen Stützpunkt für eine ganz neue deutsche Politik versprach. Seitdem ohne weitere Nachricht von ihm, sah ich ihn vor 4 Wochen, wenige Tage vor der Schlacht bei Königgrätz mit Freund Pfeiffer hier bei Tisch, im Begriff in's Lager des 8. Armeecorps abzureisen, um sich von der dort herrschenden Stimmung zu überzeugen; die seinige war so, daß er gegen den „schändlichen Raub" Schleswig-Holsteins schnaubte, und sich vermaß, er hätte nichts dagegen, wenn bei dieser Gelegenheit Preußen „zerkrümelt" würde. Eine böse Sackgasse für einen Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts.

482. **An Meyer.** Darmstadt, den 7. August 1866.

Daß Sie, wie mir Ihr werthes Schreiben vom 12. Juli meldet, im Laufe des Sommers in Paris gewesen sind, ohne den Hin- oder Rückweg über Darmstadt zu nehmen, ist nicht ganz recht; wie hätte ich mich gefreut, Sie, wenn auch nur auf etliche Stunden, wieder zu sehen!

Unterdessen haben sich ja die Geschicke vollendet; einerseits, wenn wir noch die preußische Thronrede hinzunehmen, über unsere kühnste Erwartung; andererseits doch so, daß noch mancherlei Befürchtungen Raum gewinnen. Nicht allein die drohende Mainlinie, auch Sachsen's Verschonung, die der Annexion die Spitze abbricht und den fremdartigen Einflüssen Thür und Thor öffnet, lassen einen noch nicht zur vollen Freude kommen. Doch bei dem Allem: Großes ist erreicht, zu noch Größerem der Boden bereitet, man kann für Deutschland wieder hoffen.

483. **An Vischer.** Darmstadt, den 13. August 1866.

Die letzte Zeit her trug ich mich mit der Hoffnung, Dich vielleicht auf Schweizerischem Boden zu sehen; ich dachte nämlich einen den ganzen Sommer gehegten Wunsch nach Fluß- oder Seebädern noch in der Art zur Ausführung zu bringen, daß ich auf etliche Wochen nach Rorschach ginge. Bei dem fortdauernd naßkalten Wetter ist daran nicht mehr zu denken.

Nun hast Du also in Zürich abgeschlossen und gehst einem neuen Leben im alten Vaterland entgegen. Ich wünsche Dir Glück dazu ohne Neid, obwohl mit dem schmerzlichen Gefühl, daß für mich eine solche Lebenserneuerung nicht mehr kommen wird. Der Grund liegt nicht in äußern Umständen, sondern in dem Zustand meiner Augen, der, indem er mich zu größern Unternehmungen physisch unfähig macht, auch für kleinere meinen Muth darniederschlägt.

Auf den politischen Theil Deines Schreibens zu kommen, so kann es schon unbequem werden, ob es gleich eine Kleinigkeit ist, wenn von 2 Freunden der eine die Leibspeise des andern nicht ausstehen kann; noch unbequemer, wenn der eine ein Hundsfreund, der andere ein Feind dieser Creaturen ist. Wenn nun aber gar in einer politischen Entwicklung der eine etwas Verruchtes sieht, das ihn bis zur Menschen-

feindschaft verstimmt, der andere etwas Großes, das ihm die Brust zu neuer patriotischer Hoffnung hebt, so bedarf es der ganzen Stärke altverwurzelter Freundschaft, damit einer nicht am andern irre werde.

Zwar daß ich nach einer Seite an dem Gang dieses Krieges meine Freude gehabt haben würde, hast Du Dir gewiß gedacht. Daß in ganz Deutschland nur Preußen eine wirkliche Macht, es allein bestimmt sei, den Gedanken der deutschen Einheit seiner Verwirklichung entgegenzuführen, war ja längst meine Ueberzeugung. Doch daß seine Uebermacht so entschieden, Oestreich so ganz faul und hohl sei, das wußte ich nicht, und insofern machte mich Preußens Siegeslauf, diese unwiderstehliche Vernichtung des an sich Nichtigen, ungemein glücklich. Allerdings nun war das siegreiche Preußen nicht dasjenige, dem ich den Sieg gewünscht hatte. Gewünscht hatte ich ihn einem liberalen, wahrhaft constitutionellen Preußen; aber das absolute Preußen hat ihn davongetragen. Darüber könnte ich nun grollen; statt dessen entnehme ich mir daraus eine geschichtliche Belehrung. Bis das liberale Princip seine Kräfte soweit zusammengefaßt, seine Bekenner so weit unter Einen Hut gebracht hätte, um einen solchen Stoß gegen den Particularismus zu führen, hätten wir noch lange warten können. Nur darum ist ihm der Absolutismus mit seiner concentrirten Kraft zuvorgekommen. Das sind Thatsachen, die wir anerkennen, nach denen wir unsere Begriffe berichtigen müssen. Eins nach dem Andern! und da ist, wie es scheint, die Einheit, wenigstens die Grundlegung zu derselben, das Eine, die Freiheit erst das Andere. Du wirst sagen, es sei der Fluch des Strebens nach dem Einen ohne das Andere, daß auch die Einheit nur halb erreicht worden. Aber auf der andern Seite ist es ein unschätzbarer Vortheil dieses Gangs der Dinge, daß der Standpunkt des Bundesstaats bereits überschritten, die Dinge bereits halbwegs zum Einheitsstaat angekommen sind. Und wenn Du es an sich nicht einsehen kannst, daß, was geschehen, zu Deutschlands Wohl geschehen ist, so blick nur in's Ausland. Die Franzosen bersten vor Neid und Besorgniß, und die Engländer haben Respect.

Und nun willst Du nach Wien! Erlaube mir, daß ich das nicht fasse. Jetzt nach Wien, um den ganzen Bodensatz des Preußen- und Deutschenhasses auszutrinken. Ich glaube, daß ein großer Theil Deines Widerwillens gegen Preußen daher rührt, daß Du nie recht in Preußen warst. Es ist unmöglich, längere Zeit dort zu leben, ohne sich an-

geweht zu finden von dem Geist eines gewaltigen zukunftreichen Volks und Staats. Das Selbstgefühl, das von einzelnen Preußen hier außen uns oft verletzt, thut es dort weniger, wo wir zugleich inne werden, worauf es beruht. Und so könnte ich noch lange fortfahren, will es aber nicht, theils weil das Blatt zu Ende ist, theils weil Du mir vielleicht schon wegen des Geschriebenen böse bist. Thu's nicht, ich bitte Dich.

484. An Rapp.

Darmstadt, den 8. Oktober 1866.

Anfangs September war ich mit meinem alten Bekannten, dem Maler Magnus, 10 Tage in Baden, wo zugleich Zeller mit Familie sich aufhielt.

Begierig, doch stets mit einer gewissen Bangigkeit, sehe ich den nächsten Nachrichten von Vischer entgegen. Die politische Differenz — denn leider hoffe ich nicht, daß er sich in die Lage findet — macht unseren Verkehr schwierig — es heißt immer: incedis per ignes suppositos cineri doloso —[1]), doch habe ich mir gelobt, daß es kein Zerwürfniß mehr zwischen uns geben darf und nun will ich den Teufel sehen, der doch eins anzetteln wollte.

485. An Rapp.

Darmstadt, den 13./30. Oktober 1866.

Gervinus neuester Band[2]) enthält gewiß viel Vortreffliches; besonders die Juli-Revolution ist in ihren Ursachen und Anläßen so deutlich, wie nirgends sonst gemacht und vor allem die Charakteristik von Louis Philippe ein Meisterstück; auch die litterarische Uebersicht ist höchst lehrreich, unsere deutschen Philosophen und Theologen glimpflicher, als ich erwartete, behandelt; einige Vorliebe (J. Grimm) oder Abneigung (Beranger) übersieht man leicht. Doch hat mir gerade dieser Abschnitt die unangenehme Empfindung gegeben, daß ein Thema, das sich für den Leser nicht blos lehrreich, sondern auch genußreich behandeln ließ, bei Gervinus eine Darstellung gefunden hat, die dem Leser so schwere Mühe macht.

Juvenal ist auch mir nie erfreulich gewesen, weit eher noch Martial, von welchem Schubart das klassische Wort schrieb „Oft ist er Schwein,

---

1) „Auf dem Feuer wandelst Du, das trügerisch unter der Asche glimmet." — 2) Geschichte des 19. Jahrhunderts Bd. 8.

aber er grunzt mit Witz". — Ein Büchlein über Uhland von seiner Frau aus Briefen zusammengestellt und für Freunde gedruckt, erhielt ich kürzlich durch Zeller zum Lesen und habe mich recht daran erfreut. —

Die schönen Herbsttage locken auch mich zu größeren Spaziergängen in unsere Wälder und führen mich oft so weit, daß ich Angst bekomme, da Raubanfälle hier herum nicht unerhört sind. Unserem Freund Horaz lief zwar einmal ein Wolf davon, als er im Sabinerwald von seiner Lalage sang; allein ich habe von keiner solchen zu singen und deutsche Räuber wären auch schwerlich so sentimental wie italienische Wölfe.

486. **An Vischer.**

Darmstadt, den 11. November 1866.

Mit herzlichem Bedauern habe ich aus Deinem Brief ersehen, daß Dir der Einstand in Tübingen und Stuttgart durch Unwohlsein erschwert worden ist; hoffentlich ist auch ein Theil des übeln Eindrucks, den Oertlichkeit und Verhältnisse auf Dich gemacht, auf Rechnung dieser körperlichen Depression zu schreiben, und allmählige Angewöhnung zu erwarten.

Eh' ich an etwas Weiteres komme, muß ich Dich wegen einer Versäumniß um Entschuldigung bitten. Du fragtest mich in Deinem Letzten, ob ich nicht Lust hätte, eine Anzeige des neuesten Hefts Deiner Krit. Gänge zu machen; und ich wollte Dir antworten, daß ich mich für die formell-systematischen Fragen des ersten Artikels nicht für competent halte, die übrigen Artikel aber uns auf das politische Gebiet führen würden, worüber mit Dir öffentlich zu streiten zur Freude der Philister und ihrer Töchter, ich mich nicht aufgelegt finde. Thu' ich's doch auch privatim nicht gern, und glaube besonders jetzt, es der Zeit überlassen zu können, daß sie uns einander mehr annähere; Dich, indem Du der politischen Unfähigkeit und Verstocktheit der Schwaben gewiß bald satt werden wirst; mich, indem ich mancher Enttäuschung meiner auf Preußen gesetzten Hoffnungen gewiß nicht entgehen werde.

Nur über eine Beschuldigung, die Du mir schon in einem früheren Brief gemacht, laß mich noch ein Wort sagen. Du gibst meine gesellige Isolirung meinem — wie Du es nennst, politischen Fanatismus Schuld. Von Fanatismus nachher; mein politischer Stand-

punkt aber ist jetzt so weit entfernt, mich zu isoliren, daß er mir vielmehr neue Anknüpfungspunkte gewährt. In Württemberg möchte es sein, wohin mich aber auch sonst nichts zurückzieht; hier ist die ganze geistige und politische Fortschrittspartei zugleich preußische Partei, und ich bin in den letzten Monaten manchem Mitglied derselben gerade auf politischem Wege näher gekommen. Unter meinen Correspondenten aber, selbst aus Württemberg, ist, Dich abgerechnet, nicht Einer, der nicht im Allgemeinen auf meinem Boden stünde. Was aber den Vorwurf des Fanatismus betrifft, der seit Jahren schon durch Deine Briefe geht, so weiß ich den Anlaß gar wohl, woher er sich schreibt. Es war die Trätscherei eines Menschen, der mir gleich beim ersten Zusammentreffen nicht gefiel. Dieser, der mich damals zum erstenmal in Gesellschaft sah, berichtete Dir von einer Scene, wo ich auf die ungewaschene Rede eines besoffenen Schweins, die Preußen würden beim ersten kriegerischen Zusammenstoß, wie bei Jena im Jahr 1806, davonlaufen, mit einer spitzigen Rede antwortete, und — es war 10 Uhr vorbei — die Gesellschaft vielleicht etliche Minuten früher als ich sonst gethan haben würde, verließ. Du sprachst nachher von „Unterdrückung Schwächerer" durch mich; eine Beschuldigung, die ich, so weit sie sich auf diesen Vorgang stützte, nicht begründet finden konnte.

Damit Du aber desto besser von mir denkst, will ich mich jetzt — nicht für einen unterdrückten Schwachen, aber doch für ein nicht gehörig geschätztes Verdienst bei Dir verwenden. Es ist eine alte Bitte, die mir schon seit dem Schluß Deines früheren Tübinger Aufenthalts im Halse steckt: die schnelle Veränderung Deiner Stellung ließ mich nicht zum Aussprechen kommen. Sie betrifft unsern alten Freund Hetsch[1]). Der treffliche Mann muß sich, bei aller unbestrittenen musikalischen Tüchtigkeit, mit einer secundären Stellung begnügen, weil ihm die Art fehlt, seinen Werth gehörig zu verwerthen — mit Einem Wort, weil er einmal Stiftler war. Nun dachte ich, ihr creiret doch bisweilen Ehrendoctoren: ob Du da nicht den Antrag auf Hetsch stellen könntest und möchtest, ihn für seine Verdienste um Erhaltung des reinen Geschmacks in der Musik und um Komposition der Lieder so mancher deutschen und insbesondere schwäbischen Dichter (so etwa

1) Ueber den S. 41, Anm. 1, zu vergleichen ist.

könnte man den Antrag begründen) zum Dr. honoris causa zu machen. Der brave, anspruchslose Kerl weiß natürlich von meiner Idee kein Sterbenswort; er verdiente so sehr, mit einer solchen Ehre überrascht zu werden. Da Du den alten Landsmann kennst und schätzest, so brauche ich nichts mehr hinzuzusetzen.

487. **An Zeller.**

Darmstadt, den 3. Dezember 1866.

— — Ich spüre, wie Du ja auch von Dir schreibst, in allen Adern eine Luft, die vorerst der Theologie nicht günstig ist. Ueberhaupt, auch nur auf mich selbst gesehen, ist mein theologisches Interesse vor der Hand erschöpft, und da mich zu einem neuen Unternehmen auf anderem Gebiete der Zustand meiner Augen nicht ermuthigt, so bin ich immer wieder geneigt, meine Feder zu ewiger Ruhe am Nagel aufzuhängen.

— Aus der Zeitung und einer Mittheilung von Moritz Müller[1]) entnehme ich, daß Du in Pforzheim einen Vortrag halten wirst; ich empfehle Dir den Müller als ein Original und eine ehrliche, wirklich für's Gemeinwohl besorgte Haut; das Bischen Eitelkeit laß ich in solchem Fall gern als Tara dreingehen.

488. **An Kuno Fischer.**

Darmstadt, den 19. Dezember 1866.

Vor Allem, theuerster Freund, in Beantwortung Deines ersehnten Schreibens vom 20. v. M., meinen herzlichen Glückwunsch zum Hauskauf! Ich glaube zuversichtlich, ja ich meine es schon in Deinem Briefe zu spüren, daß dieses eigene Heimwesen Dir recht viel Freude und Behagen geben wird. Und selbst wenn Dir nun schon in Jahresfrist eine Beförderung anderswohin in Aussicht stünde (denn an Dein Absterben in Jena — dem für mich so schönen Jena — glaube ich nicht), so würde schon dies Eine Jahr, behaglicher zugebracht, die Mühe und etwaigen Mehrausgaben lohnen; es scheint aber, Du hast auch so vortheilhaft gekauft, daß ein großer Verlust nicht wohl heraus-

1) Ein Mann, der sich aus einfachen Verhältnissen emporgearbeitet hatte, und sich durch seine gemeinnützige Thätigkeit, auch als Tagesschriftsteller, namentlich um den Arbeiterstand verdient machte. Er war ein großer Bewunderer von Strauß; aber nach dem Erscheinen des alten und neuen Glaubens trat er ihm öffentlich entgegen.

kommen kann. Was wird der Frühling für ein andres Ding sein, wenn er den eigenen Garten Dir grün macht; was werden die Kinder für eine Lust haben, die Beeren und Kirschen des väterlichen Grundstücks zu pflücken; was wird die Luft in der Laube Deiner lieben Frau, was das geschäftige Herumwandeln an den Beeten und Bäumen dem Vater Laërtes[1]) wohl bekommen! In diesem schönen Heimwesen besuch' ich Dich auch einmal, das versprech' ich Dir, so fest man eben im Leben etwas versprechen kann. Und dann richt' ich's auch so ein, daß ich Dich, was so lange schon mein Wunsch ist, einmal lesen höre. Unser letztes Zusammensein war viel zu kurz, unsre Seelen hatten die Zeit nicht, recht flüssig gegeneinander zu werden, ich mußte viel unbesprochen lassen, worüber ich mir vorgenommen hatte, mit Dir zu sprechen. Besonders hatte ich von Dir wieder, wie einst in Heidelberg, einen ermunternden Einfluß auf meine Arbeitslust und Arbeitskraft gehofft. Das hätte aber längeren Zusammenseins bedurft. Noch immer liegt in dieser Hinsicht bei mir Alles darnieder; ich komme mir so überflüssig vor mit meinen Schreibereien, daß ich die Feder nur noch zu Briefen in die Hand nehmen mag.

489. An Vischer.

Darmstadt, den 6. Januar 1867.

Von Thomas bis zum Neujahr war ich in Bonn, konnte also Deiner Ladung nach Enzweihingen[2]) nicht folgen, so gern ich Dich auch einmal wieder gesehen hätte. Noch lieber freilich wäre ich damals nach Stuttgart gekommen, als Du über Iphigenie sprachst. Etwa 8 Tage vorher hatte ich sie von der Janauschek gesehen, war aber gar nicht befriedigt. Die Schauspielerin, offenbar sonst ganz gut, aber kein Zoll eine Iphigenie; es war, als hätte Elektra die Rolle der Schwester übernommen. Ein schönes Stück lieferte der Decorateur, Maschinist, oder wem es zuzuschreiben ist. Da es ihm nämlich unerlaubt schien, daß 5 Akte hindurch dieselbe Decoration bleiben sollte, so benützte er die nahe liegende Reflexion, daß es alle Tage doch Abend wird, zu der Einrichtung, im 4. Akt eine Abendröthe eintreten zu lassen, die im 5. zur Abenddämmerung wurde, so daß beim Abschied Thoas und Iphigenie sich hätten in die Augen langen können vor Dunkelheit. Einige

1) Fischers Vater lebte als emeritirter Prediger bei seinem Sohne.
2) Dorf an der Enz, wo Vischers Bruder Pfarrer war.

Tage darauf klagte ein Offizier einer Bekannten über das Langweilige eines solchen Stücks ohne Handlung und Decorationswechsel; er habe es auch nur bis zum Schlusse des 3. Aktes ausgehalten. Schade, erwiederte ihm die Dame, daß Sie nicht wenigstens bis zum 4. ausgehalten, wo die Abendröthe gekommen wäre.

Mit dieser und einer andern Dame hatte ich einige Wochen vorher Deinen Aufsatz über Uhland gelesen, und Du hättest Dich über die Wirkung gefreut, wärest Du dabei gewesen; am Schluß, als die Parabel zu Ende gelesen war, konnte ein paar Minuten lang keins ein Wort sprechen. Um so lebhafter war nun der Wunsch auch dieser Frauen, Deinen Vortrag über Iphigenie hören zu können; um so lebhafter aber auch ihre Freude, als ich ihnen sagte, es ließe sich vielleicht erreichen, daß Du mir Dein Manuskript schicktest, und wir das miteinander läsen. Nun weiß ich freilich nicht, ob Du ein eigentliches Manuskript davon hast, aber wenn Du es hast, und wenn es auch nicht ganz rein ist, so wüßte ich nicht, was Du mir im Augenblick Lieberes thun könntest, als wenn Du es mir anvertrautest. Ich wollte es nicht aus der Hand geben, als in die der Frauen zum abwechselnden Vorlesen.

Daß Du auf meinen Wunsch rücksichtlich des guten Hetsch eingehen willst, dafür bin ich Dir sehr dankbar; daß Du eine Gelegenheit abwarten mußt, versteht sich; die weitern Belege will ich schaffen.

Deinen Artikel über Meyers französische Malerei[1]) hat mir dieser hocherfreut geschickt; er ist aber auch höchst liebenswürdig. Nur, ohne die von M. hervorgehobenen Haken der Geschichtsmalerei zu verkennen, halte ich es gegen die Mythenmalerei mit dem alten Vischer gegen den jetzigen. Weißt Du denn ein christliches Mythenbild aus neuerer Zeit, das Dir gefiele? worin nicht, um Deinen eigenen anderweitigen Ausdruck zu gebrauchen, ein Haar zu finden wäre? Du führst wenigstens keines an.

Den Aufsatz in der deutschen Vierteljahrsschrift: Strauß und der Gothaismus, wirst Du gelesen haben. Er bringt ja auch Dich hinein. Aber schwerlich hat es Dich gefreut, auf diese Art gelobt zu werden. Der Verfasser scheint mir F—, oder ein Aehnlicher zu sein. Vielleicht antworte ich; nicht weil es das Machwerk verdiente, sondern weil mir die Veranlassung nicht unwillkommen ist, mich über diese Dinge auszusprechen. Thu' ich's[2]), so gedenke ich von unserem Verhältniß, mit

1) Zeitschrift f. bildende Kunst, 1866, 2. Heft. — 2) In Wirklichkeit unterblieb es.

grundsätzlicher Vermeidung der politischen Controverse, so zu reden, daß Du zufrieden sein wirst.

490. An Rapp.

Darmstadt, den 12. Februar 1867.

— Unser alter Rosenkranz hat noch etwas recht Gutes gemacht, so gut, daß ich es ihm gar nicht zugetraut hätte: Diderots Leben und Werke, 2 Bände. Ein unerschöpflicher, lebensvoller Stoff, ohne viel Kunst, aber zweckmäßig und bequem zubereitet. Laß es kommen, es ist eine köstliche Geistes- und Herzensnahrung. — Gestern Abend war ich bei einem Fortschrittsessen. Metz, der Nationalvereinsmann, bewirthete 30 seiner politischen Freunde in einem Gasthof und lud auch mich dazu ein. Da mir der Mann lieb ist und ich sah, daß er auf meine Annahme Werth legte, so nahm ich's an. Ich hatte Metz erst abgeschrieben: er wisse ja, daß wir, wie ein Liebespaar, uns am Besten unter 4 Augen unterhalten.

Wir wollen dieser Tage Schölls Aufsatz über Goethe's Geschwister lesen; auch habe ich zu dem Ende einen kleinen Commentar geschrieben zu Goethe's Marienbader Elegie[1]). Sic perditur tempus[2]).

491. An Rapp.

München, den 19. April 1867.

— Mein Absehen in München[3]) ging nicht auf alte Freunde, sondern auf einen neuen Dr. Julius Meyer, Verfasser einer Geschichte der französischen Malerei seit 1789; ich repetire unter seiner fachkundigen Anleitung gerne die hiesigen Sammlungen, wobei ich auf Manches aufmerksam werde, was mir früher entgangen war. Die gefangene Göttin[4]) haben wir natürlich auch besucht, diesmal in Begleitung des Galeriedirectors, die uns unbequem genug war, und wobei Freund Meyer all seine Gewandtheit aufbieten mußte, den alten Herrn soweit bei Seite zu bringen, daß ich die mitgebrachte Rosenknospe zu den Füßen der Göttin niederlegen konnte. Gelesen habe ich hier Manches, geschrieben Weniges, eine Erwiderung in Sachen der Erinnerungen an Möhler,

1) Vgl. „Ungedrucktes aus dem Nachlasse von D. F. Strauß. I, zu Goethe's Elegie von Marienbad" Deutsche Revue, Jahrg. 1894, 1. Bd., S. 228 ff. — 2) „So vertreibt man sich die Zeit." — 3) Wohin Str. kurz vorher für einige Wochen gegangen war. — 4) Die Venus des Praxiteles; vgl. Ges. Schriften II, VIII. 373 ff.

die dessen Biograph, ein hiesiger Benediktiner, rundweg für Fabel erklärte, in die preußischen Jahrbücher[1]). Das Schönste was ich hier las, war Lessings Briefwechsel mit seiner Frau, die rührendste, weil einfachste und nüchternste Liebesgeschichte, die man lesen kann, ein wahres Erbauungsbuch.

492. An Zeller.

Darmstadt, den 7. Mai 1867.

— — Für Deinen Vortrag über Religion und Philosophie in Rom meinen besten Dank; er ist vortrefflich wie Alles, was in dieser Art von Dir kommt; daß ich ihn nach Durchlesung der Stelle über Scävola-Schenkel[2]) über Nacht aus der Hand legte, mußt Du meinen schwachen Augen nachsehen; das Reflexlicht that ihnen weh.

— Diesen Mittag sagte mir Gagern (jetzt mein Tischnachbar), daß Gervinus wieder in Heidelberg sei, und das Fräulein fügte hinzu, daß er sich über einen Besuch beim Papst sehr befriedigt ausgesprochen. Ist er denn politisch wieder praktikabel?

493. An Vischer.

Darmstadt, den 2. Juni 1867.

— Uebrigens wirst Du nicht allein ein Hofmann, ich werde es auch. Habe vorgestern eine einstündige Audienz bei der Prinzeß Alice gehabt. Aufgeklärt durch Papa, wie dieser selbst durch — Bretschneider. Wollte, nachdem kürzlich erst gehört, daß ich hier, mich kennen lernen; schickte Secretär, langer Widerstand, habe keinen Glauben an Interesse hoher Herrschaften für unser eins, gab aber endlich, weil doch Dame, ungern nach. Und bin nun sehr befriedigt. Die Prinzeß ist wirklich ein frisches, natürliches, ungemein offenes Wesen, bei der man sich gleich gemüthlich angeregt findet. Vor dem Prinzen Albert, den ich immer hochschätzte, hab' ich bei der Gelegenheit von Neuem Respekt bekommen. — Geht dieser Tage auf große Reisen, hofft, mich, wenn länger hier bleibe, mehr zu sprechen.

494. An Vischer.

Darmstadt, den 2. Juli 1867.

Du bist expedit. Das ist charmant. Danke bestens. Ich glaubte die Sache kaum eingefädelt, und sie ist schon fertig. Diesen Morgen

---

1) 1867, Maiheft. Die Erinnerungen an Möhler stehen Ges. Schr. II, 219 ff. — 2) Zeller, Vortr. u. Abhandl. II, 121 ff.

erhielt ich einen Brief von Hetsch, worin er mir den Eingang des Diploms[1]) hochvergnügt anzeigt. Von meiner Mitwirkung hat er keine Ahnung und soll sie durch mich auch gewiß nicht bekommen. Es freut ihn mehr, wenn er meint, es sei von selbst so gekommen. Da haben wir nun einmal miteinander etwas gemacht, wovon wir gewiß wissen, es ist gut. Jedermann, der Hetsch kennt, wird's loben, aber Niemand wäre eingefallen, es zu machen. Bravi!

495. An Rapp.

München, den 27. September 1867.

Gestern Abend las ich im Merkur Deine Pensionirung. Es war mir eigen zu Muth über solche Gleichheit und Ungleichheit unseres Schicksals. Das Leben der unsteten Wohnungslosigkeit, wie ich so eben an eine neue Station gekommen bin, trittst Du nun auch an. Aber während ich desselben so satt bin, daß ich mich um den geringsten Dienst, der mir doch festen Wohnsitz gäbe, melden möchte, hast Du jene Situation gewünscht und gesucht. Diese Lebensform hat von Anfang auch wirklich manchen Reiz, den auch ich empfunden habe, als ich vor 19 Jahren zum erstenmal den Wanderstab in die Hand nahm. Welch ein Unterschied zwischen der Stimmung, in der ich damals hier ankam und der heutigen. Auch damals kam ich als Schiffbrüchiger, aber verhältnißmäßig jung und voll Hoffnung auf Manches, was das Leben, wie ich meinte, mir noch schuldig war. Einiges hat es in der That nachbezahlt; jetzt aber ist Alles, was möglicherweise noch flüssig zu machen war, eingetrieben. Mein Wunsch und Bedürfniß konnte nur noch auf ein ruhiges, stilles Ausleben gehen, in einem heimischen und heimlichen Winkel: und gerade jetzt reißt mich die Fluth aufs Neue in die Welt hinaus, an eine Küste, die mir zwar längst bekannt ist, ehemals lockend war, heute aber kahl und unwirthbar erscheinen muß.

Vischer war vor seiner Reise nach Paris 3 Tage in Darmstadt. Wir waren recht gemüthlich zusammen.

496. An Rapp.

München, den 12. Februar 1868.

Seit den ersten Anstößen, die mir vorigen Herbst das veränderte Klima gab, bin ich gesund, d. h. corpore valeo, oculis animoque non

---

1) Vgl. S. 490.

item[1]). Das Leben zu gestalten ist nie leicht und wird mit den Jahren immer schwerer. Hätt' ich Vischers Augen und seinen malerischen Sinn dazu, ich wollte es schon auch „nett" finden, Mittags im Menschengewühl vor dem Königsbau auf und ab zu gehen. So muß ich mich an die Ohren halten und die sind leider zu spät und zu unvollkommen ausgebildet worden. Von Schumann will ich bei Gelegenheit Weiteres hören; vielleicht habe ich bisher das Rechte noch nicht gehört. Viel nahm mich gegen ihn auch das Gebahren seiner Anhänger ein, und daß es gerade die Clique von Wagner, Liszt, Bülow ist, die soviel aus ihm macht. Hätt' ich Deine Augen, wie wollte ich noch lesen; aber das Vorlesenlassen hilft mir nichts, da ich das Vorgelesene schwer fasse und wenig behalte. Ich bin immer noch am 70bändigen Voltaire, doch habe ich dazwischen hinein Marmontels Memoiren gelesen, die für das Pariser litterarische und gesellige Leben Medio sec. 18[2]) sehr interessant sind. Das Verschen, was er einmal anführt:

Quand on n'a pas ce que l'on aime,
Il faut aimer ce que l'on a, —

ist auch in anderen seculis anwendbar.

497. An Zeller.

München, den 24. Februar 1868.

Es ist recht freundlich, ja eigentlich großmüthig von Dir, daß Du Deinem werthen Brief vom letzten Tage des vorigen Jahres, dem überdies noch 2 freundliche Büchergeschenke folgten, einen zweiten Brief nachsendest, ohne mit mir wegen der Antwort abzurechnen. Zunächst waren es in der That die Bücher, die mein Schreiben verzögerten. Das eine erhielt ich erst am 24. Januar, das andere etwa 14 Tage später, da ohne Zweifel die Buchhändler meine Wohnung nicht wußten. Von beiden habe ich gleich Einsicht genommen, und von Baur bis jetzt die 2. Hälfte, die Dogmengeschichte der neuesten Zeit, gelesen. Die Lektüre versetzte mich ganz wieder in die Zeiten, da ich zu den Füßen des verehrten Meisters saß; ich meinte ihn bisweilen sprechen zu hören. Einen eigenen Eindruck machte es mir auch, mich selbst mit meinen Sachen so historisch einregistrirt zu finden; ich kam mir wie längst gestorben vor, welches im Grunde ja auch nicht ohne ist. In Deinem Buche zog mich vor Allem der Abschnitt über die jüdisch-griechische

1) „Mein Leib ist es, Augen und Gemüth nicht in gleichem Maße."
2) „Um die Mitte des 18. Jahrhunderts."

Philosophie und die Essener und Therapeuten an, dem Du eine besonders eingehende Behandlung hast angedeihen lassen, die nun wohl hoffentlich jedermann, außer Hilgenfeld (der aber doch ziemlich beigibt) und die Juden überzeugen wird. Die letztern sind doch heute noch gerade so eitel wie vor 1800 Jahren; denn es ist derselbe nationale Dünkel, daß sie damals Homer und Plato von Moses belehrt sein ließen, wie daß sie jetzt nicht eingestehen wollen, daß auch nur eine Sekte von ihnen — freilich die beste, die sie hatten — etwas von den Griechen genommen haben sollte. An solcher Sinnesart sind alle Beweise verloren. Zu der Vollendung dieses großen Werkes, eines monumentum aere perennius[1]), wünsche ich Dir von ganzem Herzen Glück, und spreche den Dank, den die ganze Culturwelt Dir für die unermeßliche Arbeit schuldet, auch von meiner Seite aus.

Was Du mir von den 400 Pforzheimern[2]) schreibst, ist mir sehr interessant gewesen; war mir auch nicht unbekannt, daß es mit der Sache nicht richtig, so wußte ich doch von dem Trauerspiel als Quelle nichts. Aus welcher Zeit ist dieses Poëm, und hat es wirklich schlechthin keinen historischen Anlaß, ich meine, daß, wenn auch nicht 400, doch vielleicht 4 Pforzheimer bei Wimpfen gefallen sind?

498. **An Rapp.**

München, den 28. Februar 1868.

Neben Vischers methodischer Ausführung wird mein Wallenstein-Aufsätzchen[3]) Dir sehr überflüssig sein. Denn von jenen abgerissenen Gedanken wird, däucht mich, der beste jedenfalls der gewesen sein, daß sich in Schiller hier — ohne daß er's wußte — Macbeth und Hamlet combinirten, sein Wallenstein ist ein Macbeth, der unter anderem auch deßwegen nicht reussirt, weil er zugleich ein Hamlet ist. In der Hochhaltung von Wallensteins Lager begegnet sich Vischer mit einem Mann, dem er übrigens ferne steht, mit Gervinus, dem es auch das Liebste vom Ganzen ist. In gewisser Art ist es auch das Gelungenste; es ist offenbar mit der größten genialen Leichtigkeit hingeworfen, am wenig-

---

1) „Denkmal, dauernder als Erz" (Horaz). — 2) Zeller hatte Strauß über den Vortrag eines Heidelberger Herrn berichtet, in welchem die damals noch unbekannte, jetzt allgemein anerkannte, Ungeschichtlichkeit der Erzählung von dem Heldentod der 400 Pforzheimer in der Schlacht bei Wimpfen (1622) nachgewiesen war. — 3) S. Anmerkung 1) zu Brief Nr. 390.

ften durch das, was sonst bei Schiller ist, angekränkelt. Auch ergibt es sich natürlich wie es so kam. Der Dichter hatte die kolossalen Schwierigkeiten seiner Aufgabe, mit denen er ein halbes Jahrzehnt gerungen, endlich überwunden. Die Tragödie stand da und im frohen Gefühl des gelungenen Werks und der vollen Kraft, schuf er halb spielend jenes Einleitungsstück. Das ist alles gut, aber der Schwerpunkt des Stücks, die Bedeutung, um deretwillen es das erste deutsche Drama ist und bleiben wird, liegt doch gewiß nicht in den Scherzen und der heiteren Lebensfülle des Vorspiels, sondern in der tragischen Wucht des nachfolgenden Schau- und Trauerspiels. Man könnte, — wenn Vischer die Dialoge nicht so haßte (von den meinigen wenigstens in meinen kleinen Schriften hat er mit einem wahren Haß gesprochen; er hat sich nämlich in den Kopf gesetzt, mit dem „Er" sei er selbst, Vischer, gemeint) — man könnte ein Gespräch entwerfen zwischen Schiller und einem Kritiker. Schiller fragt diesen, was ihm in seinem Wallenstein am besten gefallen habe? Der Kritiker antwortet: Das Lager; und Schiller lacht. Nun fragt aber der Kritiker den Dichter, was denn er selbst für das Beste im Wallenstein halte? und als Schiller antwortet: Nun, Max und Thekla, so kommt die Reihe des Lachens an den Kritiker. Von da an gibt ein Wort das andere und sie kommen mit einander dem rechten Punkte näher.

499. An Rapp.

München, den 5. März 1868.

Was die Werthabschätzung und Vergleichung der großen Tondichter betrifft, so muß man gemach thun. Vor Allem ist die Frage: wer der größere sei, als schlecht und oberflächlich ganz von der Hand zu weisen. Dann ist daran festzuhalten, daß für unser Weltalter die Musik Mozart's dieselbe Stelle einnimmt, wie Goethe in der Poesie, nämlich ὁ πάνυ[1]) zu sein. Der universelle Genius, neben dem sich die Besten unter den Uebrigen nur dadurch auszeichnen, daß in ihnen die oder jene einzelne Geisteseigenschaft oder Seite der Kunst weiter, eben damit aber auch einseitig ausgebildet ist. So gleich in Beethoven subjectiv alles, was mit Pathos, Rührung, innerem Wühlen wie gewaltigem Ausbrechen zusammenhängt; objektiv die Instrumentalmusik, neben der er die Vokalmusik fast nur gestreift hat. Deßwegen hat

1) „Der unbedingt Größte".

er auch am Fidelio (von dem man in gewissem Sinne freilich sagen kann ἕνα, ἀλλὰ λεόντα)[1]) so lange gearbeitet, gebessert und umgearbeitet als Mozart an einem halben Dutzend Opern, hat 4 Ouvertüren dazu geschrieben, wovon keine ihrem Zweck recht entspricht. Ich weiß wohl, es gibt Stimmungen, wo einem Fidelio mehr entspricht, als Figaro und ich habe ihn nie ohne die innigste Rührung hören können — allein könntest Du jetzt bald nach Fidelio den Figaro, Don Juan hören, so würdest Du — musikalisch betrachtet — gewiß fühlen, daß Du aus einem Strom mit bald tiefem, bald seichtem Bett, in den ewig vollen, ewig jungen Okeanos gekommen.

500. **An Rapp.** München, den 21. März 1868.

Die letzte Zeit habe ich allerlei Musik gehört. Mozart und Haydn stehen auf dem Programm, aber Wagner und Liszt inspiriren den Dirigenten. — Besseres hörte ich in den Quartettunterhaltungen. Eines von Mozart machte mich mit Thränen kämpfen vor Glück. Ich war die Zeit her so freudlos, so innerlich erstorben gewesen, nun kam ich mir wie eine alte Mauer vor, die, den Winter über durchgefroren, beim Kommen der ersten Frühlingsluft sich mit Tropfen beschlägt[2]).

501. **An Rapp.** Darmstadt, den 22. Mai 1868.

— Die Memoiren der Frau G. Sand zu lesen, habe ich mir längst vorgenommen; es kostet nur einigen Entschluß vorher, ehe man sich so anlügen läßt, Du verstehst mich. Wenn Vopiscus oder welcher von diesen spätrömischen Historikern es sein mag, sagen konnte, es gebe keinen Geschichtschreiber, der, bei aller Wahrheitsliebe, nicht sein gutes Theil gelogen habe, so gilt dies doppelt, wenn einer seine eigene Geschichte schreibt, dreifach, wenn er ein Dichter und sechsfach, wenn er vielmehr eine „Sie" ist.

502. **An Meyer.** Darmstadt, den 27. Mai 1868.

— — Von mir kann ich gar nichts sagen, als daß Voltaire's Briefwechsel, in welchem ich jetzt am Jahr 1751 stehe, mich mitunter doch langweilt. Es ist zu viel kleine Intrigue, Klatsch und Lumperei

1) „Nur einen, aber einen Löwen." — 2) Diesen Gedanken hat Str Poët. Gedenkbuch (Ges. Schr. XII) S. 173 dichterisch ausgeführt.

darin, zu wenig Ehrlichkeit und Herzlichkeit. Man muß, wie ich sehe, bei dem Kameraden dreierlei Erscheinungsweisen unterscheiden:

1. Die officielle in den Schriften; 2. die halbofficielle in den Briefen; ganz demaskirt hat man ihn nur 3. in den Memoiren seiner Sekretäre.

503 **An Käferle.**

Darmstadt, den 29. Mai 1868.

Du bist der einzige unter meinen Freunden, bei dem ich mich wegen eines so langen Stillschweigens, wie es durch meine Schuld zwischen uns stattgefunden, nicht zu entschuldigen brauche. Denn Du weißt so gewiß, als Du mich und Dich selbst kennst, daß die Ursache davon nicht in einem Erkalten oder auch nur Verkühlen meiner Freundschaft für Dich, sondern einzig darin liegen kann, daß der Gang meines Lebens seither eine Wendung genommen hat, von der sich eher mündlich als schriftlich Rechenschaft geben ließ. Du wirst mich nicht falsch verstehen: ich will nicht andeuten, daß ich etwas Besonderes erlebt hätte — gerade so etwas eignet sich ja gar wohl zur vertrauten schriftlichen Mittheilung — sondern im Gegentheil, daß ich angefangen habe, nichts mehr zu erleben, was des Schreibens werth wäre. Mit Einem Worte, ich habe angefangen, recht alt zu werden, älter, als meine zu Anfang dieses Jahres vollendeten 60 es eigentlich mit sich bringen. Dieses Altwerden zeigt sich ganz besonders auch darin, daß ich mir nicht mehr einbilde

— ich könne was lehren,
Die Menschen zu bessern und zu bekehren —

daß der schriftstellerische Trieb ganz in mir aufgehört hat. Das ist aber in einem Menschen, der bisher — leider! — in erster Linie Schriftsteller gewesen ist, eine gar folgenreiche Veränderung. Der ganze geistige und fast auch leibliche Organismus muß sich anders einrichten, und das geht ohne Leiden und Kranksein nicht ab.

Mein äußeres Leben war unterdessen dieses: Den Winter habe ich in München zugebracht, Ostern war ich bei meiner Tochter in Bonn, jetzt habe ich meinen Wohnsitz wieder hier genommen. Meine Tochter hat mich zu Anfang dieses Monats zum zweitenmal zum Großvater gemacht. Das wirst Du jetzt auch schon mehrfach sein.

Von unsern gemeinschaftlichen Freunden sprach ich vor wenigen Wochen Hetsch in Mannheim, der jetzt erst erfahren hatte, daß der

Antrieb, ihn zum Dr. philos. honoris causa zu machen, wie ihm von Tübingen widerfahren, von mir (durch Vischer) ausgegangen war. In München erlebte ich die musikalische Revolution, die Franz Lachner zum Rücktritt zu Gunsten der Zukunftsmusik veranlaßte. Ich nahm daran so lebhaften Theil, daß ich Lachner meine Empfindungen in ein paar Sonetten auszusprechen mich gedrungen fand, die ihm herzliche Freude zu machen schienen. Ebendaselbst ging ich im Hause des O.-Medizinalrath Pfeufer, Hardegg's Schwager, vertraulich und gemüthlich aus und ein.

An Franz Lachner.

1.

Den Stab, den lange ruhmvoll Du geschwungen,
Mit dem, ein Feldherr, Du gebotst den Tönen,
Ihn hat, geschickt im Wühlen, keck im Höhnen,
Dir schnöder Undank aus der Hand gerungen.

Vom hohen Geiste Deiner Kunst durchdrungen,
Nahmst Du als Ziel Dir vor, zum ächten Schönen
Die Sinne wie die Herzen zu gewöhnen:
Und dieses Lebenswerk ist Dir gelungen.

Abwehrtest Du mit Ernst die trüben Wasser
Der Modekunst, den Schwarm der wirren Geister,
Die uns das Chaos gerne wiederbrächten.

Das schuf Dir manchen Neider, manchen Hasser;
Doch eilt die Muse Dir dafür, o Meister,
Den vollen Lorbeer in das Haar zu flechten.

504. **An Rapp.** St. Goarshausen, den 27. Juli 1868.

Diesen Morgen war ich auf der Lurlei, ganz allein. In dem sogenannten Schweizerthälchen begegnete ich einem kleinen rothhaarigen Jungen von 12 Jahren, der seinem Vater Branntwein brachte. Nachdem er diesen abgeliefert, nahm ich ihn weiter mit, um mir den Weg zu zeigen. Ich fragte ihn nach seiner Schule, er sagte mir, er lerne Lesen, Schreiben, Rechnen und Geschichte. Geschichte! sagte ich, ei was? Und was hast Du darin schon gehabt? Von der Schöpfung, antwortete er, und vom Paradies. Du siehst, bis zum Themistokles geht es da noch nicht. Dafür wußte er aber auch den Weg nicht bis zur Lurlei. —

505. **An Rapp.** Darmstadt, den 22. September 1868.

Die Tacituskrittelei ist Modegeschwätz. Ein verrückter Irländer ist vorangegangen. Stahr hat die Sache feuilleton- und salonmäßig gemacht und nun wollen die Schulmeister zeigen, daß sie auch auf der Höhe der Zeit sind. Ihre Autorität ist der Sejansschmeichler Vellejus gegen Sueton und Dio Cassius, die in allem Wesentlichen mit Tacitus stimmen. Zur Lektüre empfehle ich Dir St. Beuve, Causeries du lundi — eine Reihe von Bänden —, ich habe bis zum 13. im Hause — eine französische Litterär- und theilweise auch politische Geschichte vom 16. Jahrhundert bis zum 19. in biographisch-litterarischen Artikeln, mit viel Geschmack, Kenntniß, Urtheil und angenehmstem Vortrag. Man sieht dadurch in ganz neue, mir wenigstens unbekannt gewesene und zwar reich bebaute und ertragreiche Geistesfelder hinein und bekommt Respekt vor den Franzosen.

506. **An Rapp.** Darmstadt, den 19. Oktober 1868.

— Vorige Woche bin ich dem preußischen Kronprinzen-Paar vorgestellt worden bei Prinzessin Alice. Ein so menschlich liebenswürdiges Paar an so hoher Stelle, die künftigen Geschicke des Vaterlandes in so gute Hände gelegt zu sehen, war mir überaus tröstlich. Und, selbst ohne Wunsch, als reiner Diogenes, diesen Erdengöttern gegenüber zu stehen, machte mir auch Freude.

507. **An Vischer.** Darmstadt, den 12. November 1868.

Den zurückfolgenden Brief von Prantl, sowie den Deinigen habe ich gelesen und erwogen, insbesondere auch die Gedanken, die Du rücksichtlich einer Verpflichtung, der engern Heimath treu zu bleiben, äußerst. Aus dem Kreise meiner Incompetenzerklärung weiß ich auch jetzt noch nicht herauszutreten; doch will ich mir über den Hauptpunkt in beiden Briefen eine Bemerkung erlauben.

Welche von beiden Städten, München oder Stuttgart, hat eher das Zeug, der Kulturmittelpunkt für Süddeutschland zu werden? Der Vorzug des ersteren als Hauptstadt eines größeren Landes, mit mehr Mitteln und Hülfsquellen, die schon vorhandenen Kunstvorräthe noch nicht einmal gerechnet, liegt auf der Hand. Nur hierauf gesehen, die Stadt und ihre Position nicht mit in Betracht gezogen, hätte die

bairische Hauptstadt wohl den Vorzug. Wäre seiner Zeit, als Altbaiern mit den neuen Provinzen vergrößert wurde, eine fränkische oder schwäbische Stadt, etwa Augsburg oder noch besser Nürnberg, zur Residenz gemacht worden, dann stünde Alles gut. Aber daß der bairische Kulturmittelpunkt dem altbairischen Stamm und seinem Katholicismus anvertraut ist, macht Alles anders. Die Provinz, in der die Hauptstadt liegt, hat auf diese immer einen vorwiegenden Einfluß. Wenn ich letzten Winter mit Bekannten so an Sonntagen durch die Straßen von München ging, und von dem eingeborenen Volk Notiz nahm, erschien es nicht blos mir, sondern auch den Andern, so, wie in einer griechischen Colonie am schwarzen oder am Mittelmeer dem Hellenen die gallischen oder skythischen Urbewohner erschienen sein mögen. Die Kluft zwischen der aufgeklebten Kultur und dem Grundstock in München ist ungeheuer, und wird immer (s. Uhland's „Wanderung") ein Hemmniß für ein gesundes Wachsthum der erstern bleiben.

Diese Kluft ist in Stuttgart geringer, der schwäbische Stamm bildsamer und schon vorgebildeter (resp. freilich auch verbildeter) als der bairische; dies würde die Schale zu Gunsten Stuttgarts neigen; allein die schmäleren Mittel des kleinern Staats sind hier noch überdies durch die Trennung der Universität von der Hauptstadt geschmälert. In der Klage hierüber hast Du gewiß Recht. Allein wenn Du hoffst — ich sage nicht, daß jemals, aber daß demnächst, daß noch zu unsern Lebzeiten hierin eine Aenderung durchzusetzen sein werde, so bleibe ich dabei, dies für eine Illusion zu halten. Für eine Reihe von Jahren sind durch die leidigen, aber unabweislichen Militärbedürfnisse die Kräfte unserer Staaten so in Anspruch genommen, daß an eine so kostspielige Aenderung im Kultusdepartement, so viel ich sehe, nicht zu denken ist.

— Du siehst, ich bin ungefähr so gut und so klug wie Dein Loos-Orakel. Rathe Dir selbst besser und sei herzlich gegrüßt.

508. **An Rapp.** Darmstadt, den 12. Dezember 1868.

Also die alte Posthalterin in Tübingen ist gestorben. Ei war es denn nicht gestern, daß wir den Gruß von ihr hörten: „fehl mich Ähnen, Herr Repetent Strauß, grüß Gott, Herr Rapp, guten Abend, Postknecht"? und das nächste Mal: „Wohin so geschwind, Herr Repetent Märklin?" Nun gestern war das nicht, aber doch vor 35

Jahren. Und jetzt todt. Nun die Ruhe hat sie sich wohl verdient und 80 Jahre sind ein schönes Alter. Und noch etwas hätte sie sich wohl verdient: einen Nekrolog im Schwäbischen Merkur. Wär' ich noch in den Jahren der Schriftstellerei, so schrieb ich einen, und diesmal würde ich damit auch Leser finden. Allein die Zeiten sind vorbei, Vischer sollte es thun. Aber der hat nicht das nekrologische Gemüth, den Leichensäger-Humor, wie ich.

Vixere fortes ante Agamemnona
Multi, sed omnes illacrimabiles
Urgentur ignotique longa
Nocte, carent quia vate sacro[1]).

Mit denen tröste sie sich. —

509. **An Käferle.** Darmstadt, den 16. Januar 1869.

Schon seit einem Vierteljahr sehe ich einer Antwort meines lieben alten Käferle auf den Brief entgegen, den ich — freilich nach langem, doch durch die Umstände, mein' ich, entschuldigten Stillschweigen — Ende August oder Septembers Anfang an ihn geschrieben: er schweigt beharrlich. Was ist ihm nur? Ist er krank? ist er fromm geworden? So lange pflegte er doch sonst den alten Freund und Waffenbruder nicht auf ein erwiderndes Wort warten zu lassen. Indeß, dem sei nun wie ihm wolle, ich schieße meinen zweiten Pfeil ab; ein so theurer Mann ist ja wohl eines ganzen Köchers voll werth. Ich möchte so gerne wissen, wie es Dir geht, wie Dir der laue Winter bekommt, nachdem Dir der heiße Sommer — ich weiß ja auch noch nicht wie? — bekommen ist. Wie geht es Deinen Kindern? Führt Dich das jetzige Domicil Deiner ältesten Tochter nicht zuweilen nach Stuttgart? Und siehst Du da keinen von den alten Freunden? Vischer glänzt ja jetzt dort, wie eine prächtige Nachmittagssonne, und Alt und Jung eilt, sich seiner Strahlen zu erfreuen; Rapp wandelt als ein bald heller bald dunkler Mond umher; und Mörike — nun von dem weiß ich nichts und schreiben auch die vorgenannten Freunde nichts. — —

— — Meine Feder beharrt in ihrem Ruhestand, und mag sich

1) „Helden in Menge vor Agamemnons Zeit
Gab's schon, doch alle liegen sie unbeweint
Und unbekannt in tiefer Nacht, weil
Ihnen der göttliche Sänger fehlte.“ (Horaz.)

nur zu Briefen noch in Bewegung setzen. Alles und jedes hat seine Zeit, und die meinige ist um. Dabei interessirt mich noch mancherlei Lectüre, worunter jedoch keine Theologie ist. Eher naturwissenschaftliche; insbesondere ist mir die Darwin'sche Theorie und was sich auf sie bezieht, wichtig und anziehend. Erst Darwin befreit uns vom Schöpfungsbegriff; wir Philosophen wollten wohl immer hinaus, aber erst Darwin hat uns gezeigt, wo der Zimmermann das Loch hinaus gemacht hat. — —

510. **An Rapp.** Darmstadt, den 6. Februar 1869.

— Ich studire jetzt Buckle's Geschichte der Civilisation in England. Der Verfasser sucht die Geschichte zur Geschichte der reformatorischen Ideen, der geistigen Mächte überhaupt, zu machen, statt daß man bisher nur Kriegs- oder Dynastien- oder Litteraturgeschichte geschrieben habe, legt aber sein Werk höchst wunderlich an. Da zu einer allgemeinen Civilisationsgeschichte die Vorarbeiten noch fehlen, will er sich auf England beschränken; als Einleitung aber gibt er einen Abriß der allgemeinen d. h. wenigstens der Civilisationsgeschichte von England, Frankreich, Spanien und Schottland, wo er dann, ehe es zum Hauptwerk selbst kam, gestorben ist. Wenigstens geht die Uebersetzung unseres Freundes Ruge, die ich hier vor mir habe, nicht weiter. Das Buch ist interessant, wenn auch einseitig und weitschweifig. Ruge brummt bisweilen, wenn sich der Autor auf's Philosophiren einläßt, in Anmerkungen mit unendlichem, deutschphilosophischem Ueberlegenheitsgefühl in seinen Bart, aber es ist lehrreich, wie sich die Geschichte in solchem englischen Originalkopf spiegelt. Theologisch ganz, politisch für meinen Geschmack etwas gar zu radikal.

Ich schrieb Dir doch einmal vor Jahren über das französische Buch, das der natürlichen Tochter von Goethe zu Grunde liegt und angeblich von einer Stephanie Louise de Bourbon-Conti verfaßt ist. Nach neueren Untersuchungen wäre diese vielmehr eine Dem. Delorme, verehelichte Billet gewesen, die schön, geistreich, mit ihrer Stellung unzufrieden, jenen Roman erdichtet hätte.

511. **An Vischer.** Darmstadt, den 12. März 1869.

— — Hast Du Auerbachs neuesten Roman[1]) noch immer nicht

1) „Das Landhaus am Rhein.“

gesehen? Ich habe ihm kürzlich auf seinen Wunsch über die 3 ersten Theile, die er mir in Feuilletonform geschickt, mein unmaßgebliches Urtheil geschrieben, was mir nicht leicht geworden ist. Ich wollte ihm nicht weh thun, und durfte doch auch nicht unwahr sein. Ich glaube aber, daß der neue Roman weit unter dem vorigen steht. Viel zu doctrinär, und diese Doctrin viel zu nebelhaft. „Wie erzieht man den Sohn eines der Ueberreichen unserer Zeit?" scheint mir kein gutgewähltes Thema für einen Roman zu sein. Erstlich ist es zu speciell; dann führt es direct in sociale Probleme, die noch viel zu problematisch sind, um schon poëtisch gestaltbar zu sein; und endlich gibt der unermeßliche Reichthum der Sache einen utopischen, ganz unpraktischen Boden. Immer mehr strebt Auerbach über seine ursprüngliche Domäne, der realistisch-holländischen Figurenmalerei, in ideale Tendenzregionen hinaus, und verliert damit immer mehr den Boden, auf welchem allein er fest und sicher stand. Dabei wird der Mangel an Naivetät, das Beschreien und unzarte Beleuchten immer fühlbarer. Einzelne Figuren in seiner alten Art indessen sind wieder kostbar; aber die stehen im Hintergrund; bei den idealen Hauptpersonen steigert sich mit dem Werthe, den der Dichter ihnen beimißt, der Widerwille des Lesers. Dies ungern und unter uns gesagt über einen Mann, der uns beiden werth ist.

512. An Rapp.

Darmstadt, den 27. März 1869.

Gestern hörte ich in einer hiesigen Kirche Bachs Matthäuspassion, zum erstenmal, wie ich einzugestehen fast mich schäme. Es hat mich mächtig angezogen; es ist ein Kunstwerk strengster, sublimster, edelster Art. — Händel schüttet sich voller aus und wirkt daher gewaltiger; Bach hält mehr an sich, will nur sich und der Sache genügen. Nie wird darum eine Bach'sche Passion so populär werden wie der Messias, aber man ahnt, daß der Musiker vom ersteren noch mehr als vom letzteren lernen mag. Unvergleichlich ist und bleibt das Goethe'sche Wort, man dürfe die Bach'sche Musik nicht merken lassen, daß man ihr zuhöre (er ließ sie sich im Bett vorspielen), denn sie spiele für sich selbst. — Wenn Richard Wagner über mich schimpft (ich kenne aber seine neueste Broschüre nicht und weiß nicht, was er darin von mir sagt), so ist er insofern in seinem Recht, als ich immer jede Gelegenheit ergriffen habe, meinen Abscheu vor ihm so als Menschen wie als Musiker nachdrücklich auszusprechen. — Wenn Arthur Schopenhauer

gesehen hätte, daß Du seinen Namen mit 2 pp schreibst, so würde er sehr unangenehm geworden sein. Er hält sehr auf sein Eines p; Schopen heißt im Niederdeutschen ich weiß nicht was, auf jeden Fall nicht, was Schoppen bei uns.

513. **An Rapp.** Darmstadt, den 7. Juni 1869.

— Deine und Auerbachs exhortationes ad scribendum[1]) nahm ich nicht übel, aber ihr müßt es mir auch nicht übel nehmen, wenn ich sie nicht befolge. Und nun vollends in der Wormser Geschichte, wo das Publikum sich unmißverstehbar für Schenkel entschieden hat. Ihn will es zum Führer haben — so mag es ihn haben. Est et fideli tuta silentio merces[2]) sagt unser alter Freund. Wahrhaftig, es liegt ein Glück darin. Schade, daß ich nicht mehr weiß; aber wenn ich das Wort des Welträthsels hätte, so wollt' ichs machen wie der Kohlhaas, der auf dem Schaffot den schicksalvollen Zettel verschluckt, damit nur der Kurfürst nicht erfahren soll, was über das Schicksal seines Hauses darauf steht. —

Den Savonarola nennt Goethe „ein fratzenhaftes Ungeheuer" in dem Anhang zum Benvenuto Cellini. Daß Hase[3]) sich mit diesem Goethe'schen Ausspruch nicht auseinandergesetzt hat, könnte man feig nennen, allein es mag wohl daher rühren, daß er auf dem Goethe-boden in Jena sich in keine Polemik gegen Goethe einlassen wollte. Recht schön ist aber der Hase'sche Vortrag über die Jungfrau von Orleans; freilich gar nicht zum Vortheil unseres Dichters. Denn um wie viel schöner ist die wirkliche Johanna als die poëtische. Einen hübschen Aufsatz über sie fand ich auch in St. Beuves Causeries du lundi, aber ich weiß nicht mehr den Band.

514. **An Rapp.** Darmstadt, Himmelfahrtstag 1869.

— Auerbach kam gestern hier durch; ich sprach ihn auf dem Perron der Eisenbahn. Er will sich eine Zeitlang in Cannstatt aufhalten, um den Druck seines neuen Romans[4]) zu leiten, auch noch

1) „Aufforderungen, etwas zu schreiben." — 2) „Auch das getreue Schweigen hat seinen Lohn sicher." (Horaz Carm. III, 2, 25.) — 3) „Neue Propheten." Leipzig 1851. 1861. Ebd. der Vortrag über die Jungfrau von Orleans. — 4) Vgl. Br. 511.

Manches daran zu bessern. Ich habe ihn im Feuilleton fast ganz gelesen; eine Arbeit, die in manchen Partien vollen Beifall, in allen hohe Achtung verdient. Auerbach ist ein poëtisch-populärer Missionär unserer Weltanschauung, die ihm Herzenssache ist.

515. **An Rapp.** Darmstadt, den 27. September 1869.

— Von Ritter[1]) kam ein Brief — es geht mit seiner Arbeit etwas langsamer, als er dachte. Er hat über dieselbe an seine Pariser Gönner, insbesondere E. Renan geschrieben und ihm als Probe einen Abschnitt aus „Märklin" geschickt, worauf ihm Renan äußerst freundlich geantwortet hat. Von mir schreibt er: C'est, je crois, l'homme de ce siècle, pour lequel j'ai le plus d'admiration et de sympathie.

516. **An Vischer.** Darmstadt, den 25. Januar 1870.

— — Den Suleika-Aufsatz von H. Grimm las ich diesen Sommer in dem damals neuesten Heft der preußischen Jahrbücher auf dem Lesezimmer in Ueberlingen. Die Frau, welcher darin nicht nur die Rolle der Suleika zugetheilt, sondern auch mehrere der schönsten Suleika-Gedichte zugeschrieben werden, ist eine Geheimräthin Willemer in Frankfurt. An ihn findet sich längst ein Gedicht Goethe's unter den Gedichten an Personen. Daß er von ihr sich angezogen fand, erhellt aus verschiedenen Stellen der Boisserée'schen Briefe und Tagebücher. Daß die Bereicherung, deren im Sommer 1815 das Buch Suleika auch nach dem Knebel'schen, Zelter'schen u. a. Briefwechseln sich erfreute, auf Rechnung dieser Dame komme (sie war Tänzerin gewesen, als der Geheime Rath W. sie erst ausbilden ließ, dann heirathete; Goethe fand in seinem „Der Gott und die Bajadere" die Geschichte dieses Ehepaars), scheint keinem Zweifel zu unterliegen, sie scheint in der That Suleika zu sein. Nun macht sie aber auch Anspruch, Lieder, wie: „Was bedeutet die Bewegung", gedichtet zu haben. Daß Suleika selbst auch dichtend vorgestellt wird, ist aus dem Gedicht: „Kaum daß ich Dich wieder habe", zu ersehen. Aber ob die

---

1) Charles Ritter, ein Waadtländer, der einige Arbeiten von Strauß in's Französische übersetzte, und dessen dieser Ges. Schr. I, 73 f. 79. mit freundschaftlicher Anerkennung gedenkt.

ihr hier zugeschriebenen Gedichte wirklich im Divan stehen, und ob die genannten dazu gehören, ist eine andere Frage. Ich war Anfangs ganz empört über den Anspruch — freilich auch in Folge der litteratenhaften Darstellung Grimms — und dachte an eine Selbsttäuschung der alten Schauspielerin; — allein schließlich wird man eben doch abwarten müssen, bis in 9 Jahren Goethe's Briefe an sie gedruckt erscheinen werden.

Seit 8 Tagen bin ich daran, alle andern Abende der Prinzessin Alice meine Voltaire's-Vorträge vorzulesen. Da sie gerade Krankenpflegerin ihres Gemahls und eines Kindes ist, die das Scharlachfieber — doch ganz gutartig — haben, so ist ihr Abends diese Unterhaltung sehr erwünscht und sie ist eine beharrliche und empfängliche Zuhörerin. Dabei macht sich das Verhältniß überhaupt gemüthlicher, und sie hat mich kürzlich mit der Hofdame auf meinem Zimmer besucht. Ich habe viel Erfrischung von diesem Verkehr; er ist das Beste, oder vielmehr das einzige Gute, was ich noch hier habe. Für den Druck werde ich die Sache schließlich wohl ausarbeiten; aber ich habe die Vorempfindung, daß ich damit keinen Dank aufheben werde. Ließe ich das Manuskript so wie es jetzt ist, so würde es heißen, es sei eine oberflächliche Arbeit; stopfe ich noch mehr hinein, wie ich muß und will, so wird — da die Vortragsform bleiben und kein eigentliches opus daraus werden soll — das Ding aus der Façon kommen und schwerfällig werden. Dazu kommt: V. ist in eminentem Sinne ein litterar- und culturhistorisches, aber kein eigentlich biographisches Subject. Er ist und bleibt doch zu bös. Er beißt. Und das darf ein biographischer Held doch nicht.

Ich wollt', ich wäre heut in Stuttgart und könnte das schöne Concert hören. Chor und Symphonie von Mozart, und interessiren würde mich auch die Ouvertüre zum Prinz von Homburg. Das Thema ist höchst musikalisch; wie es J. Benedict ausgeführt hat, steht freilich dahin.

517. **An Rapp.** Darmstadt, den 4. Februar 1870.

— Den Voltaire habe ich nun der Prinzessin vorgelesen an 7 Abenden, und sie hat mit einer für eine Dame und vollends eine Prinzessin höchst anerkennenswerthen Geduld und Beharrlichkeit zugehört. Nun will ich das Gericht also für das Publikum zurichten,

und zwar nicht indem ich die Suppe strecke, d. h. dünner mache, wie die Wirthe thun, wenn mehr Gäste kommen, sondern umgekehrt, denn der gemeine Mann liebt dicke Suppen.

518. **An Vischer.** Darmstadt, den 27. Februar 1870.

„Hätt' ich das gewußt", sagte vor etlich und dreißig Jahren Dein Vetter, Rittmeister von Vischer bei unsrem Ludwigsburger Schillerfest, als er, in glühender Sonnenhitze vor der grünen Bettlade[1]) mit der Bürgergarde Spalier bildend, den festredenden Professor Kies sein Blatt umwenden sah, und noch 2 eng geschriebene Seiten darauf entdeckte. „Hätt' ich das gewußt, Herrgottsackerment!" brummte er in sich hinein, der Gute, der nun längst dort Spalier macht, wohin kürzlich auch Dein Freund Wilhelm Banzhaf[2]) zu den seelenvollen Tänzen nun wirklich eingegangen ist, die Du ihm schon vor 45 Jahren in Aussicht stelltest. Doch das wollte ich ja nicht sagen, sondern daß ich die Worte Deines Vetters die letzte Zeit auch bisweilen vor mich hingesagt habe aus Anlaß des verwünschten Voltaire, der sich mir spielend wie ein Eichhörnchen auf die Schulter gesetzt hatte, nach und nach aber, zu der Größe eines Löwen angeschwollen, mich umzuziehen drohte. Ich habe ihm jetzt die Gurgel wenigstens so weit zugeschnürt, daß er nicht gar vollends zum Elephanten werden kann, und ich nun sagen darf: was i ch daran thun konnte, damit bin ich fertig. Ich habe nämlich jetzt nur noch einige neueste französische Monographien über einzelne Lebensverhältnisse V.s zu lesen, die mir wohl noch Veranlassung zu mancher Bereicherung, auch wohl Berichtigung des biographischen Details, doch zu keiner tiefer greifenden Aenderung mehr Veranlassung geben werden.

— Was Du mir über Shakespeare schreibst, hat mich sehr interessirt und ich muß ihm ganz beistimmen; auch dem, was Du über den westöstlichen Divan bemerkst, widerspreche ich nicht; und doch ist mir bei der Gelegenheit von Neuem klar geworden, daß unser Verhältniß zu Shakespeare auf der einen und zu Goethe auf der andern Seite ein geradezu umgekehrtes ist. Darüber wäre nun viel zu sagen: Natur und Entwicklung, Nothwendiges und Zufälliges; etwas Ein-

1) Der Volksname für einen Punkt bei Ludwigsburg. — 2) Derjenige, dessen Hochzeit mit dem Br. 470[2] erwähnten Gedicht gefeiert worden war.

seitigkeit scheint mir dort wie hier im Spiel zu sein; wären wir jünger, ein trefflicher Gegenstand für die Correspondenz; in unsern Jahren hustet eben jeder vollends wie er kann[1]).

Deine Katarrhe betreffend möchte ich mir doch die Frage erlauben, ob die Art Deiner Sommercuren die rechte ist? Du suchst die Thermen, und ich meine, Du solltest das Kalte suchen. Keine Kaltwasseranstalt, sondern Fluß- oder vielleicht noch besser Seebäder. Experto crede[2])! Ich litt ja auch sonst viel an Schnupfen und Katarrh, und bin seit 2 Jahren des Uebels völlig los. Und ein See- d. h. Meerbad habe ich noch nicht einmal gebraucht.

519. **An Vischer.** Darmstadt, den 7. April 1870.

Also nach Corsica! Ich muß dabei immer an den Onkel Hiller denken, wenn er Dir auf dem Weg dahin, wie einst auf dem nach Frankfurt begegnete, was er wohl sagen würde. In jedem Fall würde er am andern Morgen im „Conversationslexicon" den Artikel Corsica nachschlagen, und von Deinem Paß mit mehr Grund als ehmals[3]) von dem meinigen behaupten, es stehe darin: „Der muthige Reisende beabsichtiget" — Also alles Glück zur Unternehmung, laß all Deine Katärrhe den Corsen in ihren Bergen und bringe keinen mehr zurück. — An dem Hölderlinsfest in Lauffen habe ich im Geist eine herzliche Freude gehabt, und wenn man bei solchen Anlässen als eine Cicade unbemerkt auf dem Baum sitzen und zusehen könnte, wär ich wohl auch gekommen. Was Du mir von dem Homburger Bibliothekar schreibst, hatte für mich den Vortheil, daß ich einen Artikel d. d. Homburg im nächsten Merkur am Styl als seine Arbeit erkannte.

— Dies soll kein Brief, nur ein freundlicher Wunsch für die Reise sein; da ich versprochen habe, den Voltaire so zu liefern, daß am Osterdienstag der Druck beginnen kann, so muß ich mich sputen.

520. **An Rapp.** Darmstadt, den 20. April 1870.

Dein Drama hat mich sehr belustigt, zugleich jedoch veranlaßt, über die Bartfrage[4]), die es von so verschiedenen Seiten zeigt, ernst-

1) Anspielung auf den Ges. Schr. XII, 66 berührten Vorfall. — 2) „Verlaß' Dich auf meine Erfahrung." — 3) Als Str. 1830 trotz der Cholera nach Berlin ging. — 4) Rapp hatte sich nach seiner Pensionirung einen Schnurrbart wachsen lassen.

licher nachzudenken. Das Ergebniß dieser Ueberlegungen will ich Dir hier in möglichster Ordnung aufschreiben.

1) Meine Freude über Deinen Schnurrbart ging zunächst von rein ästhetischem Interesse aus. Ich fand, daß er Dir vortrefflich stand; Deine ganze Gesichtsbildung schien mir auf diesen Schmuck berechnet zu sein.

2) Zu dem ästhetischen Interesse gesellte sich aber das humoristische. Die Mißverständnisse, die sich immer von Neuem an Deinen Bart knüpften, gehörten ja zum Besten unserer Kurbelustigungen[1]). Nun hat diese Sache allerdings ihre zwei Seiten. Ein ernster Mann und seine noch ernsteren Angehörigen können es unpassend finden, durch den Contrast von Bart und — wenn auch nur ehemaligem — Amt immer wieder komisch zu wirken. Indessen, mit Zeit und Gewöhnung würde sich dieser Reiz allmählig abgestumpft, man würde in einer Zeit wie der unsrigen es am Ende natürlich gefunden haben, daß ein emeritirter miles ecclesiae[2]) wie ein andrer miles emeritus[3]) einen Bart trägt.

3) Was nun ferner die Rücksicht auf die Verhältnisse betrifft, so ist es meine Pflicht zu gestehen, daß ich in diesem Fache nicht der Rathgeber bin, den man zu Rathe ziehen muß. Wer so außerhalb der Gesellschaft steht wie ich, wer so wenig Anlaß und Neigung hat, bei seinem Thun und Lassen zu fragen, was die Leute dazu sagen werden, der wird in diesem Stück etwas schwerhörig. Daß die Prälaten und Consistorialräthe, wenn sie Dich mit dem Barte sehen, innerlich Gift und Galle speien, dachte ich wohl; allein da Du nichts mehr bei ihnen zu suchen hast, dachte ich, müssen sie die Galle schlucken; amtlich Dir den Bart absprechen, werden sie nicht wollen, und wenn, so verlörest Du ja immer nur den Bart, noch nicht die Pension.

Das ungefähr waren meine Gedanken, so lange der Bart noch stand, dum stabat Troja[4]). So wenig es mir eingefallen wäre, Dir zu sagen: Ei, laß Dir doch einen Schnurrbart wachsen, so gerne acceptirte ich denselben, nachdem er als Thatsache gegeben war. Nun ist er aber aus der Welt der vorhandenen Thatsachen verschwunden, und das verändert die Sachlage doch. Nachdem Troja zerstört war, wollte auch Freund Horaz nicht, daß es wieder aufgebaut würde. Es könnte

1) Vgl. Poët. Gedenkbuch, Ges. Schr. XII, 173. — 2) „Soldat der Kirche." — 3) „Verabschiedeter Soldat." — 4) „Als Troja noch stand."

zu bösen Häusern führen, meinte er. Lies nur seine Ode III, 3, und wende sie auf den vorliegenden Fall an. Hättest Du trotz allem Kopfschütteln der Leute Deinen Bart aufrecht erhalten, so mußte man in Dir den justum et tenacem propositi virum[1]) anerkennen. Aber so, erst zurückweichen, dann von Neuem vorgehen, gäbe weit mehr den Eindruck des Unbestandes, als das einmal Aufgegebene aufgegeben lassen. Ter si resurgat murus aheneus[2]), d. h. der Schnurrbart, als Mauer um den Mund gedacht, ter pereat meis excisus Argivis[3]); wobei es Dir überlassen bleibt, unter den Argivi das Rasirmesser oder die Prälaten zu verstehen, wie unter der redenden Juno das Consistorium oder die öffentliche Meinung.

Mit horazischen Grüßen von

Deinem

D. F. Strauß.

521. An Rapp.

Darmstadt, den 2. Mai 1870.

— Ritter war in Paris; er kann nicht genug rühmen, wie viel Freundliches ihm Herr und Me Renan erwiesen. Wie er von meinem Voltaire sprach, so forderte ihn Renan auf, ihn ungesäumt auch zu übersetzen, der werde den anderen Sachen erst recht die Aufmerksamkeit zuwenden. Ritter will es auch thun und ich schicke ihm die einzelnen Bogen. — Samstag vor 8 Tagen telegraphirten mir die Biebericher Freunde[4]), daß in Wiesbaden Glucks Orpheus und Eurydice gegeben werde. Ich ging also mit den Freunden hin. Es ist die einzige der Gluck'schen Opern, die ich nicht kannte; ich wunderte mich also nicht wenig, wie ich auf dem Zettel nur 3 Personen fand: Orpheus, Eurydice und Amor, und zwar alle 3 von Damen dargestellt, denn Orpheus ist Alt. Die Musik ist von der reinsten, höchsten Schönheit und die Trägerin der Hauptrolle gab sie in ächtem, großem Styl. — Dann sang hier die Stehle im Freischütz die Agathe, sie sang auch recht schön, aber ich bin heute von dem Spuck in der Wolfsschlucht noch krank in allen Nerven. Es ist doch etwas Verruchtes um die Romantik. Auf ihrem Boden allein können solche Gräuel erwachsen und dieser

---

1) Den „Mann, der gerecht bei seinem Beschlusse bleibt" (Horaz). — 2) „Höbe auch dreimal neu sich der Wall von Erz." — 3) „Stürzten doch dreimal ihn meine Argiver um." — 4) Prof. Künkel und Burkhardt.

Boden gibt auch dem Schönen und Gemüthlichen, das diese Oper in so reichem Maße enthält, doch einen kranken Beigeschmack.

Dieser Tage war ich auch wieder einmal einen Abend bei der Prinzessin. Sie war lange weggewesen, in Gotha, in Mainz. Diesmal sollte ich mein Gutachten geben über eine Gouvernante, die sie für ihre Tochter angestellt hat. Sie ist gegen mich immer gleich gut und liebenswürdig und macht jedesmal von Neuem, so zu sagen, meine Eroberung.

522. **An Rapp.** Darmstadt, den 13. Mai 1870.

— Der Druck des Voltaire schreitet fort, es sind jetzt 8 Bogen corrigirt. Ich finde, er wird recht und in jedem Fall unterhaltend.

Bei der Prinzessin sind jetzt 4 Akte der natürlichen Tochter an zwei Abenden, mit vertheilten Rollen, gelesen. Theilnehmend: Prinz, Prinzessin, Hofmeisterin, Hofdame und ich. Man ist allerseits befriedigt und wird dieser Tage den Schluß vollends lesen, dann vielleicht Tasso. Wie hiebei die Prinzessin mit grünen Lampen- und Lichtschirmen für meine Augen sorgt, wäre Dir erfreulich zu sehen.

523. **An Rapp.** Darmstadt, den 25. Juni 1870.

— Die Prinzessin ist noch in Kranichstein, wo ich vorgestern bei ihr zu Mittag war, ihr vor Tisch aus dem Leben Jesu, nach Tisch ihrem kleinen Prinzeßchen auf Ansuchen aus ihrem Struwelpeter vorlas.

In Stuttgart würde ich nur einen Tag bleiben, um Vischer und Reuschle [1]) zu sprechen. . . Hierauf in Tübingen höchstens über Nacht, da mir hier nur an dem Besuche bei Niemeyer [2]) liegt.

Heute sollten wohl die Exemplare meines Voltaire in Stuttgart ankommen. —

524. **An Rapp.** Darmstadt, den 1. Juli 1870.

— Eben trifft mich eine Nachricht, die, wenn auch an sich nicht unangenehm, alle meine Plane über den Haufen wirft: mein Verleger schreibt, daß von dem Voltaire alsbald eine zweite Auflage zu machen

---

1) Dem S. 98, 1 Genannten. — 2) Den rühmlich bekannten Kliniker.

sei. Dies kann ich in Rorschach nicht besorgen, am besten in München, in dessen Bibliothek ich ohnehin noch Manches nachzuschlagen habe — also zuerst nach München und von da erst nach Rorschach. Ueber den Erfolg in Betreff des Voltaire mache ich mir im Mindesten keine Täuschung. Meine Schriften, sofern sie nur dies sind, pflegen meine deutschen Landsleute zur Makulatur werden zu lassen; daß es mit der jetzigen anders ist, verdankt sie theils der kleineren Auflage, theils dem Namen V.'s auf der einen und der Prinzessin auf der andern Seite. Suum cuique[1]).

525. An Kuno Fischer.

Rorschach, den 1. August 1870.

Gestern Abend auf dem Rückwege von Friedrichshafen, wo wir einigen Württembergischen Bekannten den Besuch heimgegeben, las ich auf dem Schiff Deine Anzeige meines Voltaire in der Allg. Ztg., und will keinen Tag säumen, Dir dafür meinen innigsten Dank zu sagen. Wenn Deine beiden Briefe über den Gegenstand dem Freunde wohlthaten durch die liebevolle Art, wie Du Dich in meine Arbeit hineindachtest und -empfandest, so kommt nun das öffentliche Zeugniß, das Du für dieselbe ablegst, dem Autor zu gute gegenüber einem Publikum, dessen Lieblingsschriftsteller für dergleichen Materien die Stahr und Scherr sind (. . . „ein beizender Taback, und eine Magd im Putz, das ist so mein Geschmack"). Und wie vortrefflich Deine Anzeige auch an und für sich geschrieben ist, wie zweckmäßig sie den Gegenstand einleitet, darlegt, beleuchtet, dafür könnte ich noch unbefangener sprechen, wenn ich nicht so nahe dabei betheiligt wäre; indessen hat Rapp, der den Artikel nach mir las, denselben von dieser Seite bewundert und gibt mir die freundlichsten Grüße für Dich auf. Daß Du es in Betreff des dissensus über die Frankfurter Affaire bei einer Cg. privata[2]) bewenden lassen, habe ich als eine besondere Zartheit empfunden; in der That pflegt, wenn ein bedeutender Beurtheiler einen solchen Punkt signalisirt hat, der Troß wetteifernd darauf loszuknallen, und insbesondere die französischen Beurtheiler würden gesagt haben: Was bedürfen wir weiter Zeugniß? Mir, resp. dem Buche, hat Deine cg. priv. den Vortheil gebracht, meine Meinung in der Art genauer zu

1) „Jedem das Seine." — 2) „Privatverhandlung."

umschreiben, wie in dem Dir überschickten Entwurfe eines Zusatzes geschehen ist.

Aber kommt man sich nicht wie ein kleines Kind vor, das am Sterbebette des Vaters mit der Puppe spielt, wenn man sich mit solchen Musenspielen abgibt am Vorabende des entsetzlichen Krieges, wo wir stehen? Wie ein plötzlicher Wahnsinn ist das Unheil über uns gekommen, im Allgemeinen wohl geahnt, aber nie so nah geglaubt. Dem Krieg von 1866 gegenüber weiß man nicht recht, soll man getrost oder bange sein. Der Fall ist jetzt schlimmer, sofern der Feind gewaltiger und ausdauernder ist; doch ist er ungleich günstiger in Folge der für uns vortheilhaften Fragestellung, zu der der Feind uns verholfen hat. Wenn 1866 selbst die Weisesten und Besten zweifeln konnten, auf welche Seite sie sich zu stellen haben, so wissen dies heute selbst die Dümmsten, und selbst die Schlechtesten wagen nicht, zu thun, als wüßten sie's nicht. Diese allgemeine Stimmung, in Verbindung mit der Beschaffenheit des preuß. Heerwesens, verbürgt uns, wie ich glaube, den endlichen Sieg. Aber was zwischen jetzt und diesem Siege liegt, kann schrecklich sein.

526. An Rapp. München, den 15. August 1870.

— — Bei meiner Rückkehr fand ich seinen Brief von Renan, worin er sich sehr freundlich über meinen Voltaire ausspricht, den ich ihm geschickt hatte, und sehr betrübt über den ausgebrochenen Krieg. Von dem letzteren nahm ich Veranlassung, ein offenes Sendschreiben an ihn zu erlassen, das nächsten Mittwoch oder Donnerstag in der Allgemeinen Zeitung zu lesen sein wird [1]).

Wo ist der Vers her:

> Doch mich entzog einhüllend in Wolkendunst
> Dem Schlachtgewühl der schnelle Merkurius;
> Dich schlang die jähe Kriegeswoge
> Wieder zurück in der Brandung Wirbel.

527. An Rapp. Darmstadt, den 3. September 1870.

Das Wetter war mir in München nicht günstig, nur einmal kam ich mit Meyer an den Starnberger See, wo wir Schwind auf

1) Das erste der beiden, die jetzt Ges. Schr. I, 297 ff. stehen; vgl. ebd. S. 73 ff.

seiner Villa besuchten, der uns Photographien seiner Melusine zeigte und von mir zur Illustrirung von Mörike's Schatz aufgemuntert wurde. Rückweg, in Heilbronn, Oehringen. — Der Gang des Krieges ist fortwährend wundervoll. — Mit meinem offenen Brief an Renan habe ich merkwürdiges Glück, überall sagt man mir Artigkeiten darüber. Auch der Adressat hat, wie mir Ritter schreibt, ihn freundlich aufgenommen und will im Journal des Débats darauf antworten.

528. **An Vischer.** Darmstadt, den 20. September 1870.

Des Himmels Einfall hätt' ich mir eher vermuthet, als daß Du eben jetzt unsre alte politische Controverse wieder aufwecken würdest. Ich habe ja „kein Maul aufbracht" seit Jahr und Tag. Im Gegentheil, ich glaubte sie im Verlauf der Zeiten und der Erfolge durch stillschweigende Concessionen von beiden Seiten zwar nicht ausgeglichen, doch harmlos gemacht. Was mich und meinen Standpunkt betrifft, so kann das doch nur Scherz von Dir sein, daß mir im preußischen Staate Alles vollkommen erscheine; vom Ministerium Mühler, vom Junkerwesen ꝛc. kannst Du das unmöglich glauben; aber das ist wahr, daß ich trotz alledem das Gute, das dieser Staat uns bringt, für so überwiegend erkenne, daß jene Mängel daneben vorerst gar nicht in Betracht kommen, sofern der preußische Staat allein den Kern hergibt, an den das übrige Deutschland sich zu einem lebenskräftigen Staatswesen anschließen kann. War ich in dieser Hinsicht nie so extrem oder blind, als Du glaubst, so bin ich in anderen Stücken von einer extremeren Haltung neuerdings zurückgekommen. Ob ich gleich auch heute noch nicht weiß, wie es möglich werden soll, daß eine Anzahl monarchischer Staaten sich in eine kräftige Einheit zusammenfasse, so gebe ich doch zu, daß der Einheitsstaat in Deutschland vorerst weder möglich, noch auch nur wünschenswerth ist. Was andererseits Dich betrifft, so glaubte ich längst Deine Oesterreichischen Sympathien im Abnehmen zu sehen; und jetzt, nach den neuesten Erfolgen, dachte ich, werdest Du sagen: Preußen hat zwar schwer Unrecht gethan im Jahr 1866, aber da es jetzt den Posten, den es sich damals anmaßte, so vollkommen ausfüllt, so kann man Amnestie eintreten lassen. Nun, am Ende denkst Du auch ungefähr so, und bittest Dir nur noch Zeit aus, Dich daran zu gewöhnen. Gewährst Du sie mir gleichfalls, so wird es mir vielleicht möglich, unterdessen von dem Widerwillen etwas

zurückzukommen, den seit den letzten 10 Jahren das süddeutsche Wesen in politischer Hinsicht mir eingeflößt hat.

Daß Du den Plan einer Anzeige meines Voltaire doch noch ausgeführt[1]), dafür bin ich Dir sehr dankbar. Schade ist nur, daß ich Deine Erinnerungen nicht mehr für die 2. Auflage nutzen kann. Denn diese ist bis auf wenige Bogen gedruckt. Ich habe das Ganze zwar durchgesehen, doch wenig geändert; am meisten im 3. Vortrag: V. und Friedrich, worüber ein neuer Band Desnoiresterres erschienen war. Du erhältst das Buch, sobald der Verleger für gut findet, es auszugeben. Und nicht wahr, Du sorgst, daß ich Deine Anzeige auch gleich erhalte.

— In dem schönen Baden möchte ich wohl auch ein paar Tage mit Dir sein, wenn anders das Wetter so bleibt, wie es seit gestern sich anläßt. Allein ich habe für diesen Sommer mein Gutes empfangen. Lebe wohl und treibe die unsaubern Geister der Katärrhe, Rheumatismen und wie sie heißen, vollends aus; Schweine sind ja genug dort, in die Du sie fahren lassen kannst.

529. **An Zeller.** Darmstadt, den 22. Oktober 1870.

— — Taine's Entsatzversuch für Renan habe ich in der Indépendance gelesen und so schwach befunden, daß ich mich nicht versucht fand, darauf Rücksicht zu nehmen.

Dagegen haben mir für meinen zweiten Brief an Renan wohlmeinende Hamburger nicht nur mit einem Gedichte, sondern auch mit einem großen Stück Hamburger Rauchfleisch zu Hülfe kommen wollen, welches letztere ich an Georgine, die jetzt das Haus voll hat, geschickt habe.

Die Erwähnung der Marquise du Chatelet in der von Dir bezeichneten Kant'schen Abhandlung habe ich aufgesucht, und besonders die Stelle[2]) hübsch gefunden, wo er ihr erklärt, daß sie durch ihre ihr Geschlecht überragende Geistesstärke sich des Anspruchs auf Galanterie von Seiten des andern selbst verlustig gemacht habe.

---

1) Sie findet sich jetzt in V.'s „Altes und Neues", H. 3, S. 77 ff.

2) Ged. v. d. Schätzung der lebend. Kräfte. Zus. zu § 31—36 Schluß.

530. **An Vischer.** Darmstadt, den 22. Oktober 1870.

Mit Bedauern habe ich aus Deinem Brief ersehen, daß Du in Baden krank gewesen; es war eben ein böser Herbst schon seit August, der auch mir zu schaffen machte und noch macht.

Deine Anzeige meines Voltaire habe ich erhalten, und sage Dir für Dein freundlich eingehendes Urtheil meinen besten Dank. Meine Befriedigung liegt schon darin, daß Dich das Büchlein zu so ausführlicher Betrachtung festgehalten hat. Von Deinen Ausstellungen werde ich vielleicht, si Dis placet[1]), bei einer 3. Auflage, Nutzen ziehen können. In Einem Punkte, der aber Deinerseits kein Tadel ist, kann ich nicht ganz Deiner Meinung sein. Du hast vor Jahren in einer so schönen und für mich so ehrenvollen Weise aus Anlaß meines Hutten die trocken und kühl objective Darstellungsweise des Werks befürwortet. Nun scheinst Du in dieser Hinsicht den V. in die gleiche Linie mit dem frühern Buch zu stellen. Meinem Gefühle nach geht es aber zwischen beiden um eine Ecke. Der V. scheint mir viel entgegenkommender gegen den Leser, viel conversationsmäßiger, mit viel mehr Sauce geschrieben. Zum Theil brachte es der Held mit sich, der weit mehr theils die Rüge, theils den Humor herausforderte; hauptsächlich aber war es doch der Gedanke der Bestimmung für die Prinzessin, der mir zu dieser wie mir scheint freieren Art verhalf.

— Weil ich von Hutten rede: es schweben Unterhandlungen zwischen mir und Brockhaus, unerachtet die erste Auflage noch nicht verschlossen ist, mit Rücksicht auf die heroischen Zeitläufte eine 2. ohne allen gelehrten Ballast d. h. ohne Citate ꝛc. und natürlich mit Benutzung alles seither weiter an's Licht Getretenen zu veranstalten. Werde ich einig, was ich hoffe, so soll im Mai das Buch da sein.

Von den Renansbriefen wirst Du gleichfalls durch Metzler ein Exemplar des Zusammendrucks erhalten. Einen solchen zu machen erboten sich mir, nachdem mein 2. Brief erschienen war, schnell 5 Buchhandlungen, worunter Cotta; mein alter Hirzel, von dem ich nicht weichen wollte, hat jetzt nur zu lang gemacht. Daß die Ironie im 2. Briefe zu wenig scharf ist, habe ich selbst am unangenehmsten gefühlt, und dieser Dämpfer, der mir durch persönlich freundschaftliches Verhältniß zu Renan aufgelegt war, ließ mich lange zweifelhaft, ob ich in so un-

1) „Wenn es den Göttern beliebt."

günstiger Stellung überhaupt schreiben solle; es war Zeller, der ebendamals einen Tag hier war, der mir dringlich dazu, sowie auch zum schließlichen Zusammendruckenlassen, zuredete. Daß Du zu dem „bitteren Tropfen" Deinen Namen gegeben, darin kann ich keinen Fehler finden; je stärker ein Ausfall, desto mehr ist ja das persönliche Eintreten in der Ordnung. Es freut mich, daß Du bei der Gelegenheit den politischen Boden zwischen uns vollends rein machst. Von jetzt an wird es nun, Einzelheiten abgerechnet, zwischen uns auf diesem Felde keinen dissensus mehr geben, als den, der in dem Unterschiede des Naturells und in der verschiedenen Art, dergleichen Probleme anzufassen, liegt.

531. **An Kuno Fischer.** Darmstadt, den 23. Oktober 1870.

— — Eine große Freude war es mir, aus Deinem Briefe zu vernehmen, wie gut Du Dich mit Zeller findest. Euch durch zufällige Verschränkung äußerer Verhältnisse geschieden zu sehen, war mir immer schmerzlich. Ihr gehöret zusammen, keiner ist dem andern im Weg, einer die Ergänzung des andern. Wenn ihr euch zusammenstellet und mit den Armen auslanget, so umfasset ihr das ganze Gebiet der Philosophie und seid im Stande, dasselbe gegen jeden An- und Eingriff sicher zu stellen. Er hat etwas, was auch mir schon, wie Du weißt, zur Unzufriedenheit Anlaß gegeben hat; aber wie er zuletzt — vor Deinem Besuch — nur Einen Tag hier war, habe ich mich seines lauteren, schlichten Wesens wieder so erfreut, daß ich Alles vergessen habe. Und ich dächte, wir beide, Du und ich, müßten aus Erfahrung wissen, wie gut neben unsrer oft schroffen Art dergleichen Melanchthonische Naturen wirken.

Von dem Dir in Aussicht stehenden Ruf nach Wien weiß ich gleichfalls durch ihn, und bin darüber — wie natürlich, von Herzen erfreut. Ob diese Freude fortdauern würde, wenn Du dem Rufe Folge gäbest, ist freilich ein Anderes. Rathen muß und kann hierin jeder nur sich selber; aber so schlimm es auch im Augenblick im Fache der Universitäten, der Geistesfreiheit überhaupt, in Deutschland steht, so möchte ich doch um alle Welt mich nicht von einem Organismus absondern, der, wenn auch noch in enge Hülle zusammengeschnürt, doch in lebensvoller Triebkraft steht, um mich einem andern anzuschließen, an dem nur Symptome der Auflösung zu bemerken, und auch solche Berufungen nur letzte Versuche, nur ein Leuchten des faulen Holzes sind.

Bis in Preußen freiere Luft kommt, hast Du ja in Jena einen so schönen Sitz, eine so erfreuliche Wirksamkeit, und auch Muße, durch Deine Schriften ein heilsames Gegengewicht gegen Materialismus und einseitigen Empirismus zu geben. Die nothwendig gewordene neue Auflage Deines Baco freut mich besonders, weil da der Dünkel des Frhr. von Liebig die von mir längst gewünschte Abfertigung erhalten wird.

532. An Rapp. Darmstadt, den 27. Oktober 1870.

— Es freut mich, daß Du mit meinen Renansbriefen zufrieden bist; der Zusammendruck, zu dem sich nicht weniger als 5 Buchhandlungen von selbst meldeten, gab mir die Mittel zu Beisteuern an die Invalidenstiftung u. A.[1]).

533. An Vischer. Darmstadt, den 17. November 1870.

Herzlich wünsche ich, daß diese Zeilen Dich wieder ganz hergestellt treffen mögen. Die Rücksicht auf Deine Gesundheit ist auch die einzige Seite, von der ich gegen Deine Annahme eines Abgeordnetenmandats Bedenken habe. Sonst weiß ich ja aus eigener Erfahrung, wie ein Vertrauen, das uns unerwartet entgegenkommt, uns gegen Einsicht und Vorsatz gefangen nimmt. Die Sache betreffend aber halte ich es für sehr erwünscht, daß gerade Du den Württembergern sagst: „Der Apfel dürfte zwar süßer sein, aber hineinbeißen müssen wir, da hilft diesmal alles nichts; Eins — 2—3!“ Gegen die Mängel und Mißstände bin ich gewiß nicht blind, und werde, wo sich mir eine Handgabe bietet, meine geringe Kraft gern einsetzen. Aber Vorsicht wird doch auch da nöthig sein. Z. B. die Minderung des Militäraufwands ist gewiß eine dringende Forderung. Aber die Sache wird sich nicht übers Knie brechen lassen. Nach solchem Sturme geht die See noch eine Zeitlang hoch; wir müssen erst das neue Deutschland sich mit dem übrigen Europa setzen lassen, ehe wir unsre Kriegsmacht schwächen. In specie die 3jährige Präsenz, von der Du sprichst. Sie mit der ganzen neuen Militärverfassung in Preußen war eine persönliche Marotte des alten Königs, daran ist kein Zweifel. Allein daß an dieser Marotte zum großen Theil unsere so entschiedene Ueberlegen-

1) Vgl. Litterar. Denkw. Ges. Schr. I, 78.

heit in dem jetzigen Krieg hing, wer möchte dem bestimmt widersprechen? Die Forderung bleibt: wir müssen hier auf Minderung bedacht sein; aber wir werden sehr vorsichtig gehen müssen und uns einer gewissen Pietät gegen das, was wir bekämpfen, nicht erwehren können.

Uebrigens ist es jetzt zum erstenmal seit diesem Krieg, daß mir die Sachen nicht gefallen. Mit dem energischen Angriff auf Paris zögert und zögert man, und ich glaube nicht anders, als daß der alte Herr irgend ein Bedenken, eine Scheu hat, die Kanonen gegen das große Babel spielen zu lassen. Daß dies unterbleibt, halte ich unter allen Umständen für einen Fehler; denn selbst wenn es morgen durch Hunger genöthigt in unsere Hände fällt, werden übermorgen die Franzosen sagen: seht, auf die heilige Metropole der Civilisation zu schießen, haben doch selbst diese Barbaren sich gescheut.

— Die Franzosen bringen mich auf den Renan zurück, dessen ich mich in einem Stücke gegen Dich annehmen muß. Du bezeichnest seine Heranziehung der Bergpredigt als heuchlerisch impertinent. Allein in dem Manne ist bei aller Modernität und Romanhaftigkeit wirklich eine schwärmerische, ascetische Ader. Für das Evangelium der Armuth und Entsagung, für einen heiligen Franciscus und dergl. hat er ernstliche Sympathie. Es gibt — ich weiß nicht, ob Du's je gesehen — eine illustrirte Ausgabe seines L. J.; sie kann Dich vielleicht auch an sich interessiren durch die naturalistische, beduinenhafte Auffassung der Neutestamentlichen Persönlichkeiten, die durchaus häßlich, als ein wahres Gesindel erscheinen — der einzige anständige Mensch darunter ist Pilatus —; beim letzten Heft dieser Ausgabe ist eine neue Vorrede, woraus man Renan am besten in dieser Richtung kennen lernt. Er ist, oder wollte es wenigstens, in Paris geblieben; wie es ihm wohl gehen und wie er jetzt von der Sache denken mag?

534. An Meyer.

Darmstadt, den 9. Dezember 1870.

Meinen Brief in's Hotel du Parc, wie auch die eben dahin adressirten Renansbriefe, wirst Du, so hoffe ich, richtig erhalten haben; und aller übrigen Berechnung nach bist Du längst wieder in München. Daß Du in so langer Zeit nichts von Dir hören lassen, schreibe ich zwar einestheils dem Orbis zu; doch je länger Dein Schweigen dauert, desto weniger will dieser Erklärungsgrund für sich allein zureichen, und ich vermuthe, daß auch sonst nicht alles stehen möchte, wie ich wünschte,

daß es stünde. Also bitte ich, gib mir, wenn auch nur mit wenigen Zeilen, Nachricht, wie Du Dich befindest.

Bei uns geht heute der Bahnschlitten durch die Straßen, und so darf ich sagen, daß wir ordentlich im Winter sind. Zugleich habe ich eine ganz passende Winterbeschäftigung in der Zubereitung des Hutten zu einer zweiten Auflage. Ich habe mir ein Exemplar der ersten durchschießen lassen, und trage auf die weißen Blätter alles, was seitdem weiter erforscht worden, aus den einschlägigen Büchern ein. Es häufen sich doch immer mehr Einzelheiten, als man glaubt. Schon allein die jetzt vollendete Böcking'sche Ausgabe der Werke liefert eine Wagenladung um die andere. Aber auch sonst ist Manches gethan. Habe ich so meine Vorräthe geordnet, so wird es eine Freude sein, an den Umguß zu gehen.

Wie ist es mit Deiner Arbeit? Bist Du mit der Maßregel in's Reine gekommen, die Du treffen wolltest, Dir die Sache durch Vertheilung in Serien und Aufstellung eines Redaktors für die zweite zu erleichtern? Und hält die Gesundheit leidlich Stand?

Unser alter ehrlicher Moriz Wagner hat ja den Fuß gebrochen, und die Sache ließ sich wenigstens am Anfang recht langwierig an. Gewiß hast Du schon nach ihm gesehen, und wenn Du es nicht gethan hast, so thue es ja und grüße ihn von mir. Einmal hab' ich ihm geschrieben und auch Antwort von ihm bekommen. Sehr aufrecht hielt damals den braven Mann der Gang des Kriegs. Seitdem haben wir eine weniger erquickliche Periode des Stockens durchgemacht, die jetzt zwar vorüber scheint, ohne doch bis jetzt einer Aussicht auf nahe Beendigung des Kriegs Raum zu geben. Auch ad intra[1]) lassen die Angelegenheiten viel zu wünschen übrig. Die Nachgiebigkeit, die man gegen Bayern gezeigt hat, ist mir unbegreiflich; ich würde, wäre ich im Reichstag, zu diesem Vertrage um Alles nicht ja sagen.

Wenn Du mir einen Spezialgefallen thun willst, so sieh einmal die verschiedenen Huttensbilder in den Ausgaben seiner einzelnen Schriften nach und gib mir darüber einen kritischen Bericht.

Von dem angeblichen Dürersbild vor Böckings Gesammtausgabe wüßtest Du vielleicht auch etwas Genaueres zu sagen, als er Opp. Vol. I. Praefat. p. XV. s. thut. Hat natürlich im Mindesten keine Eile.

---

1) „Im Innern."

535. **An Meyer.**

Darmstadt, den 18. Dezember 1870.

Du erfreust mich nacheinander mit 2 Briefen, deren erster mir von Deinem Thun und Befinden, der zweite von den Huttenbildnissen willkommenen Bericht erstattet. Es ist mir viel werth, daß unser Briefwechsel wieder im Gang ist; wir wollen ihn nie mehr so lange stocken lassen. Können wir uns nicht viel schreiben, so thut's wenig auch, weil wir uns schon mit Wenigem verstehen. — —

Also den schönsten Dank Dir und auch Herrn Schmidt für den Bericht über die Huttensbilder. Sie scheinen mir durchaus identisch mit denen, die ich als Titel- oder Schlußkupfer der Werke kenne, und wovon ich Dir hier ein Verzeichniß sende, damit Du sie gelegentlich auf der Bibliothek ansehen kannst. Zugleich schicke ich eine kleine Nachbildung des angeblichen Dürer'schen Bildes sammt der Böcking'schen Notiz darüber, aus der mir hervorzugehen scheint, daß dabei weniger der Dürer als der Hutten (wenigstens dieser Ulrich Hutten) zweifelhaft ist. Was ich dabei von Dir zu wissen wünschte, ist Folgendes: 1. Wie sich die verschiedenen unzweifelhaften Huttensbilder — bei den Werken — technisch zu einander verhalten? 2. Was in Bezug auf ihre Naturtreue, d. h. Aehnlichkeit, zu muthmaßen ist? 3. Wie sich diese Bilder zusammen zu dem angeblichen Dürersbild verhalten und ob dieses als ein Bild unseres Ulrich Hutten anzusehen ist? Hätte ich hierüber Deine belehrenden Fingerzeige, so würde ich mir die Bilder vor den Werken, deren mehrere hier zu finden sind, noch einmal ansehen und mir aus allem zusammen etwas zu ziehen suchen, was in dem Buche gesagt werden könnte. —

Die öffentlichen Dinge gefallen mir täglich weniger. Den Krieg betreffend, habe ich seit Wochen die ganz bestimmte Empfindung, daß die Sache an der Hauptstelle, vor Paris, nicht mehr in den Händen der Einsicht und Kraft, d. h. Moltke's und Bismarck's ist. Darüber wird die Kraft des eigenen Landes auf's Aeußerste erschöpft und am Ende gar noch die Hauptsache ins Schwanken gebracht. Daß, was das Innere betrifft, unsere Siege auch für Mühler und Eulenburg erfochten worden, ist ohnehin gewiß. Von Zeller ein schöner Aufsatz über Nationalität und Selbstbestimmung der Völker im XXVI. Bande der Preuß. Jahrbücher [1]).

---

1) Vortr. u. Abhandl. II, 399 ff.

536. **An Vischer.** Darmstadt, den 7. März 1871.

— — Mittlerweile habe ich Dir für allerlei Zusendungen und Nichtzusendungen meinen Dank und meine Freude auszusprechen. Vor Allem für Deine zwei Brüder [1]. Der Gegenstand forderte durch seine typische Natur zur Behandlung heraus, und diese ist so würdig geleistet, daß ich von meinem sonst eifrig behaupteten Grundsatze: quod unus doctus non debet sinere imprimere poëticalia [2], diesmal willig Dispens ertheile. Besondere Freude machte mir aber Dein Artikel in der Beilage zur Allg. Ztg., wovon ich jede Zeile unterschreibe. Es ist schön, daß wir uns nun auch auf diesem Felde wieder gefunden haben.

Unterdessen haben sich ja die Schicksale vollends erfüllt; ich bin mit Allem zufrieden, bis auf den Einzug in Paris. Das war eine bös vergeckte Geschichte; ob sie sich hätte besser arrangiren lassen und wenn nicht, ob sie nicht besser unterblieben wäre, wage ich nur zu fragen; da ich sonst unsern leitenden Persönlichkeiten wie einer providentia terrestris [3] vertraue.

Du hast ja gestern über den Materialismus gesprochen; wird man das nicht zu lesen erhalten? Etwa in einem Hefte der N. Krit. Gänge? Dagegen habe ich mit Bedauern ersehen, daß Dich immer noch das Gespenst der Meinung plagt, als müßtest Du Dich, e h e Du an die neue Aesthetik gehst, mit den Gegnern der alten auseinandersetzen. Da lässest Du Dich durch eine Arbeit, die Dir Niemand danken wird, an einer Arbeit hindern, die Dir jedermann danken würde. Mein unmaßgeblicher Rath ist: Drehe das Verhältniß um, schreib zuerst die neue Aesthetik, und sag in der Vorrede, die kritischen Auseinandersetzungen sollen folgen; thun sie das, so ist es gut, thun sie's nicht, weil Du Anderes zu thun findest, so wird es noch besser sein.

537. **An Meyer.** Darmstadt, den 22. März 1871.

Hiemit nur in zwei Worten meinen Dank für Deine Auskunft über die Huttenbildnisse, die mir vollkommen genügend ist. Ich lasse

---

1) Vischers Gedicht auf die bei Champigny gefallenen Grafen von Taube (lyrische Gänge S. 115). — 2) „Ein Gelehrter solle keine Gedichte drucken lassen" (Latein der Dunkelmännerbriefe). — 3) „Irdischen Vorsehung"

mir heute, was von den Originalausgaben auf hiesiger Bibliothek ist, kommen, um mir Dein Urtheil durch Autopsie zu bestätigen. Möchtest Du mir von Deinem Wiener Freunde den Abzug seines Artikels über die Berliner Sammlung verschaffen, so wäre mir das doch sehr erwünscht.

Vorgestern war ich in Heidelberg bei der Leiche von Gervinus. Es war ein überaus betrübender Fall. Daß der ausgezeichnete Mann eben jetzt sterben mußte, so unversöhnt mit der Zeit und nothwendig verkannt von den Zeitgenossen, die langer Besinnung nöthig haben werden, um für sein Verdienst die richtige Würdigung zu gewinnen, fiel mir schwer auf's Herz. Die Stadt war beflaggt für die heimkehrenden Truppen, da ging die Leiche so ignorirt nebenher. Wie nichts der Einzelne, selbst der Bedeutendste, dem Ganzen gegenüber ist, davon hatte man ein niederschlagendes Gefühl. In der Kirchhofkapelle hielt Zeller eine recht gute Gedächtnißrede, die gedruckt werden wird.

Du wirst jetzt viel in Sorgen sein um Deinen Bruder und auch um Deine eigenen Angelegenheiten, bei der tollen Wirthschaft in Paris. Uns Uebrigen kann es schon recht sein, wie sie's treiben, vorausgesetzt, daß unsere Freunde nicht allzusehr darunter leiden.

538. **An Zeller.** Darmstadt, den 16. Mai 1871.

— — Gelesen habe ich gleich nach seinem Erscheinen den 1. Band des neuen Werks von Darwin in der Uebersetzung von Carus, doch mit mehr Begierde als Befriedigung. Ueber die Hauptsache, die Abstammung des Menschen, gibt er wenig Neues, und kommt dann gleich wieder auf eins seiner Steckenpferde — diesmal die geschlechtliche (sexuelle) Zuchtwahl, zu sitzen. Zwischendurch aber eine Menge merkwürdiger Beobachtungen und feiner Bemerkungen; aber alles nur so hingeschüttet, ohne die erforderlichen Klammern und Schließen einer wissenschaftlichen Beweisführung. Auch sonst läßt Styl und Darstellung viel zu wünschen übrig, und es sei dies, wie mir die graziosa principessa sagt, Mangel des Originals, nicht, wie ich vermuthet hatte, der Uebersetzung.

— Von Renan berichtet mir Ritter, daß er über meine Antwort sehr empfindlich ist. Erstlich schon darüber, daß ich sie in der Allgemeinen Zeitung habe abdrucken lassen, nachdem diese die Uebersetzung seines Briefes nicht aufgenommen. Dann gibt er mir Entstellung seiner

Meinungen Schuld. Es sei ihm nie eingefallen, Abtretung Luxemburgs ohne Zustimmung der Bevölkerung zu beantragen — so wenig als mir, ihm das Letztere zuzuschreiben. Auch von Herstellung der Grenzen von 1814 will er nichts wissen, was doch in dem Aufsatz in der Revue mit dürren Worten und in verschiedenen Wendungen steht. Ich habe die Sache, synoptisch aufgestellt, an Ritter geschickt, um es Renan auseinanderzusetzen. Er ist zuletzt doch aus Paris heraus und wohnt jetzt in Sèvre. Die Sache ist mir leid, aber ich habe das beste Gewissen dabei. R. scheint durch Briefe allarmirt worden zu sein, die ihm auf meine Antwort hin aus Deutschland geschrieben worden. Er ist natürlich zu bedauern.

539. An Zeller. Darmstadt, den 14. Juli 1871.

Mit meinem besten Danke sende ich Dir endlich hier den Hartmann ꝛc. zurück. Wenn mir die Lektüre auch nicht angenehm war, so ist sie mir doch interessant gewesen. Als ein Zeichen der Zeit, meine ich, in Betreff der Philosophie aber als ein trauriges. Wie verwildert muß diese sein, wenn ein philosophisch gar nicht unbegabter und vielfach ausgerüsteter Mensch (er hat die Gabe der innern Selbstbeobachtung, der Selbstbelauschung des Geistes über seinem Thun; es fehlt ihm nicht an Schärfe in der Bildung, noch an Logik in der Verbindung der Begriffe; außerdem hat er hübsche, wenn auch vielleicht nicht ganz zusammenhängende und gewiß nicht gehörig gesichtete — er hat sich offenbar viele Bären aufbinden lassen — naturwissenschaftliche Kenntnisse) ich sage wenn ein solcher Mensch ein so haltloses und auf solche Cruditäten hinauslaufendes Buch schreiben, und NB., damit Aufsehen erregen und Beifall finden kann!

Zunächst erweist sich das Buch als Schößling der Schopenhauer'schen Philosophie. An dieser nimmt der Verfasser hauptsächlich die Aenderung vor, daß, wenn Schopenhauer als die Substanz der Welt den Willen setzt, die Vorstellung aber erst sekundär mit der Ausbildung von Gehirnen zu Stande kommen läßt, so setzt er das Unbewußte als Substanz, die Willen und Vorstellung als gleichstehende Attribute an sich hat. Es gibt also nicht blos einen unbewußten, dem Gehirn und dem Organismus vorangehenden Willen, sondern eine ebensolche Vorstellung, und aus diesem unbewußten Vorstellen wird nun die Einrichtung der Welt, insbesondere der organischen, von

H. ganz ebenso, wie von Reimarus, aus den bewußten Zwecken des Schöpfers, erklärt. Das Unbewußte wird zu einem deus ex machina, der, so lang er kann, sich so wenig Mühe wie möglich macht, wenn es aber seine Zwecke erfordern, sich zusammennimmt und sich die größten Anstrengungen nicht dauern läßt, um seine Zwecke in der Natur durchzusetzen.

Eine gewisse Priorität des Willens vor dem Vorstellen ist aber doch auch so vorhanden. Daß die Welt geworden, das wäre, so schlecht und peinvoll wie sie ist, unverantwortlich, wenn es mit Ueberlegung geschehen wäre; aber es ist geschehen durch den bloßen alogischen Willen, und die (unbewußte) Vorstellung sucht nun diesen dummen Streich so viel sie kann durch bestmögliche Gestaltung des Was und Wie der Welt gut zu machen. So ist die Welt zwar so gut als möglich, aber (umgekehrt als man vom Wetter zu sagen pflegt) immer noch schlechter als gar keine Welt.

Demnach kann das Ziel der Welt nur in ihrer Vernichtung, oder darin bestehen, daß jener dumme Urstreich, die Setzung der Welt, sich selbst zurücknimmt. Zu diesem Ende hat das Unbewußte das Bewußtsein geschaffen, damit diesem das Elend und der Unsinn des Daseins recht fühlbar, der Ekel am Leben zuletzt zur herrschenden Weltstimmung, die Aufhebung desselben zum Majoritätsbeschluß werde. So wie es mit der Menschheit so weit ist (denn die Menschheit stellt das größte Quantum des bewußten Geistes in sich dar, da schwerlich mehrere andre Gestirne bewohnt, wenigstens von gleichhochstehenden Geistern wie die Erde bewohnt sind), daß ihre überwiegende Mehrheit das Dasein satt hat, so wird der ursprüngliche dumme Lebenswille aufgewogen sein, Welt und Materie sich auflösen und das Dasein in's Nichtsein zurückkehren, aus dem es niemals hätte hervorgehen sollen.

Ich könnte noch weiter fortfahren, namentlich noch beschreiben, wie H., durch die Reflexion beunruhigt, daß es ja dem Unbewußten einfallen könnte, noch einmal denselben dummen Streich zu machen und so in infinitum, diesem drohenden Unheil durch eine Wahrscheinlichkeitsrechnung zu entgehen sucht — — — doch Du wirst schon mehr als genug haben.

540. **An Rapp.** Darmstadt, den 20. August 1871.

— — Bis ich den Weg zu einer rechten Arbeit wieder finde,

habe ich indeß Allerlei gelesen, z. B. den Ranke'schen Wallenstein, ein vortreffliches Buch, trotz Allem, was einem an der Manier des Verfassers mißfallen mag. Es macht mir den räthselhaften Charakter des Mannes zum erstenmal ganz klar und zwar in einer Art, die zur Ehre der Menschheit tröstlich ist. Im Allgemeinen behält Schiller Recht. Doch hätte er seinen Helden noch um ein Gutes höher nehmen können, wenn ihm diese neueren Enthüllungen schon zugänglich gewesen wären.

541. **An Zeller.** Darmstadt, den 9. Oktober 1871.

Daß Du bei Mörike gewesen und einen lebendigen Eindruck von ihm bekommen, freut mich ungemein; es ist dies ein *κτῆμα εἰς ἀεὶ*[1]) und ich bedaure immer noch, daß ich diesen Sommer an meinem Besuch in Nürtingen durch das Wetter verhindert worden, — aus Furcht, es möchte ihn, ehe man sich's versieht, ocior aura tollat[2]). Ganz kann keiner seine Sachen verstehen, der ihn nicht kennt; doch auch außerdem ist er der letzte lebende Dichter von der guten alten Art und eine durch und durch poëtische Persönlichkeit. Letzteres hatte Kerner, obwohl als Dichter tief unter ihm, doch mit ihm gemein; Justinus eine breiter und populärer, Mörike eine feiner und tiefer angelegte Dichterfigur.

Der Protestantentag — nunmehr glücklich vorüber, wird Dir wohl auch einen und den andern Besuch gebracht haben. Mich interessirte besonders die Bekanntschaft von Holsten[3]), der persönlich ganz dem bedeutenden Eindruck entsprach, den seiner Zeit sein Aufsatz über die Paulusvision — Anderes von ihm kenne ich nicht — auf mich gemacht hatte. Historicus-Ströhlin[4]) wird auch bei Dir gewesen sein, ein wackerer, frischer Junge; aber wenn nur die guten Leute etwas besser Deutsch verstünden — ich meine im Gespräch.

542. **An Zeller.** Darmstadt, den 17. Oktober 1871.

— — Hältst Du auch, wie ich, den Polytheismus für die ältere Form der Religion? Und wie denkst Du Dir den Monotheismus

1) „Immerwährender Besitz" (Thucydides). — 2) „Ein Sturmwind entführen." — 3) Prof. der Theologie in Bern, jetzt in Heidelberg. — 4) Aus Genf.

daraus hervorgegangen? Den Juden war er doch auch gewiß nicht in die Wiege gelegt. Freund Hitzig zwar, wenn ich mich recht entsinne, hält ihn bei ihnen für ursprünglich.

543. **An Zeller.**

Darmstadt, den 25. November 1871.

Durch Deine humoristische Beschreibung der Karlsruher Hofscenen hast Du mir viel Spaß gemacht. Besonders der gute M. Müller[1]) spielt sich trefflich auf[2]). Wie Recht er aber hat, das hatte sich mir eben vorher an Deinem Artikel über die oblig. Civilehe[3]) bestätigt. Wen der nicht überzeugt, an dem ist Hopfen und Malz verloren. Dennoch, glaube ich, wird vorerst nur die facultative durchzusetzen sein.

Auch für Deine Beantwortung meiner Monotheismusfrage bin ich Dir dankbar und sie hat mich um so mehr erfreut, als sie mir zeigt, daß unsere Ansichten über diesen Punkt genau zusammenstimmen. Ich hatte schon vor mehreren Jahren nach der Lectüre von Hume's vortrefflichen Gesprächen über natürliche Religion meine Gedanken über die Sache zusammengeschrieben, worin ich den Monotheismus als das Erzeugniß des Selbstgefühls einer Nomadenhorde bezeichnete.

— Treitschke's Rede bei der Münzberathung hat mir große Freude gemacht. Er gibt die Stellung des starren unitarischen Doctrinärs auf und zeigt sich als wirklichen Politiker.

Wattenbach hat mir 2 dicke Bände Briefabschriften von Elise Reimarus zur Begutachtung geschickt. Die Handschrift (von ihm selbst) ist ganz leserlich; aber ich komme bei den kurzen Tagen ohnehin zu wenig, und möchte doch diesen Winter das Glaubensbekenntniß, von dem Du weißt, endlich herausbringen. Da bin ich gerade jetzt nicht

---

1) Ueber welchen Br. 456, 487 zu vergleichen ist.

2) Zur Erläuterung des obigen dient eine Stelle aus dem Brief Zellers, den Str. hier beantwortet. Dieser schreibt den 22. Novbr. 1871 aus Karlsruhe, wo er die Heidelberger Universität im Landtag zu vertreten hatte, nach Erwähnung der Festmahlzeit, welche der Großherzog den Ständen gegeben hatte: „Gestern lernte ich auch M. Müller, der Abgeordneter ist, persönlich kennen. Wie ich aber nach dem Diner neben ihm stand, und die Großherzogin sich, von Mann zu Mann gehend, von mir zu ihm wandte, redete er, vielleicht auch vom Champagner ermuthigt, statt auf ihre Fragen zu warten, sie an: „So klar schreibt eben Niemand, wie der Herr Professor."

3) „Obligatorische oder fakultative Civilehe?" Abdruck aus dem XXVIII. Bd. der Preuß. Jahrbücher.

in der rechten Briefwechselstimmung, die ich sonst meistens habe. So geht's einem. Nichts kommt zur rechten Zeit. Ich habe ihn um einige Frist gebeten.

Die Gervinus'schen Paralipomena sind mir durch die Thorheit meines Buchhändlers noch nicht zu Gesicht gekommen. Nun will ich sie mir aber schicken lassen.

544. **An Rapp.**

Darmstadt, den 28. November 1871.

Multa recedentes adimunt nämlich **anni**[1]), sagt unser alter Freund, also muß es wahr sein. Am allermeisten nehmen sie uns die Liebenswürdigkeit, wir werden wunderlich, mißtrauisch, ungesellig und es ist nichts dagegen zu machen, als daß, wenn wir dies an Anderen zu bemerken glauben, wir uns jedesmal erinnern, daß es bei uns selbst ebenso ist; das macht uns dann wenigstens geduldig.

Wie hast Du den Mörike in dieser Hinsicht gefunden, der noch ein Stück älter ist, als wir? Er hat freilich die Muse und die erhält länger jung. Aber seine Mucken hat er auch. Ich habe ihm seiner Zeit meinen Voltaire mit einem herzlichen Schreiben geschickt und dafür hat er mir bis heute nicht gedankt. Da ich ihn kenne, nehme ich's ihm nicht übel und behalte ihn lieb, wie ich muß; aber ich möchte der nicht sein, dem man so etwas nicht übel nimmt. Ich weiß wohl, Mörike hat mir nie getraut, mich immer für einen kalten Verstandsmenschen angesehen, dem der rechte Sinn für seine Poësie fehle; ich habe allerdings nicht Alles gutgeheißen, was er gemacht hat, im Ganzen aber hat er keinen treueren Anhänger und Verbreiter seiner Poësie als mich.

545. **An Käferle.**

Darmstadt, 27. Dezember 1871.

Das alte Jahr soll nicht schließen, ohne daß ich Dir für Deinen schönen Brief meinen Dank gesagt hätte, der ja nun das ganze Mißverständniß auf's Beste ausgleicht und uns für das neue Jahr einen Wandel in einem neuen Leben — das aber nur das gute alte sein soll — möglich macht.

Der Eindruck Deines Briefs wäre ein durchaus erfreulicher gewesen, wenn er mich nicht doch erkennen ließe, daß Deine Situation in M. und im Amt überhaupt keineswegs eine behagliche ist. Dabei

---

1) „Vieles nehmen die scheidenden Jahre.“ Horaz.

gedachte ich treulich Deiner guten Frau, und daß Dir gewiß manches leichter zu tragen gewesen wäre, wenn sie an Deiner Seite hätte bleiben dürfen.

Die Aussicht übrigens, die Du eröffnest, daß vielleicht eine annehmliche Pensionirung erreichbar wäre, hat mir eine angenehme Hoffnung erweckt. Ich denke mir nämlich, da drei Deiner Kinder in Stuttgart leben, so werdest Du diese Stadt zum Ruhesitz wählen, und Dich dort zu unserem Freunde Rapp gesellen, wenn Du Dir auch nicht wie er einen Schnurrbart wirst wachsen lassen. Auf Stuttgart aber habe ich aus gleichem Grunde mein Augenmerk gerichtet. — — Oder wollen wir nach Ludwigsburg? An und für sich würde ich dieses fast noch vorziehen — in den alten Alleen und Anlagen, wo wir als Buben herumgesprungen, nun als Greise herum- und dem Kirchhof entgegenzuschleichen, hätte viel Verlockendes. Aber ein paar Freunde müßte man dort haben. Du könntest mit Prälat Hauber[1]) wieder musiciren — wenn der noch musicirt!! Doch das sind Träume. Also Stuttgart. Schreib mir gelegentlich, ob auch für Dich das der Ort wäre, wohin Du zielst.

Ich arbeite dermalen an einem Werklein, das gewissermaßen das punctum finale[2]) meiner Schriftstellerei werden soll. Eine Art General-Glaubensbekenntniß — religiös, philosophisch, politisch rc., selbst ein musikalisches Kapitelchen kommt darin vor, worin ich freilich nur zeigen kann, wie weit Eure Lehren in mir Wurzel geschlagen haben. So vertreibt man sich die Zeit, bis man aus ihr vertrieben wird. — —

546. An Rapp.

Darmstadt, den 21. Januar 1872.

Unser alter Hetsch schreibt auch von Leiden und Schmerzen, durch die er sich jedoch von seinem Dienst und Geschäft nicht abhalten lasse. Dabei gibt er eine köstliche Beschreibung von einem Richard Wagner's Konzert, wobei dieser in den Proben vier Taktstöcke zerschlagen, die sein Weib sammelt und mit Inschriften aufhebt rc.

Für die Zeit nach Fastnacht denke ich an einen Ausflug nach München, um einmal wieder gute Musik zu hören. Freilich kommt es darauf an, ob Meyer von seinem Frohndienst am Künstlerlexikon ab-

---

1) Geb. 1806, gest. als Prälat in Ludwigsburg 1883. Vgl. Br. 285.

2) „Schlußpunktum.“

kommen kann. Auch nach unserem alten Moritz Wagner möchte ich sehen, ob er nach seinem Beinbruch wieder odentlich gehen kann.

547. **An Zeller.** Darmstadt, den 22. Februar 1872.

Was Dein gestern Abend spät erhaltener Brief mir meldet, hat mich angenehm überrascht, unerachtet es mich eigentlich nicht überrascht hat. Denn an Dich vor allen gedacht habe ich ja, als die Erledigung eintrat, natürlich; aber trotz Hegel ist man eben gar nicht gewohnt, das Vernünftige auch als wirklich zu sehen.

Als es mit den Berufungen nach Straßburg Ernst wurde, da, gestehe ich Dir, dachte ich in erster Linie an Kuno Fischer; dahin gehörte meines Erachtens ein glänzender philosophischer Redner, Kuno schien mir für diesen Posten wie prädestinirt, bis auf die in Paris geborene Frau hinaus. Es machte mich daher sehr verdrießlich, daß von seiner Berufung nichts zu hören war, und betrübte mich vollends, wie ich aus einem Briefe von ihm vernahm, daß Roggenbach gegen solche, die ihn genannt, mit einem wahren Hasse von ihm gesprochen habe, den er in Berlin von den Anhängern Trendelenburgs gegen ihn eingesogen. Hätte man ihn nach Straßburg, Dich nach Berlin berufen, so wäre nach dieser Seite nichts weiter zu wünschen gewesen. Freuen wir uns indessen, daß wenigstens das Eine geschehen ist, und sehen darin die erste Frucht von Mühler's Entfernung; denn unter dem wäre es schwerlich dahin gekommen.

Was für Dich in dieser Sache räthlich und Pflicht sei, das, mein theurer Freund, weißt Du mit Deinem klaren Sinn in jedem Fall besser als ich. Da Du mir aber die Ehre anthust, meine Stimme vernehmen zu wollen, so will ich reden so gut ich's verstehe[1]).

548. **An Rapp.** Darmstadt, den 30. April 1872.

— Kürzlich las ich, weil wir in Stuttgart so elend darum gekommen waren, Kleist's Prinz von Homburg. Ei, was ist das für ein herrliches Stück! Kaum jemals hat es so stark auf mich gewirkt. Der Krankheitsstoff, der Kleist sonst immer so viel zu schaffen macht, hat sich hier gleichsam heraus auf die Haut geworfen. Nur die erste

1) Es folgt eine Erörterung, welche die Annahme des Rufes nach Berlin entschieden empfiehlt.

Szene (und als ihr Wiederschein die letzte) ist phantastisch-somnambulistisch. Alles andere kerngesund und das Einzige, was man in dieser Hinsicht beanstanden könnte, der allzu tiefe Fall des Helden in maßlose Todesangst, wird gerade durch das Träumerische, das ihm von der ersten Szene her anklebt, gut gemacht. Das ganze Heldenleben ist unter die Beleuchtung des Gedankens „das Leben ein Traum" gesetzt.

549. **An Vischer.** Darmstadt, Pfingstsonntag 1872.

Daß ich nach meiner Heimkehr so lange geschwiegen, kam bis vor Kurzem daher, daß mein Entschluß wegen des künftigen Wohnorts von Neuem ins Schwanken gerathen war. Unterdessen hast Du ja wohl gehört, daß ich mich schließlich für Ludwigsburg entschieden und dort bereits auf Martini eingemiethet habe.

— Diese Entscheidung war schon seit etwa 14 Tagen getroffen; nun wartete ich aber Tag für Tag auf Deine Oratio pro Milone[1]), die ich jetzt — ich glaube vorgestern — erhalten habe. Durch die zum Lesen vorliegende Rede wird ja nun die Scharte, wenn es ernstlich eine war, die der verunglückte mündliche Vortrag geschlagen, mehr als nur ausgewetzt sein; das Schriftstück spricht so stark für sich selbst, daß Du Dir meinem Gefühle nach das fürsprechende Vorwort hättest ersparen können. Es theilt durch seine Umständlichkeit dem Leser etwas von dem peinlichen Gefühl mit, woraus dem Verfasser der Entschluß zu der Bearbeitung für den Druck hervorgegangen, und stört durch die Bloslegung der Kunstgriffe, wodurch ein solcher Vortrag zu Stande kommt, den Genuß dieses Kunstwerks selbst. Dies der Eindruck auf mich; andere empfinden hier vielleicht anders. Was den Vortrag selbst betrifft, so hat nicht blos der Grundgedanke, die Ansicht vom Krieg, gegenüber den Friedensmännern um jeden Preis, meine volle Zustimmung, sondern auch die Ausführung finde ich aufs Beste gelungen, wenn auch, wie Du ja selbst bevorwortest, der eine dies, der andere das vermissen, das eine kürzer gefaßt, das andere weiter ausgeführt wünschen mag. Ich selbst hätte in letzterer Beziehung einen Theil der

1) „Rede für Milo"; gemeint ist die Rede „Der Krieg und die Künste" (Stuttg. 1872), und diese wird so genannt, weil sie dem Redner infolge einer Heiserkeit, wie dem Cicero — aus anderen Gründen — seine Rede für Milo, im Vortrag weniger gelungen war, als in der späteren Niederschrift.

Ausführung über die Nibelungen daran gegeben gegen eine ausführlichere Behandlung der Musik, die für den Krieg eine so ausgezeichnete Bedeutung hat. Was Du von der lyrischen Poësie sagst, daß sie nicht blos wie die übrigen Künste dem Kriege nachfolgt, von ihm den Stoff und die Stimmung empfängt, sondern mit ihm geht, ich setze hinzu mitwirkend in ihn eingreift, das gilt noch in höherem Maße von der Musik. Du deutest es ganz richtig an, indem Du sagst, das Lied lebe nur in seiner Melodie; überhaupt alle einzelnen Punkte gibst Du an, auf die es ankommt; aber die 12 Zeilen, die Du der Sache widmest, hätten eine Ausführung von mindestens 2 Seiten verdient. Vortrefflich finde ich, was Du von den Dichtern, von Homer, Shakespeare und ganz besonders, was Du von Schiller sagst; aber daß Du Goethe, scheint es, nie mehr ganz ungerupft lassen kannst! In der Stelle von Hermann und Dorothea vermisse ich nichts — sehe gar kein Entweder-Oder; der beanstandete Vers spielt offenbar auf die Spartaner bei Thermopylä an, wo während die einen erlagen, das Vaterland gerettet wurde; aber wäre es auch, daß Du ihm hier mit einem Gedanken auszuhelfen hättest, warum gleich mit einem gemachten Vers? Wahrhaftig, Goethio versum obtrudere[1]) ist nicht weniger mißlich, als Homero versum oder Herculi clavam eripere[2]).

550. **An Rapp.** Darmstadt, den 28. Mai 1872.

— Die Scherze in meinem letzten Brief über Deine Lebensliebe nimmst Du zu ernst. Gegen eine mäßige Schätzung des Lebens habe ich nichts und bin überzeugt, daß, wenn es Dir einmal abgefordert wird, Du als ein weiser Mann bestehen wirst. Meinen mich oft übermannenden Lebensekel aber halte ich selbst für nichts Gesundes; er ist mehr Stimmung als Gesinnung. Auch ist er nur dann mächtig in mir, wenn es sonst nicht richtig ist. Wenn es ganz gut steht, weicht er. Auf meinem täglichen Spaziergang fühlte ich neulich Schwindel. Da dachte ich, wenn dich jetzt der Schlag träfe, wäre es doch dumm. Ich war nämlich mitten darin, die Arbeit zu vollenden, von der Du weißt und die ich nun ein ganzes Vierteljahr lang wegen fehlender Stimmung hatte liegen lassen. Und nun ging's und geht's so lustig

1) „Goethe einen Vers aufdringen". — 2) „Homer einen Vers — Herkules seine Keule entreißen."

fort, daß ich hoffen darf im Laufe dieser Woche noch fertig zu werden. In solchem Fall, wenn die stockenden Lebensgeister bei mir wieder in Fluß kommen, heißt es bei mir wie in Goethe's Gedicht Rettung: „Und vor der Hand nichts mehr von Tod."

— Wenn Vischer über meinen Brief nicht ungehalten ist, soll mich's freuen. Aber wenn Freunde sich so etwas nicht schreiben sollen, was sollen sie sich dann schreiben? Besonders wegen seiner pique auf Goethe ihn zu warnen, halte ich für Freundespflicht. An Goethe irre zu werden ist für einen Aesthetiker ein Unglück, wie für einen Protestanten an Luther, für einen Musiker an Mozart. Also **principiis obsta**[1])! Aber die Sache ist leider schon über die **principia** hinaus.

551. An Rapp. Darmstadt, den 4. Juli 1872.

— Hier habe ich in letzter Zeit einen neuen Bekannten gefunden in der Person des alten Botanikers Schleiden, ehemals Professor in Jena, der mich öfters zum Spaziergang abholt. Er schreibt eben an einer hübschen Monographie: „Die Geschichte der Rose" — ihrer Cultur, Schätzung, Symbolisirung 2c. bei den verschiedenen Völkern. Ist das nicht ein allerliebstes Thema? eine Art Culturgeschichte **sub rosa**?

552. An Rapp. Darmstadt, den 20. September 1872.

Was fällt Dir ein, daß ich in meiner neuen Schrift die Scheiben hinausschlagen werde? Du wirst im Gegentheil, was Goethe von Molière rühmt, den Ton der guten Gesellschaft und einen heiteren Konversationshumor finden. Ueber die eigentliche Polemik sind wir jetzt hinaus. Am meisten über die persönliche. Man stellt jetzt die Standpunkte im Ganzen und Großen einander gegenüber, wovon der eine den andern von selbst ausschließt. Man spricht im Namen der Einverstandenen und läßt die Nichteinverstandenen ihres Weges ziehn. Anstoß freilich wird es darum doch erregen; das ist nun nicht anders; das Salz hört erst dann auf zu beißen, wenn es dumm geworden.

553. An Zeller. Darmstadt, den 17. Oktober 1872.

— — Dieser Tage wirst Du hoffentlich mein neues Schriftchen erhalten haben (p. Besser'sche Buchhandlung). Nimm das Büchlein

1) „Den Anfängen entgegengetreten."

freundlich und nachsichtig auf. Das letztere kann es wahrhaftig brauchen. Um nicht wieder in den Fehler gelehrter Schwerfälligkeit zu gerathen, an dem mein neues L. J. gescheitert war, wollte ich diesmal ganz aus freier Hand, gleichsam ohne Cirkel und Winkelmaß, arbeiten, und nun fragt sich sehr, ob die Arbeit nicht an Ordnung und Vollständigkeit mehr verloren, als an Lebendigkeit gewonnen hat. Zwar konnte unter allen Umständen eine so weit ausgedehnte Schlachtlinie nicht zugleich tief aufgestellt sein, es mußten schwache Punkte bleiben, und nur das Wagniß des Ganzen kann diese Mängel der Theile einigermaßen gut machen.

Daß mir nun der Verleger bereits die nahe Nothwendigkeit einer 2. Auflage ankündigt, ist mir vorerst nur beschämend, weil es ja nur Beweis der Erwartung ist, die der Titel erregte, die sich möglicherweise nun auch getäuscht finden könnte; außerdem setzt es mich in Verlegenheit, weil es mir die Zeit zu allerhand Verbesserungen kürzt, die ich dem Werklein zugedacht hatte. Zu solchen solltest vor Allen auch Du mir behülflich sein, und die Zeit wird schon noch reichen. Möglich, daß Du schon von vornherein manchen Anlaß dazu findest; wo ich aber besonders Deine Handreichung erwarte, ist im 4. Abschnitt. Der moralische Passus gleich Anfangs ist mir am schwersten im ganzen Buch geworden, ich habe ihn dreimal geschrieben, und doch ist er noch nicht wie er sollte. Hier müßten noch ein paar tüchtige Balken eingezogen werden, und wenn Du mir dazu ein paar Eichen- oder auch nur Tannenstämme vor's Haus führen möchtest, würdest Du meinen großen Dank verdienen. Die Arbeit ist mir noch zu nah, als daß ich selbst schon Rath dafür wüßte.

554. **An Käferle.** Darmstadt, Oktober 1872.

— — Hiebei die Confessio oder Generalbeichte Deines alten Freundes, die ich Dich mit Geduld und Nachsicht anzuhören bitte. Ich huste auch hier wie ich kann[1]); und das ist immer schon etwas. Man kann den Husten etwas verheben, wie man sagt, und vielleicht hätte ich klüger gethan, es zu versuchen; aber Du weißt ja, so klug wie unser Freund „Papa"[2]) bin ich nie gewesen. Wir folgen jeder

1) Vgl. S. 512.[1]) — 2) Der Uebername eines Compromotionalen von Strauß.

seinem Stern, und wenn es ein Unstern ist, so ist es doch der unsere. Auch muß sich die Schlange in den Schwanz beißen, sonst gibt es keinen Ring, und ein Symbol der Ewigkeit wollen wir doch an uns darstellen, da wir auf diese selbst verzichten.

Es freut mich, daß Du in dem Nekrolog von Hetsch[1]) mich erkannt hast. Have pia anima[2]). Morgen habe ich die Aussicht, eine Beethoven-Quartettsoirée zu hören von dem sog. Florentiner Quartett-Verein Jean Becker & Cie., unvergleichliche Spieler. Wärest Du dabei mir zur Seite! Doch bald hoffentlich in einem Stuttgarter Concert. Bis dahin lebe wohl. — —

Siebente Abtheilung.

1872—1874.

Als ein junger Mann von 28 Jahren hatte Strauß 1836 seine Vaterstadt verlassen; als Vierundsechzigjähriger kehrte er im Spätherbst des Jahres 1872 in dieselbe zurück. Die Stadt war ihm nicht fremd geworden; aber von den alten Freunden und Angehörigen war kaum noch jemand in ihr zu finden. Folgte nun bereits daraus, daß die Ruhe und Stille, wegen der er Ludwigsburg als Wohnsitz dem geräuschvolleren Stuttgart vorgezogen hatte, bei ihm in große Zurückgezogenheit übergieng, so kündigte sich überdieß nach wenigen Monaten in einer unaufhaltsam fortschreitenden Verschlimmerung seines körperlichen Befindens die Krankheit an, welche schließlich, nach langen und schweren Leiden, am 8. Februar 1874 seinen Tod herbeiführte. War sein Leben vorher schon ein einsames gewesen, so war er jetzt, nach einer erfolglosen Kur in Karlsbad, drei Vierteljahre lang ganz an's Zimmer gefesselt und für seinen persönlichen Verkehr immer mehr auf zwei Personen beschränkt: seinen Sohn, welcher sich als Arzt in Stuttgart niedergelassen hatte, und seinen Vater von hier aus, mit Unterstützung eines angesehenen älteren, Strauß befreundeten Arztes behandelte, und eine alte Dienerin der Familie, Caroline Gerber, welche den Kranken mit Treue und Hingebung verpflegte[3]). Denn auch die Besuche der auswärts wohnenden Freunde zeigten sich mit der Zeit

1) Schwäb. Merkur 4. Aug. 1872. — 2) „Lebe wohl, gute Seele!“ — 3) Vgl. S. 101, Anm.

so angreifend für ihn, daß ihre Zahl und Dauer immer mehr beschränkt werden mußte. Um so weniger wollte der Leidende die schriftliche Zwiesprache mit seinen Freunden entbehren, und so ist uns gerade aus der Zeit seiner Krankheit eine verhältnißmäßig große Anzahl von Briefen erhalten. Unsere Leser werden es uns Dank wissen, wenn wir sie durch eine etwas reichlichere Auswahl aus denselben in den Stand setzen, sich aus eigener Anschauung ein Bild von der Seelenstärke, der Ergebung und der Heiterkeit des Geistes zu machen, mit der unser Freund sein schweres Loos getragen, für Angehörige und Freunde, wie für das große Ganze, sich die lebendigste Theilnahme bewahrt, und seinen Grundsätzen auch in der letzten Feuerprobe die Treue gehalten hat.

Unter den Briefen, die in Benecke's Leben Vatke's abgedruckt sind, gehört der letzte (S. 603), nur zwei Monate vor Strauß' Tod geschriebene, dieser Zeit an.

---

555. **An Kuno Fischer.**

Ludwigsburg, den 3. Dezember 1872.

— Eine eigene Färbung muß Deiner jetzigen Situation der Umstand geben, daß Du auf einen Boden zurückversetzt bist, auf dem Du schon früher gelebt und gewirkt hast. Man lebt dann gleichsam doppelt: auf Weg und Steg begegnet dem Jetzigen der Gewesene, dem Manne der Jüngling. Du bist als Sieger zurückgekehrt, mit Eifer gesucht wie einst vertrieben, und dies kann nicht verfehlen, Dich zu heben und froh zu machen. Auf der andern Seite indeß geht es einem doch immer wie Goethe sagt: man denkt jener rothen Backen und wünscht sie sich wieder herbei.

Entfernt ist auch meine Situation hier eine ähnliche, nur daß dabei nicht Jüngling und Mann, sondern Knabe und Greis sich begegnen. Die Erinnerungen, die mir hier entgegentreten, sind fast durchaus einer ausgelebten Zeit, einer andern Welt angehörig. Alle, mit denen ich, selbst in mittlern Zeiten, hier lebte, sind gestorben, nicht die Vorfahren allein, sondern auch die Freunde und Gesellen; meine Vaterstadt ist mir eine wahre Nekropolis. Ich denke, das ist nur die eine Seite der Sache; aber es ist diejenige, die sich zunächst hervorthut, und unter deren Eindruck ich bis jetzt hier lebe.

Nicht geeignet, mich über denselben zu erheben, ist die Aufnahme, die ich meine neue Schrift finden sehe. Sie wird mit Eifer gekauft und gelesen, aber mit ebensoviel Eifer zurückgewiesen. Auf vielseitigen und heftigen Widerspruch war ich gefaßt, aber nicht auf das Ausbleiben fast jeder öffentlichen Zustimmung. Ich weiß, daß ich in der Hauptsache Vielen aus dem Herzen gesprochen habe, und wenn dies auch sehr unvollkommen geschehen ist, so meine ich, war es doch dankenswerth. Wo bleiben Deine Wir? wird man mich fragen, und ich werde beinahe lieber schweigen, als das antworten, was ich müßte.

Ich lebe hier so isolirt vom litterarischen Verkehr, daß ich nicht weiß, welche Aufnahme unterdessen Dein angefangenes Werk über Schelling gefunden. Aber es ist so, daß ihm die Anerkennung nicht fehlen kann. Es ist der Segen einer Berufsthätigkeit wie Du sie hast, in geschlossener Reihe fortarbeiten zu können und nicht mit jedem Werke wieder vorn anfangen zu müssen.

556. **An Zeller.** Ludwigsburg, den 7. Dezember 1872.

— — Komme ich nun von Deinem Buch [1]) auf Deinen Brief und mittelbar auf meine Schrift, die dessen Hauptgegenstand bildet, so kann ich den Uebergang mit Anwendung eines Schiller'schen Dictums machen, daß ich mich Dir gegenüber recht als ein wissenschaftlicher Lump empfinde. Es ist beinahe Dreistigkeit, wenn ich Dir hierbei mein Buch zum drittenmale schicke; es geschieht auch eigentlich nur um Dir zu zeigen, daß ich in Betreff der Stelle von „Weib ansehen" Deiner Ausstellung bereits zu genügen gesucht habe, indem ich Folgerung und Auslegung, die in meiner früheren Ausdrucksweise vermischt waren, deutlich trennte [2]). Kaum war zu dieser Verbesserung, bei der Eile des Drucks, noch Zeit; Deinen weiteren Erinnerungen, je gewichtiger sie sind, konnte ich für diesmal keine Folge mehr geben.

In Betreff desjenigen, was Du für die teleologische Weltansicht im Allgemeinen geltend machst, daß wir die Grundkraft der Welt als

---

1) Der Geschichte der Deutschen Philosophie. — 2) Das obige bezieht sich auf eine (später unterdrückte) Bemerkung über den Ausspruch Matth. 5, 28 bei Strauß d. alte und d. neue Glaube § 77, S. 249 der 1., 253 der 3. Aufl.

ihrer Natur nach auf Erzeugung des geistigen wie des körperlichen Lebens gerichtet fassen müßten, weiß ich mich mit Dir in vollkommener Uebereinstimmung, und glaube dasselbe auch in meinem § 44, wenn auch sehr unvollkommen, gesagt zu haben. In Betreff des Anderen, ob der Unterschied zwischen Idealismus und Materialismus bloßer Wortstreit sei, räume ich Dir ein, daß er es nicht ist, so lang die beiden Systeme — das eine am obern, das andere am untern Ende — noch unvollendet sind; in ihrer Vollendung gedacht aber, glaube ich, würden sie sich nur durch Ausgangspunkt und Richtung unterscheiden. Was aber endlich dasjenige betrifft, was Du zur wissenschaftlichen Begründung des Spiritualismus sagst, so verstehe ich es noch nicht ganz. Für mich ist und bleibt die entscheidende Frage: Dualismus oder Monismus? und nur darnach würde sich auch meine Zustimmung oder Abwendung von Deinem Spiritualismus bestimmen, ob er das Eine oder das Andere wäre. Die Begründung der Moral empfinde ich entschieden als den schwächsten Punkt meiner Darstellung, und wäre Dir hier am meisten für einen Beitrag zur Befestigung dieser Position dankbar; ich glaube aber, daß sich ein solcher auch vom monistischen Standpunkt aus geben ließe.

In der Aufnahme, die meine Schrift findet, ist ein merkwürdiger Widerspruch. Sie wird überall gescholten und doch reißend gekauft und gelesen. In wenigen Wochen soll der Druck einer 4. Auflage beginnen, und es sind von jeder Auflage 2000 Exemplare gedruckt worden. Bei den ersten Auflagen konnte man die Zugkraft dem Titel zuschreiben; jetzt scheint es doch, daß die Leser das Buch nicht so schlecht finden, als die Recensenten es machen. Die Letzteren wissen sich offenbar in das Ganze noch nicht zu finden; Einzelnes ließen sie sich schon gefallen, aber die Consequenzen schrecken sie ab. Dabei hat der Ton, den sich die Herren erlauben, für mich viel Kränkendes. Und am Ende kommt es doch nur denen zu gut, denen es auch die Recensenten größtentheils am wenigsten gönnen: Den Klerikalen. —

557. An Rapp.

Ludwigsburg, den 16. Dezember 1872.

— Sonst und an anderen Orten geht es dem Menschen entweder gut oder schlecht; in Vergleichung damit ist es ein Höheres, einen Ort gefunden zu haben, wo es einem überhaupt nicht geht, wo

man also dem gewöhnlichen Menschenloos gewissermaßen entnommen ist. So suche ich mich denn auch möglichst auf dieser Höhe zu halten, indem ich keinerlei Verbindung anknüpfe.

— Daß Du während dieser kritischen Tage und Wochen mir so treu und theilnehmend beigestanden, verdient meinen vollen Dank, und ich werde es Dir, so lange ich lebe, nicht vergessen. Siehst Du, so alte Urfreunde, wie wir, sind einander doch mehr, als bisweilen der eine oder andere in hypochondrischer Verstimmung noch glauben will. Und während Du mir von Außen durch freundlichen Zuspruch die Hand reichst, habe ich auch die meinige nicht in den Schooß gelegt. Ich habe die letzte Erwiderung auf die Haupteinwürfe meiner Beurtheiler soeben fertig gemacht — es ist vorerst als Vorwort zu edit. 4 bestimmt. Doch wenn es noch größer werden sollte, als es jetzt ist (1½ Druckbogen), so würde sich fragen, ob es nicht besser ist, es für sich erscheinen zu lassen.

— Ziegler hatte eine günstige Anzeige meines Buchs dem Staatsanzeiger geliefert, die auch schon gesetzt war, als sie auf höhere Weisung kassirt wurde. Was den Schwäbischen Merkur betrifft, so schrieb mir Lang[1]), sie haben eine Anzeige schon im Hause (von wem schreibt er nicht), die indeß, um den frommen Leser nicht durch meinen bloßen Namen zu alteriren, liegen bleiben müsse und erst nach Weihnachten erscheinen solle. Unterdessen ist ja Bacmeister in der Kölner Zeitung zum Wort gekommen in einer Anzeige, von der wenigstens der erste Artikel ganz an- und verständig lautet. Renan läßt sich in einem Brief an Ritter ganz freundlich vernehmen: Das Buch sei beau, grand, élevé, wie es vom Verfasser zu erwarten gewesen; einige Kapitel hätten zwar wegbleiben können, da sie mit der Religion nicht im inneren Zusammenhang stehen; auch liebe er dergleichen religiöse Abrechnungen nicht, die allemal einen Bankerott herausstellen, da man lieber in der Stille den Kredit des Hauses aufrecht erhalten sollte. — Die Buchhandlung Trübner & Comp. in London hat die Erlaubniß zu einer englischen Uebersetzung des Buchs nachgesucht. Und mittlerweile schreibe ich an dem Vor- und Nachwort, das gewiß nicht heftig werden wird. Das ist das Gute: sobald ich die Schriftstellerfeder in die Hand nehme, werde ich heiter. —

---

1) Dr. Wilhelm Lang, heute noch in der Redaktion des Schw. M.

558. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 30. Dezember 1872.

— Ein für mich günstiger Fall ist, daß vor 8 Tagen der englische Premier Gladstone eine Preisvertheilungsrede zu Liverpool zu einer ausführlichen Polemik gegen mein Buch benützte, aber in so anständiger und achtungsvoller Weise, daß er unseren deutschen Journalbuben zum Muster dienen kann. Und dazu gibt dann Daily News (23. Dezember) so hübsche Gegenbemerkungen, die abermals außer Gladstone auch die deutschen Gegner schlagen.

559. **An Kuno Fischer.** Ludwigsburg, den 6. Januar 1873.

— — Was Du mir in Betreff meines Buchs schreibst, daß es nur aus dem Gesichtspunkte der darin sich kundgebenden Persönlichkeit recht zu verstehen sei, ist in soweit auch meine Meinung, als ich mir von jeher für seine Beurtheilung einen doppelten Standpunkt möglich und auch nöthig dachte. Es sollte sich einestheils objectiv eine Weltanschauung darin darlegen, der es, wie ich glaube, trotz der Unvollkommenheit meiner Darstellung und des noch Unfertigen in ihr selbst, doch an innerem Zusammenhang nicht fehlt; anderntheils subjectiv ein Individuum, in dem diese Weltanschauung Fleisch und Blut geworden, das sich nun aber erlaubt, auch über dieselbe hinaus sich in seiner geistigen, gemüthlichen, politischen 2c. Eigenthümlichkeit mit zur Darstellung zu bringen. In dieser persönlichen Eigenthümlichkeit mögen nun meines Erachtens wohl auch manche Widersprüche, die sich in dem Bekenntniß finden, ihren Grund haben und ihre subjective Lösung finden; womit ich aber nicht zugegeben haben möchte, daß, soweit es jene Weltanschauung betrifft, eine objective Lösung unmöglich sei.

560. **An Käferle.** Ludwigsburg, den 14. Januar 1873.

Ich glaube gar, es sind 3 Briefe, wofür ich Dir Dank und Antwort schuldig bin. Unverzeihlich in Friedenszeiten; aber ich stehe ja, wie Du selbst schreibst, mitten im Krieg. Und so durfte ich das Schriftchen, das ich Dir zuletzt schickte, füglich als einen Brief rechnen; denn es sagte Dir ganz wie ein solcher „wie ich mich befinde".

Deine Aeußerungen über den neuen Stein des Anstoßes, den ich in die Welt geworfen, zeigen mir zu meiner Freude, daß Du meine Intention dabei nicht verkannt hast, und daß selbst das Gewagte darin

Dich nicht sofort zurückgestoßen hat. Deinen Ausspruch, die Keppler'schen Gesetze betreffend, habe ich allen würdigen Freunden mitgetheilt und alle haben den Hut davor gezogen. Daß Du in Deinem letzten Schreiben sogar auf das riskirteste im ganzen Buch (Nr. 65) mit so vielem Verständniß eingehst, ist mir eine besondere Freude gewesen.

Daß ich mir durch dieses kleine Buch für meinen Lebensabend noch so viele Unruhe und Verdruß gemacht, hat mir selbst auch schon leid sein wollen. Für Polemik ist doch in den 60en nicht mehr die rechte Jahreszeit, es fehlt die frohe frische Kampflust jüngerer Jahre. Ich gedachte oft des Sprichworts, das einst Onkel Hiller für ähnliche Fälle im Munde führte: „Er hat sich zur Ruhe gesetzt und ist Postknecht worden." Aber wer kann wider seinen Genius? Und selbst wenn in diesem Genius eine Verkehrtheit läge, so will sie heraus und abgebüßt sein.

In unserer alten Vaterstadt lebe ich bis jetzt wie ein Eremit. Außer dem mir verwandten Ruoff'schen Hause habe ich noch keines betreten. Auch dies ist zum Theil eine Folge des Lärms, den meine letzte Schrift gemacht, und der Verunglimpfungen in der Presse, die sie mir zugezogen hat. Dem Prälaten Hauber begegne ich zuweilen auf dem Spaziergang; wir begrüßen uns freundlich, gehen wohl auch eine Strecke miteinander.

Was ich aber in allen Deinen Briefen ungern vermißt habe, ist ein Wort davon, wann Du einmal hieherkommen und wir uns wiedersehen werden. Das Haus Deines Bruders, an dem ich jeden Tag vorbeikomme, macht den Wunsch, daß es bald geschehen möge, in mir immer neu. In unseren Jahren darf man nichts mehr verschieben, und unsere lang- und trotz einer zwischen eingetretenen Irrung wohlgeführte Freundschaft ist einer solchen Schlußfeier wohl werth. — —

561. An Rapp.

Ludwigsburg, den 30. Januar 1873.

Die Aussicht, die Dein Brief mir eröffnet, in Vischer meinen ältesten litterarischen Mitkämpfer zu guter Letzt als Gegner mir öffentlich gegenüber treten zu sehen, ist zwar recht unerfreulich, doch nach dem, was Du mir von Zeit zu Zeit an Aeußerungen über meine neueste Schrift von ihm mittheiltest, nicht unerwartet. Ich muß es über mich ergehen lassen, wie so manches Andere und kann am allerwenigsten durch Schreiben an ihn sein Vorhaben abzuwenden scheinen wollen. Er wird

thun, wozu er sich getrieben findet und von selbst nicht unerwogen lassen, wem er Freude macht, wenn er gegen mich auftritt. Was seine Ausstellungen betrifft, so bin ich zum Voraus vieler Lücken eingeständig, die meine sehr aus der Vogelperspective genommene Darstellung hat, glaube aber, daß sie in diese leergelassenen Räume ohne zersprengt zu werden, alles aufnehmen kann, was Vischer mit Recht vermissen mag.

562. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 18. Februar 1873.

Die Aenderung seines Vorhabens in Betreff der Bemerkungen dagegen[1]), sage Vischer mit meinem Gruß, wisse ich als Zeichen seiner Freundschaft zu würdigen. Aber auch mit seiner privata admonitio[2]) lasse ich ihn bitten, es noch ein wenig anstehen zu lassen. Im Augenblick gleicht mein Rücken noch allzu sehr dem eines Gassengejagten, als daß nicht jede Berührung schmerzhaft sein müßte. Zugleich ist in Folge des Aufeinanderschreiens und Einhauens von allen Seiten meine Besinnung so verwirrt, daß ich noch geraume Zeit nicht fähig sein werde, zu unterscheiden, worin ich Recht oder Unrecht habe. Auch seine Erinnerungen wüßte ich in solcher Stimmung weder zu verwerthen, noch auch nur gehörig zu würdigen; bitte ihn daher, sie mir für eine Zeit aufzusparen — wofern mir eine solche noch beschieden ist —, wo ich mit wiedergewonnener Ruhe und innerer Klarheit meine Arbeit von Neuem vornehmen kann.

563. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 22. Februar 1873.

Vischers Gedanken, ich solle zu meinem Buch noch einen zweiten Theil schreiben, finde ich absolut sinnlos; sein Vorhaben, mir die Bemerkungen jetzt zu schicken, ob ich sie haben will oder nicht, ganz in seiner Art. Er kann versichert sein, daß es nicht mehr viel Zusammenstöße zwischen uns geben wird, denn es wird nicht mehr viel Berührungen zwischen uns geben.

---

1) Vischer selbst hat sich hierüber in der Stelle am Schluß seiner Abhandlung über Strauß' Schrift Krit. Gänge N. F. 6. H. S. 226 geäußert, welche auch zu den zwei nächsten Briefen zu vergleichen ist.

2) „Privatermahnung".

564. **An Rapp.**

Ludwigsburg, den 20. März 1873.

Vischers Packet[1]) ist angekommen und liegt noch versiegelt; ich werde es eröffnen, wenn ich an diese Dinge wieder komme; ich möchte aber eine andere Arbeit dazwischen schieben, um dem Buch objektiver gegenüber zu stehen. Ich bitte ihm dies gelegentlich zu sagen, daß ich also auf einen Brief, wenn einer dabei ist, vorerst nicht antworten kann. — Unterdessen habe ich wieder einen hübschen Damenbrief bekommen, von einer Gutsbesitzerin in Oesterreich, wegen der religiösen Kindererziehung, den ich dieser Tage beantworten muß[2]).

Meinen Artikel über Fürst Pückler wollt' ich Dir schicken, aber ich habe die verlangten Abzüge noch nicht erhalten; er steht in der Wiener Neuen fr. Presse vom vorigen Sonntag 16. März.

---

1) Vgl. Br. 562.

2) Die Dame hatte bei Strauß angefragt, wie sie sich ihren, in der christlichen Religion erzogenen, nicht mehr ganz kleinen Kindern gegenüber in religiösen Dingen, insbesondere auch, wenn dieselben an sie diesbezügliche Fragen stellen, bei deren Beantwortung, zu verhalten habe. In dem uns gütigst zur Verfügung gestellten Antwortschreiben vom 25. März 1873 bemerkt Str. zunächst einleitend, daß die an ihn gestellte Frage eine von denen sei, auf die sich schwer eine allgemeine Antwort geben lasse, bei denen es sehr viel auf die näheren Umstände ankomme. Im Allgemeinen wisse er nur, mit der Fragestellerin ganz einstimmig, schonende Zurückhaltung, Abwarten und Ansichkommenlassen sowie das Vermeiden irgend welchen maßgebenden Eingreifens dem religiösen Schulunterricht gegenüber zu empfehlen; ebenso gegenüber von Fragen der Kinder lediglich ein erläuterndes, niemals ein kritisches Verhalten. Der Brief schließt:

„Sie werden sich hieraus, verehrte Frau, entnehmen was Ihnen tauglich scheint. Warum eine Fabelwelt gewaltsam zerstören, von der wir vorherwissen, daß sie sich mit dem Heranwachsen der Kinder von selbst auflösen wird? Das können wir aber vorherwissen, sobald wir einerseits die heranwachsenden Kinder den Bildungsmitteln der Gegenwart überlassen, und andererseits die religiösen Vorstellungen nicht gewaltsam durch Fanatismus in ihnen befestigen. Dem Mutterherzen traue ich hiebei noch einen feineren Takt zu als unserem männlichen Verstande. Also: Sie werden gewiß Alles gut machen, und möge Ihnen alles aufs Beste gelingen. Dies wünscht von Herzen, verehrte Frau,

Ihr hochachtungsvoll ergebener
D. F. Strauß."

565. **An Rapp.**

Ludwigsburg, den 7. April 1873.

— An eine Ausgabe von opera omnia denke ich nicht, wohl aber daran, die Reihe derselben in Jahr und Tag noch mit einer Nummer zu vermehren, wozu ich bereits Steine zu brechen und Stämme zu fällen anfange. Das ist die beste Zerstreuung und Erholung und wird ganz gemächlich betrieben.

566. **An Kuno Fischer.**

Ludwigsburg, den 28. April 1873.

In den letzten Tagen wird Dir wohl Hitzig meine Grüße ausgerichtet, und Dir auch gesagt haben, daß er mich nicht in der besten körperlichen Verfassung angetroffen. Diese ist denn auch die Ursache, warum ich Dir auf Deinen letzten freundlichen Brief die Antwort so lange schuldig geblieben bin. Beinahe mit meinem 65. Geburtstage hat mich meine bisherige Gesundheit verlassen, und ich sehe einem durch tiefe Körperleiden getrübten Lebensreft entgegen. Die Aerzte schicken mich nach Karlsbad, und ich glaube selbst, wenn irgend etwas im Stande ist, die stockenden Funktionen des Unterleibs wieder zu beleben, so sind es jene Quellen; aber meine Hoffnung ist nur schwach. Anfänge der jetzigen Uebel waren allerdings längst zu bemerken; aber daß sie sich, statt langsam zuzunehmen, auf einmal zu solcher Stärke entwickelt haben, das ist nach meinem bestimmtesten Empfinden die Wirkung der litterarischen Verdrießlichkeiten diesen Winter. Indeß mit 65 Jahren Gesundheit kann man zufrieden sein; wenn mich über dieses Ziel hinaus mein Zustand nur nicht ganz unfähig zu geistiger Thätigkeit macht, so will ich auch künftig nicht unzufrieden werden.

567. **An Rapp.**

Ludwigsburg, den 5. Juni 1873.

Die Art geistig brieflichen Verkehrs, wie wir ihn jetzt miteinander führen, ist für die Umstände gerade die rechte. Da kommt der kranke Körper nicht in die Quere, der bei jeder Art von persönlichem Besuche störend wirkt, und doch weiß man, daß man sich, sobald es wünschenswerth werden sollte, auch persönlich sprechen kann. Das erkennen wir und so wollen wir auch darnach handeln; die Anderen erkennen es nicht, wie sie so vieles Andere nicht erkennen, sondern vermeinen, es thue es nicht, wenn sie sich einem nicht vor's Bett setzen.

568. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 27. Juni 1873.

Das Gutachten von Fritz stellt mir nun doch das Prognosticon etwas anders, als ich bisher meinte. Es wird noch nicht so schnell zu Ende gehen, aber vielleicht schmerzhafter. Ich glaube wirklich, daß er der Entdeckung des Uebels, vermuthlich einer Geschwulst im Darmkanal auf der Spur ist, welche aber möglicherweise etwas krebsartiges sein könnte. Et quae inde consequuntur[1]).

569. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 30. Juni 1873.

Wie kommt denn das? Du scheinst ja den Justi-Winkelmann ganz vergessen zu haben, daß Du Dich mit Treitschke herumwürgst. Allen Respekt vor Treitschke! seinem ausgebreiteten Wissen, seiner tiefen Einsicht, gediegenen Gesinnung, hinreißenden Darstellung. Von allem dem trägt der Leser reiche Ausbeute davon, aber am Ende doch auch einen eingenommenen Kopf. Woher das? Weil des Mannes Grundstimmung Pathos ist, und das taugt nichts, am wenigsten bei einem Historiker. Ehe ich aus Darmstadt gieng, da schon meine anderen Bücher gepackt waren, las ich noch Vieles in Treitschke, fand mich belehrt, erregt, aber nicht eigentlich angesprochen. Ich überlegte, was es doch sein möge, das mir trotz aller Vorzüge den Mann nicht sympathisch werden lasse. Und fand schließlich: es ist das Stück Fichte, das in ihm steckt.

Aber Justi — diese Villen, worin er uns herumführt, diese römischen Prälatenwirthschaften, diese neapolitanischen Neidbüffeleien. Und dazwischen unsern Winkelmann, sich hindurcharbeitend, nicht immer fein, nicht ohne bald die Ellenbogen zu brauchen, bald sich zu bücken, aber in Bezug auf seinen letzten Zweck immer verständig und ohne Tadel, unermüdlich und schließlich auch liebenswürdig. Man ist ihm hierin nicht immer gerecht geworden, namentlich auch Lessing nicht. Weit mehr Goethe. Seinen Uebertritt hat ihm wohl Lessing nicht zum Vorwurf gemacht, aber sein Anschmiegen an die Kardinäle. Lessing hatte in seinem Wesen, wie Uhland, diesen Bürgertrotz gegen die Großen; etwas ganz Schönes an sich, und ihn, Lessing, verhinderte er am Ende auch an nichts; aber Winkelmann hätte mit solchem Trotz seine Bestimmung nicht erfüllen können. Selbst nach seinem Tode thut Lessing Winkelmann noch Unrecht. Obwohl er sagt, das sei ein Schriftsteller,

1) „Und was weiter daraus folgt!“

dessen Jahren er gerne von den seinigen zugesetzt hätte, so setzt er doch hinzu, das komme heraus, wenn man Kaisern und Kaiserinnen aufwarte und Schätze sammle. Schätze sammeln — daß sich Winkelman von Maria Theresia ein paar goldene Schaumünzen schenken ließ! Wie viel richtiger und gutherziger unser Schubart, wenn er sich bei dieser Gelegenheit so äußert: „Einem verloffenen Bedienten seine Pretiosen zeigen, welche Distraktion! Die kann nur einem Genie passiren; ein gewöhnlicher Mensch ist so unvorsichtig nicht.“ So haben auch die Sterne dann und wann den Schnuppen.

Mit mir ist's beim Alten, ich bin wieder im Bett.

570. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 3. Juli 1873.

Wenn Du erkennen willst, wie weit das von mir so genannte Pathos von Treitschke das rechte ist, so darfst Du nur darauf merken, wie alle seine Aufsätze aus dem gleichen Tone gehen. Der sollte aber doch billig variiren nach den Gegenständen; und wenn auch derselbe Verfasser einige Gleichheit des Grundtons mit sich bringen wird, so sollte doch auch der Verfasser, wenn er gehörig beweglichen Geistes ist, zu verschiedenen Zeiten verschieden aufgelegt sein. Wo aber triffst Du bei Treitschke je ein Fünklein Humors; wie tritt auch nur die ruhige epische Betrachtung der Dinge gegen den ewigen kategorischen Imperativ zurück. Nicht nur aus der gleichen Tonart gehen seine sämmtlichen Musikstücke, sondern die meisten haben sogar den gleichen Takt. Daß er dabei innerhalb dieser Schranken Großes leistet und namentlich geleistet h a t, — denn seine Zeit war die des Ringens, des prophetischen Schauens und Mahnens — verkennt Niemand weniger als Dein kranker Freund!

Ueber dem Justi und Treitschke vergaß ich ganz, Dir von dem Buch eines unserer nächsten Freunde zu schreiben, mit dem ich mich die letzten Wochen viel beschäftigt habe: Zellers Vorlesungen über Staat und Kirche. Ich habe sie, wie ich damit fertig war, unserem guten Ritter gesandt, der sie sonst lange nicht gesehen haben dürfte. Das Buch ist ein reiner Lichtkörper, strömt nichts als Klarheit und Vernunft aus und wird doppelt wirksam, wo es sich einmal zu einigem Pathos erwärmt. Laß es ja nicht ungelesen. — Bei mir ein ewiges Schwanken vorwärts und zurück, in der Sache selbst kein Weiterkommen.

Ich muß mich im Tage 2 mal — Vormittags und Nachmittags — wieder legen.

571. An Meyer.

Ludwigsburg, den 10. Juli 1873.

Theils das aussichtslos Schleppende meines Zustands, theils die Erwartung eines Lebenszeichens von Dir aus Berlin sind die Ursachen gewesen, warum ich Dir bisher nicht geschrieben. Im ersten Punkte hat sich nun zwar nichts geändert, von Dir aber habe ich nun doch die bestimmte Nachricht aus Ragatz.

Es könnte uns beiden nichts schaden, wenn wir besser daran wären; doch Dir stehen wenigstens die jugendlicheren Jahre noch zur Seite. Was mich betrifft, so bin ich aus Karlsbad nach 3 Wochen, ohne jede Wirkung, als daß ich merklich schwächer geworden, zurückgekehrt und die 6 Wochen seitdem nicht meine Treppe hinabgekommen. Darin liegt Alles: Abmagerung und Schwinden der Kräfte haben meine Aerzte erschreckt und Fritzen's Diagnose (der mich alle paar Tage besucht) geht auf einen Schaden — eine Geschwulst — im Darmkanal. — Mittlerweile krüppelt man sich so von einem Tag zum andern fort; und legt sich mehrmals im Tag zu Bette, um die Erschöpfung nicht allzu groß werden zu lassen; dazwischen leichte Lectüre, zu eigener Arbeit weder Kraft noch Trieb. So kommt man unversehens zu den Schatten, während man glaubt, noch auf der Oberwelt zu wandeln. Wie gerne käme ich zu Dir und der l. Mary an den Bodensee! Aber daran darf ich nicht mehr denken.

Doch nun laß mich die Feder niederlegen, und wenn Du eine gute, müßige Stunde hast, wende sie an mich. Rapp thut mir gar wohl durch fast tägliche Briefe. Dem Armen ist vor 2 Monaten seine jüngste Tochter von 4 kleinen Kindern weg gestorben.

572. An Rapp.

Ludwigsburg, den 25. Juli 1873.

Habe ein paar recht leidliche Tage gehabt, die selbst der Hoffnung Raum geben könnten. Habe heute ein Stündchen gehabt, wo ich meine Renansbriefe wieder lesen konnte, zu meinem Troste. Wem die Natur auch nur einmal so die Zunge gelöst hat, der gehört nicht zu ihren Stiefkindern und den wird sie auch, wenn's mit ihm selbst Ernst wird, nicht verlassen.

573. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 1. August 1873.

Daß Du bei dem eigenen Leid noch soviel Mitgefühl für mich übrig hast, ist doppelt und dreifach schätzenswerth. Doch überschätze den Freund nicht; er ist wie ein anderer Mann, trägt seine Gaben in irdenem, zerbrechlichem und mangelhaftem Gefäß, das seiner Wirksamkeit auch wieder im Wege steht. Darum sieht auch er selbst seinem Zergehen mit Ruhe entgegen. Gestern war mein Neffe hier, er traf gerade mit Fritz zusammen. Mir wurde — mit den beiden frischen Jungen — wieder jung zu Muth. Auch dieses Wiederaufleben des Geschlechts in frischen Sprossen, wie beglückt es! Ueberhaupt wie Unrecht haben die Pessimisten; ich werde durch meine Leiden selbst in meinem frommen Optimismus jeden Tag bestärkt. Wie hübsch das Enkelchen, das Dich, den bekümmerten Großvater, zu seinem jungen Kätzchen führt. So heilt und ersetzt die Natur. Wir verstehen uns. Adieu. Schulter an Schulter bis ans Ende

mit Deinem

D. F. Strauß.

574. **An Meyer.** Ludwigsburg, den 7. August 1873.

Lieber Freund!

Große Freude machte uns Dein Lebenszeichen aus Brunnen; wenn ich „wir" sage, so schließe ich Georgine mit ein, und da weißt Du schon, wie viel Trost und Freude ich miteinschließe.

— Die Freude über Dein Schreiben bezog sich theils darauf, überhaupt wieder etwas von Dir zu hören, theils verhältnißmäßig so Erwünschtes, Du scheinst doch auf dem entschiedenen Wege der Erholung, wozu zuletzt der Besuch der l. Mary das Beste beigetragen haben wird; und wir dürfen auf den Winter eine gesunde gedeihliche Thätigkeit für Dich hoffen. Das gänzliche Aufgeben der aufreibenden Arbeit am Lexicon und die mehr bewegliche Thätigkeit in Berlin müssen Dir entschieden gut thun.

Mit meinem Zustand ist es am Alten und an eine Erneuerung meiner Kraft und Gesundheit nicht zu denken. Auch Fritz, der im Einverständniß mit dem ehemaligen Leibarzt des † Königs in Stuttgart bei fleißigen Besuchen meine Kur leitet, erwartet nur noch, als welche Art von Geschwulst der im Gedärm lauernde tödtliche Feind sich endlich offenbaren wird.

Immerhin. Es ist genug, und ich habe genug. Ich möchte nicht noch einmal anfangen müssen, mich mit der Welt einzulassen. Ich scheide von ihr versöhnt; wir haben uns gegenseitig gegeben, was wir konnten und sollten. Und im Schoß der Kinder, unter der Theilnahme der Freunde finde ich mich sogar beneidenswerth.

Die Nachricht, die Du mir von der Kronprinzessin gibst, hat mich sehr erfreut. Von der Schwester wußte ich, daß sie mir nach den Stunden, die wir zusammen gehabt, nie ganz abwendig werden kann; von der Kronprinzessin getraute ich mir nur nach Bertran de Born zu sagen: „Meines Geistes hat sie einen Hauch verspürt" — und, wie gesagt — es soll mich freuen, wenn er kein ganz flüchtiger gewesen.

Nun des Gesudels genug. Lebe noch recht schöne Tage mit der l. Mary am See und gib auch wieder Nachricht

Deinem

D. F. Strauß.

575. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 16. August 1873.

Kuno Fischer kam, um nach mir zu sehen und gestern wieder. Er war unendlich theilnehmend und gab, für einen so strammen Mann, seinem Schmerz einen leidenschaftlichen Ausdruck. Auch er gehört zu den Freunden, deren Liebe mich beschämt. Daß ich Euch so viel gewesen, weiß ich nicht zu finden.

576. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 20. August 1873.

Als dieser Tage Deine Briefchen hemdärmlig (ohne Briefdecke) zu mir zu kommen anfiengen, schickte ich gleich nach einem Vorrath neuer Wämschen auf die Post und legte sie in einen Umschlag mit der Ueberschrift:

Wollest uns bescheid'ne Hüllen
Bald mit edlem Inhalt füllen:
Milde, freundliche Gedanken,
Balsamtropfen für den Kranken —

Das Päckchen triffst Du, wenn Du kommst.

— Ich erhielt diesen Morgen von meinem alten Freunde, dem ehemaligen englischen Gesandten in Darmstadt, jetzt in München[1]), im

1) Sir Morier, 1866—1872 englischer Geschäftsträger in Darmstadt.

Auftrag Gladstones und **with his best compliments** einen authentischen Abdruck seiner Liverpooler Rede.

577. An Ernst Häckel. Ludwigsburg, den 24. August 1873.

Durch Ihr freundliches Schreiben vom 18. und dessen Beilagen haben Sie mir eine große Freude gemacht. Ich hatte mir Ihre Natürliche Schöpfungsgeschichte gleich in der ersten Auflage angeschafft, später in der dritten einzelnes verglichen, und sah nun mit Verlangen der angekündigten vierten entgegen, die mir jetzt Ihre Güte — und zwar mit einer so ehrenvollen Anerkennung meiner dilettantischen Bemühungen in der Vorrede — selbst entgegenbringt. In letzterer Hinsicht zwar bin ich, trotz des Hohngeschreis der Gegner, von jeher beruhigt gewesen, da ich mir der redlichen Mühe bewußt war, die ich mir gegeben hatte, das Erforderliche zu lernen; doch wie Sie in Ihrer Vorrede treffend sagen, nicht alle Naturforscher finden es gerathen, die Karten ihres Bekenntnisses ganz aufzudecken. Um so mehr gebührt Ihnen, geehrtester Herr, mein Dank und die Anerkennung der Welt. Besonders zu danken habe ich Ihnen noch für die Beigabe Ihrer Photographie, die mir hoch willkommen ist; aber was werden Sie sagen, wenn ich Ihren Wunsch, dagegen die meinige zu bekommen, nicht erfüllen kann? Am besten, Sie lachen darüber, wie ich selbst; in ganz Stuttgart — wo ich, da mein Vorrath erschöpft ist, meinen Sohn beauftragte, in den Kunsthandlungen nachzufragen — ist eine Photographie von mir nicht zu finden. Sie sehen, der so manchen Bibelspruch wankend gemacht hat, muß doch den vom Propheten, der in der Heimath nichts gilt, bestätigen. Zum Theil bin ich wohl selbst schuldig, da ich mich im Grunde nur einmal habe photographiren lassen, nämlich vor 8 Jahren, bei dem Hofphotographen Günther in Berlin, an den ich nun auch Sie verweisen muß. Verlangen Sie die Aufnahme mit dem Buch; — die halten meine Freunde für die bessere.

Sie wünschen mir noch lange Frist zu wissenschaftlicher Arbeit, aber dieser Wunsch wird schwerlich in Erfüllung gehen. Ich bin seit 1/2 Jahre von einem Siechthum ergriffen, das wenig Aussicht auf Wiederherstellung gewährt und meine Kräfte allmählig aufzehrt. Dagegen stehen Sie inmitten einer glänzenden Laufbahn, wie Ihr Bild mir

zeigt, mit frischer Kraft. Meine besten Wünsche begleiten Sie, während um ein freundlich nachsichtiges Andenken bittet

Ihr ergebenster

D. F. Strauß.

578. **An Rapp.**

Ludwigsburg, den 27. August 1873.

— Gestern erhielt ich durch die Cotta'sche Buchhandlung resp. von Vischer das neuste Heft seiner „kritischen Gänge" mit einem eigenen Artikel, nicht blos Erwähnung in der Vorrede, meines A. u. N. Glaubens. Also richtig!

579. **An Rapp.**

Ludwigsburg, den 4. September 1873.

Ich las dieser Tage in Mörike's Gedichten wieder den „Besuch in der Carthause", wozu das vorhergehende: „dem Herrn Prior der Carthause J." zur Orientirung mitgehört. Das Gedicht war mir immer lieb gewesen; jetzt aber empfand ich mehr als je, daß es eines der schönsten der Sammlung ist und dem unschätzbaren Thurmhahn nicht nachsteht. Ich möchte es eine humoristische Elegie nennen, und eben dieser Gegenschein von Trauer und Scherz bringt eine zauberhafte hochpoëtische Wirkung hervor. Eine Welt ist untergegangen, die zwar höchst liebenswürdig, aber doch bereits durch innern Widerspruch so zersetzt und dessen für sich so geständig war, daß ihr bleibender Bestand kaum gewünscht werden konnte. Der Carthäuser-Prior, der sich an Catull und leckerer Tafel behagt; der Klosterschaffner, dem es wohler im Küraß als in der Kutte wäre, und der zuletzt die Uhr, die ihm vom letzten Stündchen spricht, sorgfältig bei Seite schafft, — das sind so heitere praesagia[1]) des Untergangs dieser ganzen, sonst so liebenswürdigen Lebensform, daß wir denselben, nachdem er nun gekommen, zwar schmerzlich, doch nicht ohne ein heiteres requiescat![2]) empfinden. Und das alles spiegelt sich — erst in der Ironie des erzählenden Arztes, dann in dem versöhnenden, verklärenden, alles ausgleichenden Humor des Dichters in einer Weise ab, die unser ganzes Gemüth füllt und befriedigt.

Guten Morgen. Der Brief geht erst heute, den 5., ab.

Dein

St.

---

1) „Vorzeichen". — 2) „Sie ruhe im Frieden."

An die Franzosen.

Holt nur den Heinrich euch bald, den Mann mit dem Lilienbanner,
Salbt ihn mit heiligem Oel aus dem zerbrochenen Krug.
Zeigt ihm die Kröpfe sodann zur Heilung — was sag' ich: die Kröpfe?
Ist doch demnächst Frankreich nur noch ein einziger Kropf.

Graf Chambord.

Wenn zum Propheten der Berg nicht kommt — so sagte man sonst wohl
Platt und nüchtern, — so kommt klüglich zum Berg der Prophet.
Ich bin der ächte Prophet: ich rühre mich nicht, und der Berg kommt
— Geht ihm nur hübsch aus dem Weg! — eben gehorsam zu mir.

580. **An Kuno Fischer.** Ludwigsburg, den 12. September 1873.

Gestern kam ein Brief unsres Zeller bei mir an mit dem Poststempel NAPOLI. Wie mich das freute, daß er seinen Zweck, der bereits vereitelt schien, doch noch erreicht hat. Und durchaus mit gutem Glück seinem Schreiben zufolge, wenn er auch über manches „Schweißbad" klagt; also trifft Bunsen's: „Er schwitzt nicht" (= ihn gebar kein Weib) nicht zu. Rom hat er für den Rückweg aufbehalten.

Aber weder von Neapel, noch von St. Blasien, noch von Heidelberg bringt mir die Post ein Lebenszeichen von Dir. Das macht mir nachgerade doch Bedenken. Bist Du krank? ist Dir sonst etwas Unangenehmes widerfahren, das einem die Mittheilungslust benimmt? oder bist Du mir aus irgend einem Grunde böse geworden? Indem ich ängstlich nach einem solchen Grunde forsche, bietet sich mir freilich auch nicht einmal eine Vermuthung dar, außer die sich etwa auf das Manuskript[1]) begründen könnte, das ich Dir zum Abschied — und das ist immer ungeschickt — beinahe aufdrang. Ich habe es lange nicht mehr vor Augen gehabt, weiß nur noch, daß aus Anlaß meines Heidelberger Aufenthalts von Dir die Rede ist, so sans façon wie von mir selber, und wie man in Aufzeichnungen spricht, bei denen an den Druck gar nicht gedacht ist. (Dieser Gedanke kam mir erst später.) Es ist also, erinnere ich mich recht, von dem Gegensatz — nicht unsrer Naturen, sondern unsrer Art uns zu geben, von den kleinen Spannungen, die sich daraus ergaben, frischweg die Rede; aber das Ganze muß so getragen und getränkt sein von Liebe, Hochachtung und Dankbarkeit für Dich, daß Du jene derberen Striche nicht wohl als Dissonanzen empfunden haben kannst. Es müßte denn sein, daß zu der freundschaftlich

1) Der „Litterarischen Denkwürdigkeiten".

erregten Stimmung, mit der Du aus dem Krankenzimmer des Freundes kamst, die ruhig kühle Art, wie der Gesunde vom Gesunden geschrieben hatte, einen wehthuenden Contrast gebildet hätte.

In meinem Krankenzimmer übrigens steht es, wie es in einem Zimmer stehen kann, über dessen Thüre das Lasciate ogni speranza! geschrieben steht. Indeß bin ich zufrieden, wenn es nur fortan gelingt, durch die bekannten Narcotica die Schmerzen in gewissen Schranken zu halten. Die Abnahme der Kräfte freilich, besonders auch der Fähigkeit, länger zu lesen, ist sehr merkbar. Doch nimmt ja mit der Fähigkeit auch das Bedürfniß ab, und so gleicht sich auch das wieder aus.

581. **An Zeller.**

Ludwigsburg, 14. September 1873.

Lieber Freund!

Was ich mich freute, als ich auf Deinem Brief den Poststempel: Napoli, erblickte! Also hat er seinen Reiseplan, trotz alledem, doch durchgesetzt[1])! So ist's recht, dachte ich; und daß Dir die Reise, bei Deiner Constitution, nichts schaden würde, davon war ich von vorne herein überzeugt. Und nun steht Dir, nach allem Schönen, das Du schon gesehen, die Hauptsache, Rom, noch aus; denn das bleibt wenigstens für unser einen Rom, da sich unser Vorstellen und Denken von Jugend auf um diese Stadt gedreht hat.

Also: mögest Du seiner Zeit recht gesund und befriedigt über die Berge zurückkehren und an dem Vorrath neuer Anschauungen und erfrischender Eindrücke noch lange zu zehren haben.

Da Du über Deinen Heimweg nichts schreibst, wage ich kaum zu hoffen, daß wir uns bei der Gelegenheit sehen werden; und wie es dann mit dem Sehen überhaupt werden wird, weiß ich nicht.

Mein Zustand ist im Allgemeinen noch der gleiche wie während Deines Hierseins: man hält durch die Narcotica die Schmerzen in gewissen Schranken, während das Sinken des Kräftezustandes nicht zu verkennen ist. Doch hierüber, wie über so manches Andere, haben wir uns ja mündlich ausgesprochen.

---

1) Z. hatte von Berlin aus eine Reise nach Italien angetreten, und diese trotz des Erscheinens der Cholera in Oberitalien ausgeführt. Den Hinweg nahm er über Württemberg, und besuchte auf demselben Strauß zum letztenmal. Den obigen Brief erhielt er in Rom.

Also hier nur einen herzlichen Gruß und kurzes Lebewohl von Deinem

D. F. Strauß.

582. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 16. September 1873.

— Ich habe indessen ein paar leidliche Tage gehabt, zum Theil in einem Roman meines alten Freundes Holtei gelesen.

Der guten Frl. G. theilnehmendes Andenken freut mich immer, aber ihre Feigen mußt Du mir weder bringen noch schicken, da ich dergl. Süßigkeiten nicht essen kann. Georgine wollte mir von den schönen Pfirsichen verschaffen, die man jetzt am Rhein schon habe, und schickte mir deßhalb ein Kistchen voll hieher. Die Pfirsiche sahen herrlich aus und dufteten ebenso. Zuletzt ließ ich mir aus dem Kistchen ein Spuckkästchen machen, damit ich doch etwas von der Sache habe. Ich will Dir's zeigen wenn Du kommst.

583. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 22. September 1873.

Du hast ganz Recht: Der westöstliche Divan ist ein sehr gemischtes Ding. Neben manchem Gediegenen (worunter gleich das erste herrliche Gedicht Hegire; dann In tausend Formen 2c.; 2 der schönsten haben wir ja an Frau Willemer abtreten müssen) viel Skizzenhaftes, oft wie Du sagst mehr Reim als Gedicht. Die Sammlung ist eben aus einer Zeit, da Goethe schon anfing, seine Schubladen umzukehren. Willst Du aber genau wissen, was er seiner Quelle verdankt, so hol' Dir auf der Bibliothek: Hafis, übersetzt von Hammer 1810 oder 11. Das ist das Buch, woraus Goethe geschöpft hat. Noch sehr rauh und ungenießbar in den Formen, so daß man vor Goethe von Neuem Respekt bekommt, daß er durch diese unbeholfene Hülle hindurch den poëtischen Gehalt so stark empfand. — Daß Dir die alte Zauberflöte so gute Empfindungen und Anregungen gegeben hat, freut mich. Für mich ist das musikalische Kapitelchen in meinem Buch ein dankbarer Nachruf an die Musik, denn zu wirklichem Musikgenuß werde ich wenig mehr kommen.

584. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 29. September 1873.

Du hast mir primitias auctumni [1]) geschickt, schwarze Trauben

1) „Erstlingsfrüchte des Herbstes."

von Untertürkheim, und ich habe eine davon mit Vergnügen genossen; doch zugleich mit Furcht und Zittern, ob es mir auch gut bekommen werde. Was mir gewiß gut bekommt, das sind Deine Briefe und dabei wollen wir bleiben. Die materiellen Spenden sind mir bei den Frauen schon nicht lieb, die doch auf dergleichen mehr angewiesen sind; wir Beide sollten unsern Verkehr streng als eine Κοινωνία λογική [1]) bewahren. Du wirst diesen Stoicismus rauhborstig nennen, allein er steckt einmal in mir und so wollen wir ihn zu guter Letzt recht herausschlagen lassen.

585. An Amalie Strauß. Ludwigsburg, 4. Oktober 1873.

Meinen innigen Dank für Deinen treuen, beruhigenden Brief! Daß die erste Nachricht von Georginens Zwillingssegen mir einigen Schrecken einjagte, im Gedanken an die Gefahren der nächsten und die Beschwerden der ferneren Zukunft, kannst Du Dir denken, zumal ich eben einen recht schlechten Tag hatte, als das Telegramm einlief. Am folgenden Tag befand ich selbst mich besser und nahm die Sache dann auch heiterer. Jetzt ist mir nur schmerzlich, daß ich die beiden Ferkelchen nicht sehen kann. Besonders im Badezüberchen stell' ich sie mir gerne vor. Kann man sie denn auch schon unterscheiden, oder sehen sie sich ganz gleich? Wär ich jetzt gesund, wahrhaftig so würde ich kommen und mich auf ein paar Tage bei Dir einlogiren, um bei Georgine nicht der Unruhe noch mehr zu machen, und doch den neuen Segen in Augenschein zu nehmen. Doch das sind Träume.

Heut bin ich schon wieder etwas besorgt, da kein Brief meines Schwiegersohns eintraf, der doch in Aussicht gestellt war. Es wird doch nicht ein Rückschlag eingetreten sein! Doch ich will das Beste hoffen.

586. An Rapp. Ludwigsburg, den 14. Oktober 1873.

Hast Du gelesen, daß Hermann Kurz [2]) so plötzlich gestorben ist? Der Mann thut mir doch recht leid. Persönlich habe ich nur wenig, obwohl durchaus freundliche, Berührung mit ihm gehabt; aber sein Talent habe ich immer hoch geschätzt. Und gerade wo es mangelhaft oder schadhaft war, hat es mir, wegen des specifisch Württembergischen dieses Schadens, besondere Theilnahme eingeflößt.

1) „Einen geistigen Verkehr.“ — 2) 1831 Strauß' Schüler in Maulbronn, 1832 f. in Tübingen; dann Litterat, schließlich Bibliothekar in Tübingen.

Die Talente, besonders die poëtischen in Württemberg, haben das Eigene, daß sie so gerne im besten Wuchse stecken bleiben. Oder sie bekommen gleichsam die ersten Zähne ganz schön; wenn aber das zweite Gebiß kommen sollte, so will es nicht heraus. Diese Talente bringen einen ganz hübschen Vorrath an Kindheitseindrücken, Jugenderinnerungen u. dergl. mit, und wenn sie in's Alter der ersten Production treten, gelingt es ihnen wohl, jenem mitgebrachten Stoffe eine ansprechende poëtische Form zu geben: so Mörike im Maler Nolten und im Schatz, H. Kurz in verschiedenen kleinen Novellen und Schiller's Heimathjahren.

Nun aber hapert's; denn es sollte neuer Stoff zur poëtischen Gestaltung aufgenommen werden. Es sollten jetzt nicht blos persönliche, subjective Erfahrungen, sondern objective Beobachtungen und Forschungen gemacht werden, an Land und Leuten, an Welt und Ereignissen, und diese sollten zu einem zweiten Schub der poëtischen Produktion benutzt werden. Allein dergleichen Beobachtungen und Forschungen werden entweder nicht gemacht, weil sich das Talent in ein vereinzeltes Stillleben einspinnt; oder sie sprechen und regen dasselbe nicht poëtisch an. So hat es denn mit der Produktion ein Ende oder geht nur lahm und tropfenweise weiter. Hierin hat Auerbach vor seinen christlichen Landsleuten einen großen Vorsprung: da kommt der Jude dem Württemberger zu Hülfe.

Einen dicken schwarzen Strich machte durch K.'s Produktion auch die Politik, das Jahr 1848. Ich erinnere mich noch lebhaft der Freude, die ich hatte, als im Jahr 1846 etwa die zwei ersten Kapitel des Kurz'schen Sonnenwirths im Morgenblatte kamen. Das war das Meisterstück einer Exposition, einer psychologischen Grundlegung. Nun war aber die Produktionskraft des Mannes schon damals im Stocken, und so stand es mit der Fortsetzung an, bis das gedachte Jahr dazwischen kam. K. war nichts weniger als eine politische Natur, aber er war entzündlich für politische und sociale Ideen, denen er nicht gewachsen war, Pectoralpolitiker wenn irgend einer. Hiegegen war nun Mörike durch seine ausgeprägtere Dichteranlage, freilich auch durch seine größere Weltunfähigkeit, geschützt. Kurz dagegen wurde von der Sache gepackt, war eine Zeitlang sogar in der Redaction des Beobachters. Damit ist einer als Dichter für Lebenslang verloren. Als die wilden Wasser der nächsten Jahre abgelaufen waren und K. nach seinem

poetischen Gärtchen wieder sah, waren die vorher so hübsch grünen Plätze von Sand und Kies bedeckt und unfruchtbar gemacht. Die Fortsetzung des Sonnenwirths gerieth höchst unerquicklich. Weiteres wollte gar nicht mehr gedeihen. Aber Friede seiner Asche! Er war ein schönes Talent und ein harmloser Mensch.

Doch ich muß aufhören. Mit herzl. Grüßen

Dein

St.

587. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 18. Oktober 1873.

— Du nennst Pauli's englische Geschichte „struppig". Nicht mit Unrecht, um gewisser Stylmängel willen; ist aber doch ein gutes lehrreiches Buch. Nicht blos durch den Inhalt, sondern auch die Darstellung zeigt lebendige Bekanntschaft mit Land und Leuten. Das Buch entrollt uns das Schauspiel, wie ein politisch begabtes und geschultes Volk eine Umbildung beengender Formen, die anderwärts eine Revolution gekostet haben würden, im Wege der loyalsten Reform vollbringt.

Dann gelegentlich welche Persönlichkeiten lernen wir kennen. Vor allen R. Peel, einen Mann, den ich schon im Leben hoch verehrte, und dessen Verdienste mich nun freute, hier im Einzelnen ausgeführt zu sehen. Kein genialer Staatsmann wie Bismarck, aber darum nicht weniger verdienstvoll. Nichts glänzt an dem Manne, aber Alles ist gediegen. An Gewissenhaftigkeit, Selbstverleugnung, Opferfähigkeit, stehen wenige über ihm. Zugleich bestätigt er den Satz (wie Bismarck von anderer Seite auch), daß die besten Staatsmänner in der Regel nicht von Links, aus der Opposition, sondern von Rechts, von conservativer Seite, kommen. Wenn ein solcher sich entschließt, mit der Zeit und ihren Anforderungen fortzuschreiten, so hat er vor dem andern jedenfalls die Gewohnheit des Beharrens auf der historischen Grundlage, des stetigen Verfahrens voraus. Er wird nicht leicht etwas übereilen, wohl einmal etwas verzögern, — was weit weniger schadet als das andere.

Neben Peel tritt in dem Buch besonders die jugendliche Königin anmuthig hervor. Mag Pauli persönlich für sie eingenommen sein, immerhin; aber hoch anzuschlagen ist doch an der königlichen Jungfrau der Takt, womit sie sich immer an die rechten Leute hielt, und endlich

den Gemahl auswählte, der in die Hannöversche Dynastie neue Reiser pfropfen sollte.

Heute der 18. Oktober und zugleich Geburtstag des Kronprinzen v. Pr. u. D., der 42.! Möge ihm die Zeit nicht allzu lang werden. Und doch, wer kann, ohne die Schuld des Undanks auf sich zu laden, den Alten fortwünschen, wenn er seine Sachen noch so gut macht, wie in der Antwort an das alte Waschweib im Vatikan! Der Brief fällt doch noch weit mehr in's Gewicht vom Alten als vom Jungen.

Dein

St.

588. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 21. Oktober 1873.

Um die Chronosticha ist es zwar ein geschmackloses, zopfiges Wesen; doch weil einem die Kenntniß der Sache manche Inschrift (auf Münzen ꝛc.) aus der Zopfzeit erklären hilft, ist es immer nicht übel, wenn man sie inne hat. Und die Kunst ist ungemein einfach.

1) Von den Buchstaben, die zu einem Chronostichum gehören, werden die Zahlwerthe, soweit sie solche haben, ausgeworfen.

2) Nun haben aber im lateinischen Alphabet nur 7 Buchstaben Zahlwerth, nämlich M = 1000; D = 500; C = 100; L = 50; **X = 10**; V = 5; I = 1.

3) Schließlich werden die ausgeworfenen Zahlenwerthe addirt, und dann hat man die Jahreszahl. Also in den Versen

Octo & centenos **Ludovici principis** arto
Apros Beblingae rettulit **una dies** —

finden sich:

2	D =	1000
4	C =	400
3	L =	150
4	V =	20
8	I =	8
	Summa	1578;

welches folglich das Jahr der großen Saujagd des Herzogs Ludwig bei Böblingen wäre.

Wenn Du aber Deinen jungen Leuten eins versetzen willst, bitte

mich nicht als Ruthe zu gebrauchen; sie könnten mir sonst böse werden, und ich möchte jetzt, daß mir die Menschen gut wären.

589. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 2. November 1873.

Wenn E. meine Tochter wäre, würde ich ihr den Wunsch, den Schopenhauer zu lesen, ausreden. Er ist bei all seiner hohen intellektuellen Begabung doch ein wüster Mensch, der eine Menge unreiner Stoffe mit sich führt, die in ein weibliches Gemüth einzuführen man billig Bedenken trägt, weil man nicht weiß, ob es die Kraft haben wird, sie wieder auszustoßen. Oder wenn ihr die Kraft nicht fehlt, so fehlen ihr sicher die technisch-wissenschaftlichen Mittel, die uns eine solche Herausschaffung erleichtern. Unter jenen unreinen Stoffen verstehe ich in erster Linie die grobe Weltunzufriedenheit, welche nur die Kehrseite der Selbstüberschätzung des Individuums ist, das meint, ihm müßte von Rechtswegen in dieser Hundewelt kein Zahn mehr weh thun. Wo nun in einem Gemüth eine Ritze oder Spalte der Nichtbefriedigung ist, — und in welchem wäre keine dergleichen? — da setzt sich das Zeug hinein, und der Kukuk mag sehen, bis man's wieder herausbringt.

Wie Recht hast Du, wenn Du vom Christenthum schreibst, es habe den Tod zu überwinden gemeint, in der That aber nur vertuscht, indem es ein anderes Leben an seine Stelle setzte. Nur leider datirt diese Fälschung nicht erst vom Christenthum, sondern fängt schon im Orient an. In unsere Welt wurde sie durch Plato eingeführt. Sein Sokrates stirbt eigentlich schon ganz „mit den Tröstungen unserer Allerheiligsten Religion", wenn diese auch bei ihm noch eine ganz freie, selbstgemachte ist. Der erste, der es wagte, den Menschen ganz ohne Illusion dem Tode gegenüber zu stellen, war Epicur. Darum ist mir heute das letzte Capitel von Cornelius Nepos' Atticus mehr werth, als das in Plato's Phädon. Dieser Atticus hat sicherlich auch Deinen Freund Lucrez gekannt, da beide ja Zeitgenossen waren und in Rom lebten. Vermuthlich haben wir ihn uns als Gast bei den spirituellen Soupers zu denken, deren Cornelius gedenkt und an denen uns Alles gefallen haben würde, außer dem ἀναγνώστης [1]), der dabei nicht gefehlt haben soll. Meiner Meinung nach soll sich das Tisch-

1) „Vorleser".

gespräch aus der Situation und den Personen von selbst entwickeln und ein Vorlesen bei Tisch ist nicht besser als ehemals im Kloster das Predigen über Tisch. Beides freilich, historisch genommen, nur das Zeichen einer importirten, auf einen wilden Stamm gepfropften Kultur. Die altrömischen Tischgespräche mögen einen starken Erd- und Stallgeruch gehabt haben.

590. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 6. November 1873.

„Noch einmal möcht' ich, eh in die Schattenwelt Elysiums mein seliger Geist sich senkt" — was der gute Matthisson, denn von ihm sind die Verse, damit meinte, geht mich hier nichts an; was aber ich damit will, das soll Dir unverhalten sein. Ich wünsche nämlich, ehe ich in die besagte Versenkung schlüpfe, daß mein lieber Freund Rapp noch dauernd behielte, wie man den Namen „DarWin" schreibt. Denn was würde die Nachwelt, was würden auch im Elysium die seligen Schatten, so gutherzig wir uns auch diese vorzustellen haben mögen, von mir sagen, wenn sich zeigte, daß ich, lebenslänglich ein Schulmeister, nicht einmal so viel Beruf dazu gehabt, um meinem vertrautesten Freund auch nur den Namen eines Mannes, um den sich in der letzten Zeit unsere Verhandlungen so oft gedreht, richtig beizubringen Daß ich Dir übrigens mehrere Tage nicht geschrieben, kommt daher, daß ich diese Tage nicht auf sein können. Ein wohlgemeinter, hochwillkommener Besuch, der aber zu lange blieb, hatte mich wieder einmal geliefert. Ja dieses Besuchskapitel! Wer es gut mit mir meint, muß mich fortan wie einen unsichtbaren Körper betrachten. Und eigentlich bin ich's auch. Der alte Strauß wenigstens ist nicht mehr zu sehen. Der Leichenbart, die von Morphium entfärbten und gefurchten Wangen können nur noch einen gräßlichen Eindruck machen. Wir müssen uns ernstlich gewöhnen, das Wiedersehen auch schon bei Lebzeiten des scheidenden Freundes als ein nur innerlich mögliches zu betrachten. Abends 7.

591. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 13. November 1873.

— Hier die Verse, von denen ich gestern sprach, — die auf die Enkelchen vielleicht später. Ich las sie absichtlich nicht vor, da ich

der Thränen nicht sicher war und das Weinen ist an Männern so dumm[1]).

592. **An Amalie Strauß.** Ludwigsburg, den 27. November 1873.

Daß ich meine Briefe mit einer Entschuldigung anfange, war nie entschuldbarer als jetzt, wo so ein Brief eine Tagesarbeit für mich ist. Andrerseits darf ich ja meine Briefe an Emil immer halb auch als Briefe an Dich rechnen. Jetzt aber habe ich Dir wieder einmal für so viel Liebe und Treue zu danken, die Du in der letzten Zeit Georginen und ihren Kindern erwiesen, daß ein eigener Brief nicht länger säumen darf. Dich als zweite Mutter meiner Tochter zur Seite zu wissen, gehört zu den besten Tröstungen, die ich in meinem jetzigen Zustand habe. Um die Fortsetzung solcher Gesinnung brauche ich Dich nicht zu bitten; Du gewährst sie von selbst.

Gestern wollte ja G. ihren ersten Ausgang zu Dir machen. Der schöne Tag hat mich darum doppelt gefreut und ich bin immer bei euch gewesen.

Mit mir geht es seinen geweisten[2]) Weg; wenn ich zwischen den schlimmen wieder ein paar erträgliche Tage habe, bin ich zufrieden. Fritz hat mir in letzter Zeit viel gefehlt; bald nach seiner Rückkehr aus

1) Die Verse auf die Enkelchen lauteten (Ges. Schr. Bd. XII, S. 210):

Wunsch.

Ueber den Neckar,
Ueber den Rhein,
Möcht' ich noch einmal
Wanderer sein.

Möchte die sieben
Berge noch sehn,
Die die gesunden
Lüfte durchwehn.

Eifrig der Stadt zu
Pilgert' ich dann,
Die mir den liebsten
Schatz abgewann.

Suchte die Straße,
Fände das Haus;
Mutter und Kinder
Schauen heraus.

Und in der Kammer,
Wohlig und nett,
Liegt noch ein Zwillings-
Pärchen im Bett.

Hütet die Äugchen
Hübsch vor dem Licht,
Nur euern Alten
Fürchtet mir nicht.

Ruhig schlaft weiter
Nach Kinderbrauch;
Bald schläft der alte
Großvater auch.

11. November 1873.

2) Statt „gewiesenen" in Schwaben gerade in dieser Verbindung üblich.

Wien erkrankte er und war bei seinem letzten Besuch noch so wenig fest, daß ich ihn ermahnte, den nächsten zu verschieben. Doch hoff' ich, er wird heute kommen.

Dadurch ist auch der Probestich, den sie mit mir vornehmen wollen, noch verschoben; wogegen ich nichts einzuwenden habe. So wenig Quälerei als möglich für die Wochen, Monate, oder was es ist, das ich noch zu leben habe, ist das Einzige, was ich noch begehre.

593. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 27. November 1873.

Una ex illis epistolis ultima[1]):

Du nimmst als Strebenden
Den kranken Mann,
Siehst als noch Lebenden
Den Todten an.
O rufe nicht zur Wehr,
Mich nicht zum Thun;
Mir ziemt kein Kämpfen mehr,
Mir ziemt nur Ruh'n.

Nicht war, was ich geschafft,
Allwege gut;
Ach, bald gebrachs an Kraft,
Und bald an Muth.
Hier von des Glückes Huld
Ward ich begrüßt;
Dort hab' ich eigne Schuld
Wie schwer gebüßt.

Lieg' ich im Bette hier
Wie in der Gruft,
Steigt der Gedanke mir
Hoch in die Luft;
Ich überschau' als Schwan
Mit Vogelblick
Des Lebens wirre Bahn
Und mein Geschick.

Das, halb im Traume, geht
An mir vorbei;
Mein Leben ist verweht,
Und ich bin frei.
Was blieb Dir, Seele, nun,
Als daß mit Ernst
Du in Dir selber ruh'n,
Du sterben lernst?

594. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 30. November 1873.

Tabula in comparationem ingeniorum.
Catulli et Horatii
more Goethiano composita[2]).

Catull.	Horaz.
Stimmung.	Gesinnung.
Temperament.	Charakter.
Glücklicher Wurf.	Treffliche Ausführung.

1) „Ein letzter Brief." Ges. Schriften Bd. XII, S. 216. — 2) „Vergleichende Charakteristik des Catull und Horaz in Goethe's Manier."

Catull.

Natürlichkeit bis zur Gemeinheit.

Wärme bis zum Ungestüm.

Catull, herangewachsen und hingestorben in einer wilden, wüsten Zeit.

Daher bei Catull eine geistig-sittliche Entwicklung kaum zu bemerken (schlechte Anordnung seiner Gedichte mag zum Theil die Schuld tragen). Aber auch die, wie es scheint, wirklich spätesten seiner Invectiven z. B. tragen noch denselben Wachstuben- und Stallgeruch, wie die früheren. Daher bei aller Theilnahme und Freude am Einzelnen, doch der Mangel an Befriedigung mit dem ganzen Mann.

Horaz.

Adel bis zur Geziertheit.

Gelassenheit bis zum Frost.

Horaz in einer eben solchen herangewachsen, lebt aber noch tief in die augusteische Periode hinein.

Diese für stille Fassung und sittlich künstlerische Ausbildung so günstige Periode wird von Horaz musterhaft benützt. Von seinen ersten Epoden und Satiren an, die von Roheit zum Theil nicht freizusprechen sind, bis zu den letzten Oden und Episteln gibt er uns das Schauspiel einer Läuterung und Fortbildung als Mensch wie als Dichter, wie wir es schöner nicht leicht anderswo wieder finden, worauf der eigenthümliche Kulturwerth des Mannes fest und unerschütterlich beruht.

Testimonium duumviris aliâs incomparabilibus exhibitum pridie Cal. Dec. a. p. chr. n. MDCCCLXXIII a Davide Fr. Strauß[1]).

595. An Kuno Fischer.

Ludwigsburg, den 1. Dezember 1873.

Auf Deinen l. Brief, der meine Besorgnisse so schnell und gründlich zerstreute, hätte ich längst antworten sollen, und würde ich auch längst geantwortet haben, hätte ich nicht warten wollen, bis ich über meinen Zustand Dir etwas Entscheidendes im einen oder andern Sinne schreiben könnte. Dies wäre nun insofern schon möglich gewesen, als ich immer schreiben konnte, daß von einer sog. Besserung keine Rede sei. Und wenn ich meinen Zustand von heute mit dem zur Zeit Deines l. Besuchs vergleiche, so kann ich gleichfalls ganz entschieden

1) „Zeugniß für die zwei sonst mit einander nicht zu vergleichenden Männer ausgestellt d. 30. Novbr. 1873 von D. F. Str."

sagen, daß ich bedeutend heruntergekommen bin. Uebrigens aber ist die Neigung der Ebene, auf der ich so allmählich heruntergleite, so schwach, daß es Tag um Tag, oder auch Woche um Woche wenig auszumachen scheint; zumal die Bewegung s. z. s. eine wellenförmige ist, d. h. zwischen ein paar schlechte Tage sich allemal wieder ein paar leidliche einschieben. Etliche Hoffnungslichter, die den Aerzten aufgehen wollten, haben mich nie verführt; und jetzt halten auch die Aerzte eine zuwartende Methode für gerathen; womit Niemand einverstandener sein kann als ich, der von ihnen weiter nichts verlangt, als daß sie mich vollends ohne unnöthige, weil aussichtslose, chirurgische Quälereien so hinsterben lassen.

596. An Rapp.

Ludwigsburg, den 15. Dezember 1873.

Meinen besten Dank dafür, daß Du nicht ermüdest mir zu schreiben, auch wenn ich nicht gleich antworte. Ich bin die Zeit her zwar ziemlich schmerzlos, aber todesmüde und matt gewesen.

Dank auch für den kostbaren Brief der l. Frida[1]). Was besitzest Du einen Schatz an dieser Tochter. Wie zart ist, was sie über A. H. schreibt. Was sie von mir schreibt, beschämt mich und thut mir wohl, beides in gleichem Grade.

Den beifolgenden lusus cum geniis nepotibus[2]) wirst Du entschuldigen, weil Du ihn verstehst. —

Gute Nacht wünscht Dir und sich selbst

Dein

St.

An die Zwillingsenkel.
In der Frühe[2]).

Ei ihr feinen
Holden Kleinen,
Das ist schön.
Eure Flügel
Dort vom Hügel
Hört ich wehn.
Guten Morgen!
Meiner Sorgen
Fühl' ich schon ein Theil zergehn.

1) Rapp's Tochter, die Gattin des Rektors Ernst Voger (1816—1895) in Oehringen; vgl. Br. 603 und Strauß Litter. Denkw. Ges. Schr. I, 47. — 2) Poët. Gedenkbuch, Ges. Schr. XII, 219.

Frühroths Helle	Doch schon weichet
Dieser Zelle	Ihr, es bleichet
Strahlet ihr;	Euer Licht.
Frühlingslüfte,	Zu den Euern
Himmelsdüfte	Heimzusteuern
Bringt ihr mir;	Dünkt euch Pflicht.
Engelknaben	Eins ermesset
Müssen haben,	Nur: vergesset
Pärchen, Deine Form und Zier.	Ganz den kranken Alten nicht.

597. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 17. Dezember 1873.

Ueber Mörike's Schön Rohtraut.

Von Meistern lernen wir immer und in allerlei Weise. Zunächst natürlich an ihren Vorzügen. Dann auch an ihren Mängeln. Besonders lehrreich aber ist, wenn wir, was uns erst als Mangel erschienen war, als Vorzug erkennen können. So hatte ich gegen das oben angezeigte Gedicht in Folge meiner Schwärmerei für natürlichen Ausdruck, längere Zeit ein Vorurtheil. Seine alterthümliche Sprache wollte mir gemacht erscheinen. Wollte ich die Richtigkeit dieses Urtheils prüfen, mußte ich in die Grundidee des Gedichts einzudringen suchen. Denn ging jene Sprache aus dieser Grundidee hervor, so war sie natürlich und nicht gemacht. Schön Rohtraut ist ein Mädchen, das in einem Fall nicht die Strenge und Spröde macht, weil sie weiß, daß sie an sich streng und spröde ist; ein Herz, das es wagt, einmal mit sich selbst zu spielen, weil es weiß, daß es sich in der Hauptsache fest und sicher in der Gewalt hat. Und in dem Knaben hat sie sich nicht getäuscht, hat eine der ihrigen verwandte Natur gefunden. Das Gedicht ist von einer strengen Keuschheit, einer herben Süßigkeit, einer gesunden, gefaßten Kraft, die eine eigene Form verlangte. Ohne Anklang an die Sitten in moderner Zeit muß es auch seine Sprache aus der Vorzeit nehmen. Selbst im Versbau hat der Dichter eine gewisse Härte und Starrheit mit zartestem Wohllaut zu mischen gewußt.

Wie würden andere Dichter das gleiche Thema behandelt haben? Ein Heine frivol, also gar nicht. Bei Uhland wäre es nicht ohne Sentimentalität abgegangen, was gleichfalls etwas Anderes gegeben hätte. Für Schiller lag wohl das ganze Thema abwegs. Goethe würde die Aufgabe wenigstens nicht besser gelöst haben; aus dem ein-

fachen Grunde, weil sie besser, als von Mörike geschehen, gar nicht zu lösen ist.

Von den Kompositionen des Gedichts ist mir leider keine zu Ohren gekommen. So viel ich weiß, hat u. A. Mendelssohn eine geliefert. Sofern er in Alles sich hineinzuempfinden wußte, mag sie ihm gelungen sein; von Haus aus congenial ist ihm die Dichtung nicht gewesen.

598. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 19. Dezember 1873.

Der Nietzsche[1]) hat es ja den Leuten förmlich angethan. Es ging mir hier, wie es in der Entführung heißt:

Erst geköpft und dann gehangen . . .

Freilich, wenn es ihm gelungen ist, einen schon Geköpften auch noch zu hängen, so war das Aufsehen, das er machte, nicht unverdient! Ihr seht übrigens, wie vergeblich eure Bemühungen sind, einen schon 2fach Getödteten wieder zu beleben. Auch wäre es kaum wünschenswerth; denn in der Entführung heißt es weiter:

Dann gespießt auf heiße Stangen;

was ja noch schmerzhafter als Hängen und Köpfen sein muß.

Mir ist an dem Patron nur das psychologische Problem merkwürdig; wie man zu einer solchen Wuth kommen kann gegen einen Menschen, der einem nie ins Gehege gekommen, — kurz, das eigentliche Motiv seines leidenschaftlichen Hasses begreife ich nicht.

Doch lassen wir die Fratzen und wenden uns den Musterbildern des Schönen und Guten zu. Ueber ein solches habe ich Dir zuletzt ein paar Worte geschickt.

Jetzt nur noch den herzlichsten Gruß

von

Deinem St.

20. Dezember.

Eben erhalte ich noch Deinen neusten Brief. Der Besuch bei Mörike freut mich. Wenn er nur eine ordentliche Existenz sich schaffen kann. Daß Du ihm meine Reflexionen über Schön Rohtraut gezeigt, ist ganz recht; man muß den Freunden Freude machen, wo man kann.

1) Nitzesche „Unzeitgemäße Betrachtungen. Stück 1. D. F. Strauß der Bekenner und der Schriftsteller."

599. An Rapp. Ludwigsburg, den 21. Dezember 1873.

Wie herzlich bedaure ich, Daß Du gestern nicht mehr rechtzeitig auf den Zug kamst! Aber das ist ja eben das Elend mit den auswärtigen Besuchen bei mir, daß die Frist zwischen den Zügen entweder zu kurz ist oder zu lang. Wärst Du nur später noch einmal gekommen. Du hättest mich auf angetroffen; freilich auch erschöpfter als im Bett; dadurch aber eben ein vollständigeres Bild meines Zustands bekommen. Möge jetzt nur nicht der ganze Eindruck Deines Besuchs bei mir Dir verdorben sein!

— Ich habe heut einen elenden Tag, Du wirst es an den beiliegenden Versen[1]) merken, die aber nach einer recht frommen Melodie gehen. Gute Nacht!

Dein St.

Du finstre Nacht, du tiefes Meer,
Darin ich treibe hin und her,
O Himmel, noch wie lange?
Bald machen schroffe Klippen rings,
Bald Stürme rechts und Stürme links
Dem müden Schiffer bange.
Blicke
Schicke
Ich den Fernen,
Ich den Sternen,
Noch die rechte Fahrt zu lernen.

Schon weicht die Schwäche der Gewalt
Ich wanke schon und sinke bald
Und sinke bald in Schlummer.
Dann wie im weichen Mutterarm
Lieg' ich entnommen jedem Harm,
Entnommen jedem Kummer.
Gaukeln,
Schaukeln
Mag der Nachen;
Wellen lachen;
Süßer Schlaf und kein Erwachen.

600. An Rapp. Ludwigsburg, den 27. Dezember 1873.

Wir haben Beide schwere Feiertage gehabt: Du durch gemüthliche Leiden im Andenken an die geliebte Tochter; ich durch körperliche. Mein schwacher Kräftevorrath geht zu Ende und ich sehe den Tag kommen, wo der Leib über dem Geist vollends zusammenstürzt. Nicht gleich zum Tode denke ich mir; sondern so, daß mir dann nur noch passive halbbetäubte Geduld ohne Reaction übrig bleibt. Nehmen wirs an, wie es kommt.

In der That scheint's das Schicksal mit mir genau zu nehmen, mir keine der Stationen des Todeswegs erlassen zu wollen. In um

1) Ges. Schr. XII, 223.

so vollerem Sinn werde ich dann sagen dürfen: „denn ich bin ein Mensch gewesen.“

Adieu, l. Rapp, von Herzen gegrüßt von Deinem

St.

601. **An Zeller.** Ludwigsburg, den 27. Dezember 1873.

Lieber Freund!

Nur noch ein kurzes Wort aus dem alten Jahre, und vielleicht auch aus dem alten Leben.

Dein letzter Brief hat mir viel Freude gemacht, theils durch das, was Du mir von Dir und den Deinigen, theils was Du mir von der Kronprinzessin schreibst. Mit der leidigen Rose, hoffe ich, bist Du in Berlin acclimatisirt, und siehst nun noch eine Reihe von Jahren reicher lohnender Wirksamkeit vor Dir. Von der Kronprinzessin freut mich nicht bloß ihre treue Gesinnung für mich, sondern mehr noch die Hoffnung in's Ganze, die sich daran knüpft.

Mit mir geht es nun vollends schnell bergab. Nächstens wird mir nur noch passive Geduld ohne geistige Reaction möglich sein. Indessen fehlt es mir an nichts, und die Nachrichten aus Bonn machen mir unendliche Freude. Die zwei Zwillingsknaben sind mir wie zwei Genien, die mich umschweben und mein Krankenzimmer erhellen.

Hiermit laß mich schließen. Meine schönsten Grüße Deiner l. Frau, Kindern und Schwägerin, sowie an Vatke und Frau Lewald. Hast Du Gelegenheit, bei der Kronprinzessin ein Wort dankbaren Gedenkens von meiner Seite anzubringen, so thu's.

Adieu

Dein St.

Die Abhandlung von den plat. Anachronismen[1]) zu leidlicher Stunde mit Interesse gelesen.

602. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 29. Dezember 1873.

Für Frida[2]), wenn Du meinst, es sei ihrer nicht ganz unwerth[3]):

1) Aus den Abhandlungen der Berliner Akademie 1873. — 2) Vgl. S. 568, 1. — 3) Ges. Schrift. Bd. XII, S. 226.

Wem ich dieses klage,
Weiß ich klage nicht;
Der ich dieses sage,
Fühlt ich zage nicht.

Heute heißt's: verglimmen,
Wie ein Licht verglimmt;
In die Luft verschwimmen
Wie ein Ton verschwimmt.

Möge schwach wie immer,
Aber hell und rein,
Dieser letzte Schimmer.
Dieser Ton nur sein.

603. An Rapp.

Ludwigsburg, den 31. Dezember 1873.

— — Schon einmal vergaß ich Dich aufmerksam zu machen auf ein Gemälde, das im Festsaal der Kunstschule ausgestellt sei: Mozart, sterbend bei den Klängen seines Requiem, von Kaulbach filius. Der Merkur lobt's; interessant ist das Thema jedenfalls. Zieh Dich aber warm an.

Also heute das letztemal 1873. War mir ein schweres und ernstes Jahr, das mir aber auch des Guten und Schönen viel brachte. Allem voran die Perlen Deiner seltenen Freundschaft. Und so sei es bis zum Ende!

Von Herzen

Dein

St.

604. An Rapp.

Ludwigsburg, den 5. Januar 1874.

Gestern also Probestich durch Professor Simon in Heidelberg[1]. Resultat:

1. $^1/_8$ Glas Blut;
2. Ferneres Non liquet[2]), was die Sache eigentlich ist.
3. Beobachtendes Zuwarten; vielleicht Nothwendigkeit eines weiteren Einschnitts in die Geschwulst.

Und das Alles nun wozu? Ut aegre recuperem, quo lubentius carerem[3]).

605. An Kuno Fischer.

Ludwigsburg, den 11. Januar 1874.

Für 2 Briefe bin ich Dir Dank schuldig; einen an mich und zuletzt noch einen an Georgine. Ja, was vergesse ich die Hauptsache:

1) Prof. der Chirurgie an der Universität daselbst, inzwischen verstorben. — 2) „Nicht zu entscheiden". — 3) „Um mühselig wiederzuerlangen, was ich lieber entbehrte."

für die Gefälligkeit, die Du Fritz in der Angelegenheit meiner Acupunctur erwiesen hast.

Die Sache ist glücklich vorübergegangen, und damit wenigstens Fritz endlich beruhigt. Schon vor 8 Wochen kam er aus Wien zurück mit dem Instrument und dem Vorhaben, es bei mir in Anwendung zu bringen; aber meine Weigerung, es ohne Chloroform geschehen zu lassen, und seine Aengstlichkeit, bei meiner großen Schwäche solches anzuwenden, hielten sich so lange die Wage, bis er endlich mittelst eines auf seinen Vater psychologisch trefflich berechneten Coups sich entschloß, mir mit dem Professor geradezu ins Haus zu fallen, von dem er wohl wußte, daß ich ihn nicht wieder fortschicken würde.

Nun ist also die Sache gemacht; bis jetzt ohne eine Wendung herbeizuführen. Der Schmerzen, kann ich etwa sagen, sind weniger geworden, aber die Schwäche größer, und so müssen wir denn zuwarten, was weiter kommt. Die Schwäche ist jedenfalls vorerst ein absolutes Hinderniß einer Reise nach H., die sonst so viel Lockendes hätte.

Hoffentlich haben die Briefe und Bitten meiner Kinder Dich wohl getroffen. Aus der Schnelle und Freundlichkeit, womit Du ihnen willfahrtest, scheine ich es wenigstens schließen zu dürfen.

Nun aber laß mich auch den gesudelten Brief schließen mit den herzlichsten Grüßen

Deines
D. F. Strauß.

606. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 21. Januar 1874.

Den Werth eines jetzigen Litteraten will ich daran erkennen, wie er von Gervinus spricht; den Werth unserer Zeit in Bezug auf Litteratur erkenne ich leider daran, wie sie von Gervinus sprechen läßt. — Du schreibst bei H. Grimm über Dürer gelesen zu haben, er sei kein Künstler gewesen, aber ein großer Mensch. Ich hoffe, dies ist Grimms Wortlaut nicht, denn er hat ja doch Augen und hat sich viel mit Kunst abgegeben. Dürer kein Künstler! Er, der das erste und Haupterforderniß des Künstlers, nämlich die Phantasie in einem Ueberfluß besitzt, der dem Mangel ganzer Generationen von Künstlern abhelfen könnte. Was ihm fehlt, ist der Sinn für schöne Form; aber wem fehlt denn der nicht unter den deutschen Malern bis auf ihn?

Er ist eben ein deutscher, ein nordischer Künstler. Aber dafür auch der deutsche Maler κατ' ἐξοχήν[1]), in dem sich alle Vorzüge und Mängel dieser Nationalitäts- und Geistesart concentriren. Dürer kein Künstler! Das soll einer sagen können, der seine zwei Passionen, sein Leben Mariae und besonders seine Apokalypse auch nur durchblättert hat! Wo von allen Seiten Bäche und Ströme der überreichsten, unerschöpflichen Phantasie über uns herstürzen! Und in den Schranken, — wenn nicht der Schönheit, doch der Kunst gehalten durch die solideste Kenntniß der Gestalten, die fertigste, gründlichste, gewissenhafteste Technik, das tiefste menschliche Gefühl. Aber in diesen Sachen, an Holzschnitten und Radirungen, hat man den eigentlichen Dürer zu suchen. Auch in der Oelmalerei leistet er Herrliches und was er, nachdem sich auch seine Begriffe über einfache Naturschönheit berichtigt, noch hätte leisten können, zeigen seine Evangelisten. — Aber gleich groß war er allerdings als Mensch und gerade da fand er das einfache, schöne Maaß leichter, als auf dem Gebiete der Kunst. Das ist es nun, was dem heutigen Fratzengeschlecht nicht einwill. Was sie als Künstler bewundern, diese R. Wagners, diese Mackarts, sind als Menschen solche sybaritische Lumpen oder blasphemische Selbstbewunderer, daß man sich mit Ekel abwenden muß. Welche Beschämung, wenn es möglich sein sollte, zugleich ein Mensch wie Dürer und ein Künstler zu sein, wie er es demnach nicht gewesen sein darf! Gute Nacht.

607. **An Meyer.**

Ludwigsburg, den 2. Februar 1874.

L. Freund! Wie freute mich Dein letzter Brief durch die Nachricht, daß Du in Berlin zu gedeihen anfängst. Das war all die Zeit her mein Schmerz, Dich als eine Pflanze zu denken, die, in neuen Boden gesetzt, nicht anwachsen will. Nun sich das macht, wird auch alles Andere werden, auch mit der Gesundheit.

Mit der meinigen geht es um so schlechter, die Aerzte mögen sagen was sie wollen. — Aber es geht mit mir unaufhaltsam, wenn auch traurig langsam, zu Boden.

Um so mehr Glück auf, wer noch leben kann, und noch leben soll, und des Lebens so werth ist wie Du.

---

1) „Im höchsten Sinn.“

608. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 4. Februar 1874.

Lieber Rapp, Fritz erschreckte mich gestern Abend durch die Nachricht von Deiner Erkältung; umsomehr danke ich's Dir, daß Du mich heute schriftlich wieder beruhigst.

Wenn Du mit dem Ausdruck der Liebe und Freundschaft in den Briefen meiner letzten Jahre zufrieden bist, so nimmst Du eben vorlieb. Da war die Gesinnung immer, aber ich bin auch brieflich ein spröder Mensch, dem sich nicht leicht die Zunge löst.

Inzwischen conservire Du Dich nur recht wohl; was würde Tullus, was vollends der gute Ancus sagen, wenn Du vor mir ankämest?

Von Herzen

Dein Strauß.

Glückauf für morgen zur Reichstagseröffnung! Das sind Hauptsachen, wogegen unsere kleinen Schmerzen verschwinden.

Verzeichniß der in den Briefen genannten Personen.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

C.

D.

E.

F.

N.

O.

P.

R.

